

HEYNE <



KIM HARRISON

BLUTSPIEL

R O M A N

Das Buch

Nach einer weltumspannenden Seuche hat sich das Leben auf der Erde grundlegend verändert. Die magischen Wesen sind aus dem Schatten getreten. Vampire, Kobolde und andere Untote machen die Straßen unsicher.

Die Kopfgeldjägerin Rachel Morgan hat ein Problem: Cincinnati's Inderlander-Bevölkerung wird durch einen grausamen Serienkiller dezimiert, der es auf begabte Hexen abgesehen hat. Auf Bitten der Behörden beginnt Rachel zu ermitteln und sie ist sich schnell sicher, die Identität des Mörders zu kennen: Zahlreiche Indizien weisen darauf hin, dass ihr gefährlichster Widersacher, der mysteriöse Trent Kalamack, in die Morde verwickelt ist. Doch dieser Fall ist nicht so eindeutig, wie es zunächst scheint. Und als es Rachel schließlich gelingt, Trents größtes Geheimnis zu entschlüsseln, gerät sie selbst in tödliche Gefahr ...

DIE RACHEL-MORGAN-SERIE:

Bd. 1: Blutspur

Bd. 2: Blutspiel

Bd. 3: Blutjagd

Bd. 4: Blutpakt

Bd. 5: Blutlied

Die Autorin

Kim Harrison, geboren im Mittleren Westen der USA, wurde schon des Öfteren als Hexe bezeichnet, ist aber - soweit sie sich erinnern kann - noch nie einem Vampir begegnet. Sie hegt eine Vorliebe für Friedhöfe, Midnight Jazz und schwarze Kleidung und ist bei Neumond nicht auffindbar.

Kim Harrison

BLUTSPIEL

Roman

Deutsche Erstausgabe



SCANNED & CORRECTED

BY

TATALUS

DEZEMBER 2009

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe THE GOOD, THE
BAD, AND THE UNDEAD Deutsche Übersetzung von Alan
Tepper und Isabel Parzich

FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr.SGS-COt-1940

www.fsc.org

© 1996 forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Super Snowbright* liefert
Hellefoss AS, Hokksund,
Norwegen.

5. Auflage

Deutsche Erstausgabe 12/2007

Redaktion: Charlotte Lungstrass

Copyright © 2005 by Kim Harrison

Copyright © 2007 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2009

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43304-5

<http://www.heyne.de>

Für den Mann, der weiß, dass zuerst das Koffein kommt, dann die Schokolade und danach die Romantik -und wann es angebracht ist, die Reihenfolge zu ändern.

Ich zog den Leinengurt des Wasserkannisters höher auf die Schulter und streckte mich, damit ich die Wasserdüse in den Topf der Hängepflanze halten konnte. Die Wärme des hereinströmenden Sonnenlichts drang durch meinen blauen Arbeitsanzug. Hinter den schmalen Flachglasfenstern lag der Innenhof, umgeben von den VIP-Büros. Ich blinzelte in die Sonne, drückte den Sprühknopf, aber nur einige Tröpfchen quälten sich durch das Scheißding.

Das laute Klappern der Computertastaturen drang in meine Ohren, als ich zum nächsten Grünzeug ging. Aus dem Büro hinter der Rezeption waren Telefongespräche zu hören, begleitet von einem bauchigen Lachen, das an das Kläffen eines Hundes erinnerte. Tiermenschen! Je höher sie in der Rangordnung standen, desto menschlicher sahen sie aus, aber dieses Lachen verriet sie immer.

Ich blickte die Reihe der Hängepflanzen vor dem Fenster entlang. Hinter dem Empfang befand sich ein frei stehendes Aquarium. Jepp! Cremefarbene Flossen. Ein schwarzer Punkt auf der rechten Seite. Das musste er sein. Mr. Ray züchtete Koi, die er auf der jährlichen Fischausstellung in Cincinnati präsentierte. Der Gewinner des letzten Jahres wurde immer in seinem Vorzimmer ausgestellt, aber nun schwammen da zwei Fische, und das Maskottchen der Howlers war verschwunden. Mr. Ray war ein Anhänger der Dens, eines Rivalen des Inderlander Baseballteams. Zählte man eins und

eins zusammen, ergab das einen gestohlenen Fisch.

»So, so«, meinte die freundliche Frau hinter dem Tresen, als sie aufstand, um einen Stapel Papier in den Drucker einzulegen. »Mark hat Urlaub? Er hat mir gar nichts davon gesagt.«

Ich nickte, sah die Sekretärin in ihrem beigen Geschäftsanzug aber nicht an, während ich mein Equipment einen Meter weiter zerrte. Mark machte nur einen Kurzurlaub. Er lag im Treppenhaus des Gebäudes, in dem er vorher gearbeitet hatte, durch einen temporären Schlafzauber außer Gefecht gesetzt.

»Ja, Madam«, antwortete ich mit lauter Stimme und einem leichten Lispeln. »Er hat mir erklärt, welche Pflanzen bewässert werden müssen.« Bevor sie näher hinschauen konnte, drückte ich meine rot lackierten Fingernägel in die Handinnenflächen. Die passten wirklich nicht zum Erscheinungsbild einer Gärtnerin. Ich hätte vorher daran denken sollen. »Zuerst kommen die Pflanzen auf dieser Etage dran, und danach der Baumgarten auf dem Dach.«

Die Frau lächelte und entblökte dabei ihre leicht überlangen Zähne. Sie war ein Werwolf und stand anscheinend weit oben in der Hackordnung des Büros.

Mr. Ray würde wohl auch keinen dahergelaufenen Straßenköter einstellen, wenn er sich so ein schnuckeliges Ding leisten konnte. Ihr leichter Moschusgeruch war gar nicht mal unangenehm.

»Hat Mark Ihnen von dem Arbeitsaufzug auf der Rückseite des Gebäudes erzählt?«, fragte sie hilfsbereit. »Das ist viel

bequemer, als diese Karre die Treppen hinaufzu-schleppen.«

»Nein, Madam.« Ich zog die hässliche Kappe mit dem Gärtnerlogo tiefer ins Gesicht. »Ich glaube, er will mir das Leben richtig schwer machen, damit ich nicht versuche, ihm ins Gehege zu kommen.« Mit steigender Pulsfrequenz schob ich Marks Arbeitswagen weiter die Pflanzenreihe entlang. Auf ihm befanden sich Gartenscheren, Düngestäbchen und das Bewässerungsequipment. Natürlich kannte ich den Aufzug, ebenso wie die Lage der sechs Notausgänge, der Feuermelder und das Donut-Depot.

»Männer«, seufzte sie, rollte mit den Augen, und setzte sich wieder vor den Bildschirm. »Haben die denn immer noch nicht kapiert, dass wir die Welt regieren könnten, wenn wir es nur wollten?«

Ich nickte zustimmend und bespritzte die nächste Pflanze mit ein wenig Wasser. Irgendwie regierten wir doch sowieso schon die Welt. Über dem Geräusch des Druckers und des entfernten Bürogeschnatters erklang ein durchdringendes Summen. Es war Jenks, mein Partner, und er hatte offensichtlich eine ziemlich miese Laune, als er aus dem Büro des Chefs geflogen kam. Seine libellenähnlichen Flügel waren rot vor Wut, und das Licht der Sonne erleuchtete den von ihnen herabfallenden Pixiestaub. »Ich bin mit den Pflanzen da fertig«, moserte er lauthals und landete auf dem Rand des Hängetopfes vor mir. Die Hände in die Hüften gestemmt, sah er in dem blauen Overall aus wie ein erwachsener Peter Pan, der es bis zum Müllmann gebracht hatte. Seine Frau hatte ihm sogar eine passende Mütze

genäht. »Die brauchen nur Wasser. Kann ich dir hier irgendwie helfen oder kann ich zurück in den Truck und schlafen?« Er klang ätzend und genervt.

Ich nahm den Wasserkarbidkanister vom Wagen und stellte ihn auf den Boden, um den Deckel abzuschrauben. »Ich brauchte ein Düngestäbchen.« Was hatte der denn für ein Problem?

Grummelnd flog Jenks zum Wagen und begann darin herumzuwühlen. Grüne Verschlussstreifen, Rankhölzer und gebrauchte pH-Teststreifen flogen durch die Gegend. »Hab eins«, meinte er und zog ein weißes Stäbchen hervor, das so groß war wie sein Kopf. Er warf es in den Kanister, wo es sich mit einem Zischen auflöste. Es war allerdings kein Düngestäbchen, sondern ein Sauerstoffpellet, das auch gegen Algen wirkte. Wozu einen Fisch stehlen, wenn er beim Transport kreppt?

»Oh mein Gott, Rachel«, flüsterte Jenks, als er auf meiner Schulter landete. »Das ist Polyester. Ich trage Polyester!«

Ich entspannte mich. Daher kam also die schlechte Laune. »Alles wird wieder gut.«

»Ich hab Ausschlag!«, rief er und kratzte sich wie ein Besessener unter seinem Kragen. »Ich kann keinen Polyester tragen! Pixies reagieren allergisch auf Polyester. Schau mal, siehst du das?« Jenks neigte den Kopf nach vorne, sodass die blonden Haare seinen Nacken freigaben, aber er war viel zu nahe vor meinen Augen, als dass ich ihn klar hätte erkennen können. »Überall Striemen. Und es stinkt. Ich kann das Öl riechen. Ich trage tote Dinosaurier. Ich kann doch kein totes Tier tragen! Das ist barbarisch, Rachel«, flehte er.

»Jenks?« Ich schraubte den Verschluss provisorisch auf den Kanister und warf ihn mir über die Schulter, während ich Jenks wegschob. »Ich trage die gleichen Klamotten. Das musst du abkönnen.«

»Aber es stinkt!«

Ich verdrehte genervt die Augen und stieß zwischen zusammengebißenen Zähnen ein »Mach mal halblang« hervor.

Während er rückwärts abschwirrte, zeigte der Kerl mir doch glatt beide Mittelfinger! Ich klopfte die Gesäßtasche meines schäbigen Overalls ab und fand die Gartenschere. Miss »Büroprofi« tippte gerade einen Brief, und so stellte ich die kleine Stehleiter auf, kletterte hinauf und begann die Hängepflanzen hinter ihrem Schreibtisch zu beschneiden. Jenks hatte sich wieder eingekriegt und half mir dabei. Nach wenigen Momenten fragte ich ihn flüsternd: »Hast du alles vorbereitet?«

Die Augen auf die offene Tür von Mr. Rays Büro gerichtet, nickte er. »Wenn er das nächste Mal die Mails checkt, wird das ganze Internetsicherheitssystem verrückt spielen. Seine Sekretärin wird fünf Minuten brauchen, um es zu reparieren, wenn sie sich auskennt, vier Stunden, wenn sie keinen blassen Schimmer davon hat.«

»Ich brauche nur fünf Minuten.« Durch die hereinströmende Sonne begann ich zu schwitzen. Hier drin roch es wie in einem Garten - einem Garten, in dem ein nasser Hund auf den kühlen Fliesen liegt.

Mein Herz schlug schneller, und ich schob die kleine Leiter

eine Pflanze weiter. Ich stand nun hinter dem Schreibtisch und konnte die Anspannung der Frau spüren. Sie musste wohl oder übel damit klarkommen, dass ich in ihr Revier eingedrungen war. Immerhin war ich die Wassertussi. Ich arbeitete weiter und hoffte, dass sie meine Nervosität auf die Nähe zu ihr zurückführen würde. Meine Hand lag auf der Verschlusskappe des Kanisters. Nur eine Drehung, und sie wäre ab.

»Vanessa!« Aus dem Büro schallte eine wütende Stimme.

»Los jetzt«, drängte Jenks und flog hoch an die Decke zu den Überwachungskameras.

Ich drehte mich um und sah den verärgerten Mann, offensichtlich ein Werwolf, erkennbar an der schmalen Figur und der Körpergröße. Er stand in der Tür zu seinem Büro. »Es ist schon wieder passiert.« Mit gerötetem Kopf krallte er sich an der Türzarge fest. »Ich hasse diese Technik. Was ist so schlecht an gutem, altem Papier. Ich mag es.«

Auf dem Gesicht der Sekretärin erschien ein professionelles Lächeln. »Mr. Ray, Sie haben ihn schon wieder angeschrien, nicht wahr? Ich habe Ihnen doch erklärt, dass Computer wie Frauen sind. Wenn Sie sie anschreien oder zu viel auf einmal verlangen, machen sie dicht und tun gar nichts mehr.«

Er knurrte irgendeine Antwort und verschwand in seinem Büro. Entweder ignorierte er die indirekte Warnung seiner Sekretärin, oder er hatte sie überhaupt nicht bemerkt. Mein Herz schlug bis zum Hals, als ich das kleine Treppchen direkt hinter das Aquarium stellte.

Vanessa seufzte. »Gott steh ihm bei«, murmelte sie beim Aufstehen. »Wenn er weiter solche Sprüche bringt, wird ihm irgendwann mal jemand gehörig die Eier zerquetschen.« Sie warf mir einen aufgebrauchten Blick zu und verschwand dann mit klappernden Absätzen in dem Büro. »Rühren Sie bloß nichts an«, rief sie. »Ich komme ja schon.«

Ich holte tief Luft. »Kameras?«

Jenks schnellte von der Decke herab.
»Zehnminutenschleife. Leg los.«

Er flog zur Haupttür, setzte sich auf die obere Türleiste und beobachtete kopfüber den gesamten Eingangsbereich. Seine Flügel bewegten sich so schnell, dass sie vor meinen Augen verschwammen, als er mir das Okayzeichen gab.

Mein ganzer Körper war angespannt wie ein Stahlseil. Ich öffnete den Deckel des Aquariums und zog das grüne Fischnetz aus der Innentasche meines Overalls. Auf der obersten Stufe der Leiter balancierend, krepelte ich die Ärmel bis zum Ellbogen hoch und tauchte den Käscher ins Wasser. Beide Fische flitzen sofort in den hinteren Teil des Beckens.

»Rachel, die hat was drauf. Sie ist schon halb durch.«

»Pass einfach nur auf die Tür auf«, zischte ich. *Wie lange kann es schon dauern, einen Fisch zu fangen?* Ich drückte einen Stein nach vorne, um das dahinter versteckte Tier zu fangen. Beide Fische schossen zur Vorderseite des Aquariums.

Plötzlich klingelte mit einem weichen Summen das Telefon. »Jenks, gehst du mal ran?« Behutsam trieb ich beide

Fische mit dem Käscher in eine Ecke. »So, jetzt hab ich dich...«

Jenks sauste von der Tür zum Telefon und landete mit den Füßen auf dem blinkenden Annahmeknopf. »Mr. Rays Büro, bitte warten Sie einen Augenblick«, fiepte er in einem hohen Falsett.

»Du hinterhältiges Schuppenvieh«, fluchte ich, als sich der zappelnde Fisch aus dem Netz befreite. »Na, komm schon. Ich versuche doch nur, dich nach Hause zu bringen, du schleimiges, schuppiges Ding«, säuselte ich mit zusammengebißenen Zähnen. »Ja... fast... komm schon.« Er steckte jetzt zwischen dem Netz und dem Glas. Wenn er doch nur stillhalten würde...

»Hey!«

Das Adrenalin schoss mir in den Kopf. Im Durchgang zu den vorderen Büros stand ein kleiner Mann mit gepflegtem Bart, der einige Akten unter dem Arm trug. »Was machen Sie denn da?«, fragte er streitlustig.

Ich blickte auf meinen Arm im Aquarium. Der Käscher war leer. Der Fisch hatte sich befreit. »Ähh, mir ist die Schere da reingefallen?« Es klang nicht sonderlich überzeugend.

Aus Mr. Rays Büro kam ein Aufstampfen, dann ein Stoßseufzer von Vanessa. »Mr. Ray!«

Verflucht. Das klappte wohl doch nicht auf die leichte Tour.
»Plan B, Jenks.« Ächzend schnappte ich mir die Abdeckung des Aquariums und zog daran.

Als das Becken kippte und sich über hundert Liter ekliges Fischwasser über ihren Schreibtisch ergossen, hörte ich

Vanessa schreien.

Plötzlich stand sie mit Mr. Ray in der Tür. Von der Taille bis zu den Füßen durchnässt torkelte ich von der Leiter. Geschockt standen sie alle wie angegossen da. Ich suchte den Boden nach den Fischen ab. »Da seid ihr ja.« Mit einem Aufschrei versuchte ich mir den richtigen der beiden zu greifen.

»Sie will den Koi«, schrie der kleine Mann, während noch mehr Leute aus dem Flur hereinkamen. »Schnappt sie euch!«

»Lauf!«, kreischte Jenks. »Ich halte sie dir vom Leib.« Tiefend watschelte ich hinter dem Fisch her und versuchte ihn zu fassen, ohne ihn zu verletzen. Der Koi rutschte zuckend über den Boden. Endlich bekam ich ihn zwischen die Finger, ließ ihn in den Kanister fallen und drehte den Verschluss fest zu.

Jenks flitzte währenddessen wie ein Leuchtkäfer aus der Hölle zwischen den Tiernmenschen hin und her, fuchtelte dabei mit Bleistiften herum und donnerte sie ihnen wie ein Speerwerfer in die empfindlichsten Körperpartien. Ein gerade mal zehn Zentimeter großer Pixie hielt drei Tiernmenschen in Schach. Nicht, dass mich das überrascht hätte. Mr. Ray stand nur fassungslos da, bis er bemerkte, dass ich einen seiner Fische hatte. »Was, zum Teufel, machen Sie mit meinem Koi?« Sein Gesicht lief vor Wut knallrot an. »Ich gehe mal mit ihm spazieren.«

Er kam auf mich zu und versuchte, mich mit seinen klobigen Händen festzuhalten. Höflich streckte ich ihm meine Hand entgegen und riss ihn vorwärts, direkt in mein

Knie. Er stolperte zurück und drückte sich beide Hände in die Magengrube.

»Hör auf, mit den Hunden zu spielen!«, schrie ich in Jenks' Richtung und suchte verzweifelt nach einem Fluchtweg. »Wir müssen verschwinden.«

Ich hob Vanessas Monitor hoch und warf ihn in das Flachglasfenster. Das wollte ich schon lange mal machen, allerdings mit Ivys Bildschirm! Er krachte mit einem wohltuenden Geräusch durch das Glas und schlug auf dem Rasen auf, ein merkwürdiger Anblick. Wütende Tiermenschen strömten in den Raum und sonderten ihren starken Moschusgeruch ab. Ich schnappte mir den Kanister und hechtete durch das Fenster.

»Los, hinterher«, schrie jemand.

Meine Schulter knallte auf den gepflegten Rasen, und ich rollte mich ab. »Komm hoch«, hörte ich Jenks direkt an meinem Ohr. »Da entlang.«

Er flitzte durch den kleinen Innenhof. Ich folgte ihm, wobei ich mir den schweren Kanister auf den Rücken schnallte, um beide Hände frei zu haben. Dann zog ich mich an dem Rosengitter an der Mauer hoch, ohne auf die Dornen zu achten, die meine Haut durchdrangen.

Keuchend kam ich oben an. Das Rascheln der Zweige verriet mir, dass sie mir auf den Fersen waren. Ich zog mich über die Brüstung des mit Teer und Kieselsteinen bedeckten Flachdachs und sprintete los. Hier oben wehte ein heißer Wind, und ich warf einen kurzen Blick auf die Skyline von Cincinnati.

»Spring«, brüllte Jenks, als ich am Rand angekommen war.

Ich vertraute ihm und sprang mit wirbelnden Armen und Beinen von der Dachkante.

Adrenalin schoss durch meinen Körper, und ich hielt die Luft an. Es war ein Parkplatz. Er hatte mich vom Dach auf einen Parkplatz springen lassen!

»Ich hab keine Flügel, du Idiot.« Zähneknirschend zog ich die Knie an. Als ich am Boden aufschlug, kam der Schmerz wie eine Explosion. Ich fiel nach vorne und riss mir die Handinnenflächen auf. Der Schultergurt riss, und der Kanister schlug klappernd auf den Asphalt. Ich rollte zur Seite, um den Sturz abzufangen.

Der metallene Kanister rollte in die entgegengesetzte Richtung. Noch immer keuchend vor Schmerz stolperte ich hinterher. Beinahe hätte ich ihn erwischt, doch dann rollte er unter einen Wagen. Mit einem Fluch legte ich mich flach auf den Bauch und versuchte das Ding mit einem Arm zu erreichen.

»Da ist sie!«

Ich hörte ein Pling von dem Auto über mir, dann noch eins. Im Asphalt klaffte plötzlich ein Loch, und ich konnte den stechenden Schmerz von Splittern in meinem Arm spüren. Schossen die etwa auf mich?

Mit einem Stöhnen schlängelte ich mich unter dem Auto hervor und zog den Kanister hinter mir her. Den Fisch wie einen Schutzschild vor die Brust gedrückt, ging ich langsam rückwärts. »Hey«, rief ich und zog mir eine Strähne aus dem Gesicht. »Was zur Hölle macht ihr da? Es ist nur ein Fisch! Er

gehört euch doch nicht einmal!«

Das Tiermenschentrio glotzte vom Dach herab. Einer von ihnen legte seine Waffe auf mich an.

Blitzschnell drehte ich mich um und rannte los. Und das alles für fünfhundert Dollar? Für fünftausend vielleicht! Ich lief hinter Jenks her und schwor mir, mich das nächste Mal über die Einzelheiten zu informieren, bevor ich das Standardhonorar veranschlagte.

»Hier lang«, brüllte Jenks. Teile des Asphalts platzten ab und trafen mich, begleitet vom Echo der Schüsse. Der Platz war nicht abgesperrt, und so rannte ich mit vor Adrenalin zitternden Muskeln über die Straße, um mich möglichst unauffällig in den Strom der Fußgänger einzureihen. Mit klopfendem Herzen hielt ich kurz an und entdeckte ihre Silhouetten, die sich vor dem weiten Himmel abzeichneten. Sie waren nicht gesprungen. Sie mussten sich auch nicht beeilen, denn am Gitter klebte noch überall mein Blut. Trotzdem glaubte ich nicht, dass sie mich verfolgen würden. Der Fisch gehörte nicht ihnen, sondern den Howlers. Das Baseballteam würde mich bezahlen, und damit hätte ich das Geld für die Miete.

Ich versuchte meine Atmung zu verlangsamen und mich der Geschwindigkeit der Fußgänger anzupassen. Die Sonne brannte vom Himmel, und ich schwitzte in dem verdammten Polyestersack. Wahrscheinlich hielt mir Jenks den Rücken frei, also bog ich in eine Gasse ein, um mich umzuziehen. Ich stellte den Kanister ab, ließ den Kopf nach hinten fallen und lehnte mich an die kühlende Wand des Gebäudes. Ich hatte

es geschafft. Die Miete war wieder für einen Monat gesichert.

Mit einer Hand riss ich mir den Tarnzauber vom Hals und fühlte mich augenblicklich besser. Das Trugbild einer dunkelhäutigen Frau mit dicker Nase und braunen Haaren verschwand und enthüllte mein krauses, schulterlanges rotes Haar und meinen blassen Teint. Ich begutachtete meine zerschundenen Hände und rieb sie behutsam aneinander. Vielleicht hätte ich einen Schmerzzauber einpacken sollen. Nein, es war besser, so wenige Zauber wie möglich mit mir rumzutragen. Hätten sie mich gefangen, wäre ich nur wegen »versuchten Diebstahls« dran gewesen, und nicht wegen »versuchten Diebstahls und des Vorsatzes der Körperverletzung«. Vor einer Anschuldigung hätte ich mich drücken können, aber zwei wären zu viel gewesen. Ich war ein Runner - ich kannte das Gesetz.

Während die Leute am Eingang der Gasse vorbeigingen, zog ich den feuchten Overall aus und stopfte ihn in einen Müllcontainer. Erleichtert bückte ich mich, um den Saum meiner Lederhose über meine schwarzen Stiefeletten zu rollen. Wieder in der Vertikalen, betrachtete ich die neuen Kratzspuren an meiner Hose und drehte mich dabei, um das Ausmaß des Schadens zu begutachten. Ivys Lederpolitur würde die feinen Risse ein wenig ausbessern, aber eins war klar - Leder und Asphalt harmonierten nicht miteinander. Aber besser Kratzer an der Hose als Kratzer an mir. Darum trug ich sie ja schließlich.

Selbst hier im Schatten strich die Septemberluft wohltuend

über meine Haut, während ich mein schwarzes Top in die Hose steckte und dann nach dem Kanister griff. Wieder ganz ich selbst, trat ich in die Sonne hinaus und setzte einem vorbeigehenden Jungen meine Kappe auf. Er sah sie sich an, lächelte, und winkte mir schüchtern zu, als seine Mutter sich runterbeugte und fragte, wo er das herhatte. Zufrieden mit der Welt und mir spazierte ich mit klappernden Absätzen den Fußgängerweg entlang und schüttelte meine Haare aus. Schließlich schlug ich die Richtung zum Fountain Square ein, wo meine Mitfahrgelegenheit auf mich warten sollte. Heute Morgen hatte ich dort meine Sonnenbrille versteckt und mit etwas Glück war sie noch da. Bei Gott, ich liebte meine Unabhängigkeit.

Es war jetzt fast drei Monate her, dass ich wegen der Scheißaufträge meines alten Bosses bei der Inderland Security ausgerastet war. Ich hatte mich benutzt gefühlt, meine Arbeit war nicht gewürdigt worden. Also hatte ich das ungeschriebene Gesetz gebrochen, den Dienst bei der I. S. quittiert und meine eigene Agentur gegründet. Damals schien das eine gute Idee zu sein. Da ich nicht in der Lage gewesen war, mich aus meinem Vertrag freizukaufen, hatten sie mich auf die Abschussliste gesetzt. Die folgenden Attentate hatten mir endgültig die Augen geöffnet. Ohne Jenks und Ivy hätte ich das nie geschafft.

Inzwischen machte ich mir langsam aber sicher einen Namen, aber merkwürdigerweise wurde meine Finanzlage nicht besser, sondern schlechter. Na klar, ich konnte aus meinem Uniabschluss einigen Nutzen ziehen und Zauber

brauen, die ich früher hatte kaufen müssen und sogar einige zubereiten, die mein Budget überschritten hätten. Aber die Finanzen waren ein ständiges Problem. Es war nicht so, dass ich keine Jobs an Land ziehen konnte, es war eher so, dass die Kohle irgendwie nie lange in der Keksdose auf dem Kühlschrank blieb.

Ich hatte nachgewiesen, dass ein Fuchsmensch von einem rivalisierenden Clan mit einem Fluch belegt worden war. Mit dem Lohn musste meine Hexenlizenz erneuert werden, etwas, das früher immer die I. S. bezahlt hatte. Dann war da noch der Job für den Hexer. Ihm war sein Schutzgeist abhanden gekommen, und ich musste ihn ausfindig machen. Das Geld ging für den monatlichen Beitrag meiner Krankenversicherung drauf. Ich hatte nie gewusst, dass es so teuer war, einen Runner zu versichern. Die I. S. hatte mir damals die Karte gegeben, und ich hatte sie ganz selbstverständlich benutzt. Dann musste ich noch einen Typen bezahlen, der die tödlichen Sprüche bannte, die immer noch an meinen eingelagerten Sachen hafteten, Ivy einen seidenen Morgenmantel kaufen, da ich ihren ruiniert hatte, und mir selbst einige nette Outfits zulegen. Ich hatte ja jetzt einen Ruf zu verlieren.

Aber wahrscheinlich waren die ständigen Taxifahrten für das dauerhafte Finanzloch verantwortlich. Die meisten Busfahrer Cincinnatis kannten mich vom Sehen und nahmen mich nicht mit, darum musste Ivy mich immer abholen. Verdammt unfair. Es war jetzt schon fast ein Jahr her, dass ich bei dem Versuch einen Werwolf festzunageln die Passagiere

eines voll besetzten Busses enthaart hatte.

Ich hatte es satt, ständig pleite zu sein, aber mit dem Geld für die Beschaffung des Howlers-Maskottchens würde ich einen weiteren Monat überstehen. Vor den Tiermenschen war ich sicher. Der Fisch gehörte ihnen nicht, und wenn sie bei der I. S. eine Beschwerde einreichen wollten, müssten sie ja erst mal erklären, woher sie ihn hatten.

»Hey, Rachel«, meinte Jenks, als er von irgendwo und nirgendwo hergeflogen kam. »Keine Verfolger. Und wie lautet nun Plan B?«

Ich zog meine Augenbrauen hoch und sah ihn missbilligend an. Er flog in Schrittgeschwindigkeit genau neben mir her. »Pack dir den Fisch und renn, als ob der Teufel hinter dir her wäre.«

Jenks prustete los und landete auf meiner Schulter. Er hatte die Uniform entsorgt und sah in dem langärmeligen, jägergrünen Seidenhemd und den dazu passenden Hosen wieder ganz normal aus. Um seine Stirn hatte er ein rotes Tuch gebunden. Damit signalisierte er allen Pixies und Fairys, deren Territorium wir kreuzten, dass er in friedlicher Absicht kam. Das Licht blitzte von den Stellen seiner Flügel, wo noch Reste des durch die Aufregung entstandenen Pixiestaubes klebten.

Ich verlangsamte meinen Schritt, als wir den Fountain Square erreichten. Unbesorgt setzte ich mich auf die trockene Seite des Springbrunnens und suchte mit meinen Fingern unter der Mauer nach der Sonnenbrille. Sie würde bald kommen. Die Frau war süchtig nach geordneten

Tagesplänen.

Während sich Jenks im wässrigen Nebel des Brunnens duschte, um den »Dinosauriergestank« loszuwerden, klappte ich die Bügel der Brille auseinander und schob sie mir auf die Nase. Es war eine Erleichterung für die Augen, als dadurch das grelle Licht des Septembernachmittags gemildert wurde. Meine langen Beine ausstreckend, nahm ich beiläufig das Geruchsamulett ab und warf es in den Brunnen. Tiermenschen folgten Geruchsspuren. Sollten sie hinter mir her sein, würde die Fährte hier enden, sobald ich in Ivys Auto eingestiegen und weggefahren war.

In der Hoffnung, dass niemand mich bemerkt hatte, ließ ich meinen Blick über die Leute schweifen. Da stand ein nervöser, anämisch wirkender Vampirlakai, der wohl Tagesjobs für seinen Liebhaber erledigte, zwei flüsternde Menschen, die kicherten, als sie seinen mit Narben übersäten Hals sahen, ein müder Hexenmeister - nein, eher ein Hexer, wie mir der nur schwache Rotholzgeruch verriet -, der auf einer nahen Bank saß und einen Muffin aß, und meine Wenigkeit. Ich holte langsam Luft und machte es mir bequem. Nach diesem ganzen Stress auf einen Fahrer zu warten war irgendwie enttäuschend.

»Hätte ich bloß ein Auto«, sagte ich zu Jenks und zog den Fischkanister zwischen meine Füße. Nur wenige Meter entfernt floss der Verkehr zäh dahin. Die Straßen füllten sich und ich schätzte, dass es inzwischen nach zwei Uhr mittags sein musste. Um diese Zeit drängten sich sowohl Inderlander als auch Menschen auf den engen Verkehrswegen. Es stellte

einen täglichen, nervenaufreibenden Kampf dar. Wenn dann die Sonne unterging und sich die Menschen in ihre Häuser zurückzogen, wurde alles wesentlich einlacher.

»Was willst du denn mit einem Auto?«, fragte Jenks, als er sich auf mein Knie setzte und damit begann, seine libellen-ähnlichen Flügel sorgfältig abzutrocknen. »Ich habe auch kein Auto. Hab niemals eins gehabt. Ich komme auch so überall hin. Autos machen nur Ärger.« Ich hörte ihm schon «ar nicht mehr zu. »Du musst sie andauernd betanken und reparieren. Dann musst du sie putzen und brauchst immer einen Parkplatz. Und denk nur an das Geld, dass man da reinsteckt. Dagegen ist eine Freundin ja richtig billig.«

»Aber trotzdem«, antwortete ich und wackelte mit dem Bein, um ihn zu irritieren. »Ich will trotzdem ein Auto.« Ich betrachtete die Leute um mich herum. »James Bond musste nie auf den Bus warten. Ich habe alle seine Filme gesehen, und er hat nie auf einen Bus gewartet.« Ich warf Jenks einen kurzen Blick zu.

»Das hat einfach keinen Stil.«

»Hmm, ja«, antwortete er, wobei seine Augen einen Punkt hinter meinem Rücken fixierten. »Jetzt fällt mir auch ein Argument für ein Auto ein... die Sicherheit, Tiermenschen auf elf Uhr.«

Ich drehte mich um, und meine Entspannung war wie weggeblasen. »Scheiße«, flüsterte ich und schnappte mir den Kanister. Es waren drei. Man konnte sie an ihrer gebückten Statur, der schweren Atmung und dem schleppenden Gang erkennen. Völlig verkrampft stand ich auf und brachte den

Springbrunnen zwischen uns. *Wo, zur Hölle, blieb Ivy?*

»Rachel, warum sind die dir immer noch auf der Spur?«

»Keine Ahnung.« Ich musste an das Blut auf den Rosen denken. Wenn es mir nicht gelang, die Fährte zu unterbrechen, würden sie mich bis nach Hause verfolgen. Aber warum? Ich setzte mich so hin, dass ich ihnen den Rücken zukehrte, wohlwissend, dass Jenks sie beobachtete. Mein Mund war plötzlich vollkommen ausgetrocknet. »Haben sie mich gewittert?«

Jenks hob mit surrenden Flügeln ab. »Nein«, lautete die Antwort, als er kaum eine Sekunde später zurückkam. »Sie sind noch einen halben Block entfernt, aber du solltest dich langsam mal in Bewegung setzen.«

Jetzt war ich wirklich nervös. Ich wog das Risiko ab. Sollte ich hier ruhig sitzen bleiben und auf Ivy warten, oder abhauen und riskieren erkannt zu werden? »Verdammt, hätte ich bloß ein Auto«, murmelte ich und lehnte mich ein wenig nach vorne, um die Straße nach einem Bus, einem Taxi oder einem anderen fahrbaren Untersatz abzusuchen. *Wo, zum Teufel, war Ivy?*

Mit klopfendem Herzen stand ich auf, schnappte mir den Fisch und ging in Richtung Fahrbahn. Wenn ich das angrenzende Bürogebäude erreichte, konnte ich mich im Labyrinth der Korridore verstecken und auf Ivy warten. Aber da verlangsamte ein großer, schwarzer Crown Victoria seine Fahrt, stoppte und blockierte meinen Weg. Ich starrte den Fahrer an. Als er sich über den Beifahrersitz lehnte und das Fenster runterkurbelte, konnte ich ihn nur entgeistert

angafften. »Ms. Morgan?«, fragte der dunkelhäutige Mann angriffslustig.

Ich spähte zu den Tiermenschen hinter mir, dann zum Wagen und sah dann wieder ihn an. Ein schwarzer Crown Victoria, gefahren von einem Mann in einem schwarzen Anzug konnte nur eins bedeuten - er kam vom Federal Inderland Bureau, dem von Menschen geführten Äquivalent der I. S. *Was wollte das FIB?* »Ja, und wer sind Sie?«

Für einen Moment wirkte er besorgt. »Ich habe vorhin mit Ms. Tamwood gesprochen. Sie sagte, ich könnte Sie hier finden.«

Ivy? Ich legte meine Hand auf das geöffnete Fenster. »Geht es ihr gut?«

Er presste die Lippen aufeinander. Hinter seinem Wagen bildete sich schon ein Stau. »Als ich mit ihr telefoniert habe, ging es ihr noch gut.«

Jenks schwebte über mir, das kleine Gesicht verängstigt. »Sie haben deine Witterung aufgenommen, Rachel.«

Ich holte zischend Luft und drehte mich hastig um. Mein Blick fiel auf einen der Tiermenschen. Er sah, dass ich ihn beobachtete und bellte ein lautes Kommando. Die beiden anderen setzten sich in Bewegung und näherten sich gemächlich. Ich schluckte schwer. Jetzt war ich Hundefutter. Alles gelaufen. Hundefutter. Game over, bitte drücken Sie Reset.

Mit einer schnellen Drehung angelte ich nach dem Türgriff, riss ihn hoch, sprang in den Wagen und knallte die Tür zu. »Fahren Sie!«, schrie ich, drehte mich um und starrte aus

dem Fenster.

Auf dem Gesicht des Mannes machte sich ein Anflug von Ekel breit, als er in den Rückspiegel schaute. »Gehören die zu Ihnen?«

»Nein! Führt dieses verdammte Ding auch, oder sitzen Sie hier einfach nur rum und spielen mit sich selbst?«

Er gab ein kaum hörbares Schnaufen von sich und beschleunigte langsam. Hastig drehte ich mich um und sah die Tiermenschen, die in der Mitte der Straße stehen geblieben waren. Die wartenden Autos begannen ein Hupkonzert. Erleichtert ließ ich mich in den Sitz fallen, packte den Fischkanister und schloss die Augen. Diese Nummer würde ich Ivy heimzahlen, soviel war sicher. Vielleicht würde ich ihre kostbaren Landkarten als Unkrautbarriere im Garten aufstellen. Sie sollte mich abholen und nicht irgendeinen FIB-Fuzzi schicken.

Als sich mein Puls wieder beruhigt hatte, sah ich ihn mir genauer an. Er war einen guten Kopf größer als ich, was schon einiges hieß, hatte wohlgeformte Schultern, schwarzes, sehr kurz geschnittenes, lockiges Haar und einen kantigen Kiefer. Seine steife Haltung bettelte förmlich darum, dass ich ihm eine reinhaute. Allerdings war er ziemlich muskulös - gerade richtig, nicht zu breit, und keine Spur von einem Bauch. In seinem perfekt geschnittenen schwarzen Anzug, dem weißen Hemd und der schwarzen Krawatte war er das perfekte FIB-Pin-Up. Sein Bart war modern getrimmt - so kurz, dass man kaum mehr etwas sah - aber beim Aftershave hätte er zurückhaltender sein sollen. Ich betrachtete die

Handschellen an seinem Gürtel und wünschte mir meine zurück. Sie waren I. S.-Eigentum gewesen, und ich vermisste sie sehr.

Jenks machte es sich auf seinem Lieblingsplatz auf dem Rückspiegel bequem, wo der Wind nicht an seinen Flügeln zerren konnte. Der steife Typ neben mir betrachtete ihn mit ausgiebiger Neugier, die mir verriet, dass er bisher wohl kaum etwas mit Pixies zu tun gehabt hatte. Was für ein Glückspilz!

Aus dem Funkgerät kam eine Meldung über einen Ladendieb im Einkaufszentrum. Mit einem schnellen Griff stellte er es aus. »Danke fürs Mitnehmen. Ivy hat Sie also geschickt?«

Er riss seinen Blick von Jenks los. »Nein. Sie meinte nur, dass Sie hier wären. Captain Edden will mit Ihnen reden. Es hat etwas mit dem Abgeordneten Trent Kalamack zu tun«, erklärte er emotionslos.

»Kalamack!« Sofort verfluchte ich mich, dass ich überhaupt etwas gesagt hatte. Dieser stinkreiche Bastard wollte entweder, dass ich für ihn arbeitete oder tot in einem Rinnstein endete. Das hing ganz von seiner Laune und den Börsenkursen ab. »

Kalamack also?«, wiederholte ich und rutschte unbehaglich auf dem Ledersitz herum. »Warum schickt Edden Sie, um mich abzuholen? Sind Sie diese Woche auf seiner schwarzen Liste?« Das kam wohl nicht so gut an, denn er erwiderte nichts, krallte aber seine kräftigen Hände so fest um das Lenkrad, dass die Fingerknöchel weiß hervortraten.

Unangenehmes Schweigen breitete sich aus. Wir fuhren über eine Ampel, die gerade von Gelb auf Rot umsprang. »Äh, wie heißen Sie überhaupt?«, fragte ich schließlich. Ich hörte ein unterdrücktes Lachen. Normalerweise begegneten mir die Menschen mit Misstrauen, aber dieser Typ zeigte keine Angst, und das nervte mich gewaltig. »Detective Glenn, Madam.«

»Madam«, lachte Jenks lauthals, »er hat dich Madam genannt.«

Ich warf dem Pixie einen giftigen Blick zu. Für einen Detective sah er reichlich jung aus. Das FIB hatte wohl Personalprobleme. »Tja, vielen Dank, Detective Glade«, säuselte ich und verhunzte dabei absichtlich seinen Namen. »Sie können mich einfach irgendwo rauslassen, ich nehme dann den Bus. Captain Edden werde ich dann morgen aufsuchen, im Moment arbeite ich an einem wichtigen Fall.« Jenks kicherte, und der Mann wurde rot, was unter seinem dunklen Teint kaum zu erkennen war. »Ich heiße Glenn, *Madam*, und ich habe Ihren wichtigen Fall gesehen. Soll ich Sie zum Springbrunnen zurückbringen?«

»Nein.« Ich warf mich in den Sitz und Bilder von jungen, wütenden Tiermenschen drehten sich in meinem Kopf. »Sie können mich aber gerne zu meinem Büro fahren. Es ist in den Hollows, einfach die Nächste links.«

»Ich bin nicht Ihr persönlicher Chauffeur«, meinte er grimmig. Ihm behagte die ganze Situation offensichtlich nicht. »Ich soll Sie zum FIB bringen.«

Ich nahm den Arm vom Türrahmen, als er einen Schalter

an der Armaturenleiste bediente, woraufhin sich das Fenster langsam hochschob. Die Luft wurde sofort stickig. Jenks flitzte empört zur Decke. Er fühlte sich eingesperrt. »Was, zur Hölle, machst du da?«

»Ja«, rief ich, mehr irritiert als besorgt, »was geht hier ab?«

»Captain Edden will Sie jetzt sehen, Ms. Morgan, nicht morgen.«

Ruckartig blickte er von der Straße zu mir herüber. Sein gezwungenes Lächeln wirkte mies und hinterhältig. Dieser Gesichtsausdruck gefiel mir ganz und gar nicht. »Und wenn Sie auch nur den Versuch machen, einen Zauber rauszuholen, werde ich Ihren Hexenarsch aus meinem Wagen befördern, Ihnen Handschellen anlegen und Sie in den Kofferraum packen. Captain Edden hat mich beauftragt, Sie zu holen, aber er sagte nicht, in welchem Zustand Sie bei ihm ankommen müssen.«

Jenks landete auf meinem Ohrring und fluchte so sehr, dass er anfang, blau zu glühen. Ich versuchte ein paar Mal, das Fenster wieder aufzumachen, aber Glenn hatte es verriegelt, und so ergab ich mich schließlich mit einem Schnaufen meinem Schicksal. Ich konnte ihm meinen Finger ins Auge bohren und uns so von der Straße abbringen, aber wozu? Ich wusste, wohin die Fahrt ging. Edden würde sich sicherlich darum kümmern, dass ich nach unserem Meeting nach Hause kam. Trotzdem nervte es mich, einen Menschen zu treffen, der noch kaltschnäuziger war als ich. Was war bloß aus dieser Stadt geworden?

Wir verfielen wieder in brütendes Schweigen. Ich nahm die

Sonnenbrille ab, lehnte mich zu ihm rüber und sah, dass er fünfzehn Meilen zu schnell fuhr. Na, das passte.

»Pass auf«, flüsterte Jenks. Ich hob überrascht die Augenbrauen, als der Pixie von meinem Ohrring flitzte. In dem Licht der durch die Windschutzscheibe einfallenden Herbstsonne blitzte plötzlich ein glitzernder Strahl auf. In aller Heimlichkeit überzog Jenks den Detective mit feinem Staub, und ich war bereit, meine heißesten Spitzenhörsen zu verwetten, dass es kein normaler Pixiestaub war. Glenn war angepixt worden!

Ich verkniff mir ein Grinsen. In ungefähr zwanzig Minuten würde Glenn von einem so starken Juckreiz heimgesucht werden, dass er nicht mehr ruhig würde sitzen können. »Wieso haben Sie eigentlich keine Angst vor mir?«, fragte ich mit honigsüßer Stimme.

»Als ich noch ein Kind war, lebten wir neben einer Hexenfamilie«, antwortete er vorsichtig. »Sie hatten eine Tochter in meinem Alter. Diese kleine Hexe ärgerte mich mit allen nur erdenklichen Mitteln.« Ein leichtes Lächeln huschte über sein kantiges Gesicht, und auf einmal wirkte er gar nicht mehr wie ein FIB-Beamter. »Es war der traurigste Tag meines Lebens, als sie fortzog.«

Ich machte einen Schmolle Mund. »Armer Kleiner.« Sein mürrischer Gesichtsausdruck kehrte zurück, aber es verschaffte mir keine Genugtuung. Edden hatte Glenn geschickt, weil er wusste, dass ich ihn nicht einschüchtern konnte.

Verdammte Montage!

2

Als wir auf einem der reservierten Parkplätze direkt vor dem Gebäude parkten, konnte ich die Wärme der Nachmittagssonne spüren, die vom grauen Stein des FIB-Gebäudes reflektiert wurde. Auf der Straße quälte sich der Verkehr entlang, und Glenn eskortierte mich und meinen Fisch stocksteif durch die Eingangspforte. Winzig kleine Bläschen bildeten sich direkt über seinem Kragen. Die pinken (Quaddeln bildeten einen starken Kontrast zu seiner dunklen Haut und sahen ziemlich übel aus.

Jenks bemerkte, dass ich auf Glenns Nacken starrte und lachte höhnisch. »Mr. FIB-Detective reagiert wohl empfindlich auf Pixiestaub«, flüsterte er. »Das Zeug verbreitet sich durch sein Lymphsystem. Er wird sich an Stellen kratzen, die er vorher noch nicht einmal kannte.«

»Wirklich?« Ich war schon ein wenig entsetzt. Normalerweise juckte es nur dort, wo der Pixiestaub die Haut berührt hatte. Glenn hatte vierundzwanzig Stunden Höllenqualen vor sich.

»Tja, er wird in seinem ganzen Leben nie wieder einen I'lxie in einem Auto einsperren.«

Trotz seines Triumphs schien es mir, als läge in seiner Stimme ein wenig Schuldgefühl. Er sang auch nicht seine Siegeshymne, die von Gänseblümchen und rot glänzendem Mahl im Mondlicht handelte. Bevor ich das im Boden eingelassene FIB-Emblem der Eingangshalle überquerte,

verlangsamen sich meine Schritte. Ich war nicht abergläubisch - mal abgesehen von den Momenten, in denen mein Leben davon abhing -, aber ich betrat ein Territorium, das gewöhnlich nur den Menschen gehörte. Es gefiel mir nicht, in der Minderheit zu sein.

Die vereinzelten Gesprächsfetzen und das Klappern der Computertastaturen erinnerten mich an meinen alten Job bei der LS., und ich entspannte mich ein wenig. Die Mühlen des Gesetzes wurden mit Papier geschmiert und von schnellen Füßen auf den Straßen angetrieben. Ob nun Menschen oder Inderlander die Laufarbeit erledigten, war egal -zumindest mir.

Das FIB wurde gegründet, um nach dem *Wandel* sowohl die Stadtverwaltung als auch die Bundesregierung zu vertreten. Zumindest auf dem Papier sollte das FIB die überlebenden Menschen vor den - na ja - eher aggressiven Inderlandern beschützen, vor allem vor Vampiren und Tiernmenschen. Doch die Realität sah anders aus. Die Auflösung der alten Gesetzesstrukturen war nur ein paranoider Versuch gewesen, uns Inderlander auszugrenzen.

Aber dann kam alles anders. Die geouteten, gefeuerten Polizeibeamten und Bundesagenten hatten ganz einfach ihre eigene Behörde gegründet - die I. S. Vierzig Jahre später war das FIB ihnen hoffnungslos unterlegen. Da sich die I. S. um die übernatürlichen Fälle kümmerte, die das FIB nicht bewältigen konnte, mussten sie im Kampf gegen das Verbrechen in Cincinnati immer wieder Demütigungen hinnehmen.

Als ich Glenn zu den hinteren Büroräumen folgte, verdeckte ich mit dem Kanister meine linke Hand. Nicht viele erkannten die kleine, kreisförmige Narbe an der Unterseite meines Handgelenks als das, was sie war - ein Dämonenmal. Aber man konnte ja nie wissen, und so versteckte ich es lieber. Weder das FIB noch die I. S. wussten, dass ich in den Zwischenfall mit dem Dämon verwickelt gewesen war, bei dem im vergangenen Frühling das Archiv für antike Bücher verwüstet worden war. Und das sollte auch so bleiben. Der Dämon war geschickt worden, um mich zu töten, aber letztendlich hatte er mir das Leben gerettet. Ich musste das Mal tragen, bis ich einen Weg gefunden hatte, mich aus dem Pakt freizukaufen.

Glenn ging zielstrebig zwischen den Tischen hinter der Lobby hindurch, und ich musste verblüfft feststellen, dass nicht ein einziger Beamter anzügliche Bemerkungen über einen Rotschopf in Leder machte. Aber im Vergleich zu der schreienden Nutte mit den lila Haaren und der fluoreszierenden Kette, die von der Nase bis unter ihre Bluse reichte, war ich wahrscheinlich unsichtbar.

Im Vorbeigehen warf ich einen Blick auf die geschlossenen Jalousien von Eddens Büro und winkte Rose, seiner Assistentin. Ihr Gesicht lief rot an, während sie vorgab, mich zu ignorieren. Ich rümpfte die Nase, da ich dieses Verhalten nur zu gut kannte. Trotzdem nervte es. Die Rivalität zwischen dem FIB und der I. S. hatte eine lange Tradition. Es schien keine Rolle zu spielen, dass ich nicht mehr für die Inderlander Security arbeitete. Vielleicht mochte sie aber auch einfach

keine Hexen.

Ich war erleichtert, als wir den Eingangsbereich verliefen und einen steril wirkenden, mit Neonröhren erleuchteten Flur betraten. Auch Glenn entspannte sich und ging langsamer. Ich konnte die Präsenz der alles verschlingenden Bürokratie förmlich in meinem Rücken spüren, war aber zu deprimiert, um mich darüber aufzuregen. Wir kamen an einem Besprechungsraum vorbei, und ich betrachtete die große Pinnwand, an der die dringendsten Fälle der Woche hingen. Neben der üblichen Rubrik »Menschen verfolgt von Vampiren« hing eine weitere Liste. Ich fühlte Übelkeit in mir aufsteigen und schloss die Augen. Um alles genau erkennen zu können, gingen wir zu schnell, aber mir war klar, worum es sich handeln musste. Wie jeder andere auch hatte ich es in den Zeitungen verfolgt.

»Morgan!«, dröhnte plötzlich eine bekannte Stimme, und ich drehte mich so schnell um, dass meine Stiefeletten auf den grauen Fliesen ein quietschendes Geräusch machten.

Es war Edden, der uns mit rasender Geschwindigkeit durch den Flur entgegenkam. Seine untersetzte Silhouette mit den pendelnden Armen war unverkennbar. Augenblicklich fühlte ich mich besser.

»Bei allen Nachtschnecken«, murrte Jenks. »Ich verziehe mich, Rachel. Wir sehen uns dann zu Hause.«

»Bleib hier.« Mich amüsierte der Groll des Pixies. Er erinnerte an einen Vulkan kurz vor dem Ausbruch. »Und wenn du Edden auch nur ein Schimpfwort an den Kopf wirfst, werde ich eine Ladung Ameisenkiller in deinen

Baumstumpf blasen.«

Glenn kicherte, weshalb ich Jenks' Antwort nicht verstand. Was vielleicht auch besser so war.

Edden war ein Ex-Navy-SEAL und wirkte immer noch wie ein Soldat, was nicht zuletzt an seinem kurz geschnittenen Haar und den zerknitterten Khakihosen lag. Ein gestärktes weißes Hemd verbarg seinen muskulösen Oberkörper. Sein grauer Bart bildete einen starken Kontrast zu seinem dichten, tiefschwarzen Haupthaar. Als er uns entgegenkam, steckte er die billige Lesebrille in die Hemdtasche, und ein einladendes Lächeln erhellte sein rundes Gesicht. Der Captain des FIB Cincinnati blieb abrupt stehen, sodass ich in eine Wolke von Kaffeeduft gehüllt wurde. Er hatte beinahe meine Körpergröße - war für einen Mann also eher klein -, aber dieses Defizit glich er durch seine starke Präsenz aus.

Als Edden meine Lederhose und das legere Top sah, zog er ironisch die Augenbrauen hoch. »Schön, Sie zu sehen, Morgan. Ich hoffe, meine Anfrage kam nicht ungelegen.«

Ich verlagerte den Kanister auf den anderen Arm und streckte ihm die Hand hin. Seine kurzen, fleischigen Finger umfassten sie, vertraut und herzlich. »Nein, überhaupt nicht«, erwiderte ich trocken. Edden legte eine Hand auf meine Schulter und führte mich einen kurzen Flur entlang.

Auf eine so vertrauliche Geste hätte ich normalerweise mit einem Ellbogenstoß in den Magen reagiert, aber Edden war eine verwandte Seele, er hasste Ungerechtigkeit genau so sehr wie ich. Obwohl er meinem Dad nicht sonderlich ähnelte, erinnerte er mich in mancher Hinsicht an ihn. Edden

hatte sich meinen Respekt verdient, da er mich als Hexe akzeptiert hatte. Er behandelte mich als Gleichberechtigte und schenkte mir sein Vertrauen, was mir sehr schmeichelte. Und ich war süchtig nach Schmeicheleien.

Schulter an Schulter schlenderten wir den Gang entlang, wobei Glenn ein wenig zurückblieb. »Schön, Sie wieder fliegen zu sehen, Mr. Jenks«, meinte Edden mit einem Nicken zu dem Pixie.

Jenks verließ mit einem harten, klappernden Flügelschlag meinen Ohrring. Edden hatte ihm einen Flügel gebrochen, als er ihn in einen leeren Wassertank stopfte -und die Wut eines Pixies ist langlebig. »Ich heiße Jenks«, sagte er kalt, »einfach nur Jenks.«

»Na gut, dann Jenks. Können wir Ihnen etwas anbieten? Zuckerwasser, oder vielleicht ein wenig Erdnussbutter...« Dann wandte er sich zu mir, und ich sah, dass er vergnügt schmunzelte.

»Kaffee, Ms. Morgan? Sie sehen müde aus.« Sein breites Grinsen vertrieb auch den letzten Rest meiner schlechten Laune. »Das wäre großartig«, antwortete ich. Edden warf Glenn einen auffordernden Blick zu. Der Detective machte keinen sonderlich entspannten Eindruck. An seinem Unterkiefer waren einige neue Striemen zu erkennen. Als sich der gepeinigte Mann abwenden wollte, packte Edden ihn am Unterarm und flüsterte ihm ins Ohr: »Es ist schon zu spät, um den Pixiestaub noch abzuwaschen. Versuchs mal mit Kortison.«

Als er sich schließlich abwandte, warf Glenn mir einen

undurchdringlichen Blick zu. Dann ging er aus dem Büro und den Weg zurück, den wir gekommen waren.

»Ich freue mich, dass Sie sich die Zeit genommen haben, vorbeizukommen. Ich habe heute Morgen etwas reinbekommen, und Sie sind die Einzige, die mir dabei helfen kann, Kapital daraus zu schlagen.«

Jenks lachte spöttisch. »Was ist denn los, hat sich ein Werwolf einen Dorn in die Pfote gerammt?«

»Halt die Klappe, Jenks«, unterbrach ich ihn reflexartig. Glenn hatte Trent Kalamacks Namen erwähnt, und das machte mich verdammt nervös. Edden drehte sich um und stand vor zwei Türen ohne Aufschrift. Er setzte zu einer Erklärung an, zuckte dann aber nur mit den Schultern und öffnete eine der Türen, hinter der sich ein nackter, schlecht beleuchteter Raum befand. Edden führte mich hinein und wartete, bis die Tür zugefallen war. Dann zog er den Lamellenvorhang vor dem großen Spionspiegel hoch.

Ich starrte in den anderen Raum. »Sara Jane«, flüsterte ich verblüfft.

»Sie kennen die Frau?« Edden verschränkte seine kräftigen Arme vor der Brust. »Da haben wir ja Glück.«

»Es gibt kein Glück«, schnappte Jenks süffisant. Er schwebte jetzt in Augenhöhe, und die leichte Brise seiner Flügel strich über meine Wangen. Die Hände hatte er in die Hüften gestemmt, und seine Flügel hatten sich zu einem leichten Pink verfärbt. »Das ist ein abgekartetes Spiel.«

Ich näherte mich dem Spiegel. »Sie ist Trent Kalamacks Sekretärin. Was macht sie hier?«

Edden stand mit gespreizten Beinen neben mir. »Sie sucht ihren Freund.«

Überrascht drehte ich mich zu ihm. Sein rundes Gesicht wirkte angespannt. »Sein Name ist Dan Smather, Hexe. Wird seit Sonntag vermisst. Die I. S. wird sich erst nach dreißig Tagen rühren. Sie ist davon überzeugt, dass sein Verschwinden mit den Morden des Hexenjähgers zusammenhängt, Und ich glaube, sie hat recht.«

Mein Magen zog sich zusammen. Cincinnati war nicht gerade bekannt für seine Serienmörder, aber in den letzten sechs Wochen mussten wir uns mit mehr unaufgeklärten Morden herumschlagen als in den vorangegangenen drei Jahren zusammen. Die kürzlich aufgekeimte Gewalt hatte alle schockiert - Inderlander genauso wie Menschen. Das Spiegelglas beschlug durch meinen Atem, und ich trat zurück.

»Passt er ins Profil?«, fragte ich, obwohl ich wusste, dass die LS. sie nicht abgewimmelt hätte, wenn sein Verschwinden mit der Mordserie in einen direkten Zusammenhang gebracht werden konnte.

»Wenn er tot wäre, würde er ins Profil passen. Bisher wird er nur vermisst.«

Das trockene Surren von Jenks' Flügeln durchbrach die Stille. »Und wozu brauchen Sie Rachel?«

»Es gibt zwei Gründe. Erstens ist Ms. Gardenko eine Hexe.«

Er nickte in Richtung der attraktiven Frau hinter dem Glas. Seine Stimme klang frustriert. »Meine Beamten können sie nicht vernünftig befragen.«

Ich fixierte Sara Jane, die zur Uhr blickte und sich eine Träne aus dem Augenwinkel wischte.

»Sie kann aber keine Zauber brauen«, sagte ich sanft. »Sie kann sie nur evozieren. Formal gesehen ist sie ein Hexer. Wann kapiert Ihr endlich mal, dass der Unterschied zwischen einer Hexe und einem Hexer nicht im Geschlecht, sondern im Grad des Könnens liegt?«

»Wie dem auch sei, meine Beamten können ihre Antworten nicht vernünftig auswerten.«

Seine Ignoranz machte mich wütend. Mit zusammengepressten Lippen schaute ich ihn an. »Sie meinen, Sie wissen nicht, ob sie lügt?«

Der Captain zog seine beeindruckenden Schultern nach oben. »Wenn Sie es so ausdrücken möchten.«

Jenks schwebte zwischen uns und warf sich mal wieder in seine Peter-Pan-Pose. »Okay, Sie wollen also, dass Sara Jane von Rachel verhört wird. Und was ist der zweite Grund?«

Edden lehnte sich mit den Schultern gegen die Wand. »Ich brauche jemanden, der noch mal die Schulbank drückt, und da ich keine Hexe auf meiner Gehaltsliste habe, kommen nur Sie dafür infrage, Rachel.«

Einen Moment lang starrte ich ihn fassungslos an. »Wie bitte?«

Wenn der Mann lächelte, ähnelte er einem hinterlistigen Troll. »Sie haben die Geschichte in den Zeitungen verfolgt?« Ich beantwortete die überflüssige Frage mit einem Nicken. Wer nicht?

»Alle Opfer waren Hexen«, sagte ich. »Alle, bis auf die

beiden ersten, waren Singles, und alle hatten Erfahrung in der Kraftlinienmagie.« Ich verkniff es mir gerade noch, eine abfällige Grimasse zu schneiden. Ich mochte die Kraftlinien nicht, und vermied es so weit wie möglich, sie zu benutzen. Sie stellten Brücken zum Jenseits und zu den Dämonen dar. Eine der verbreitetsten Mordtheorien besagte, dass die Opfer mit den schwarzen Künsten herum experimentiert und ganz einfach die Kontrolle verloren hatten.

Wer's glaubt. Niemand war so dumm, einen Dämon zu beschwören -außer natürlich mein Freund Nick. Und das auch nur, um mir das Leben zu retten.

Edden nickte. »Die Öffentlichkeit weiß allerdings nicht, dass jedes der Opfer irgendwann einmal Unterricht hatte bei einer gewissen Dr. Anders.«

Ich rieb meine verschrammten Hände. »Anders«, murmelte ich. In meiner Erinnerung tauchte das Bild einer dünnen, griesgrämigen Frau auf, mit viel zu kurzem Haar und einer schrillen Stimme, die an den Klang von Fingernägeln auf einer Tafel erinnerte. »Ich hatte ein Seminar bei ihr.« Ich sah Edden kurz an und wandte mich dann verlegen wieder zum Spiegel um. »Sie war eine Gastdozentin von der Universität, während unser Seminarleiter ein Forschungssemester einlegte. Unterrichtete Kraftlinienmagie für Erdhexen. Sie ist eine arrogante Kröte, hat mich im dritten Trimester rausgeworfen, nur weil ich keinen Schutzgeist binden konnte.«

Edden gab ein grunzendes Lachen von sich. »Versuchen Sie diesmal das Seminar abzuschließen und eine Zwei zu

schaffen, damit ich die Ausgaben als Fortbildungskosten abrechnen kann.«

»Moment mal!«, schrie Jenks schrill. »Hey, Edden, Sie können nicht einfach Ihren Sonnenblumensamen in fremden Gärten aussäen. Rachel wird auf keinen Fall auch nur in die Nähe von Sara Jane kommen. Das ist Kalamacks Werk. Er versucht, sie in seine manikürten Finger zu kriegen.«

Mit einem Stirnrunzeln löste sich Edden von der Wand.

»Mr. Kalamack ist hier in keiner Form involviert. Und wenn Sie diesen Fall dazu benutzen wollen, ihn abzuschließen, werde ich Ihren blütenweißen Hexenarsch nehmen und ihn über den Fluss zurück in die Hollows schleifen. Dr. Anders ist unsere Verdächtige. Wenn Sie den Fall wollen, müssen Sie mir versprechen, Mr. Kalamack da raus zu lassen.«

Jenks surrte wütend mit den Flügeln. »Hattet ihr heute Morgen alle Frostschutzmittel im Kaffee? Das ist eine Falle. Es hat überhaupt nichts mit den Morden zu tun. Verdammt, Rachel, sag ihm, dass das nichts mit den Morden zu tun hat.«

»Das hat nichts mit den Morden zu tun«, meinte ich ausdruckslos. »Ich nehme den Fall an.«

»Rachel!«

Ich holte tief Luft, wohl wissend, dass ich das nicht erklären konnte. Sara Jane war ehrlicher als die Hälfte aller I. S.-Agenten, mit denen ich gearbeitet hatte. Sie kam vom Land und hatte Schwierigkeiten, sich in der Stadt zurechtzufinden und ihre Familie zu unterstützen, die mittlerweile für Trent Kalamack arbeitete. Obwohl sie mich nicht kannte, schuldete ich ihr einiges. Im letzten Frühjahr war ich drei Tage lang als

Nerz in Trent Kalamacks Büro gefangen gehalten worden und hatte Höllenqualen durchlitten. Sie war die Einzige gewesen, die mir ein wenig Freundlichkeit entgegengebracht hatte.

Äußerlich hätten wir unterschiedlicher nicht sein können. Sara Jane saß in ihrem schicken, gepflegten Businessanzug stocksteif am Tisch, ihr Make-up war so perfekt aufgetragen, dass es fast unsichtbar war. Jede Strähne ihres blonden Haares befand sich am richtigen Platz. Ich stand da in meiner zerrissenen Lederhose und mein strubbeliges, rotes Haar hing wild und ungekämmt herunter. Sie hatte eine zierliche Figur und wirkte mit ihrer weißen Haut und den feinen Gesichtszügen wie eine zerbrechliche Porzellanpuppe. Ich hingegen war groß und hatte einen athletischen Körper, der mir unzählige Male das Leben gerettet hatte - so oft, dass es sogar die Anzahl meiner Sommersprossen überstieg. Sara Jane war gut gebaut und hatte Kurven an den richtigen Stellen - mir fehlten jegliche Rundungen, und die kleinen Hügelchen konnten auch nicht als Busen durchgehen. Aber ich fühlte eine tiefe Verbundenheit mit ihr. Trent Kalamack hatte uns beide gefangen, und wahrscheinlich erkannte sie das jetzt.

Jenks gab nicht auf. »Nein! Trent benutzt sie, um dich anzulocken.«

Irritiert wedelte ich ihn weg. »Trent kann mir nichts anhaben. Edden, haben Sie immer noch den pinken Ordner, den ich Ihnen im Frühjahr gegeben habe?«

»Den mit der Disc und dem Terminkalender, der Beweise

enthält, dass Trent Kalamack illegale Genprodukte herstellt und vertreibt?« Der gedrungene Mann grinste breit. »Na klar. Er liegt auf meinem Nachttisch, eine interessante Lektüre für schlaflose Nächte.«

Mir fiel die Kinnlade runter. »Sie sollten ihn nur öffnen, falls ich spurlos verschwinde!«

»Ich kann nichts dafür, ich schnüffele auch in versteckten Weihnachtsgeschenken herum. Entspannen Sie sich. Ich werde erst in Aktion treten, wenn Kalamack Sie umbringt. Aber ich bin immer noch der Meinung, dass es verdammt gefährlich ist, Kalamack zu erpressen ...«

»Es ist das Einzige, was mich am Leben erhält«, schrie ich wütend und zuckte dann zusammen. Hoffentlich hatte mich Sara Jane durch das Glas nicht gehört!

»...aber wahrscheinlich sicherer, als ihn zum jetzigen Zeitpunkt vor Gericht zu bringen.« Er deutete auf Sara Jane. »Für so etwas ist er doch viel zu clever.«

Wenn es ein anderer als Trent gewesen wäre, hätte ich zugestimmt. Trent Kalamack war ein Ehrenbürger wie aus dem Bilderbuch. In der Öffentlichkeit war er so charmant und attraktiv, wie er hinter verschlossenen Türen kalt und skrupellos war. Aber wenn Edden mir nicht in die Quere kam, würde mich der unantastbare Mann in Ruhe lassen.

Plötzlich flitzte Jenks direkt vor meine Augen und verharrte dort. Seine winzigen Gesichtszüge waren sorgenvoll. »Das stinkt doch schlimmer als gammeliger Fisch. Dreh dich um und geh, lass die Finger von der Sache.«

Ich blickte an Jenks vorbei zu Sara Jane. Sie hatte geweint.

»Ich schulde ihr etwas«, flüsterte ich. »Egal, ob sie es weiß oder nicht.«

Edden stellte sich neben mich. Zusammen betrachteten wir die verzweifelte Frau. »Morgan?«

Jenks hatte recht. Es gab kein Glück - außer man kaufte es sich -, und im Dunstkreis von Trent geschah nichts ohne Grund. Ich konnte meine Augen nicht von Sara Jane abwenden. »Ja. Ja, ich werde den Fall übernehmen.«

3

Sara Jane saß mir direkt gegenüber, und ich starrte wie gebannt auf ihre gepflegten Fingernägel, als sie nervös ihre Hände aneinanderrieb. Als ich sie das letzte Mal gesehen hatte, waren die Nägel sauber gewesen, aber bis zum Nagelbett abgebrochen. Nun glänzten sie in einem geschmackvollen Hauch von Rot und waren lang und manikürt.

»So«, begann ich das Gespräch und lenkte meine Aufmerksamkeit von dem glitzernden Lack auf ihre Augen. Sie schillerten blau. Ich war mir nicht mehr sicher gewesen. »Am Samstag haben Sie zum letzten Mal etwas von Dan gehört?«

Sara Jane nickte. Als Edden uns vorgestellt hatte, war deutlich geworden, dass sie mich nicht wiedererkannte. Ich war erleichtert, aber auch enttäuscht. Ihr Fliederduft ließ schreckliche Erinnerungen in mir aufsteigen. In Nerzgestalt in

Trents Büro gefangen - nie zuvor hatte ich mich so hilflos gefühlt.

Das Papiertaschentuch in ihrer Hand hatte ungefähr die Größe einer Haselnuss, so fest umklammerte sie es mit zitternden Fingern. »Dan rief mich an, als er gerade von der Arbeit kam«, begann sie, wobei das Zittern auch ihre Stimme erreichte. Sie warf Edden, der mit hochgekrempelten Ärmeln und verschränkten Armen neben der geschlossenen Tür stand, einen unsicheren Blick zu. »Naja, er hinterließ eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter, denn es war ja vier Uhr morgens. Er wollte bei einem Abendessen etwas mit mir besprechen. Aber er ist nicht aufgetaucht. Darum weiß ich, dass etwas passiert sein muss, Ofter Morgan.« Ihre Augen weiteten sich, und ihr Kiefer zitterte bei dem Versuch, das Schluchzen zu unterdrücken.

»Nennen Sie mich ruhig Ms. Morgan«, sagte ich mit einem unbehaglichen Gefühl in der Magengegend. »Ich bin nicht fest angestellt beim FIB.«

Jenks balancierte mit schwingenden Flügeln auf seinem Thron, meinem Plastikbecher. »Sie hat nirgendwo einen richtigen Job«, tönte er frech.

»Ms Morgan ist unsere Beraterin in Inderlander-Angelegenheiten«, erklärte Edden und warf Jenks einen missbilligenden Seitenblick zu.

Sara Jane tupfte sich die Tränen ab. Ohne das Taschentuch loszulassen, strich sie sich die Haare zurück. Sie hatte sie kürzer schneiden lassen. Als die blonde Pracht wie ein Vorhang über ihre Schultern fiel, wirkte sie noch professio

neiler. »Ich habe ein Foto von ihm mitgebracht.« Sara Jane begann in ihrer Tasche zu wühlen, zog einen Schnappschuss heraus und schob ihn über den Tisch. Ich betrachtete das Bild, es zeigt sie mit einem jungen Mann auf einem dieser Ausflugsdampfer, die mit Touristen über den Ohio schippern. Beide lächelten. Er hatte einen Arm um Sara Jane gelegt, und sie schmiegte sich an ihn. In ihren Blue Jeans und der Bluse wirkte sie entspannt, sie machte einen glücklichen Eindruck.

Ich nahm mir einen Moment Zeit, um Dan näher zu begutachten. Er hatte ebenmäßige Gesichtszüge, trug ein einfaches Hemd und war gut gebaut - genau der Typ-Mam, den ein Mädchen vom Land mit nach Hause bringt und ihren Eltern vorstellt.

»Kann ich das behalten?« Sie antwortete mit einem Nicken. »Danke.« Ich verstaute das Foto in meiner Tasche. Mir war unwohl, als ich bemerkte, wie sehr ihre Augen an dem Bild hingen, so als ob sie ihren Freund durch reine Willenskraft zurückholen könnte. »Wissen Sie, wo wir seine Angehörigen erreichen können? Vielleicht hat es einen Notfall in der Familie gegeben und er musste weg, ohne Ihnen Bescheid sagen zu können.«

»Dan ist ein Einzelkind.« Sie tupfte sich mit dem zerknüllten Taschentuch die Nase ab. »Beide Eltern sind tot. Sie waren gezwungen, eine Farm im Norden zu bewirtschaften. Farmer haben keine besonders hohe Lebenserwartung.«

»Oh.« Darauf wusste ich nichts zu erwidern. »Laut Vorschrift dürfen wir das Apartment erst betreten, wenn er

offiziell für vermisst erklärt wurde. Sie haben nicht zufällig einen Schlüssel, oder?«

»Doch, ich -« Sie errötete so stark, dass es sogar durch das Make-up zu sehen war. »Wenn er länger arbeiten muss, lasse ich immer die Katze rein.«

Ich blickte verstohlen auf das Lügendetektoramulett in meinem Schoß, das sich kurz von grün zu rot verfärbte. Sie log, aber das hätte ich auch ohne Amulett gemerkt. Um ihr weitere Peinlichkeiten zu ersparen, hakte ich nicht nach. Natürlich hatte sie den Schlüssel für andere, äh, romantischere Gelegenheiten.

»Ich war heute so um sieben da«, sagte sie mit niedergeschlagenen Augen. »Alles sah ganz normal aus.«

»Sieben Uhr morgens?« Edden löste seine verschränkten Arme voneinander und richtete sich auf. »Liegt ihr... ihr Hexen da nicht noch im Bett?«

Sie sah zu ihm hoch und nickte. »Ich bin Mr. Kalamacks persönliche Sekretärin. Er arbeitet morgens und abends, darum wurde auch mein Arbeitsplan aufgeteilt. Acht Uhr bis zwölf Uhr am Morgen, und dann von sechzehn Uhr bis um zwanzig Uhr. Es hat eine Weile gedauert, bis ich mich daran gewöhnt hatte, aber durch die lange Mittagspause konnte ich auch mehr Zeit mit... Dan verbringen«, beendete sie abrupt die Erklärung.

»Bitte«, flehte die junge Frau plötzlich, wobei ihr Blick Hilfe suchend zwischen Edden und mir hin und her ging. »Ich weiß, dass hier etwas nicht stimmt. Warum will mir denn niemand helfen?«

Während sie versuchte, die Beherrschung wiederzuerlangen, rutschte ich unruhig auf meinem Stuhl hin und her. Sie fühlte sich hilflos. Ich konnte Sara Jane besser verstehen, als sie ahnte. Trent hatte schon viele Sekretärinnen verschlissen, sie war die letzte in einer langen Reihe.

Als Nerz hatte ich ihr Bewerbungsgespräch belauschen können, war aber nicht in der Lage gewesen, sie davor zu bewahren, von Trent mit seinen Halbwahrheiten umgarnt zu werden. Obwohl sie ziemlich intelligent war, hatte sie keine Chance gehabt, sich seinem Charme zu entziehen. Mit seinem hervorragenden Jobangebot hatte Trent ihrer Familie einen Fahrschein aus ihrem Dasein als mittellose Pächter ermöglicht.

Trent Kalamack war tatsächlich ein großzügiger Arbeitgeber, der hohe Löhne zahlte und außergewöhnliche Vergünstigungen anbot. Er gab den Menschen das, was sie am dringendsten brauchten und verlangte dafür nur Loyalität. Und wenn Trents Angestellte merkten, wie weit diese Loyalität gehen sollte, hatten sie sich schon viel zu sehr in seinem Netz verstrickt. Dann gab es keinen Ausweg mehr.

Sara Jane war dem Leben auf dem Land entkommen, aber Trent hatte die Farm ihrer Eltern gekauft. Damit hatte er ein Druckmittel, um sie zum Schweigen zu zwingen, falls sie herausfinden sollte, dass er mit der illegalen Droge Brimstone handelte, ebenso wie mit den verzweifelt benötigten Genmedikamenten, die seit dem *Wandel* geächtet waren. Ich hatte die Wahrheit herausgefunden und ihn beinahe festgenagelt, aber der einzige andere Zeuge war

bei einer Autoexplosion getötet worden.

Die Öffentlichkeit schätzte Trent für seine uneigennützige Arbeit im Stadtrat. Aufgrund seines riesigen Vermögens und der großzügigen Spenden an wohltätige Organisationen und unterprivilegierte Kinder umgab ihn die Aura eines Unberührbaren. Doch sein Privatleben war vollkommen ungreifbar. Es war nicht einmal bekannt, ob er nun zu den Menschen oder zu den Inderlandern gehörte. Sogar Jenks konnte nichts erschnüffeln, was bei den ausgeprägten Sinnen eines Pixies sehr ungewöhnlich war. In aller Stille beherrschte Trent einen großen Teil von Cincinnatis Unterwelt, und sowohl das FIB als auch die I. S. würden ihren Boss verkaufen, wenn sie dafür Kalamack vor Gericht schleifen könnten. Und nun war Sara Janes Freund verschwunden.

Ich räusperte mich und dachte daran, dass ich die Versuchung von Trents Offerten am eigenen Leib erfahren hatte. Als ich sah, dass Sara Jane sich wieder unter Kontrolle hatte, fragte ich: »Sie sagten, er arbeitet bei Piscarys?«

Sie nickte. »Ja, er ist ein Auslieferungsfahrer. Durch seinen Job haben wir uns auch kennengelernt.« Sie biss sich auf die Unterlippe und senkte die Lider.

Das Amulett leuchtete in einem beständigen Grün. Piscarys war ein Inderlander-Restaurant, in dem man vom Gourmet-Käsekuchen bis zur Tomatensuppe alles bekommen konnte. Piscary selbst wurde nachgesagt, er sei einer von Cincinnatis Meistervampiren. Angeblich hatte er eine angenehme Persönlichkeit: Er beschränkte sich auf ein paar

Fänge im Jahr, war ausgeglichen, und den Akten nach seit über dreihundert Jahren tot. Wahrscheinlich war er sogar noch älter, und auch die Charakterbeschreibung musste nicht unbedingt stimmen. Je netter und zivilisierter ein Vampir erschien, desto verkommener war er oder sie normalerweise. Meine Mitbewohnerin sah ihn als netten Onkel -wirklich herzergreifend.

Ich gab Sara Jane noch ein Taschentuch, und sie bedankte sich mit einem gequälten Lächeln. »Ich könnte mir sein Apartment heute mal ansehen. Würden Sie mit dem Schlüssel dorthin kommen? Manchmal sieht ein Profi Dinge, die einem Laien entgehen.« Jenks schnaubte hämisch, woraufhin ich die Beine übereinanderschlug, wobei ich darauf achtete, so heftig gegen die Tischkante zu stoßen, dass er in die Luft katapultiert wurde.

Auf Sara Janes Gesicht zeigte sich Erleichterung. »Oh, Ms. Morgan, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll«, erklärte sie überschwänglich. »Wenn Sie wollen, fahre ich sofort zu seiner Wohnung. Ich muss nur meinen Arbeitgeber anrufen und ihm sagen, dass ich mich ein wenig verspäten werde.«

Sie griff nach ihrer Tasche, so euphorisch, dass man glauben konnte, sie werde gleich aus dem Raum fliegen.

»Mr. Kalamack hat mir die Erlaubnis gegeben, so lange in der Stadt zu bleiben, wie es nötig ist.«

Ich schielte zu Jenks hinüber, der durch lautes Flügelurren versuchte, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Auf seinem Gesicht erkannte ich diesen besorgten »Hab ich dir doch gleich gesagt«-Ausdruck. Wie nett von Trent, seiner

Sekretärin Zeit für die Suche nach ihrem Freund zuzugestehen, wenn dieser wahrscheinlich längst in einem Wandschrank verstaut war und irgendwann als Druckmittel gegen sie eingesetzt werden würde.

»Wir können uns auch heute Abend treffen.« Gerade war mir der Fisch wieder eingefallen. »Ich muss vorher noch einiges überprüfen.« *Und noch einige Zauber gegen Schlägertypen brauen, meine Splat-Pistole checken und die Kohle für den Koi eintreiben ...*

»Natürlich.« Ihr Gesicht verdüsterte sich.

»Und wenn wir in der Wohnung nichts finden, gehen wir über zu Stufe zwei.« Ich versuchte aufmunternd zu lächeln. »Wir treffen uns dann bei Dans Apartment. Um kurz nach acht?«

Sie bemerkte, dass ich das Gespräch beenden wollte, nickte und stand auf.

Jenks flitzte in die Luft, und ich erhob mich vom meinem Stuhl. »In Ordnung«, sagte sie. »Es ist draußen in Redwood...«

Edden scharrte ungeduldig mit den Füßen. »Ich werde Ms. Morgan den Weg erklären, Ms. Gradenko.«

»Natürlich, vielen Dank.« Ihr Lächeln wirkte auf einmal gestelzt. »Ich mache mir nur solche Sorgen...«

Während ich in meiner Tasche nach einer Visitenkarte wühlte, ließ ich das Amulett unbemerkt verschwinden.

»Bitte verständigen Sie mich oder das FIB, falls Sie in der Zwischenzeit etwas von Dan hören sollten.« Ich überreichte ihr die Karte. Ivy hatte sie ganz professionell drucken lassen, und die Dinger machten wirklich was her.

»Ja, ist gut«, murmelte sie. Ihre Lippen bewegten sich, während sie die Aufschrift *Vampirische Hexenkunst* las. Als sie die Karte in ihre Tasche steckte, sah sie mir direkt in die Augen. Ich schüttelte ihre Hand und bemerkte, dass sie nun kräftiger zudrückte als bei der Begrüßung, aber ihre Finger waren immer noch kalt.

»Ich werde Sie nach draußen begleiten, Ms. Gradenko«, sagte Edden, während er die Tür öffnete. Er signalisierte mir zu warten, und ich ließ mich wieder in den Stuhl fallen.

Mit surrenden Flügeln kam mir Jenks wieder in die Quere. »Mir gefällt das ganz und gar nicht«, meinte er mit einem unnachgiebigen Blick.

In mir stieg Wut auf. »Sie hat nicht gelogen«, antwortete ich defensiv. Er stemmte die Hände in die Hüften, und ich musste ihn von der Tasse wegwedeln, um einen Schluck von dem lauwarmen Kaffee nehmen zu können. »Du kennst sie nicht, Jenks. Sie hasst Nagetiere, aber sie hat versucht, Jonathan davon abzuhalten, mich zu quälen. Das hätte sie den Job kosten können.«

»Sara Jane hatte nur Mitleid mit dir. Armer kleiner Nerz mit Gehirnerschütterung.«

»Sie hat mir einen Teil ihres Essens gegeben, als ich dieses eklige Trockenfutter nicht runterwürgen konnte.«

»In den Möhren waren Drogen, Rachel!«

»Aber das wusste sie doch nicht. Sara Jane hat auch gelitten.«

Der Pixie hing direkt vor meiner Nase und zwang mich, ihm direkt in die Augen zu sehen. »Das sage ich doch die

ganze Zeit. Trent könnte sie ohne ihr Wissen ein zweites Mal benutzen, um an dich heranzukommen.«

Ich seufzte, und Jenks wurde von der leichten Brise weggeweht. »Sie ist eine Gefangene, und wenn ich es kann, werde ich ihr helfen.« Als Edden die Tür öffnete und sich in den Raum schob, schaute ich hoch. Er trug eine FIB-Mütze, die einen merkwürdigen Kontrast zu seinem weißen Hemd und der Khakihose bildete. Mit einer Geste deutete er mir an, dass wir uns auf den Weg machen sollten.

Jenks flitzte auf meine Schulter und machte es sich da gemütlich. »Du und dein Helfersyndrom - das wird dich noch mal umbringen«, flüsterte er, als ich schon im Flur stand.

»Danke, Morgan«, sagte Edden, als er sich den Fischkanister schnappte und mich zum Empfang begleitete.

»Kein Problem.« Wir durchquerten die Büroräume des FIB. Das geschäftige Treiben der Leute um mich herum sorgte dafür, dass sich meine Anspannung langsam löste. »Sie hat nur in einem Punkt gelogen - dass sie den Schlüssel nur wegen der Katze hätte. Aber das hätte ich Ihnen auch ohne Zauber sagen können. Ich werde Sie wissen lassen, was ich in Dans Apartment finde. Wie lange sind Sie erreichbar?«

»Oh«, rief Edden betont laut, als wir den Empfang durchschritten und uns auf den sonnenüberfluteten Bürgersteig zu bewegten. »Das ist nicht nötig, Ms. Morgan. Vielen Dank für Ihre Hilfe, wir bleiben in Kontakt.«

Vollkommen überrascht blieb ich stehen. Eine Haarsträhne löste sich und berührte meine Schulter, als Jenks anfang, beunruhigt mit den Flügeln zu schlagen. »Was, zur Hölle, ist

hier los?«, murmelte er.

Das Blut schoss mir ins Gesicht, als mir klar wurde, dass Edden mich loswerden wollte. »Ich bin nicht extra hierhergekommen, nur um ein lausiges Lügendetektoramulett einzusetzen.« Ich hatte das Gefühl, ein Blitz hätte mich getroffen. »Ich habe Ihnen versprochen, Trent kein Haar zu krümmen. Jetzt gehen Sie mir aus dem Weg und lassen Sie mich das machen, wofür ich bezahlt werde.«

Hinter uns verstummten die Gespräche. Edden schlenderte ohne mit der Wimper zu zucken zur Tür. »Es ist eine FIB-Angelegenheit, Ms. Morgan. Bitte, ich begleite Sie nach draußen.«

Ich blieb ihm dicht auf den Fersen. Die missbilligenden Blicke, die mir folgten, kratzten mich überhaupt nicht. »Das ist mein Fall, Edden.« Meine Stimme überschlug sich. »Ihre Leute werden alles versauen. Es geht hier um Inderlander, nicht um Menschen. Meinetwegen - ernten Sie den Ruhm, mir genügt das Geld.«

Und die Genugtuung, Trent im Gefängnis zu sehen, ergänzte ich lautlos.

Er öffnete die gläsernen Doppeltüren. Als ich ins Freie stiefelte, schlug mir die vom Asphalt aufsteigende Hitze entgegen. Edden winkte ein Taxi heran und verdrückte sich schnell wieder in den Schatten. »Sie haben mir diesen Fall angeboten, und ich habe ihn angenommen«, rief ich und zog mir ungeduldig eine Haarsträhne aus dem Mund, die der Wind mir ins Gesicht geblasen hatte. »*Ich* werde diesen

Fall erledigen, und nicht ein stocksteifes, arrogantes, verweichlichtes Bürschchen mit einer FIB-Mütze, das sich für die größte Errungenschaft seit dem *Wandel* hält!«

»Na gut«, antwortete er so unbeschwert, dass ich verblüfft einen Schritt zurückwich. Während ich den Kanister auf dem Bürgersteig abstellte, stopfte sich Edden die FIB-Mütze in die Gesäßtasche. »Aber von diesem Moment an sind sie *offiziell* nicht mehr dabei.«

Langsam dämmerte mir, welche Nummer er hier abzog. *Offiziell* war ich also gar nicht hier. Ich holte tief Luft und versuchte mich zu beruhigen. Edden nickte, als er sah, wie mein Zorn verrauchte. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie diese Angelegenheit diskret behandeln würden. Es wäre nicht sonderlich klug, Glenn allein zu Piscarys zu schicken.«

»Glenn!« Jenks schrille Stimme fuhr schneidend durch meinen Gehörgang und trieb mir die Tränen in die Augen.

»Nein«, lautete meine Antwort. »Ich habe bereits ein Team, und Detective Glenn gehört nicht dazu.«

Jenks hob ab und kam genau zwischen Edden und mir zum Stehen. Seine Flügel hatten sich knallrot verfärbt. »Genau, wir spielen allein!«

Edden runzelte die Stirn. »Das ist ein FIB-Fall. Wann immer möglich, sollte ein Beamter bei Ihnen sein, und Glenn ist der Einzige, der qualifiziert genug ist.«

»Qualifiziert?«, spottete Jenks. »Geben Sie doch zu, dass er der einzige Ihrer Beamten ist, der sich nicht vor Angst in die Hose macht, sobald er mit einer Hexe spricht.«

»Nein«, wiederholte ich entschieden. »Wir arbeiten allein.«

Edden stand mit verschränkten Armen neben meinem Kanister. Seine massige Gestalt wirkte so unerschütterlich wie eine Betonmauer. »Er ist unser neuer Inderlander-Spezialist. Mir ist klar, dass er wenig Erfahrung hat -«

»Er ist ein Vollarsch«, keifte Jenks.

Edden grinste kaum merklich. »Ich würde es ungeschliffen nennen.«

Ich verzog das Gesicht. »Glenn ist ein aufgeblasenes, arrogantes...« Schäumend vor Wut suchte ich nach einer passenden Beleidigung. »...FIB-Weichei, das keine zwei Minuten überleben würde, wenn es mit einem Inderlander zusammenstößt, der nicht so friedliebend ist wie ich.«

Jenks nickte zustimmend. »Dem Bürschchen sollte man mal eine Lektion erteilen.«

Edden lächelte. »Er ist mein Sohn. Und ich kann Ihnen nur zustimmen, Jenks.«

»Er ist was?« In diesem Moment hielt ein Zivilfahrzeug des FIB neben uns am Bordstein. Edden ging zum Wagen und öffnete die Hintertür. Er hatte eindeutig europäische Vorfahren... aber Glenn? Ich suchte nach Worten, die nicht als rassistisch ausgelegt werden konnten. Als Hexe, also als Teil einer Minderheit, ist man da sehr vorsichtig. »Warum hat er dann einen anderen Nachnamen?«, brachte ich schließlich heraus.

»Seit er beim FIB eingestiegen ist, benutzt er den Mädchennamen seiner Mutter.« Die Stimme des Captains klang ungewöhnlich sanft. »Er sollte nicht mir unterstellt werden, aber es gab keinen anderen, der den Job machen

wollte.«

Das erklärte einiges, zum Beispiel den unterkühlten Empfang beim FIB. Es hatte nicht nur an mir gelegen. Glenn war ein Neuling, und er übernahm einen Posten, den alle außer seinem Vater für reine Zeitverschwendung hielten.

»Ich werde das nicht machen«, sagte ich mit Nachdruck. »Finden Sie jemand anderen, der für Ihren Sohn den Babysitter spielt.«

Edden stellte den Kanister auf den Rücksitz. »Seien Sie bitte nicht allzu hart zu ihm.«

»Sie hören mir nicht zu«, protestierte ich frustriert. »Sie haben mir diesen Fall gegeben. Meine Partner und ich schätzen Ihre Hilfsbereitschaft, aber Sie haben mich herbestellt. Also lassen Sie uns in Ruhe unseren Job machen.«

»Großartig«, meinte Edden und knallte die Hintertür zu. »Vielen Dank, dass Sie Detective Glenn zu Piscarys mitnehmen.«

Jetzt hatte ich endgültig genug. »Edden!« Die Passanten warfen mir schon schräge Blicke zu. »Ich habe Nein gesagt! Ein Wort, vier Buchstaben, Missverständnis ausgeschlossen: Nein!«

Edden öffnete die Vordertür und forderte mich auf, Platz zu nehmen. »Tausend Dank, Morgan.« Mit einem Blick auf den Rücksitz fragte er: »Ach, was ich noch wissen wollte, warum sind Sie eigentlich vor den Tiernmenschen geflohen?« Ich holte tief Luft. *Verdammt.*

Edden kicherte, als ich in den Wagen stieg, die Tür

zuknallte, und dabei versuchte, seine Wurstfinger einzuklemmen. Wütend drehte ich mich zum Fahrer um. Es war Glenn, und er sah genauso glücklich aus, wie ich mich fühlte. Eine unangenehme Stille breitete sich aus. Ich musste etwas sagen. »Sie sehen Ihrem Vater überhaupt nicht ähnlich«, stellte ich schnippisch fest.

Er blickte unbewegt durch die Windschutzscheibe. »Als er meine Mutter geheiratet hat, hat er mich adoptiert«, erklärte er widerwillig.

Jenks fegte von der Decke herab, einen leuchtenden Strahl Pixiestaub hinter sich herziehend. »Du bist also Eddens Sohn?«

»Hast du ein Problem damit?«

Der Pixie landete auf dem Armaturenbrett und stemmte wieder einmal herausfordernd die Hände in die Hüften. »Nö, für mich sehen sowieso alle Menschen gleich aus.«

Edden beugte sich runter und schob sein rundes Gesicht in das geöffnete Fenster. Er grinste breit.

»Hier ist Ihr Stundenplan.« Er reichte mir einen gelben Zettel. »Montag, Mittwoch und Freitag. Glenn wird Ihnen die nötigen Bücher kaufen.«

»Moment mal.« Mir wurde ganz anders, als ich das knisternde Papier in den Fingern hielt. »Ich dachte, ich sollte in der Universität nur herumschnüffeln. Ich will nicht in den Unterricht.«

»Es sind exakt die Kurse, die auch Mr. Smather besucht hat. Gehen Sie hin, oder es gibt kein Geld.«

Mir wurde klar, dass ihm die Situation eine diebische

Freude bereitete. »Verdammt, Edden«, rief ich, während er auf den Bürgersteig zurücktrat.

»Glenn, bring Ms. Morgan und Jenks zu ihrem Büro. Und gib mir Bescheid, wenn du in Dan Smathers Apartment etwas gefunden hast.«

»Ja, Sir«, bellte er zurück. Waren wir hier in einem Trainingscamp der Army? Glenns Hände, die das Lenkrad hielten, waren total verkrampft, seine Handgelenke und der Nacken waren mit pinken Antiallergika-Pflastern übersät. Mir war es ziemlich egal, dass er einen Großteil des Gesprächs gehört hatte. Ich wollte ihn nicht dabeihaben, und je eher er das verstand, desto besser für ihn.

4

»Biegen Sie an der nächsten Ecke rechts ab.« Ich ließ den Arm aus dem offenen Fenster des FIB-Wagens hängen. Glenn fuhr sich durch das kurz geschnittene Haar und kratzte sich den Kopf. Er hatte die ganze Zeit kein einziges Wort rausbekommen. Als er merkte, dass ich ihn nicht in ein Gespräch verwickeln wollte, hörte er zumindest auf, mit den Zähnen zu knirschen. Hinter uns war niemand, aber er setzte trotzdem den Blinker, als wir in meine Straße einbogen.

Durch seine Sonnenbrille hindurch inspizierte er die Häuser der Nachbarschaft, den schattigen Bürgersteig und die vereinzelt Rasenflächen. Wir befanden uns im Herzen der Hollows. Sie waren seit dem Wandel der Rückzugsort für

den Großteil von Cincinnati Inderlandern. Damals flohen die überlebenden Menschen in die Stadt mit ihrer trügerischen Sicherheit. Zwar hatte es immer wieder Begegnungen und Freundschaften gegeben, aber seit dem *Wandel* arbeiteten und lebten die Menschen hauptsächlich in Cincinnati und die Inderländer arbeiteten und, äh, amüsierten sich in den Hollows.

Wahrscheinlich überraschte es Glenn, dass dieser Vor-Orl genauso aussah wie jeder x-beliebige Außenbezirk -mal abgesehen von den bunten Kreiderunen, die den Gehweg zierten und dem Basketballkorb, der um ein Drittel höher hing als es die NBA-Vorschriften vorsahen. Auf den Straßen herrschte eine friedliche Atmosphäre. Ruhe.

Zum Teil ließ sich das auch auf die Inderlanderschulen zurückführen, in denen der Unterricht fast bis Mitternacht dauerte, aber größtenteils war der anerzogene Selbsterhaltungstrieb dafür verantwortlich.

Jeder Inderländer über vierzig hatte seine Kindheit damit verbracht, zu verbergen, dass er kein Mensch war. Die Angst der Gejagten, zu denen in diesem Fall selbst die Vampire gehörten, ließ sich nicht so schnell ablegen. So wurde hier freitags von unwilligen Teenagern der Rasen gemäht, samstags wurden pflichtbewusst die Autos gewaschen, und dienstags lag der Müll in geordneten Haufen an der Bordsteinkante. Aber wann immer die Stadtverwaltung die Straßenlaternen instand setzte, wurden sie kurze Zeit später entweder mit einer Pistole oder durch einen Zauber wieder außer Betrieb genommen. Und wenn ein streunender Hund

vorbeilief, wurde nicht der Tierschutzverein gerufen, denn es konnte ja eventuell das Nachbarskind sein, das mal wieder die Schule schwänzte.

Die gefährliche Seite der Hollows wurde stets sorgfältig verschleiert. Um den Sicherheit versprechenden Anschein von Normalität aufrechtzuerhalten, hatten die Menschen gewisse Grenzen gezogen. Wenn wir die zu weit überschritten, würden die alten Ängste wieder geweckt und die Menschen würden zum Angriff übergehen. Sie würden diesen Kampf zwar verlieren, aber die Inderlander schätzten das bestehende Kräfteverhältnis und wollten es nicht in Gefahr bringen. Gäbe es weniger Menschen, würden sich die Vampire andere Opfer suchen, um ihr uraltes, drängendes Bedürfnis zu stillen. Dann wären die Hexen und Tiermenschen an der Reihe. Auch wenn es hier und da eine Hexe gab, die insgeheim den vampirischen Lebensstil »genoss«, so hielten wir doch zusammen und versuchten die Vampire abzuwehren, wenn sie uns in Futter verwandeln wollten. Die älteren Vampire wussten das und achteten deshalb darauf, dass alle nach den Regeln der Menschen spielten.

Glücklicherweise haben sich die brutaleren Inderlander inzwischen an den Rand der Hollows verzogen und leben jetzt nicht mehr in unserer Nähe. Die Amüsiermeile entlang der beiden Flussufer ist besonders gefährlich, da die gut gelaunten menschlichen Nachtschwärmer die gefährlichen Inderlander anziehen wie ein Signalfeuer in einer kalten Nacht, wie ein Versprechen von Wärme und Leben. Hier ist

das Jagdrevier der Vampire.

Heute unterscheiden sich unsere Häuser kaum von denen der Menschen. Inderlander, die sich zu weit von dem scheinbaren Lebensstil eines Mr. Mustermann entfernten, wurden durch eine ziemlich einzigartige Nachbarschaftsinitiative dazu gebracht, sich entweder anzupassen - oder aufs Land zu ziehen, wo sie keinen großen Schaden anrichten konnten.

Ich betrachtete das humorige Schild, das aus einem Fingerhutbeet ragte. TAGSCHLÄFER: HAUSIERER WERDEN GEFRESSEN - ODER ZUMINDEST ANGEKNABBERT.

»Sie können da vorne rechts parken«, sagte ich und deutete mit dem Finger in die Richtung. Glenn zog die Augenbraue hoch. »Ich dachte, wir fahren zu Ihrem Büro.«

Jenks sauste von meinem Ohrring zum Rückspiegel. »Ganz genau«, spottete er.

Glenn kratzte sich die Bartstoppeln. »Sie führen Ihre Agentur von einem Wohnhaus aus?«

Sein herablassender Ton ging mir auf die Nerven. »So ungefähr. Parken sie einfach irgendwo hier.«

Er hielt vor Keasleys Haus, der in der Nachbarschaft als der »weise Alte« bekannt war. Keasley verfügte sowohl über die medizinische Ausrüstung, als auch über das Know-how einer kleinen Notaufnahme und versorgte jeden, der sein Maul halten konnte. Gegenüber von seinem Haus befand sich eine kleine Kirche, deren Turm weit über zwei gigantische Eichen hinausragte. Sie stand auf mehreren Kraftzentren und hatte ihren eigenen Friedhof.

Die Idee, eine ausgediente Kirche zu mieten, kam von Ivy, nicht von mir. Ich musste mich eine Zeit lang daran gewöhnen, beim Blick aus den kleinen Buntglasfenstern meines Schlafzimmers auf Grabsteine zu schauen, aber die Küche entschädigte mich dafür, dass tote Menschen im Garten lagen.

Glenn stellte den Motor ab, und absolute Stille breitete sich aus. Bevor ich aus dem Auto stieg, scannte ich die Vorgärten der Nachbarschaft. Diese Vorsichtsmaßnahme hatte ich mir vor nicht allzu langer Zeit angewöhnt, als ich noch auf der Abschussliste der I. S. stand. Es war sicherlich nicht unklug, sie beizubehalten. Wie so oft saß der alte Keasley auf seiner Veranda, wippte in seinem Schaukelstuhl und behielt die Straße im Auge. Ich winkte ihm zu, und er erwiderte den Gruß mit erhobener Hand. Falls nötig, hätte er mich vor Gefahren gewarnt, aber da alles in Ordnung war, stieg ich aus und öffnete die Hintertür, um den Fischkanister zu holen.

»Ich mache das schon, Madam«, sagte Glenn und schlug die Fahrertür zu. Über das Autodach hinweg sah ich ihn genervt an. Das hier versprach anstrengend zu werden. »Vergiss die Madam, ich heiße Rachel.«

Seine Aufmerksamkeit richtete sich auf einen Punkt hinter mir, und plötzlich wirkte sein Gesicht angespannt. Das Schlimmste erwartend, drehte ich mich um - und musste lachen. Eine kleine Traube Pixiekinder kam angefliegen und plapperte so schrill und schnell, dass man kein Wort verstand. Sie hatten Papa Jenks vermisst - wie immer.

Meine schlechte Laune löste sich in Luft auf, als die umherflitzenden goldenen und grünen Silhouetten ihren Vater in einen farbenfrohen Alptraum einhüllten, der von Disney hätte stammen können. Glenn nahm die Sonnenbrille ab und betrachtete das Spektakel mit geweiteten Augen und aufgerissenem Mund.

Schließlich piff Jenks grell, und die Horde rückte ein wenig ab, sodass ich ihn direkt vor mir erkennen konnte. »Rachel, ich bin hinten im Garten, falls du mich brauchst.«

»Alles klar.« Ich sah zu Glenn hinüber und flüsterte: »Ist Ivy zu Hause?«

Der Pixie folgte meinem Blick und grinste breit. Ohne Zweifel malte er sich mit höllischer Vorfreude aus, was passieren würde, wenn Ivy und Captain Eddens Sohn aufeinandertrafen. Jax, Jenks ältester Sohn, flog zu uns herüber. »Nein, Ms. Morgan.« Da er gerade im Stimmbruch war, versuchte er besonders tief und männlich zu sprechen. »Sie macht ein paar Besorgungen. Einkaufen, zur Post und zur Bank. Sie hat gesagt, dass sie bis fünf zurück ist.«

Zur Bank, dachte ich schuldbewusst. Sie sollte doch warten, bis ich den Rest der Miete zusammengekratzt hatte. »Bis dann, Ms. Morgan«, schrie Jax und sauste zu seinen Geschwistern, die ihren Vater hinter die Kirche und bis zu dem Baumstumpf eskortierten, den Jenks mit seiner großen Familie bewohnte.

Ich unterdrückte eine bissige Bemerkung und schüttelte den Kopf, als Glenn um den Wagen herumging und mir anbot, den Kanister zu tragen. So schwer ist der auch nicht,

dachte ich und warf ihn mir über die Schulter. Ich begann mich schuldig zu fühlen, dass ich Jenks erlaubt hatte, ihn anzupixen. Aber da konnte ich ja noch nicht wissen, dass ich für ihn den Babysitter spielen würde. »Komm doch mit rein«, sagte ich und ging über die Straße auf die ausladende Steintreppe zu.

Er blieb unvermittelt stehen. »Du lebst in einer Kirche?«

Ich runzelte die Stirn. »Ja, aber ich habe keine Voodoopuppen unter dem Kopfkissen.«

»Häh?«

»Vergiss es.«

Glenn murmelte etwas und verstärkte dadurch irgendwie mein Schuldgefühl. »Danke, dass du mich nach Hause gebracht hast.« Ich erklomm die Stufen und öffnete ihm den rechten Flügel der schweren Holztür. Als er nichts sagte, wiederholte ich: »Wirklich, vielen Dank.«

Zögerlich stand er auf der Türschwelle und starrte mich an. Ich hatte keine Ahnung, was in seinem Kopf vorging. »Nichts zu danken«, meinte er schließlich unverbindlich.

Ich führte ihn durch das Foyer in den leeren Altarraum. Bevor wir die Kirche übernahmen, hatte sie eine Kindertagesstätte der Gemeinde beherbergt. Man hatte die Bänke und den Altar entfernt, damit die Kids genügend Platz zum Spielen hatten. Die Buntglasfenster und das Podium am Ende des großen Raums waren die letzten Überbleibsel der kirchlichen Ausstattung. Der Schatten eines großen, schon lange verschollenen Kreuzes zeichnete sich an der Wand ab und erinnerte an den ursprünglichen Sinn und Zweck des

Gebäudes. Während Glenns Blicke umherschweiften, legte ich den Kopf in den Nacken, schaute zur Decke hoch und gab mich dieser neuen Perspektive hin. Es war sehr still. Ich hatte ganz vergessen, wie friedlich es hier war.

Ivy hatte fast den ganzen Raum mit Turnmatten ausgelegt und nur einen schmalen Gang vom Foyer zu den hinteren Zimmern frei gelassen. Wir trainierten mindestens einmal in der Woche Kampfsport, um fit zu bleiben, da wir ja nun beide unabhängig und nicht mehr jeden Abend im Einsatz waren. Nach jedem dieser Kämpfe war mein ganzer Körper mit Schrammen übersät, und ich schwitzte wie die Hölle, während Ivy völlig entspannt dastand und nicht einmal außer Atem war.

Ivy war ein lebender Vampir - so lebendig wie ich selbst und im Besitz einer Seele. Sie wurde von ihrer damals noch lebenden Mutter mit dem Vampirvirus infiziert.

Allerdings musste sie nicht bis zum Ende ihres Lebens warten, bis das Virus aktiv wurde und sie veränderte. Bis zu ihrem Tod war Ivy zwischen der Welt der Lebenden und der der Toten gefangen, erst dann würde sie zu einer wahren Untoten werden. Als lebender Vampir besaß sie eine Seele und konnte sich im Tageslicht bewegen, ohne Schmerzen beten und - falls sie es wollte - auf geweihter Erde leben, was sie nun vor allen Dingen deshalb tat, weil es ihre Mutter zur Weißglut brachte. Von der Welt der Toten kamen ihre kleinen, aber ungeheuer scharfen Eckzähne, die Fähigkeit ihre Opfer in einen Bann zu ziehen - was mir eine Höllenangst einjagte -, und die Macht, diejenigen, die es

zuließen, zu beherrschen. Ihre überirdische Kraft und Schnelligkeit waren zwar noch nicht so stark ausgeprägt wie bei einem Untoten, aber meinen Fähigkeiten immer noch haushoch überlegen. Im Gegensatz zu den toten Vampiren brauchte Ivy kein Blut, um bei Verstand zu bleiben, aber sie hatte einen beunruhigend starken Hunger danach, den sie jedoch bekämpfte und unterdrückte, da sie zu den wenigen Vampiren gehörte, die dem Blut abgeschworen hatten. Sie hatte wahrscheinlich eine interessante Kindheit hinter sich, aber bis heute hatte ich nicht den Mut aufgebracht, sie danach zu fragen.

»Komm mit in die Küche«, wies ich Glenn an und passierte den steinernen, verzierten Türbogen, der zu den hinteren Räumen der Kirche führte. Als wir an meinem Badezimmer vorbeikamen, setzte ich die Sonnenbrille ab. Früher war es die Herrentoilette gewesen. Wir ersetzten das übliche Inventar durch eine Waschmaschine und einen Trockner, ein kleines Spülbecken und eine Dusche. Die ehemalige Damentoilette auf der anderen Seite des Flurs war in ein konventionelles Bad mit einer großen Badewanne verwandelt worden. Es gehörte Ivy. Getrennte Badezimmer machten das Zusammenleben deutlich einfacher.

Die Art, wie Glenn stumm zu urteilen schien, passte mir nicht, und ich schloss im Vorbeigehen die Türen von Ivys und meinem Schlafzimmer. Sie dienten früher als Arbeitszimmer für die Geistlichen. Glenn schlurfte mir nach, als ich in die Küche ging, und brauchte dann einen Moment, um alles in sich aufzunehmen. So ging es den meisten Leuten, die uns

besuchten.

Die Küche war unglaublich geräumig, sie war einer der Gründe, warum ich allein mit einem Vampir in eine Kirche gezogen war. Hier gab es zwei verschiedene Herde, einen riesigen Kühlschrank und eine monströse frei stehende Arbeitsplatte, über der ein Metallgestell mit glänzenden Kochutensilien und Töpfen hing. Der verchromte Stahl blendete einen förmlich, und man hatte mehr als genug Bewegungsfreiheit zum Arbeiten. Abgesehen von meinem Siamesischen Kampffisch, der in einem Kognakschwenker auf der Fensterbank schwamm und dem großen, uralten Tisch, auf dem Ivy ihren PC eingerichtet hatte, sah unsere Küche aus wie das Set einer Fernsehkochshow. Niemand hätte im Hinterzimmer einer Kirche so eine Ausstattung erwartet - es war der Traum einer jeden Hexe.

Ich stellte den Fischkanister auf dem Tisch ab. »Setz dich doch«, lud ich Glenn ein. Es wurde höchste Zeit, die Howlers anzurufen. »Ich bin gleich wieder da.« Ich zögerte und erinnerte mich an meine guten Manieren. »Möchtest du etwas trinken... oder sonst etwas?«

Ich konnte nicht die kleinste Gefühlsregung an ihm erkennen. »Nein, Madam.« Seine steife Stimme triefte vor Sarkasmus. Ich hätte ihm am liebsten eine geknallt und ihm dann geraten, sich mal ein bisschen zu entspannen.

Mit seiner Einstellung würde ich mich später beschäftigen. Jetzt musste ich erst die Howlers anrufen.

»Jetzt setz dich schon hin«, drängte ich ihn, wobei ich es nicht ganz schaffte, meine Gereiztheit zu überspielen. »Ich

bin gleich zurück.«

Das Wohnzimmer lag der Küche genau gegenüber, auf der anderen Seite des Flurs. Während ich in meiner Tasche nach der Telefonnummer der Howlers kramte, hörte ich die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter ab.

»Hey, Ray-Ray. Ich bin's«, ertönte Nicks mechanisch verzerrte Stimme. Ich warf einen kurzen Blick in den Flur und drehte dann die Lautstärke runter, damit Glenn nicht mithören konnte. »Ich hab sie bekommen. Rechts außen, dritte Reihe von hinten. Jetzt musst du nur noch dein Versprechen wahr machen und die Backstage-Pässe besorgen.« Nach einer Pause fuhr er fort: »Ich kann immer noch nicht glauben, dass du ihn kennst. Wir hören uns.«

Als die Nachricht endete, seufzte ich schwer. Ich hatte Takata vor vier Jahren kennengelernt. Er hatte mich während der Proben zu einem Sonnenwendkonzert auf den Rängen entdeckt. Als mich ein dicker Tiermensch im Crew-T-Shirt abholte, dachte ich schon, ich würde rausgeschmissen, aber stattdessen begleitete er mich, während die Vorgruppe spielte, in den Backstage-Bereich.

Es stellte sich heraus, dass Takata mein gekräuselteres Haar gesehen hatte und wissen wollte, ob die Locken natürlich oder angezaubert waren, und ob es einen geeigneten Zauber gäbe, um eine so wilde Mähne zu bändigen. Ich war hin und weg von seinem Charisma, stotterte mir etwas zurecht und gab schließlich zu, dass es meine ganz normale Frisur war, wenn auch ein wenig aufpoliert. Danach gab ich ihm einen Zauber, den meine Mutter und ich während

meiner gesamten High-School-Zeit weiterentwickelt hatten, um das Chaos auf meinem Kopf im Zaum zu halten. Er lachte und rollte eines seiner blonden Dreadlocks auf, um mir zu beweisen, dass seine Haare noch unbändiger waren und bei der kleinsten statischen Ladung in alle Richtungen abstanden. Seit dieser Begegnung habe ich nie mehr versucht, mein Haar zu glätten.

Meine Freunde und ich schauten uns die Show vom Backstage-Bereich aus an, und danach lud mich Takata zu einer wilden Jagd durch die Straßen von Cincinnati ein, wobei wir die ganze Nacht versuchten, seinen Bodyguards das Leben schwer zu machen. Ich war mir sicher, dass er sich an mich erinnern würde, hatte aber überhaupt keine Ahnung, wie ich mit ihm in Kontakt kommen sollte. Ich konnte ihn ja schlecht einfach anrufen und sagen: »Erinnerst du dich an mich? Bei dem Sonnwendkonzert vor vier Jahren haben wir Kaffee getrunken und uns über das Zähmen widerspenstiger Locken unterhalten.«

Während ich weiter an dem Anrufbeantworter herumfingerte, musste ich grinsen. Für einen so alten Typen war er wirklich in Ordnung. Damals war für mich allerdings jeder über dreißig steinalt.

Bis auf Nicks Nachricht war das Band leer. Als ich das Telefon nahm und die Nummer der Howlers wählte, wurde ich plötzlich unruhig, und als das Freizeichen ertönte, spielte ich nervös mit meinem Shirt. Nach der Jagd mit den Tiermenschen wurde es höchste Zeit für eine Dusche.

Am anderen Ende der Leitung gab es ein Klicken und eine

tiefe Stimme knurrte: »Ja. Sie sind bei den Howlers gelandet.«

»Coach«, rief ich, die Stimme des Tiermenschen erkennend, »ich habe gute Neuigkeiten.«

Es entstand eine kurze Pause. »Wer ist da? Woher haben Sie diese Nummer?«

»Hier spricht Rachel Morgan«, erklärte ich langsam, »von Vampirische Hexenkunst.«

»Wer von euch Idioten hat den Escortservice angerufen? Ihr seid Starathleten, verdammt noch mal. Könnt ihr euch nicht selbst ein paar Puppen aufreißen? Müsst ihr euch unbedingt welche bestellen?«

»Moment mal«, sagte ich, bevor er auflegen konnte. »Ihr habt mich gebucht, damit ich euer Maskottchen wiederbeschaffe.«

»Oh!« Im Hintergrund waren Kriegsschreie zu hören. »Stimmt.«

Ich stellte mir kurz vor, wie Ivy wohl auf den Vorschlag reagieren würde, unseren Firmennamen zu ändern. Da sie schon eintausend Hochglanz-Visitenkarten, eine ganzseitige Anzeige im Branchenbuch und die passenden Becher in Übergröße mit dem Namen in Gold bestellt hatte, wäre sie wohl wenig begeistert. Dann wohl nicht.

»Ich habe euren Fisch«, meinte ich und konzentrierte mich wieder auf das Gespräch. »Wann kann ihn jemand abholen?«

»Oh«, murmelte der Coach. »Hat man Sie nicht angerufen?«

Mir fiel die Kinnlade runter. »Nein.«

»Als das Aquarium gereinigt wurde, hat einer der Typen den Fisch in einen anderen Behälter gesetzt. Sie war gar nicht verschwunden.«

Sie? Der Fisch war ein Weibchen? Wie konnten die das denn erkennen?

Jetzt war ich wirklich sauer. Ich war vollkommen umsonst in das Büro eines Werwolfs eingebrochen. »Nein«, entgegnete ich eisig. »Man hat mich nicht angerufen.«

»Mmmm. Das tut mir leid. Trotzdem vielen Dank für Ihre Hilfe.«

»Hey! Einen Moment mal«, schrie ich. Der Typ wollte mich einfach abwimmeln. »Ich habe ganze drei Tage in die Planung investiert. Ich habe mein Leben riskiert!«

»Wir wissen das ja auch zu schätzen, aber...«

Ich stampfte wütend durch den Raum und starrte durch die schulterhohen Fenster in den Garten hinaus. Auf den dahinter liegenden Grabsteinen spiegelte sich die Sonne. »Das glaube ich aber nicht, *Coach*. Jetzt reden wir mal Klartext!«

»Aber sie war doch nie verschwunden.« Der ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Sie haben nicht unseren Fisch. Es tut mir leid.«

»Mit einer Entschuldigung kann ich die Tiermenschen nicht von meiner Fährte abbringen.« Wutschnaubend umkreiste ich den Kaffeetisch.

»Wie wäre es«, sagte er beschwichtigend, »wenn ich Ihnen einige Tickets für das bevorstehende Trainingsspiel schicke.«

»Tickets?« Diese Dreistigkeit verblüffte mich wirklich.

»Dafür, dass ich bei Mr. Ray eingebrochen bin?«

»Simon Ray?«, fragte der Coach ungläubig. »Sie sind in Simon Rays Büro eingebrochen? Verdammt, das ist eine starke Nummer. Na dann, auf Wiedersehen.«

»Nein, warten Sie«, schrie ich, hörte aber nur noch, wie der Hörer aufgelegt wurde. Ich starrte das summende Telefon an. Wussten die denn nicht, wer ich war? Wussten sie nicht, dass ich sie verhexen konnte - ihre Schläger brechen lassen, und selbst die einfachsten Bälle ins Aus schicken konnte? Dachten die wirklich, ich würde einfach so dasitzen und gar nichts tun, wenn sie mir die Kohle für die Miete schuldeten?

Mit einem Gefühl der Hilflosigkeit ließ ich mich in Ivys grauen Ledersessel fallen. »Ja, genau«, flüsterte ich. Für Sprüche ohne direkten Kontakt benötigte man einen Zauberstab. Meine College-Ausbildung umfasste keine Herstellung von Stäben, nur Zaubertränke und Amulette. Es war eine äußerst schwierige Prozedur und ich hatte keine Erfahrung, geschweige denn ein Rezept. Wahrscheinlich wussten diese Kerle ziemlich genau, wer ich war.

Aus der Küche hörte ich das quietschende Geräusch eines Schuhs, der über das Linoleum glitt. Verdammt. Glenn hatte die ganze Sache mitangehört. Peinlich berührt erhob ich mich aus dem Sessel. Ich würde das Geld schon irgendwo auftreiben. Ich hatte noch fast eine ganze Woche.

Als ich in die Küche kam, drehte sich Glenn um. Er stand neben dem Kanister mit dem nun nutzlos gewordenen Fisch. Vielleicht konnte ich den Koi verkaufen? Ich legte das Telefon neben Ivys Computer und ging zur Spüle rüber.

»Sie können sich ruhig hinsetzen, Detective Edden. Wir bleiben noch eine Weile hier.«

»Ich heiße Glenn«, erwiderte er steif. »Die FIB-Vorschriften erlauben es nicht, dass Mitglieder einer Familie einander direkt unterstellt werden. Behalten Sie das also bitte für sich. Und jetzt werden wir zu Mr. Smathers Apartment fahren.«

Ich konnte mir ein spöttisches Lachen nicht verkneifen. »Dein Dad mag es, die Gesetze ganz individuell auszulegen, nicht wahr?«

Er runzelte die Stirn. »Ja, Madam.«

»Wir werden erst zu Dan Smathers Apartment fahren, wenn Sara Jane von der Arbeit kommt,«, stelle ich klar, schaltete dann aber einen Gang runter. Ich wollte meine Wut nicht an Glenn auslassen, er hatte mit dem Fisch-Dilemma nichts zu tun. »Hör mal, warum fährst du jetzt nicht nach Hause und holst mich dann um halb acht wieder ab?« Ich wollte vermeiden, dass Ivy ihn hier fand, während ich noch unter der Dusche war.

»Ich bleibe lieber.« Er kratzte an einem Striemen unter seiner Armbanduhr, der sich zartrosa verfärbt hatte.

»In Ordnung«, erwiderte ich missgelaunt. »Mach, was du willst. Ich werde jetzt auf jeden Fall duschen.«

Offenbar befürchtete er, dass ich ohne ihn gehen würde - womit er gar nicht so falsch lag. Ich lehnte mich aus dem Fenster über der Spüle und brüllte in den üppigen pixiegepflegten Garten hinaus: »Jenks!«

Der Pixie schoss durch das Loch im Fliegengitter. Es passierte so schnell, dass ich jede Wette eingegangen wäre,

dass er wieder mal gelauscht hatte. »Sie verlangten nach mir, Prinzessin von und zu Mief?« Er landete direkt neben Mr. Fish auf dem Fenstersims.

Ich warf ihm einen genervten Blick zu. »Würdest du Glenn den Garten zeigen, während ich dusche?«

Jenks Flügel begannen zu schwirren. »Klar doch«, antwortete er, und zog wachsam in weiten Kreisen um Glenns Kopf. »Ich werde den Babysitter spielen. Na komm, Kleiner. Du kriegst die Fünf-Dollar-Tour. Wir fangen beim Friedhof an.«

»Jenks«, warnte ich ihn. Mit einem breiten Grinsen ließ er sein blondes Haar elegant über die Augen fallen.

»Hier entlang, Glenn.« Jenks sauste in den Flur hinaus, Glenn stapfte missmutig hinterher.

Ich hörte die Hintertür zufallen und lehnte mich aus dem Fenster.

»Jenks?«

»Was?« Der Pixie flitzte irritiert zum Fenster zurück, die Stirn in Falten gelegt.

Bedächtig verschränkte ich die Arme. »Bring mir bitte einige Königskerzenblätter und Stängel vom Orangeblütigen Springkraut, falls du sie findest. Ach ja, und haben wir Löwenzahn, der noch nicht verblüht ist?«

»Löwenzahn?« Er war so überrascht, dass er fast abstürzte, fing sich aber in letzter Sekunde mit klappernden Flügeln. »Willst du auf einmal weich werden? Du machst ihm doch keinen Antijuckzauber, oder?«

Ich lehnte mich noch weiter aus dem Fenster und sah

Glenn, wie er steif unter dem Eichenbaum stand und sich den Nacken kratzte. Er sah mitleiderregend aus. Jenks hatte schon recht, wenn er mich damit aufzog, dass ich eine Schwäche für Underdogs hatte. »Besorg einfach die Zutaten, okay?«

»Na klar. In seiner jetzigen Verfassung ist er ja auch zu nichts zu gebrauchen.«

Ich musste ein Lachen unterdrücken, während Jenks aus dem Fenster und zu Glenn hinüberflog. Als der Pixie auf seiner Schulter landete, machte Glenn vor Schreck einen kleinen Luftsprung. »Hey, Glenn«, tönte Jenks lauthals. »Geh erst mal an den gelben Blumen hinter dem Steinengel vorbei. Ich will dich den restlichen Kindern vorstellen, sie haben noch nie einen FIB-Beamten gesehen.«

Ich musste schmunzeln. Falls Ivy früher nach Hause kommen würde, wäre Glenn bei Jenks in Sicherheit. Sie legte extrem großen Wert auf ihre Privatsphäre und hasste Überraschungen, besonders solche, die FIB-Uniformen trugen. Die Tatsache, dass Glenn Eddens Sohn war, machte die Sache nicht einfacher. Sie war zwar bereit, einen alten Groll auf sich beruhen zu lassen, aber wenn sie ihr Territorium bedroht sah, handelte sie ohne zu zögern. Dabei schützte sie den einzigartigen politischen Status eines Vampirs, der auf den Tod wartete, sodass sie sich Sachen leisten konnte, für die ich sofort in einer I. S.-Zelle landen würde.

Als ich mich umdrehte, fiel mein Blick auf den Fisch. »Was mache ich bloß mit dir - Bob?«, seufzte ich. Ich würde ihn auf gar keinen Fall in Mr. Rays Büro zurückbringen, aber ich

konnte ihn auch nicht länger in dem Kanister lassen. Mit einem lauten Knacken öffnete ich den Verschluss und sah die rasend schnell pulsierenden Kiemen. Er hatte schon ziemlich Schlagseite. Vielleicht sollte ich ihn in der Badewanne aussetzen?

Mit dem Kanister in der Hand eilte ich in Ivys Badezimmer. »Willkommen zu Hause, Bob«, murmelte ich und schüttete den Behälter in Ivys schwarze, luxuriöse Wanne aus. In dem gerade mal einen Zentimeter hohen Wasser schlug der Fisch hin und her. Blitzschnell drehte ich beide Hähne auf und versuchte verzweifelt die Mischung auf Raumtemperatur zu bringen. Nach einigen Minuten drehte Bob ruhig und würdevolle seine Runden. Ich drehte das Wasser ab und wartete, bis auch die letzten Tropfen aus dem Hahn geflossen waren und sich die Oberfläche beruhigt hatte. Es war ein wirklich schöner Fisch, der sich da scharf umrissen von dem schwarzen Porzellan abzeichnete: Silberne Schuppen, lange, cremefarbene Flossen und ein schwarzer Kreis auf einer Körperhälfte, der an einen abnehmenden Mond erinnerte. Mit den Fingerspitzen planschte ich im Wasser, und er raste zum anderen Ende der Wanne.

Danach ging ich über den Flur in mein Badezimmer, holte mir frische Klamotten aus dem Trockner und stieg in die Dusche. Während ich darauf wartete, dass das Wasser warm wurde, löste ich die kleinen Knötchen in meinen Haaren. Dabei fiel mein Blick auf die drei reifenden Tomaten, die auf der Fensterbank standen. Ich zuckte zusammen. Gut, dass sie weit genug weg standen - Glenn hatte sie

höchstwahrscheinlich nicht gesehen. Eine Pixiefrau hatte sie mir als Bezahlung gegeben, weil ich sie über den Fluss auf die andere Seite Cincinnatis brachte. Sie befand sich auf der Flucht vor einer Zwangsehe. Zwar waren Tomaten nicht mehr illegal, aber es zeugte von schlechtem Geschmack, sie beim Besuch eines Menschen offen zu zeigen. Vor über vierzig Jahre war ein Viertel der Weltbevölkerung durch ein vom Militär entwickeltes Virus getötet worden. Es verschwand aus einem der Versuchslabore und nistete sich einer genetisch veränderten Tomatensorte ein. Bevor die Verantwortlichen das Verschwinden des Virus bemerken konnten, waren die Tomaten schon auf dem Weg in die ganze Welt. Dank der internationalen Luftfahrt verbreitete sich das Virus auf der ganzen Welt - der *Wandel* begann.

Das künstlich hergestellte Virus wirkte sich auf die Inderlander unterschiedlich aus. Hexen, Untote und die kleineren Spezies wie Pixies und Fairys wurden, bis auf ganz wenige Ausnahmen, überhaupt nicht angegriffen. Tiermenschen, lebende Vampire, Leprechauns und ähnliche Gattungen bekamen nur eine Grippe. Die Menschen starben in Scharen, wie auch die Elfen, die durch ihre Angewohnheit, ihre Bevölkerungszahl durch Kreuzung mit menschlichen Genen zu erhöhen, für das Virus empfänglich geworden waren.

Die USA wären, genau wie die Länder der Dritten Welt, ins Chaos gestürzt, hätten nicht die Inderlander geholfen, das Virus aufzuhalten. Sie verbrannten die Toten und achteten darauf, die Zivilisation aufrechtzuerhalten, bis die

verbliebenen Menschen ihre Trauer hinter sich gelassen hatten. Das Geheimnis unserer Existenz wurde bedroht, als die Frage auftauchte, warum wir gegen das Virus immun waren. Ein charismatischer lebender Vampir namens Rynn Cormel wies schließlich darauf hin, dass die gesamte Inderlanderpopulation ebenso groß war wie die Zahl der überlebenden Menschen. Man fasste einen Entschluss, der fast einstimmig akzeptiert wurde - wir outeten uns als Inderlander, um ganz offen unter den Menschen leben zu können, deren Lebensstil wir aus Sicherheitsgründen so lange nachgeahmt hatten.

Auf den *Wandel*, wie dieser Umbruch von nun an genannt wurde, folgten drei alptraumhafte Jahre. Die Menschen projizierten die Angst, die sie eigentlich vor uns hatten, auf die überlebenden Bioingenieure und verurteilten sie in Gerichtsverfahren, die eigentlich nur als Legitimation für Mord bezeichnet werden können, zum Tode. Sie gingen sogar noch weiter und verbannten alle genetisch manipulierten Produkte sowie die gesamte Biotechnologie. Eine zweite, langsamere Todeswelle folgte, da die Medikamente zur Behandlung diverser Krankheiten von Alzheimer bis hin zu Krebs nicht länger verfügbar waren. Tomaten wurden von den Menschen heute immer noch wie Gift behandelt, obwohl das Virus schon längst ausgerottet war. Falls man sie nicht selbst im Garten anbaute, musste man sich auf die Suche nach einem Spezialitätengeschäft machen.

Mit einem Stirnrunzeln betrachtete ich die roten Früchte,

an denen das Kondenswasser der Dusche abperlte. Es wäre vielleicht gar nicht dumm, sie mit in die Küche zu nehmen, um Glenns Reaktion zu testen. Das könnte eine gute Vorbereitung auf den Besuch bei Piscarys sein. Einen Menschen in ein Inderlander-Restaurant zu schicken, gehörte nicht unbedingt zu den brilliantesten Ideen des FIB.

Wenn er sich danebenbenahm, würden wir nicht nur keine Informationen, sondern eventuell stattdessen Lokalverbot bekommen, oder Schlimmeres.

Ich prüfte die Temperatur des Wassers und schob mich mit einigen Schmerzenslauten unter den prasselnden Strahl.

Zwanzig Minuten später stand ich eingewickelt in ein großes, pinkes Badetuch vor der Frisierkommode aus Spanholz, auf der unzählige Parfümfläschchen ordentlich aufgereiht standen. Am Spiegel steckte noch das verschwommene Bild des Howler-Fischs. Er sah genauso aus wie Bob.

Die fröhlichen Schreie der Pixiekinder drangen durch das offene Fenster und besänftigten meine miese Laune. Nur wenige Pixies konnten es sich leisten, in der Stadt Kinder großzuziehen. Jenks hatte mehr Kampfgeist, als man auf den ersten Blick vermutete. Er hatte schon früher getötet, um seinen Garten zu verteidigen, damit seine Kinder nicht verhungern mussten. Es tat gut, ihre lauten, glücklichen Stimmen zu hören - der Klang vermittelte familiäre Geborgenheit.

»Welcher Duft war es noch gleich?« Mit den Fingern glitt ich über die Flakons und versuchte krampfhaft, mich zu

erinnern, mit welchem Parfüm Ivy und ich gerade experimentierten. Wann immer sie ein neues Fläschchen fand, das ich ausprobieren sollte, tauchte es kommentarlos in der Sammlung auf.

Ich griff nach einem der Flakons und ließ ihn prompt fallen, als Jenks direkt neben meinem Ohr rief: »Das nicht!«

»Jenks!« Fuchsteufelswild presste ich das Handtuch an den Körper und drehte mich um. »Verschwinde gefälligst aus meinem Zimmer!«

Als ich ihn mir schnappen wollte, wich er mir blitzschnell aus. Mit einem breiten Grinsen schaute er auf das Stück Bein, das unter dem Tuch hervorschaute. Lachend umkreiste er mich und landete schließlich auf einer Flasche. »Das hier hat sich bewährt«, meinte er. »Und übrigens brauchst du jede erdenkliche moralische Unterstützung, wenn du Ivy erzählst, dass du wieder hinter Trent her bist und ihn listnageln willst.«

Mit einem mürrischen Grummeln schnappte ich mir das Parfüm. Jenks erhob sich mit einem schnellen Flügelschlag in die Luft, wobei der Pixiestaub vor den glitzernden Fläschchen wie ein Regenbogen aufleuchtete.

»Danke«, antwortete ich verdrießlich, wohl wissend, dass sein Geruchssinn meinem um Längen überlegen war. »Und jetzt verzieh dich. Nein, warte mal.« Er verharrte vor dem kleinen Buntglasfenster, und ich machte mir eine gedankliche Notiz, das Pixieloch im Fliegengitter abzukleben. »Wer bewacht Glenn?«

Jenks glühte förmlich vor elterlichem Stolz. »Jax. Sie sind im Garten. Glenn hat ein Gummiband und schießt für die

Kinder Wildkirschkerne in die Luft, die sie dann fangen müssen, bevor sie den Boden erreichen.«

Ich war so überrascht, dass ich fast mein triefnasses Haar und die Tatsache, dass ich außer einem Badetuch nichts anhatte, vergessen hätte, und mir das ansehen gegangen wäre. »Er spielt mit deinen Kindern?«

»Ja, er ist gar nicht so übel - wenn man ihn erst mal näher kennt.« Jenks verdrückte sich durch das Pixieloch. »Ich schick ihn in ungefähr fünf Minuten rein, okay?«

»Lieber zehn«, korrigierte ich, aber er hatte sich schon aus dem Staub gemacht. Ich schloss das Fenster, verriegelte es und überprüfte die Vorhänge zweimal. Bei Jenks wusste man ja nie. Dann nahm ich das von ihm empfohlene Fläschchen und tupfte mir das Parfüm hinter die Ohren. Der Duft von Zimt breitete sich aus. Ivy und ich waren nun schon seit drei Monaten verzweifelt auf der Suche nach einem Aroma, das ihren Körpergeruch, der sich immer mit meinem vermischte, überdecken konnte. Dieses hier war noch eines der angenehmeren Sorte.

Vampire, egal, ob untote oder lebende, wurden von ihren Instinkten gesteuert, die durch Pheromone und Gerüche aktiviert wurden. Sie waren noch stärker dem Diktat ihrer Hormone unterworfen als ein Pubertierender. Vampire verströmten einen kaum wahrnehmbaren und extrem haftenden Geruch. Es war eine territoriale Markierung, die anderen Vampiren riet, sich besser fernzuhalten. Viel subtiler als das Revierverhalten der Hunde, stellte sie im Zusammenleben doch ein ständiges Problem dar, denn Ivys

Geruch hing an mir. Sie hatte mir einmal erklärt, dass es ein biologischer Automatismus war, der die Lebenserwartung eines Schattens erheblich verlängerte, da er andere Vamps vom Wildern abhielt. Ich war zwar nicht ihr Schatten, aber trotzdem hatten wir das Problem. Kurz gesagt, bedeutete es, dass die Vermischung unserer natürlichen Körpergerüche wie ein Blutaphrodisiakum wirkte. Egal, ob Ivy praktizierte oder nicht, es stellte für sie immer eine Versuchung dar, die es ihr erschwerte, ihre Instinkte zu unterdrücken.

Die Frage, warum ich immer noch bei ihr blieb, hatte zu dem einzigen großen Streit geführt, den Nick und ich bisher gehabt hatten. Sie war eine ständige Bedrohung für meinen freien Willen, und Nick verstand nicht, warum ich das Risiko einging, dass Ivy vielleicht in irgendeiner Nacht den Schwur der Blutabstinenz brechen und ich sie dann nicht abwehren könnte. Doch ich war einfach stolz darauf, dass sie mich als ihre Freundin betrachtete. Die Tatsache, dass sie mir gegenüber den eisernen Griff, mit dem sie ihre Gefühle unter Verschluss hielt, lockerte und mich an sich heranließ, war überwältigend. Sie war der beste Runner, den ich je gesehen hatte, und mir schmeichelte es, dass sie eine vielversprechende Karriere bei der LS. aufgegeben hatte, um mit mir zusammenzuarbeiten - und mir hin und wieder den Arsch zu retten.

Ivy war besitzergreifend, dominant und unberechenbar. Sie hatte aber auch den stärksten Willen, den ich je bei einem Menschen oder Inderlander gesehen hatte. Sie führte einen Kampf gegen sich selbst, in dem ein Sieg den Verlust eines

Lebens nach dem Tod bedeutete. Und sie war bereit zu töten, um mich, ihre Freundin, zu beschützen. Mein Gott, wie sollte man so ein Wesen verlassen?

Abgesehen von der Zeit, die wir allein verbrachten und in der sie sich vor Diskriminierung sicher fühlen konnte, gab sie sich cool und unnahbar oder verfiel in die klassische Vampirrolle voll sexueller Dominanz. Ich hatte entdeckt, dass sie sich so von ihren Gefühlen abkapseln konnte. Sie hatte Angst vor ihrer weichen Seite, denn wenn diese überhandnahm, lief sie Gefahr, die Kontrolle zu verlieren. Ivy hatte sich in gewisser Weise mit mir verbunden, lebte durch mich, um ihre mentale Stabilität zu gewährleisten. Gemeinsam mit mir stolperte sie durchs Leben und genoss den Enthusiasmus, mit dem ich alles durchzog - vom Kauf reduzierter roter Highheels bis zum Lernen eines Spruchs, mit dem ich die bösen Jungens von den Beinen holen konnte. Als meine Finger über den Flakons schwebten, die sie mir gekauft hatte, stellte ich mir die Frage, ob Nick vielleicht doch recht hatte und unsere Beziehung in Regionen abgleiten könnte, die ich nicht betreten wollte.

Ich zog mich schnell an und ging zurück in die leere Küche. Die Uhr über dem Spülbecken verriet mir, dass es kurz vor vier war. Ich hatte noch jede Menge Zeit, um für Glenn einen Zauber zu brauen, bevor wir losmussten.

Ich zog eines meiner Zauberbücher unter der Arbeitsplatte hervor und setzte mich auf meinen Platz an Ivys antikem Küchentisch. Voller Zufriedenheit öffnete ich den vergilbten Wälzer. Der durch das Fenster hereinströmende frische

Luftzug prophezeite eine kalte Nacht. Ich liebte es einfach, hier in meiner Traumküche zu arbeiten, umgeben von geheiligtem Boden mit seinem Schutz vor unliebsamen Eindringlingen.

Der Antijuckzauber war leicht zu finden, denn die von alten Flecken übersäte Seite war umgeknickt. Ich ließ das Buch offen und stand auf, um mir den kleinsten Kupferkessel und die Porzellanlöffel zu holen. Es kam nicht oft vor, dass ein Mensch ein Amulett tragen wollte. Aber wenn Glenn mir bei der Zubereitung zuschauen konnte, würde er sich vielleicht dazu überwinden. Sein Vater hatte einmal ein Schmerzamulett von mir angenommen.

Ich füllte gerade das Quellwasser in den Messzylinder, als ich am Hintereingang das Geräusch von schlurfenden Schuhen hörte. »Hallo? Ms. Morgan?«, rief Glenn, als er klopfte und dann die Tür öffnete. »Jenks hat mir gesagt, dass ich reinkommen kann.«

Ich starrte konzentriert auf die Skala des Zylinders. »Ja, in die Küche«, erwiderte ich.

Glenn schlich nervös durch die Tür. Er betrachtete verblüfft mein frisches Outfit, wobei seine Augen von den pinken Plüschpantoffeln über die schwarzen Nylons und den dazu passenden Minirock bis zur roten Bluse und der schwarzen Schleife wanderten, die mein nasses Haar zusammenhielt. Ich wollte bei dem abendlichen Treffen mit Sara Jane natürlich einen guten Eindruck machen.

Glenn hielt ein Bündel Königskerzenblätter, ein paar Stängel des Orangeblütigen Springkrauts und

Löwenzahnblüten in seinen Händen. Er sah ziemlich verlegen aus. »Jenks, ah, der Pixie hat gesagt, dass sie das hier haben wollten, Madam.«

Mit einem Nicken deutete ich in Richtung der Arbeitsplatte. »Danke, du kannst die Zutaten da drauf legen. Und jetzt setz dich hin.«

Hastig stelzte er durch den Raum und legte das Grünzeug ab. Nach einem kurzen Zögern zog er Ivys geheiligten Stuhl unter dem Tisch hervor und machte es sich darauf bequem. Er hatte seine Jacke ausgezogen, und sein nun deutlich sichtbares Pistolenhalfter wirkte bedrohlich. Allerdings hatte er die Krawatte gelockert und den obersten Knopf seines gestärkten Hemds geöffnet, aus dem ein paar schwarze Brusthaare hervorlugten.

»Wo ist deine Jacke?«, fragte ich vorsichtig, um herauszufinden, in welcher Stimmung er sich befand.

»Die Kids...« Er zögerte. »Die Pixiekinder benutzen sie als Fort. Sie spielen Cowboy und Indianer.«

»Oh.« Um mein Lächeln zu verbergen, durchstöberte ich das Gewürzregal nach einer Phiole Schöllkrautsirup. Jenks Fähigkeit, einem den letzten Nerv zu rauben, war umgekehrt proportional zu seiner Körpergröße. Das Gleiche galt für seine Verlässlichkeit in Freundschaften. Offensichtlich hatte Glenn Jenks' Vertrauen gewonnen. Wer hätte das gedacht?

Beruhigt darüber, dass seine Knarre mich nicht einschüchtern sollte, gab ich einen Schuss Schöllkraut in die Mischung und wischte dann den Porzellanlöffel gründlich ab, um auch den letzten Rest der klebrigen Flüssigkeit

loszuwerden. Auf einmal breitete sich eine drückende Stille aus, die durch das dumpfe Geräusch des sich entzündenden Gases noch verstärkt zu werden schien. Als bei einer Handbewegung die hölzernen Amulette an meinem Armband leise klapperten, konnte ich förmlich spüren, wie sich sein Blick darauf heftete. Das Kruzifix sprach für sich, aber wenn er den Sinn und Zweck der anderen Anhänger erfahren wollte, musste er mich schon fragen. Ich besaß nur noch drei armselige Amulette - die anderen waren verbrannt, als Trent den Zeugen, der sie trug, mit einer Autobombe tötete.

Das Gebräu auf dem Dreifuß begann zu kochen und Glenn hatte immer noch kein Wort über die Lippen gebracht.

»So-o-o-o«, sagte ich gedehnt. »Bist du schon lange beim FIB?«

»Ja, Madam.« Das war ja eine tolle Antwort: kurz, zurückhaltend und herablassend.

»Hör endlich mit dem Madam-Scheiß auf! Nenn mich einfach Rachel.«

»Ja, Madam.«

Oh Mann, dachte ich. Das konnte ja noch ein lustiger Abend werden.

Genervt schnappte ich mir die Königskerzenblätter. Ich stopfte das Gewächs in den von grünen Schlieren durchzogenen Mörser, zerdrückte es mit aller Kraft und warf es anschließend in das Gebräu. Dann wartete ich einen Moment lang, damit der Brei die Creme aufsaugen konnte. *Warum quäle ich mich hier eigentlich ab, um ihm einen*

Zauber zu machen? Er wird ihn doch sowieso nicht anwenden.

Das Gebräu hatte nun den Siedepunkt erreicht, und ich drehte die Flamme runter, um es noch weitere drei Minuten ziehen zu lassen. Ich stellte meinen heiß geliebten kuhförmigen Timer ein. Als ich mich mit dem Rücken an die Ecke der Arbeitsplatte lehnte, beobachtete mich Glenn ruhig und mit vorsichtigem Misstrauen. »Ich braue dir gerade etwas gegen den Juckreiz. Ich weiß zwar nicht warum, aber du tust mir leid.«

Sein Gesicht wurde hart. »Captain Edden hat mir den Befehl gegeben, dich mitzunehmen. Ich brauche deine Hilfe nicht.«

Wütend holte ich Luft, um ihm zu sagen, dass er mir mal den Besenstiel runterrutschen könne, aber dann hielt ich lieber die Klappe. »Ich brauche deine Hilfe nicht« war bis vor Kurzem auch mein Mantra gewesen. Aber Freunde machten das Leben doch wesentlich einfacher. Gedankenverloren zog ich die Augenbrauen hoch. Was hatte Jenks damals angestellt, um mich eines Besseren zu belehren? Oh, ja. Geflucht und mir gezeigt, wie dumm ich war.

»Wenn es nach mir geht, kannst du dich *wandeln*.« In meiner Stimme klang unterschwelliger Hohn mit. »Aber Jenks hat dich angepixt und mir erzählt, dass du darauf sehr empfindlich reagierst. Der Staub breitet sich über dein Lymphsystem im ganzen Körper aus. Willst du dich etwa eine Woche lang kratzen? Nur weil du zu stur bist, um einen lächerlichen Zauber anzunehmen? Das hier ist Kinderkram!« Ich schnipste mit einem Fingernagel gegen den Kupferkessel.

»Nichts anderes als eine Aspirin, und genauso billig.« Natürlich kostete das Amulett erheblich mehr, aber Glenn würde es sicherlich nicht annehmen, wenn er wüsste, wie viel man dafür in einem Zauberladen hinblättern musste, immerhin war es ein medizinischer Zauber der Stufe zwei. Eigentlich hätte ich für die Herstellung einen magischen Kreis schließen müssen, aber dazu muss man in Kontakt mit dem Jenseits treten. Und wenn Glenn mich unter dem Einfluss einer Kraftlinie erlebt hätte, wäre er sicherlich total ausgeflippt.

Der Detective wich meinem Blick aus, und sein Bein zuckte seltsam. Wahrscheinlich wollte er sich nicht durch die Hose kratzen und hampelte deswegen so rum. Der Timer klingelte, oder besser gesagt muhte, und ich machte mich wieder an die Arbeit, sodass er noch ein wenig Zeit hatte, sich zu entscheiden. Ich fügte das Orangeblütige Springkraut und den Löwenzahn hinzu und zerquetschte sie an der Kesselwand, während ich im Uhrzeigersinn - niemals dagegen! - rührte. Schließlich war ich eine weiße Hexe, und das sollte auch so bleiben.

Glenn gab alle Bemühungen auf, den Juckreiz zu verstecken und rubbelte seinen Arm durch den Hemdsärmel hindurch. »Wird jemand merken, dass ich mit einem Zauber in Kontakt gekommen bin?«

»Nur wenn jemand dich darauf überprüft.«

Ich war ein wenig enttäuscht. Er hatte Angst davor zuzugeben, dass er Magie benutzte, ein weit verbreitetes Verhalten. Wenn ich mich allerdings an meine erste und

einzigste Aspirinerfahrung zurückerinnerte, spürte ich immer noch Widerwillen. Lieber Schmerzen, als noch mal so ein Ding runterwürgen. Ich sollte also wohl besser still sein.

»In Ordnung«, stimmte er schließlich zögernd zu.

»Alles klar.« Ich gab die kanadische Gelbwurz hinzu und drehte die Flamme wieder hoch. Als der Schaum eine gelbe Färbung angenommen hatte und das Gebräu nach Kampfer roch, schaltete ich den Brenner ab. Fast fertig.

Dieser Zauber ergab die üblichen sieben Portionen, und ich fragte mich, ob Glenn darauf bestehen würde, dass ich eine davon in einem Selbstversuch verschwendete, um ihm zu beweisen, dass ich ihn nicht in eine Kröte verwandeln wollte. Was vielleicht gar keine so schlechte Idee war. Ich könnte ihn dann zum Schutz der Hostapflanzen einsetzen, quasi als Krötenpolizei gegen Nacktschnecken. Edden würde ihn bestimmt erst nach einer Woche vermissen.

Glenn betrachtete mich wie hypnotisiert, als ich sieben saubere Rotholzscheiben von der Größe eines Fünfcents aus einer Schublade zog. Ich breitete sie sorgfältig auf der Arbeitsplatte aus, damit er sie auch genau betrachten konnte. »Ich bin gleich fertig«, sagte ich gespielt munter.

»Das ist alles?« Er wirkte erstaunt.

»Das ist alles.«

»Keine brennenden Kerzen, magische Kreise oder Beschwörungsformeln?«

Ich schüttelte den Kopf. »Was du meinst, ist Kraftlinienmagie, und es sind auch keine Beschwörungsformeln, sondern ganz einfaches Latein.

Kraftlinienhexen ziehen ihre Energie direkt aus der Ader und brauchen eine Zeremonie, um sie zu kontrollieren. Ich hingegen bin eine Erdhexe.« *Glücklicherweise.* »Meine Magie entspringt auch einer Kraftlinie, wird aber durch die Pflanzen, die ich benutze, natürlich gefiltert. Wenn ich die schwarzen Künste praktizieren würde, müsste ich Tiere anstelle von Pflanzen töten.«

Ich kam mir vor wie bei meiner Abschlussprüfung im Labor, und wühlte in der Besteckschublade nach einem Fingerstick. Der kurze Schmerz der Klinge an meiner Fingerkuppe war kaum spürbar. Ich massierte die erforderlichen drei Tropfen in den Trank. Der schwere Duft von Rotholz durchdrang meine Sinne und legte sich über den Geruch des Kampfers. Ich hatte alles richtig gemacht. Nicht, dass ich daran gezweifelt hätte.

»Du hast da Blut reingeträufelt!« Durch seinen angewiderten Ton irritiert, schaute ich hoch.

»Natürlich, wie hätte ich es denn sonst beschleunigen sollen? Einfach in den Ofen stellen und backen?« Mit hochgezogenen Augenbrauen schob ich mir eine lose Haarsträhne hinters Ohr. »Jede Form der Magie verlangt einen Preis, der durch Tod in irgendeiner Form bezahlt werden muss, *Detective*. Bei der weißen Erdmagie bezahlt man diesen Preis mit dem eigenen Blut und dem Tod der Pflanzen. Wenn ich hingegen einen schwarzen Zauber brauen wollte, der dich umhaut, dein Blut in Teer verwandelt oder dir auch nur einen schlimmen Schluckauf beschert, müsste ich einige widerliche Zutaten verwenden, unter

anderem Teile von Tieren. Die dunkelste Form der schwarzen Magie verlangt nicht nur mein Blut, sondern auch ein Tieropfer.« *Oder Inderlander oder Menschen.*

Das hatte härter geklungen, als ich es eigentlich gewollt hatte. Mich wieder auf die Arbeit konzentrierend, senkte ich den Blick, portionierte die exakte Dosis für jeden Zauber und ließ die Flüssigkeit in die Rotholzscheiben einziehen. Den Großteil meiner Zeit bei der I. S. hatte ich damit verbracht, Hexen einzukassieren, die graue Zauber anwandten - sie nahmen einen weißen Zauber, wie zum Beispiel einen Schlafzauber, und verwandelten ihn in etwas Schädliches -, aber ich konnte auch einige Abtrünnige festnageln, die schwarze Magie praktizierten. Sie waren fast alle Kraftlinienhexen, wohl da allein die ekligen Zutaten eines schwarzen Zaubers jede Erdhexe von einem Übertritt abhielten. Molchesaug' und Unkenzehe? Nein danke. Einem lebenden Tier das Blut aus der Milz extrahieren und dabei das Quieken aus einem Maul ohne Zunge hören, während es den letzten Atemzug in den Äther haucht? Nun wirklich nicht!

»Ich würde niemals einen schwarzen Zauber brauen.« Glenn sagte nichts dazu. »Die dunkle Kunst ist nicht nur krank und ekelhaft, sie ist auch extrem gefährlich, da sie immer gegen den Verursacher zurückschlägt.« Apropos schlagen. *Ihm den Fuß in den Magen zu rammen oder ihn in Handschellen zu legen, wäre im Moment auch nicht schlecht.*

Ich wählte ein Amulett, ließ drei weitere Blutstropfen darauf fallen und beschwor den Zauber. Als ich ihm

anschließend das Amulett reichte, erinnerte ich mich an den Moment, als ich versucht gewesen war, schwarze Magie anzuwenden. Ich hatte es überlebt, aber ein Dämonenmal war chreckliches Souvenir zurückgeblieben. Mein einziger Frevel hatte darin bestanden, in das Buch zu sehen. Die schwarze Magie schlägt immer zurück. Immer!

»Ist da ist dein Blut drin.« Auf seinem Gesicht zeigte sich Abscheu »Mach ein anderes, ich gebe dir dann mein Blut dafür«.

»Deins? Mit deinem Blut wird es nicht funktionieren, es muss von einer Hexe stammen. Du hast nicht die richtigen Enzyme, um den Spruch zu katalysieren.« Ich hielt es ihm direkt unter die Nase, aber er schüttelte nur den Kopf. Frustriert knirschte ich mit den Zähnen. »Dein Dad hat auch eins benutzt, du Jammerlappen. Jetzt nimm es schon, damit wir weitermachen können!« Streitlustig drückte ich das Amulett in seine Hand, und er schloss behutsam die Finger darum.

»Besser?«

»Äh, ja.« Sein kantiges Gesicht wirkte plötzlich entspannt. »Ja, es ist viel besser.«

»Natürlich ist es jetzt besser«, murmelte ich. Ein wenig besänftigt nahm ich die restlichen Amulette und hängte sie in den dafür vorgesehenen Wandschrank. Glenn betrachtete wortlos meinen Vorrat, der sich auf einzelne Haken mit genau beschrifteten Schildchen verteilte. Ein weiterer Beweis für Ivys Ordnungszwang. Wie auch immer. Sie war glücklich damit, und mir tat es nicht weh. Mit einem lauten Knall

schloss ich die Tür und drehte mich um.

»Vielen Dank, Ms. Morgan.« Dieser fast schon emotionale Ausbruch überraschte mich jetzt aber wirklich.

»Nichts zu danken«, antwortete ich, froh darüber, dass er mich nicht mehr mit Madam anredete. »Achte darauf, dass das Amulett nicht mit Salz in Berührung kommt. Es sollte ein Jahr lang wirken. Es hilft übrigens auch bei Giftefeu.« Ich begann das Chaos um mich herum zu beseitigen. »Tut mir leid, dass ich Jenks erlaubt habe, dich so anzupixen. Normalerweise breiten sich die Blasen nicht so aus.«

»Machen Sie sich keine Gedanken.« Er griff nach einem von Ivys Bestellkatalogen am Ende des Tisches, zog aber schnell die Hand zurück, als er die Abbildungen der geschwungenen rostfreien Stahldolche sah, die gerade im Angebot waren.

Ich schob mein Zauberbuch in die Schublade unter der Arbeitsplatte, froh, dass er endlich etwas lockerer wurde. »Bei Inderlandern gilt: Manchmal können die Kleinsten am härtesten zuschlagen.«

In diesem Moment wurde mit einem lauten Knall die Vordertür zugeschlagen. Ich erstarrte und kreuzte die Arme vor der Brust. Erst jetzt realisierte ich, dass das Motorengeräusch, das ich kurz zuvor gehört hatte, von Ivys Motorrad stammen musste. Glenn sah mir in die Augen. Als er meine Besorgnis erkannte, richtete er sich auf und blieb kerzengerade sitzen. Ivy war da.

»Allerdings nicht immer«, beendete ich meine Ausführung.

Die Augen auf den leeren Flur gerichtet, signalisierte ich Glenn sitzen zu bleiben. Mir blieb keine Zeit mehr für Erklärungen. Wie viel hatte Edden ihm erzählt? Oder war es eine seiner fiesen, aber effektiven Methoden, um Glenns raue Kanten zu glätten?

»Rachel?«, ertönte Ivys melodiose Stimme. Glenn schoss in die Höhe und überprüfte die Bügelfalten in seiner grauen Hose. *Oh ja, sehr hilfreich.* »Wusstest du, dass vor Keasleys Haus ein FIB-Wagen parkt?«

»Setz dich, Glenn«, warnte ich ihn. Als er meinem Befehl nicht nachkam, stellte ich mich zwischen ihn und die große Tür, die zum Flur führte.

»Igitt!« Jetzt klang Ivys Stimme gedämpft. »In meiner Badewanne schwimmt ein Fisch! Ist das der von den Howlers? Wann holen sie ihn ab?« Ivy schien auf eine Antwort zu warten. Ich warf Glenn ein gequältes Lächeln zu. »Rachel?« Ihre Stimme kam näher. »Bist du da? Hey, wir sollten heute Abend ins Einkaufszentrum gehen.

Bath and Bodyworks haben einen Duft auf Zitronenbasis wiederaufgelegt, den es vor einigen Jahren schon mal gegeben hat. Wir müssen uns die Probefläschchen schnappen. Mal sehen, ob das Zeug wirkt. Damit können wir feiern, dass du die Miete zusammengekriegt hast. Was hast du gerade aufgelegt? Zimt? Das riecht nicht schlecht, hält aber nur drei Stunden lang.«

Das hätte sie mir auch mal früher verraten können! »Ich bin in der Küche«, rief ich. Ivys großer, in schwarz gehüllter Körper glitt am Eingang zur Küche vorbei.

Über ihrer Schulter hing ein Leinenbeutel mit ihren Einkäufen und ihr schwarzer Seidenmantel flatterte um ihre hochhackigen Stiefel. Jetzt suchte sie offenbar etwas im Wohnzimmer. »Ich hatte mir schon gedacht, dass du den Fisch nicht sofort loswirst.« Nach einer kurzen Pause redete sie weiter. »Verdammt noch mal, wo ist das Telefon?«

»Hier in der Küche«, antwortete ich und verschränkte unbehaglich die Arme. Als sie Glenn sah, blieb Ivy wie angewurzelt in der Tür stehen. Ihre leicht orientalischen Gesichtszüge wurden vor Überraschung vollkommen ausdruckslos, und ich konnte quasi dabei zusehen, wie sie ihre inneren Mauern hochfuhr, als ihr klar wurde, dass wir nicht allein waren. Die Haut um ihre Augen zog sich zusammen, ihre zarten Nasenflügel bebten, als sie Glenns Körpergeruch in sich aufnahm. Augenblicklich erkannte sie seine Angst und meine Sorge. Mit zusammengepressten Lippen legte sie die Einkaufstasche auf die Arbeitsplatte und strich sich das Haar aus den Augen. Wie eine geschmeidige schwarze Welle legte es sich auf ihren Rücken und ich wusste, dass weder Besorgnis noch Nervosität der Grund für diese Geste waren.

Ivy hatte früher Geld gehabt und kleidete sich immer noch entsprechend. Aber als sie zusammen mit mir die LS. verließ, war fast ihre gesamte Erbschaft für die Ablösung des Vertrags draufgegangen. Kurz gesagt: Sie wirkte wie ein

Furcht einflößendes Model - geschmeidig, bleich und außergewöhnlich stark. Im Gegensatz zu mir trug sie weder Nagellack noch Schmuck, abgesehen von zwei schwarzen Fußkettchen mit Kreuzornamenten, und sehr wenig Make-up - sie hatte es einfach nicht nötig. Aber genau wie ich war sie ständig pleite, zumindest bis ihre Mutter endgültig starb und ihr damit den Rest des Tamwood-Vermögens vererbte. Was schätzungsweise noch ungefähr 200 Jahre dauern würde - mindestens.

Ivys schmale Augenbrauen zogen sich zusammen, als sie Glenn von Kopf bis Fuß beäugte.

»Hast du dir schon wieder Arbeit mit nach Hause genommen, Rachel?«

Ich holte tief Luft. »Hi, Ivy. Das ist Detective Glenn. Du hast heute Nachmittag mit ihm gesprochen, ihn geschickt, um *mich abzuholen!*« Ich sah sie vielsagend an. Darüber mussten wir später noch reden.

Ivy drehte Glenn den Rücken zu und packte die Lebensmittel aus. »Nett, Sie kennenzulernen«, sagte sie ausdruckslos. Dann murmelte sie in meine Richtung: »Sorry, aber mir ist etwas dazwischengekommen.«

Glenn schluckte schwer. Er sah verängstigt aus, schien aber durchzuhalten. Wahrscheinlich hatte Edden ihm nichts von Ivy erzählt. Guter Mann! »Du bist ein Vampir«, sagte er.

»Oho, was für ein schlaues Bürschchen.«

Er fummelte mit den Fingern an dem Halsband seines neuen Amuletts und zog dann ein Kreuz aus seinem Hemd hervor. »Aber die Sonne scheint doch.« Es klang, als fühlte er

sich betrogen.

»Und ein Meteorologe ist er auch noch.« Sie sah ihn scharf an. »Ich bin noch nicht tot, Detective Glenn. Nur die wahren Untoten haben Probleme mit dem Licht. Kommen Sie in sechzig Jahren wieder - vielleicht mache ich mir dann Sorgen wegen Sonnenbrand.« Sie erblickte das Kreuz, lächelte herablassend und zog ihr eigenes, aufwändig gearbeitetes Kruzifix aus dem Ausschnitt ihres eng anliegenden Shirts. »Das funktioniert nur bei toten Vampiren«, meinte sie und drehte sich wieder zur Arbeitsplatte. »Woher haben Sie Ihr Wissen, aus B-Movies vielleicht?«

Glenn wich einen Schritt zurück. »Captain Edden hat mir nicht gesagt, dass Sie mit einem Vampir zusammenarbeiten«, stammelte er. Als Ivy Eddens Namen hörte, wandte sie sich um. Die Vampirgeschwindigkeit erschreckte mich immer wieder. Das hier sah nicht gut aus. Sie begann ihn in einen Bann zu ziehen. *Verdammt*. Ich sah aus dem Fenster. Die Sonne würde bald untergehen. *Verdammt, verdammt*.

»Ich habe von Ihnen gehört«, sagte Glenn und die Arroganz in seiner Stimme, mit der er wohl seine Unsicherheit verbergen wollte, ließ mich zusammenfahren. Nicht einmal Glenn konnte so blöd sein, einen Vampir im eigenen Haus herauszufordern. Die Knarre in seinem Halfter würde ihm nicht helfen. Natürlich konnte er auf sie schießen und sie töten, aber dann würde Ivy ihm den Kopf abreißen. Und kein Gericht der Welt würde sie wegen Mordes verurteilen, da er sie ja zuerst getötet hätte.

»Sie sind Tamwood.« Seine Großspurigkeit bekam die

ersten Sprünge, wohl da er merkte, dass das vermeintliche Sicherheitsgefühl fehl am Platze war. »Captain Edden hat Sie zu dreihundert Stunden gemeinnütziger Arbeit verdonnert, weil Sie seine gesamte Abteilung plattgemacht haben, nicht wahr? Was mussten Sie noch mal machen, als Riesenbonbon arbeiten?«

Ivy erstarrte, während mir die Kinnlade runterklappte. Er war nicht einfach blöd, er war unfassbar dämlich.

»Es hat sich gelohnt«, sagte Ivy sanft. Mit zitternden Fingern legte sie den Beutel mit den Marshmallows auf den Tisch.

Ich hielt die Luft an. *Scheiße*. Ivys braune Augen hatten sich geweitet und man sah nur noch das Schwarz ihrer Pupille. Ich stand einfach nur da, vollkommen geschockt, wie schnell das ging. Es war einige Wochen her, dass sie so vampirisch geworden war, und es passierte nie ohne Vorwarnung. Die unangenehme Überraschung, plötzlich jemanden in FIB-Uniform in ihrer Küche zu sehen, mochte dazu beigetragen haben, aber im Nachhinein wurde mir klar, dass ich schon die ganze Zeit ein ungutes Gefühl gehabt hatte. Ich hätte die beiden nicht einfach so aufeinander loslassen dürfen. Seine Angst hatte sie überrumpelt und ihr keine Möglichkeit gelassen, sich gegen die Versuchung zu wappnen.

Glenns Panik hatte die Luft mit Pheromonen vollgepumpt. Sie wirkten wie ein hoch wirksames Aphrodisiakum, das nur Ivy wahrnehmen konnte und das die jahrtausendealten Instinkte weckte, die in ihrer durch das Virus veränderten

DNS verankert waren. Innerhalb von Sekundenbruchteilen hatten sie meine leicht beunruhigende Mitbewohnerin in ein erbarmungsloses Raubtier verwandelt. Wenn die Versuchung, ihren lang unterdrückten Bluthunger auszuleben, stark genug wurde, um sie die Konsequenzen vergessen zu lassen, die sich daraus ergaben, einen FIB-Detective aus zusaugen, konnte Ivy uns beide innerhalb weniger Sekunden umbringen. Ich wusste nicht, zu welcher Seite das Pendel ausschlagen würde. Mich selbst konnte ich auf ihrer Hunger-Vernunft-Skala einordnen. Wo Glenn stand, war mir schleierhaft, und das machte mir Angst.

Mit raubtierhafter Grazie stützte sie einen Ellbogen auf den Arbeitstisch, das Becken angriffslustig vorgeschoben. Totenstille breitete sich aus. Ivy ließ den Blick über Glenn wandern, bis sie seine Augen fixierte. Sie neigte mit sinnlicher Langsamkeit den Kopf und betrachtete Mr. FIB durch ihre Ponyfransen. Erst jetzt atmete sie langsam ein. Ihre langen blassen Finger strichen über den tiefen V-Ausschnitt ihres Spandex-Shirts.

»Du bist groß.« Ivys Stimme hatte diesen uralten Klang, der angsterfüllte Erinnerungen in mir weckte. »Das gefällt mir.« Sie wollte keinen Sex - sie wollte ihn unterwerfen. Ivy hätte seinen Verstand vernebelt, wenn sie die Macht dazu gehabt hätte, aber um die Widerspenstigen zähmen zu können, musste sie ihren Tod abwarten.

Na toll! Jetzt stieß sie sich von der Tischkante ab und ging langsam auf ihn zu. Sie hatte die Kontrolle verloren. Es war viel schlimmer als damals, als sie Nick und mich beim

Knutschen auf der Couch überrascht hatte, während im Fernseher Profi-Wrestling lief. Ich wusste bis heute nicht, warum sie durchgedreht war - wir hatten unmissverständlich geklärt, dass ich nicht ihr Spielzeug, Liebhaber, Partner, Schatten oder sonst was war, wie auch immer ein Vampirlakai gerade genannt wurde.

Verzweifelt suchte ich nach einem Ausweg, der die Situation nicht noch verschlimmern würde. Wie in Zeitlupe blieb sie vor Glenn stehen, wobei der Saum ihres Mantels langsam nach vorn glitt und ihre Stiefel bedeckte. Dann fuhr sie mit der Zunge über ihre strahlendweißen Zähne, sodass sie bedrohlich glänzten. Das Ausmaß ihrer unterdrückten Kraft wurde spürbar, als sie ihre Hände rechts und links neben seinem Kopf an die Wand drückte und ihn so an seinem Platz festnagelte.

»Mmmmm.« Sie sog die Luft durch die leicht geöffneten Lippen ein. »Sehr groß sogar. Lange Beine. Und so schöne dunkle Haut. Hat Rachel dich mitgebracht, um mir ein kleines Geschenk zu machen?«

Sie lehnte sich immer weiter vor, bis sie ihn fast berührte. Er war nur wenige Zentimeter größer als sie. Dann legte sie den Kopf zur Seite, als wollte sie ihn küssen. Schweißtropfen liefen sein Gesicht und den Nacken hinunter. Er bewegte keine Faser seines Körpers - jeder Muskel war bis aufs Äußerste angespannt.

»Du arbeitest für Edden«, hauchte sie, ihre Augen auf die feinen Tropfen gerichtet, die sich auf Glenns Schlüsselbein sammelten. »Er wäre wohl verärgert, wenn du stirbst?«

Sein Atem beschleunigte sich, als sie ihm wieder in die Augen sah.

Nicht bewegen, dachte ich. Wenn Glenn nur eine falsche Bewegung machte, würden Ivys Instinkte endgültig die Kontrolle übernehmen. Und in dieser Position, mit dem Rücken zur Wand, war er besonders gefährdet.

»Ivy?« Ich versuchte sie abzulenken und mir so den Weg zu Edden zu ersparen -ich war nicht sonderlich scharf darauf, ihm mitzuteilen, dass und warum sein Sohn auf der Intensivstation lag. »Edden hat mir einen Auftrag verschafft. Glenn soll mich unterstützen.«

Ich unterdrückte ein Schaudern, als sie sich umdrehte und mich mit den tiefen schwarzen Abgründen, zu denen ihre Pupillen geworden waren, fixierte. Nicht eine Spur ihrer Iris war zu sehen. Ich brachte mich in Sicherheit und stellte mich hinter den Tisch. Ivy stand bewegungslos da, nur ihre Augen folgten meiner Bewegung, und mit der Hand zeichnete sie Glenns Schultern und Nacken nach, ohne ihn zu berühren. »Äh, Ivy? Glenn will jetzt, glaube ich, gehen. Lass ihn.«

Die Worte schienen zu ihr durchzudringen, denn sie holte tief Luft und stieß sich mit dem Ellbogen von der Wand ab.

Glenn sprang blitzschnell zur Seite und stand plötzlich mit gezogener Waffe breitbeinig in der Eingangstür. Die Pistole war auf Ivy gerichtet, und mit einem deutlich hörbaren Klicken löste er den Sicherungsbolzen. Seine Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen.

Ivy drehte ihm den Rücken zu und kehrte zu der Tasche mit den Einkäufen zurück. Es schien, als würde sie ihn

ignorieren, doch ich wusste nur zu gut, dass sie alles um sich herum wahrnahm - sogar das Brummen einer Wespe unter der Decke. Sie beugte sich vor und stellte eine Tüte Pizzakäse auf den Tisch. »Wenn du deinen Captain das nächste Mal siehst, bestell diesem Blutbeutel doch einen schönen Gruß von mir.«

In ihrer weichen Stimme schwang eine erschreckende Portion Wut mit, aber der Hunger und die absolute Dominanz waren verschwunden.

Mit zitternden Knien atmete ich auf. »Glenn? Steck die Waffe weg, bevor Ivy sie dir abnimmt. Und das nächste Mal, wenn du meine Mitbewohnerin beleidigst, werde ich nicht mehr dazwischengehen. Dann wird sie dir die Kehle rausreißen, verstanden?«

Bevor er die Pistole wieder in das Halfter steckte, warf er noch einen verunsicherten Blick auf Ivy, um dann schwer atmend im Türbogen stehen zu bleiben.

Das Schlimmste war jetzt wohl vorbei, und so öffnete ich den Kühlschrank. »Hey, Ivy«, trällerte ich betont unbekümmert, um die Wogen zu glätten, »schmeiß mal die Peperoniwurst rüber.«

Sie schaute mich verwirrt an und verscheuchte dann mit einem Blinzeln die letzten Reste ihrer gefährlichen Instinktsteuerung.

»Peperoniwurst«, wiederholte sie heiser. »Klar.« Mit dem Handrücken berührte sie ihre Wange, runzelte die Stirn, und kam dann mit bewusst langsamen Schritten zu mir rüber. »Danke, dass du mich runtergebracht hast«, sagte sie leise,

während sie mir den Beutel mit Schnittwurst in die Hand drückte.

»Ich hätte dich warnen sollen. Es tut mir leid.« Ich nahm die Wurst, richtete mich auf und warf Glenn einen bitterbösen Blick zu. Er wischte sich gerade den Schweiß von seinem blassen Gesicht und wirkte vollkommen ausgelaugt. Ihm war wohl erst jetzt klar geworden, dass wir uns in einem Raum befanden mit einem Raubtier, das durch Stolz und Höflichkeit unter Kontrolle gehalten wurde. Vielleicht hatte er heute ja etwas gelernt. Edden würde sich freuen.

Ich kramte in den Einkäufen und zog die verderblichen Lebensmittel raus. Ivy lehnte sich zu mir rüber, als sie eine Dose mit Pfirsichen wegstellte.

»Was macht er denn hier?«, fragte sie, laut genug, dass Glenn es hören konnte.

»Ich bin sein Babysitter.«

Sie nickte und wartete dann, dass ich das näher erläuterte. Als nichts kam, fragte sie: »Du wirst doch dafür bezahlt, oder?«

Glenn hatte sich nicht von der Stelle gerührt. »Äh, ja. Es geht um eine vermisste Person.« Ich warf ihr einen verstohlenen Blick zu. Ihre Pupillen hatten sich wieder verkleinert und das Braun der Iris leuchtete im Sonnenlicht.

»Kann ich dir dabei helfen?«

Seit Ivy nicht mehr bei der I. S. arbeitete, hatte sie nichts anderes getan, als vermisste Personen aufzuspüren. Wenn sie allerdings erfuhr, dass es sich um Sara Janes Freund handelte, würde sie sich auf Jenks' Seite schlagen und mich

davon überzeugen wollen, das es eine Falle von Trent Kalamack war. Andererseits konnte ich die ganze Angelegenheit nicht vor ihr verheimlichen, denn dadurch würde alles nur noch schlimmer werden. Außerdem wollte ich, dass sie mit uns zu Piscary fuhr, denn so würde ich wesentlich mehr Informationen bekommen.

Während Ivy und ich die Lebensmittel verstaute, blieb Glenn mit gespielter Gleichgültigkeit in der Tür stehen. Ihn schien es nicht zu jucken, dass er ignoriert wurde.

»Komm schon, Rachel!« Sieh mal einer an, ein bettelnder Vamp. »Wer ist es? Ich könnte meine Fühler für dich ausstrecken.« Im Moment hatte sie ungefähr noch so viel Ähnlichkeit mit einem Raubtier wie eine Ente. Ich hatte mich inzwischen an ihre Gefühlsschwankungen gewöhnt, aber Glenn schien völlig verwirrt zu sein.

»Äh, eine Hexe namens Dan.« Ich versuchte ein Ablenkungsmanöver und steckte den Kopf in den Kühlschrank, während ich den Hüttenkäse verstaute. »Er ist Sara Janes Freund, und bevor du durchdrehst, ja, Glenn wird mit mir sein Apartment durchsuchen. Ich denke, mit dem Besuch bei Piscarys können wir bis morgen warten, Dan hat dort als Pizzabote gearbeitet. Ich bin auch an der Uni angemeldet, aber Glenn wird mich auf gar keinen Fall dorthin begleiten.« Einen Herzschlag lang blieb alles ruhig. In Erwartung eines Protestschreis duckte ich mich. Der kam aber nicht.

Ich schielte verblüfft an der Kühlschranktür vorbei. Ivy stand am Spülbecken und stützte sich mit beiden Händen

ab. Es war ihr »Luft anhalten und bis Zehn zählen«-Platz. Bis jetzt hatte das immer prima geklappt. Sie drehte sich um, öffnete die Augen und starrte mich an. Mein Mund wurde trocken. Oh nein, diesmal hatte es nicht funktioniert.

»Du wirst diesen Job nicht machen.« Sie sprach vollkommen ausdruckslos, doch ihre weiche Stimme durchdrang mich wie schwarzes Eis.

Panik schoss mir von den Zehen bis in die Haarspitzen und sammelte sich dann in der Magengegend. Es schien nichts mehr zu existieren außer ihren vollkommen schwarzen Augen. Sie holte tief Luft und schien dabei meine gesamte Körperwärme in sich einzusaugen. Plötzlich schien sie überall zu sein, sogar hinter meinem Rücken, und musste den Impuls unterdrücken, mich umzudrehen. Ich zog die Schultern hoch, und meine Atmung beschleunigte sich. Sie hatte mich in ihren Bann gezogen, einen voll ausgereizten Bann, mit dem sie Seelen stehlen konnte. Aber irgendetwas war anders als sonst. Ich sah weder Wut noch Hunger. Es war Angst. *Ivy hatte Angst?*

»Ich werde den Job machen.« Ich hörte eine Spur von Furcht in meiner Stimme. »Erstens kann Trent mir nichts anhaben, und zweitens habe ich Edden schon zugesagt.«

»Nein, wirst du nicht.«

Mit wehendem Mantel setzte sie sich in Bewegung. Ich wollte zurückweichen, doch sie stand schon direkt vor meiner Nase, ohne dass ich eine Bewegung bemerkt hätte. Ihr Gesicht war noch blasser als gewöhnlich. Mit einem lauten Knall warf sie die Kühltür zu, sodass ich zur

Seite springen musste, um nicht eingeklemmt zu werden. Unsere Blicke trafen sich. Wenn ich jetzt die Angst zeigte, die mir gerade den Magen umdrehte, würde das ihre Leidenschaft nur noch weiter anstacheln. Ich hatte während der letzten drei Monate eine Menge gelernt, manches auf die leichte und manches auf die harte Tour, darunter einiges, das ich niemals wissen wollte.

»Das letzte Mal, als du dich mit Trent angelegt hast, wärest du beinahe gestorben.« Kleine Schweißtropfen rannen ihren Hals hinab und verschwanden im V-Ausschnitt ihres Shirts. *Sie schwitzte?*

»Das Schlüsselwort dabei ist >beinahe<«, entgegnete ich tapfer.

»Nein, es ist >gestorben<.«

Ich konnte ihre Körperwärme spüren und wich einen Schritt zurück. Glenn stand in der Tür und beobachtete mit großen Augen, wie ich mit einem Vampir stritt. Das hatte schon was.

»Ivy.« Meine Stimme klang ruhig, obwohl ich innerlich wie Espenlaub zitterte. »Ich werde den Job machen. Wenn du mit mir und Glenn zu dem Gespräch mit Piscary -«

Ich bekam keine Luft mehr. Ivy hatte ihre Finger um meinen Hals gelegt.

Ich rang nach Luft. Als sie mich gegen die Küchenwand schleuderte, wurde auch der letzte Atem aus mir herausgepresst. »Ivy«, war alles, was ich herausbrachte, bevor sie mich mit einer Hand gegen die Wand drückte und bis auf Augenhöhe hochschob.

Diese hängende Position machte das Atmen nicht gerade einfacher.

Ivys Gesicht rückte näher und näher. Ihre angsterfüllten Augen leuchteten in einem bedrohlichen Schwarz.

»Du wirst nicht mit Piscary sprechen«, sagte sie mit Panik in der Stimme, »und du wirst diesen Job nicht machen.«

Ich stemmte meine Füße gegen die Wand und drückte, doch sie stieß mich nur noch fester gegen die Wand. Dann versuchte ich, Ivy zu treten, aber sie wich aus. Ihr Würgegriff blieb die ganze Zeit unnachgiebig. »Was, zum Teufel, machst du da?«, keuchte ich. »Lass mich los!«

»Ms. Tamwood!«, schrie Glenn. »Lassen Sie die Frau los und bewegen Sie sich in die Mitte des Raumes!«

Ich grub meine Finger in die Hand, mit der sie mich gepackt hatte, und starrte über ihre Schulter. Glenn stand breitbeinig hinter ihr, bereit, bei der kleinsten Bewegung zu schießen.

»Nein!«, krächzte ich. »Raus mit dir! Verschwinde!«

Ivy würde mir nicht zuhören, solange er hier war. Sie hatte Angst. Wovor hatte sie, verdammt noch mal, Angst? Trent konnte mir nichts anhaben.

Mit einem schrillen, überraschten Pfiff kam Jenks in den Raum geflitzt. »Tach auch, ihr seid ja schon gut bei der Sache«, meinte er sarkastisch. »Wie ich sehe, hat Rachel dir schon von ihrem Auftrag erzählt, Ivy?«

»Raus hier!«, schrie ich. Ivy packte noch fester zu, und das pulsierende Blut dröhnte in meinem Kopf.

»Heilige Scheiße!«, rief der Pixie aus sicherer Entfernung.

Seine Flügel leuchteten rot vor Entsetzen. »Ivy meint es ernst.«

»Ich weiß...« Mit schmerzenden Lungen riss ich an den Fingern um meinen Hals und schnappte nach einem Quäntchen Sauerstoff. Ivys Gesicht war verzerrt, und im tiefen Schwarz ihrer Augen erkannte ich die nackte Angst. Dieses Gefühl an ihr zu erleben, war verstörend.

»Verdammt, Ivy, lass sie los!«, verlangte Jenks, uns in Augenhöhe umkreisend. »Es ist alles nicht so schlimm, wir werden sie einfach begleiten.«

»Raus!« Dankbar schnappte ich nach Luft, als Ivy völlig verwirrt kurz den Griff lockerte. Panik überkam mich, als ich das Zittern ihrer Finger bemerkte. Schweiß tropfte von ihrer Stirn, die sie angestrengt runzelte. Das Weiß ihrer Augäpfel bildete einen scharfen Kontrast zu den schwarzen Pupillen.

Jenks flitzte zu Glenn. »Du hast sie gehört. Verzieh dich.«

Mein Herz raste, als Glenn zischte: »Bist du verrückt? Wenn wir gehen, wird die Schlampe sie umbringen!«

Ivy gab ein leises Winseln von sich. Es war so sanft wie eine Schneeflocke, aber ich konnte es hören. Der Geruch von Zimt überflutete meine Sinne.

»Wir müssen sofort hier raus«, drängelte Jenks. »Entweder schafft Rachel es, dass Ivy loslässt, oder Ivy wird sie töten. Wenn du Ivy anschießt, kannst du sie erst mal davon abhalten. Aber später würde sie Rachel verfolgen und bei der ersten Gelegenheit umbringen - falls sie es schafft, Rachels Dominanz zu brechen.«

»*Rachels* Dominanz?«, fragte Glenn ungläubig.

Ich betete verzweifelt, dass die beiden sich endlich verzogen, bevor Ivy mich doch noch erwürgte.

Jenks' Flügelschlag war so laut wie das Rauschen des Blutes in meinen Ohren. »Wie hätte Rachel dich wohl sonst von Ivy losgeeeist? Glaubst du, jede x-beliebige Hexe schafft so etwas? Raus jetzt!«

Ich wusste nicht, ob Dominanz das richtige Wort war. Aber wenn sie nicht sofort verschwanden, wäre das auch egal. Es gab eine tiefgehende Struktur in unserer Beziehung, denn auf irgendeine verdrehte Art brauchte Ivy mich mehr, als ich sie. Ivy hatte mir im letzten Frühjahr einen vampirischen Dating-Guide geschenkt, damit ich nicht die falschen Knöpfe drückte und ungewollt ihre Instinkte anregte. Leider enthielt das Buch kein Kapitel mit der Überschrift »Wie man sich als dominanter Partner verhält«. Ich befand mich also auf unerforschtem Gebiet.

»Raus - hier«, wisperte ich, während am Rand meines Gesichtsfeldes schwarze Schatten auftauchten.

Ich hörte das Einrasten des Sicherungsbolzens. Zögernd verstaute Glenn die Waffe in seinem Holster. Während Jenks drängend zwischen der Hintertür und ihm hin- und herflog, machte er sich wütend und frustriert aus dem Staub. Das Fliegengitter der Tür schloss sich mit einem Quietschen, und ich starrte an die Decke und auf die Sterne, die jetzt in den Schatten tanzten.

»Ivy.« Ich sah sie an und erstarrte. Mein Bild spiegelte sich in den unergründlichen Tiefen der Pupillen - meine Haare waren zerzaust und das Gesicht rot angeschwollen. Plötzlich

fühlte ich ein Pochen im Nacken, genau an der Stelle, an der mich der Dämon gebissen hatte. Mein Gott, es begann, sich gut anzufühlen. Es war wie ein Echo der perversen Euphorie, die durch meinen Körper geströmt war, als im letzten Frühjahr der Dämon, der auf mich angesetzt worden war, mir den Hals zerfetzt und mich mit Vampirspeichel vollgepumpt hatte.

»Ivy, lockere deinen Griff. Ich muss atmen«, brachte ich noch heraus, wobei mir der Speichel das Kinn hinablief. Die Wärme ihrer Hand verstärkte den Zimtgeruch.

»Du wolltest, dass ich ihn gehen lasse«, knurrte sie und entblöbte dabei die Zähne. Sie umklammerte meinen Hals noch fester, bis es sich anfühlte, als würden meine Augen aus den Höhlen quellen. »Ich wollte ihn, und du hast mich gezwungen, ihn laufen zu lassen!«

Ich rang nach Luft und versuchte stoßweise, Sauerstoff in die Lungen zu pumpen. Ihr Würgegriff lockerte sich ganz kurz. Dankbar atmete ich ein, einmal, zweimal. Sie wartete mit grimmigem Gesicht. Durch einen Vampir zu sterben war einfach - mit einem zu leben erforderte mehr Finesse.

Meine Kiefer schmerzten an der Stelle, an der sie ihre Finger platziert hatte. »Wenn du ihn so begehrst«, flüsterte ich, »dann hol ihn dir. Aber setz nicht dein Enthaltensamkeitsgelübde aufs Spiel, nur weil du wütend bist.« Ich nahm einen weiteren Atemzug, betend, dass es nicht mein letzter sein würde. »Wenn es nicht aus wahrer Leidenschaft geschieht, ist es das nicht wert, Ivy.«

Sie schnappte nach Luft, als hätte ich sie geschlagen, und

ließ mich ohne Vorwarnung fallen. Ich sackte an der Wand zusammen. Auf dem Boden kauern, pumpte ich würgend in mein System. Ich betastete meinen Hals und bemerkte gleichzeitig, wie mein Magen rebellierte, als der Dämonenbiss noch immer wohltuend prickelte. Nachdem ich meine verkrampften Beine gestreckt hatte, setzte ich mich mit angezogenen Knien an die Wand, schüttelte mein verrutschtes Zauberarmband wieder auf das Handgelenk, rieb mir den Speichel aus dem Gesicht, und schaute hoch.

Ivy hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Das überraschte mich. Normalerweise rannte sie immer zu Piscary, wenn sie so fertig war. Andererseits war sie noch nie so vollkommen zusammengebrochen. Sie war völlig verängstigt gewesen. Sie hatte mich aus purer Angst an die Wand genagelt. Wovor hatte sie Angst? Davor, dass ich ihr nicht erlaubte, Glens Kehle rauszureißen? Freundin oder nicht, ich würde Ivy verlassen, wenn so etwas in meiner Küche passierte. Das ganze Blut wäre die Garantie für lebenslange Alpträume.

»Bist du okay?« Die Anstrengung des Sprechens löste einen Hustenanfall aus, und ich kauerte mich wieder an die Wand.

Sie setzte sich an den Tisch, drehte mir den Rücken zu und schlug die Hände vor das Gesicht. Kurz nachdem wir zusammengezogen waren, wurde mir klar, dass der Vampirismus Ivy echte Probleme bereitete. Sie verabscheute Gewalt, auch wenn sie ein Teil ihrer Natur war. Obwohl sie sich nach Blut verzehrte, kämpfte sie darum, abstinente zu bleiben. Aber sie war nun einmal ein Vampir, sie hatte keine

Wahl. Das Virus hatte sich tief in ihrer DNS verankert und würde dort auch bleiben. Man kann sich nicht selbst verleugnen. Dass Ivy die Kontrolle über ihre Instinkte verloren hatte, bedeutete eine schwere Niederlage für sie.

»Ivy?« Ich rappelte mich auf und stolperte schwankend zu ihrem Platz. Ich konnte immer noch ihre Finger um meinen Hals spüren. Das hier war schlimm gewesen, aber nichts im Vergleich zu dem Vorfall, als sie mich in einem Ausbruch von Hunger und Lust in einem Sessel festgesetzt hatte. Ich zog mein schwarzes Haarband zurecht. »Bist du in Ordnung?« Ich wollte sie berühren, zog aber gerade noch rechtzeitig die Hand zurück.

»Nein«, antwortete sie schließlich. Ihre Stimme klang gedämpft. »Rachel, es tut mir unendlich leid. Ich - ich kann nicht...« Sie zögerte und holte schluchzend Luft. »Nimm diesen Auftrag nicht an. Wenn es ums Geld geht -«

Ich unterbrach sie. »Es geht nicht ums Geld.« Sie drehte sich um, und meine Wut über diesen Bestechungsversuch löste sich in Luft auf. Obwohl sie sich offenbar das Gesicht abgewischt hatte, sah ich Tränenspuren auf ihrer Wange.

Ich hatte sie noch nie weinen sehen. Vorsichtig ließ ich mich neben ihr auf einen Stuhl sinken. »Ich muss Sara Jane helfen.«

Sie wandte den Blick ab. »Dann werde ich dich zu Piscarys begleiten.« Langsam kehrte die übliche Kraft in ihre Stimme zurück.

Ich legte schützend die Arme um den Körper und rieb mit einer Hand die verblasste Narbe an meinem Hals, bis mir klar

wurde, dass es ein unbewusster Versuch war, das verlockende Prickeln wieder hervorzurufen. »Das hatte ich gehofft«, antwortete ich und zwang mich, die Hand in den Schoß zu legen.

Ivy schenkte mir ein ängstliches, besorgtes Lächeln und ging.

6

Die Pixiekinder umschwärmten Glenn, der am Tisch saß, so weit von Ivy entfernt, wie es möglich war, ohne dass es auffiel.

Jenks' Kids schienen eine für sie ungewöhnliche Zuneigung zu dem FIB-Detective entwickelt zu haben.

Ivy saß vor ihrem Computer und versuchte den Lärm und die herumflitzenden Gestalten nicht zu beachten. Sie machte den Eindruck einer dösenden Katze vor einem Vogelhäuschen, scheinbar alles ignorierend, aber immer wachsam, falls ein Vogel einen Fehler macht und zu nahe herankommt. Alle Anwesenden verdrängten die Tatsache, dass es um ein Haar zu einem Zwischenfall gekommen wäre. Meine Antipathie gegen Glenn war zu leichter Gereiztheit verblasst, da er ungeahntes Taktgefühl zeigte.

Mithilfe einer Diabetesspritze injizierte ich einen Schlaftrank in den letzten der dünnwandigen, blauen Paint Balls. Es war schon nach sieben. Es gefiel mir nicht, die Küche in totalem Chaos zurückzulassen, aber ich musste diese

kleinen Schätzchen noch präparieren. Auf gar keinen Fall würde ich Sara Jane in einem fremden Apartment treffen, ohne angemessen bewaffnet zu sein. *Man sollte es Trent nicht zu einfach machen*, dachte ich, zog die Schutzhandschuhe aus und schmiss sie auf den Tisch.

Dann zog ich meine Waffe aus einem der Drahtkörbchen unter dem Arbeitstisch. Zuerst hatte ich sie in einem Bottich versteckt, der über dem Tisch hing, aber Ivy hatte darauf hingewiesen, dass ich mich im Notfall zu offensichtlich danach strecken musste. Es war sinnvoller, sie in Kriechhöhe aufzubewahren. Glenn horchte auf, als das Metall auf die Tischplatte knallte und die grün gekleideten, pubertierenden Pixiemädchen plappernd von seiner Hand aufschreckten.

»Du solltest eine Waffe nicht so leicht zugänglich aufbewahren«, sagte er vorwurfsvoll. »Weißt du eigentlich, wie viele Personen jedes Jahr aufgrund solcher Nachlässigkeiten ums Leben kommen?«

»Entspann dich, Mr. FIB«, erwiderte ich, während ich die Trommel reinigte. »Ein Paint Ball hat noch niemanden umgebracht.«

»Paint Ball?« Seine Überraschung verwandelte sich in Herablassung. »Das ist wohl die Galaausstattung, was?«

Verärgert runzelte ich die Stirn. Ich mochte meine kleine Splat Gun. Sie lag gut in der Hand und gab mir trotz der geringen Größe ein Gefühl von Sicherheit. Zugegeben, sie war kirschrot, aber trotzdem hielten viele Leute sie für echt und dachten, ich würde ernst machen. Und was noch hinzukam - für das Ding brauchte man keinen Waffenschein.

Genervt schüttelte ich ein fingernagelgroßes, rotes Kügelchen aus der Kiste, die im Wandschrank über den Zaubern stand. Ich ließ es in die Trommel fallen.

»Ivy?« Sie schaute von ihrem Monitor hoch, ohne eine Gefühlsregung auf ihrem perfekten, schmalen Gesicht erkennen zu lassen. »Peng!«

Sie drehte sich wieder zum Monitor und schüttelte den Kopf über meine Albereien. Die Pixiekinder kreischten, stoben auseinander und flogen aus dem Fenster in den dunklen Garten. Nur ein paar glitzernde Spuren von Pixiestaub und die Erinnerung an ihre fröhlichen Stimmen blieben zurück. Langsam drang das Zirpen der Grillen in den Raum und vertrieb auch dieses Echo.

Ivy war nicht die Art von Mitbewohnerin, mit der man mal eine Runde »Mensch-ärgere-dich-nicht« spielte. Als wir uns einmal zusammen *Rush Hour* ansahen, hatte ich unwissentlich ihre Vampirinstinkte angeregt. Während der letzten Kampfszene stieg meine Körpertemperatur und unsere Gerüche vermischten sich stärker als sonst - sie hätte mich beinahe gebissen. Mit Ausnahme unseres regelmäßigen, sorgsam choreographierten Kampftrainings wahrten wir seitdem immer den nötigen Sicherheitsabstand. Die Abwehr der Splat Balls war für sie eine gute Reaktionsübung, während ich meine Treffsicherheit verbessern konnte.

Um Mitternacht auf dem Friedhof machte es besonders viel Spaß.

Wartend strich sich Glenn mit der Hand über seinen kurz

geschnittenen Bart. Es war klar, dass irgendetwas passieren würde, doch er hatte keine Ahnung, was. Ohne ihn weiter zu beachten legte ich die Splat Gun auf den Arbeitstisch und begann das Spülbecken zu putzen, das ich total versaut hatte. Ich fühlte, wie die Aufregung mich langsam packte und mich bis in die Fingerspitzen unter Strom setzte. Ivy fuhr ungerührt mit dem Internetshopping fort, wobei das Klicken der Maus in der stillen Küche laut hallte. Als sie etwas Interessantes gefunden hatte, griff sie nach einem Stift.

Ich schnappte mir die Pistole, spannte sie und drückte den Abzug. Der leise Knall durchfuhr mich wie ein Blitz. Ivy lehnte sich unbeteiligt nach rechts und fing mit der freien Hand das Geschoss. Es traf mit einem scharfen Ploppen auf ihre Handfläche, zerbrach dabei und durchnässte sie. Desinteressiert schaute Ivy auf den Bildschirm, las die Bildunterschrift der Sargkissen und schüttelte sich das Wasser von der Hand. Weihnachten stand vor der Tür, und sie wusste mal wieder nicht, was sie ihrer Mutter schenken sollte.

Der Knall hatte Glenn von seinem Stuhl aufspringen und reflexartig die Hand an die Waffe legen lassen. Mit verblüfftem Gesicht schaute er zwischen Ivy und mir hin und her. Ich warf ihm die Splat Gun zu, sodass er seine eigene Waffe in Ruhe lassen musste, um sie zu fangen. »Wenn das ein Gute-Nacht-Trank gewesen wäre«, sagte ich triumphierend, »würde sie jetzt unter dem Tisch liegen und ein ausgedehntes Nickerchen machen.«

Ich gab Ivy die Rolle Küchenpapier, die nur aus diesem

Grund im Metallgerüst über dem Arbeitstisch steckte. Gleichgültig wischte sie sich die Hand ab und surfte weiter.

Mit gesenktem Kopf begutachtete Glenn die Splat Gun und wog sie in der Hand. Spätestens jetzt wurde ihm bewusst, dass sie kein harmloses Spielzeug war. Er kam rüber und gab sie mir zurück. »Diese Dinger sollten waffenscheinpflichtig sein«, sagte er, als ich den kühlen Griff umfasste.

»Aber sicher doch«, stimmte ich ihm scheinheilig zu.

Ich konnte seinen Blick spüren, als ich die Waffe mit sieben Zaubern lud. Nicht viele Hexen benutzten Zaubertränke; nicht nur, weil sie unverschämt teuer waren und ohne Aktivierung nur eine Woche hielten, sondern vor allem, weil man ihre Wirkung nur durch ein ordentliches Bad in Salzwasser aufheben konnte. Zufrieden, dass ich mich klar genug ausgedrückt hatte, steckte ich die geladene Splat Gun hinten in den Gürtel und zog meine Lederjacke darüber, um sie zu verstecken. Anschließend kickte ich die pinken Plüschpantoffeln von den Füßen und tapste ins Wohnzimmer, um meine Stiefeletten made by vampire zu holen. »Bist du dann so weit?«, fragte ich, lehnte mich im Flur gegen die Wand und zog die Schuhe an. »Du fährst.«

Glenn erschien in voller Größe im Türrahmen, noch damit beschäftigt, sich geschickt die Krawatte zu binden. »Willst du etwa so gehen?«

Mit hochgezogenen Augenbrauen schaute ich an mir runter - rote Bluse, Nylons und Stiefeletten. »Stimmt was nicht mit dem Outfit?«

Aus Ivys Richtung hörte ich ein spöttisches Lachen. Glenn sah kurz zu ihr rüber, dann wieder auf mich. »Vergiss es«, antwortete er unverbindlich. Er richtete seine Krawatte, wohl möglichst professionell und geschniegelt auszusehen. »Lass uns gehen.«

»Nein«, schnauzte ich ihn an. »Erst will ich wissen, was ich deiner Meinung nach anziehen soll. Einen dieser Polyestersäcke, in die ihr eure weibliche Belegschaft zwingt? Es muss doch einen Grund dafür geben, dass Rose immer so steif und verkrampft dasitzt - und das liegt sicherlich nicht daran, dass ihr keine Wände zum Anlehnen habt oder die Armlehne ihres Stuhls abgebrochen ist!«

Ohne auf meinen Ausbruch zu reagieren, ließ Glenn mich einfach stehen und ging den Flur hinunter. Ich schnappte mir meine Tasche, erwiderte Ivys abwesenden Abschiedsgruß und trottete hinter ihm her. Wenn er die Hände in die Taschen seines Jacketts steckte, nahm er fast die ganze Breite des Flurs ein. Das Leinen der Jacke rieb sich an seinem Hemd, war aber im Vergleich zu dem Geräusch seiner hart aufschlagenden Sohlen kaum wahrnehmbar.

Ich verharrte in eisigem Schweigen, während Glenn aus den Hollows und dann über die Brücke in die andere Hälfte der Stadt fuhr. Dabei bedauerte ich, dass Jenks nicht mitgekommen war, aber Sara Jane hatte eine Katze erwähnt, und so hatte er es als weise erachtet, zu Hause zu bleiben.

Die Sonne war schon lange untergegangen, und der Verkehr hatte zugenommen. Von der Brücke aus konnte ich die Lichter von Cincinnati sehen, die ein schönes Panorama

bildeten. Ich musste grinsen, als ich feststellte, dass sich hinter unserem Wagen eine lange Schlange bildete -die anderen Fahrer trauten sich offenbar nicht, Glenn zu überholen. Sogar die Zivilwagen des FIB waren stadtbekannt. Langsam legte sich meine schlechte Laune. Ich kurbelte das Fenster runter, damit der starke Zimtgeruch abzog, woraufhin das Weichei sofort die Heizung anstellte. Ich mochte den Geruch des Parfüms nicht mehr, jetzt, da es mich im Stich gelassen hatte.

Dans Apartment lag in einem klassischen Stadthaus: Sauber, gepflegt und mit einem Tor von der Straße abgesetzt. Sowohl die Universität als auch der Freeway waren leicht zu erreichen. Sicher nicht ganz billig, aber wenn er die Universität besuchte, konnte er sich das wahrscheinlich auch leisten. Glenn fuhr in die reservierte Parklücke, auf der Dans Hausnummer stand, und stellte den Motor aus. Das Verandalicht war ausgeschaltet, und irgendjemand hatte die Vorhänge zugezogen. Eine Katze saß auf dem Geländer des Balkons im zweiten Stock. Ihre Augen leuchteten in der Dunkelheit, während sie uns beobachtete.

Wortlos griff Glenn unter den Sitz und schob ihn zurück. Anschließend schloss er die Augen und machte es sich gemütlich. Anscheinend wollte er ein Nickerchen machen. Stille breitete sich aus, die nur von den Geräuschen des abkühlenden Motors durchbrochen wurde. Ich wollte das Autoradio einschalten, aber Glenn murmelte: »Fass es nicht an.«

Beleidigt ließ ich mich in den Sitz zurückfallen. »Willst du

nicht seine Nachbarn befragen?«

»Ja, gleich morgen früh. Wenn es hell ist und du in deinem Seminar sitzt.«

Ich runzelte die Stirn. Edden hatte mir einen Stundenplan gegeben, auf dem stand, dass das Seminar von sechzehn bis achtzehn Uhr dauerte. Das war die beste Zeit für eine Befragung, da die Menschen von der Arbeit zurückkamen, die tagaktiven Inderlander noch wach waren und die Nachtschwärmer sich langsam rührten.

Aus einem der Apartments kam ein Pärchen. Sie stritten sich, stiegen in ein schnittiges Auto und fuhren davon. Wenn ich es richtig verstanden hatte, kam sie zu spät zur Arbeit und es war seine Schuld.

Gelangweilt und gleichzeitig nervös grub ich in meiner Tasche, bis ich den Fingerstick und eines meiner Erkennungsamulette gefunden hatte. Ich liebte diese Dinge - die Erkennungsamulette, nicht den Fingerstick-, und nachdem ich den Finger um drei Tropfen Blut erleichtert und das Amulett aktiviert hatte, stellte ich fest, dass sich außer Glenn und mir in einem Radius von zehn Metern niemand aufhielt. Ich hängte es mir gerade um den Hals wie früher meine I.S.-Marke, als ein kleiner roter Wagen auf den Parkplatz fuhr. Die Katze auf dem Geländer reckte sich und verschwand dann auf dem Balkon. Es war Sara Jane, und sie flitzte mit ihrem Auto auf den freien Platz direkt hinter uns. Glenn bemerkte sie, sagte aber nichts, als wir ausstiegen und auf sie zugingen.

»Hi«, begrüßte sie uns. Im fahlen Licht der Straßenlampe

zeigte sich die Besorgnis auf ihrem herzförmigen Gesicht. »Ich hoffe, Sie haben nicht zu lange gewartet,« ergänzte sie im professionellen Ton einer Sekretärin.

»Überhaupt nicht, Madam«, versicherte Glenn.

Ich zog die Lederjacke enger um den Körper. Für diese Jahreszeit war es schon ziemlich kalt. Sara Jane suchte eine Weile an ihrem Schlüsselbund und öffnete schließlich mit einem brandneuen Schlüssel die Tür. Mein Puls schlug schneller, und ich schielte verstohlen auf das Amulett, während sich meine Gedanken um Trent drehten. Ich hatte zwar die Splat Gun, gehörte aber nicht zu den mutigsten Mensehen. Wenn die bösen Buben kamen, lief ich immer weg. Dadurch verlängerte sich meine Lebensdauer beträchtlich.

Sara Jane schaltete das Licht an, sowohl auf der Veranda als auch im Apartment, und Glenn folgte ihr in die Wohnung. Nervös trat ich über die Schwelle. Sollte ich die Tür schließen, damit uns niemand folgen konnte, oder sollte ich sie offen lassen, um einen möglichen Fluchtweg zu haben? Ich entschied mich dafür, sie einen Spalt weit offen zu lassen.

»Hast du ein Problem?«, flüsterte Glenn, während Sara Jane ganz selbstverständlich in die Küche ging. Ich schüttelte den Kopf. Das Apartment hatte einen offenen Wohnbereich, sodass man fast die ganze Etage überblicken konnte. Die Treppe bildete einen langweiligen, geraden Weg nach oben. Ich entspannte mich in dem Bewusstsein, dass mein Amulett ein Warnsignal geben würde, wenn sich jemand näherte. Außer uns dreien und der jaulenden Katze im oberen

Stockwerk war niemand hier.

»Ich geh mal hoch und lass Sarcophagus rein«, meinte Sara Jane und macht sich auf den Weg zur Treppe.

Wie bitte? »Sie meinen die Katze, richtig?«

»Ich werde mitkommen, Madam«, bot Glenn an und folgte ihr die Stufen hinauf.

Während die beiden die obere Etage durchsuchten, nahm ich den Rest der Wohnung in Augenschein, wohl wissend, dass wir nichts finden würden. Trent war viel zu gerissen, um einen Beweis zu hinterlassen. Ich wollte mir einfach ein Bild von dem Typen machen, den Sara Jane anscheinend liebte. Das Küchenspülbecken war trocken, der Mülleimer stank wie die Pest, auf dem Computermonitor hatte sich eine Staubschicht gebildet und das Katzenklo war randvoll. Offensichtlich war Dan eine ganze Weile nicht mehr hier gewesen.

Die Dielen quietschten, als Glenn durch die obere Etage der Wohnung ging. Auf dem Fernseher stand das gleiche Bild von Dan und Sara Jane auf dem Dampfer, das ich schon beim FIB gesehen hatte. Ich nahm es und studierte ihre Gesichter. Als Glenn die Treppe herunterpolterte, stellte ich es schnell an seinen ursprünglichen Platz zurück. Mr. FIB musste aufpassen, dass er mit seinen breiten Schultern auf der schmalen Treppe nicht stecken blieb. Sara Jane ging direkt hinter ihm, die Füße in den Stöckelschuhen vorsichtig auf die Stufen setzend. Im Vergleich zu Glenn wirkte sie winzig.

»Oben ist alles in Ordnung«, sagte Glenn, während er sich

durch den Poststapel auf dem Küchentisch wühlte. Sara Jane öffnete die Vorratskammer, die sauber und aufgeräumt war, wie auch der Rest der Wohnung. Nach einem kurzen Zögern zog sie einen Beutel Nassfutter für die Katze hervor.

»Was dagegen, wenn ich seine E-Mails checke?« Sara Jane nickte mit traurigen Augen. Ich spielte mit der Maus herum und bemerkte, dass Dan, ebenso wie Ivy, einen permanenten Internetzugang hatte. Genau genommen war ich hierzu überhaupt nicht befugt, aber solange sich niemand beschwerte... Aus den Augenwinkeln beobachtete ich Glenn, der auf Sara Janes schick geschnittenen Businessanzug stierte, während sie die Katzenfuttersäcke aufriss. Dann wanderten seine Augen zu meinem Outfit, während ich mich über das Keyboard beugte. Sein missbilligender Gesichtsausdruck verriet, wie unprofessionell er meine Aufmachung fand, und ich musste mich zusammenreißen, um eine höhnische Grimasse zu unterdrücken. Dan hatte einen Haufen ungeöffneter Mails, darunter zwei von Sara Jane und eine mit dem Absender der Universität. Der Rest stammte von irgendeinem Hard-Rock-Chatroom. Sogar ich wusste, dass es nicht klug wäre, sie zu öffnen, da es sich - sollte er tot aufgefunden werden - um Beweismaterial handelte.

Glenn strich sich mit der Hand über das kurze Haar, sichtbar enttäuscht, nichts Ungewöhnliches gefunden zu haben. Das hatte allerdings wohl weniger damit zu tun, dass Dan als vermisst galt, sondern wohl mehr damit, dass er eine Hexe war und ein Normalmensch wie Glenn in seiner

Wohnung wahrscheinlich so etwas wie Affenköpfe an der Decke erwartete. Dan schien aber absolut durchschnittlich zu sein. Vielleicht war er ein wenig ordentlicher als die meisten, aber es war ja klar, dass Sara Jane nicht mit einem Messie zusammen wäre.

Sie stellte die Futterschüssel neben einem Wassernapf ab. Beim lauten Klappern des Porzellans kam eine schwarze Katze die Treppe heruntergeschlichen. Sie fauchte Sara Jane an und näherte sich ihrem Fressen erst, nachdem die Frau die Küche verlassen hatte. »Sarcophagus mag mich nicht«, erklärte sie überflüssigerweise. »Er ist Dans Schutzgeist.«

Ein guter Schutzgeist sollte sich so verhalten. Die besten wählten ihre Besitzer aus, nicht umgekehrt. In Windeseile hatte die Katze alles aufgefressen und sprang auf die Rückenlehne der Couch. Spielerisch kratzte ich über den Bezug, und der Kater näherte sich, um nachzusehen, was da vor sich ging. Er reckte den Hals und berührte mit der Nase meinen Finger. Ich musste lächeln, denn das war ein typischer Katzengruß. Ich hätte liebend gern eine Katze gehabt, aber Jenks würde mich ein Leben lang täglich anpöhlen, wenn ich eine mit nach Hause brächte.

Mich an die Zeit als Nerz erinnernd, durchwühlte ich meine Tasche. Klammheimlich aktivierte ich dabei ein Amulett, um zu prüfen, ob der Kater durch einen Zauber verwandelt worden war. Nichts. Da mir das nicht reichte, grub ich auf der Suche nach meiner Nickelbrille noch tiefer in der Tasche. Ich ignorierte Glenns fragenden Blick, klappte das Brillenetui auf und setzte die Gläser auf. Die Brille war so

hässlich, dass sie sicher ein effektives Verhütungsmittel gewesen wäre. Als ich sie im August gekauft hatte, musste ich drei ganze Monatsmieten dafür hinblättern. Ich konnte sie zwar von der Steuer absetzen, aber das war nur ein schwacher Trost. Das Modell, mit dem man nicht wie ein Vollidiot aussah, hätte doppelt so viel gekostet.

Kraftlinienmagie konnte in Silber gebunden werden und Erdmagie in Holz. Das Gestell war mit einem Zauber präpariert worden, sodass ich Tarnungen erkennen konnte, die durch Kraftlinienmagie bewirkt wurden. Ich fühlte mich ziemlich bescheuert mit dieser Idiotenbrille, da es mich irgendwie auf die Stufe eines Hexers zurücksetzte, der Zauber benutzt, die er selbst nicht anfertigen kann. Doch als ich, Sarcophagus' Kinn kraulend, mit Sicherheit festgestellt hatte, dass er nicht der verwandelte Dan war, wurde mir bewusst, dass es mir eigentlich egal war. Sollten die Leute über die Brille denken, was sie wollten. Sie hatte ihren Zweck erfüllt.

Glenn drehte sich zum Telefon um. »Dürfte ich wohl seine Nachrichten abhören?«

Sara Jane lachte verbittert. »Nur zu, sie sind von mir.«

Ich legte die Brille wieder weg und ließ das Etui mit einem lauten Geräusch zuschnappen. Glenn drückte auf den Wiedergabeknopf. Mir lief ein leichter Schauer über den Rücken, als Sara Janes Stimme die Stille des Apartments durchdrang. »Hey, Dan. Ich warte jetzt schon eine Stunde. Es war doch am Carew Tower, oder?« Dann, nach einer kurzen Pause: »Gut, ruf mich an. Und du solltest lieber ein paar

Pralinen besorgen.« Plötzlich wurde ihre Stimme verspielt. »Diesmal hast du wirklich etwas gutzumachen, mein kleines Landei.«

Bei der zweiten Nachricht klang Sara Jane bedrückt. »Hi, Dan. Geh ran, wenn du da bist.« Wieder eine Pause. »Äh, das mit den Pralinen war nur ein Scherz. Wir sehen uns morgen. Ich liebe dich, bis dann.«

Sara Jane stand mit regungslosem Gesicht im Wohnzimmer. »Als ich hierherkam, war er nicht da, und seitdem habe ich ihn auch nicht mehr gesehen.«

»Na gut«, sagte Glenn, während er den Anrufbeantworter abschaltete. »Wir haben sein Auto noch nicht gefunden und seine Zahnbürste sowie das Rasierzeug sind noch im Bad. Wo er auch sein mag, er hat keinen längeren Aufenthalt geplant. Die Vermutung liegt nahe, dass etwas passiert ist.«

Sie biss sich auf die Lippe und drehte sich um. Erstaunt über Glenns mangelndes Taktgefühl warf ich ihm einen mörderischen Blick zu. »Du hast das Einfühlungsvermögen einer läufigen Hündin, weißt du das?«, flüsterte ich.

Glenn bemerkte Sara Janes verkrampfte Haltung. »Es tut mir leid, Madam.«

Mit einem traurigen Lächeln drehte sie sich zu uns um. »Vielleicht sollte ich Sarcophagus mit nach Hause nehmen...?«

»Nein, noch nicht«, versuchte ich sie zu beruhigen. Ich berührte mitfühlend ihre Schulter, und der Geruch ihres Fliederparfüms ließ die Erinnerung an den kreideähnlichen Geschmack mit Drogen versetzter Möhren zurückkehren.

Es war klar, dass Glenn uns nicht allein lassen würde, und so bot sich mir auch keine Gelegenheit unter vier Augen mit ihr zu sprechen. »Sara Jane«, begann ich zögerlich, »ich muss Sie das jetzt fragen, und es tut mir wirklich leid. Wissen Sie, ob Dan bedroht wurde?«

»Nein.« Sie zupfte am Kragen ihrer Bluse, und ihr Gesicht verlor jeglichen Ausdruck. »Niemand.«

»Und Sie? Sind Sie in irgendeiner Form bedroht worden? Denken Sie nach. Schon das kleinste Anzeichen könnte ein Hinweis sein.«

»Nein, natürlich nicht«, antwortete sie schnell. Sara Jane schlug die Augen nieder und ihr Teint wurde noch blasser. Ich brauchte kein Amulett, um zu erkennen, dass sie log. Ich wartete einen Moment und gab ihr damit die Möglichkeit, sich mir doch noch anzuvertrauen, aber nichts geschah.

»Sind... sind wir jetzt fertig?«, stammelte sie schließlich. Mit einem Nicken warf ich mir die Tasche über die Schulter, und Sara Jane ging mit schnellen gestelzten Schritten zur Tür. Glenn und ich folgten ihr zum betonierte Treppenabsatz. Für Käfer war es schon längst zu kalt, aber ich sah noch ein großes Spinnennetz, das im Licht der Außenlampe schimmerte.

»Vielen Dank, dass Sie uns in das Apartment gelassen haben«, sagte ich, während sie mit zitternden Fingern noch mal an der verschlossenen Eingangstür rüttelte. »Ich werde mich morgen mit seinen Kommilitonen unterhalten, vielleicht weiß einer von ihnen etwas. Ich werde Ihnen auf jeden Fall helfen«, sagte ich nachdrücklich, in dem Versuch, sie

aufzurichten.

»Ja. Vielen Dank.« Sie konnte mir nicht in die Augen sehen und verfiel wieder in den kühlen, professionellen Umgangston einer Sekretärin. »Ich danke Ihnen vielmals für Ihr Kommen. Ich wünschte, ich hätte Ihnen besser behilflich sein können.«

Glenn verabschiedete sich mit einem knappen »Madam«, und Sara Jane stöckelte davon. Ich folgte Glenn zum Auto und warf noch einmal einen Blick über die Schulter. Sarcophagus saß im oberen Fenster und musterte uns argwöhnisch.

Sara Jane entriegelte ihren Wagen, der ein fröhliches Piepsignal von sich gab, stellte ihre Tasche hinein, stieg ein und fuhr davon. Ich stand in der Dunkelheit neben der geöffneten Tür von Glenns Wagen und starrte auf die Rückleuchten, bis sie hinter einer Ecke verschwanden.

Glenn betrachtete mich nachdenklich. Er stand auf der Fahrerseite und hatte die Arme auf das Dach gelegt. In dem trüben Licht der Straßenlaterne konnte ich keine Gefühlsregung in den braunen Augen erkennen.

»Kalamack muss seine Sekretärinnen gut bezahlen, wenn sie sich solche schicken Schlitten leisten können.«

»Ich weiß, dass es so ist«, entgegnete ich wütend, da mich die kaum verhüllte Unterstellung ärgerte. »Sie ist verdammt gut in ihrem Job. Und sie spart sogar noch Geld, um es ihrer Familie zu schicken, die dadurch im Vergleich zu den anderen Farmern fast wie Könige leben.«

Er gab ein unverständliches Grunzen von sich und öffnete

die Fahrertür. Ich stieg ein, legte den Gurt an und ließ mich mit einem Seufzer in die Ledersitze fallen. Der Blick aus dem Fenster auf den dunklen, öden Parkplatz deprimierte mich noch mehr. Sara Jane vertraute mir nicht. Und wenn man es von ihrer Seite aus betrachtete - warum sollte sie?

»Du nimmst das hier ziemlich persönlich, stimmt's«, fragte Glenn, als er den Wagen startete.

»Denkst du, nur weil sie ein Hexer ist, verdiene sie keine Hilfe?«, fauchte ich ihn an.

»Komm wieder runter, so habe ich das nicht gemeint.« Glenn warf mir einen kurzen Blick zu, als er den Wagen rückwärts ausparkte. Bevor er losfuhr, stellte er die Heizung auf die höchste Stufe. Durch den Luftzug tanzte eine Haarsträhne direkt vor meinen Augen. »Ich sage ja nur, dass du dich verhältst, als stünde bei dieser Sache einiges auf dem Spiel für dich.«

Ich schob mir das Haar aus den Augen. »Sorry.«

»Ist schon okay«, sagte er verständnisvoll.

Dann bohrte er zögerlich weiter: »Also... was steckt dahinter?«

Glenn ordnete sich in den Verkehr ein. Ich beäugte ihn im Licht der Straßenlaternen, nicht sicher, ob ich mich ihm anvertrauen sollte. »Ich kenne Sara Jane«, antwortete ich schließlich.

»Du meinst, diese Art von Frau.«

»Nein, ich kenne sie persönlich.«

Er wirkte skeptisch. »Aber sie kennt dich nicht.«

»Stimmt.« Ich öffnete das Fenster so weit wie möglich,

denn ich wollte endlich mein Parfüm loswerden. Dieser Geruch war nicht mehr zum Aushalten, er erinnerte mich nur an den heutigen Vorfall und Ivys beängstigende schwarze Augen. »Das macht es ja so schwierig.«

Als wir an einer Ampel hielten, gaben die Bremsen ein gequältes Quietschen von sich. Glenn zog nachdenklich die Augenbrauen hoch. Sein Bart war ein tiefer Schatten auf seinem Gesicht. »Kannst du langsam mal Klartext reden?«

Ich lächelte ihn kurz und traurig an. »Hat dein Vater dir erzählt, wie wir Trent Kalamack beinahe als Brimstonedealer und Biodrogenproduzent überführt hätten?«

»Ja, das war kurz vor meiner Versetzung in die Abteilung. Der einzige Zeuge, ein I. S.-Runner, starb bei der Explosion einer Autobombe.« Die Ampel wurde grün, und wir fuhren weiter.

Ich nickte. Edden hatte ihm das Nötigste verraten. »Fangen wir bei Trent Kalamack an«, sagte ich, und ließ die Hand im Fahrtwind baumeln. »Als er mich dabei erwischt hat, wie ich in seinem Büro nach Beweisen für seine illegalen Machenschaften suchte, übergab er mich nicht der I.S., sondern bot mir einen Job an. Jeden Job, den ich nur wollte.« Mir wurde plötzlich kalt, und ich richtete den Schlitz der Autoheizung auf mich. »Er war bereit, das Kopfgeld der I. S. zu bezahlen, mich als selbstständigen Runner aufzubauen und mir sogar Personal zu finanzieren. Er wollte mir alles ermöglichen, doch die ganze Sache hatte einen Haken - ich sollte für ihn arbeiten. Er wollte mich zu einem Rädchen in genau dem System machen, das ich mein ganzes

Berufsleben lang bekämpft hatte. Er bot mir eine trügerische Freiheit an. Das eine, was ich so sehr wollte, dass ich kurz in Versuchung war, sein Angebot anzunehmen.«

Glenn hielt sich klugerweise zurück und schwieg. Es gab keinen Cop, der nicht schon mal in Versuchung geraten wäre, und ich war verdammt stolz darauf, dieser Verlockung widerstanden zu haben. »Als ich ablehnte, wurde aus dem Angebot eine Drohung. Ich hatte für diese Aktion Nerzgestalt angenommen, und er wollte mich körperlich und psychisch so lange foltern, bis ich alles getan hätte, um diese Tortur zu beenden. Wenn er mich nicht aus freien Stücken bekommen konnte, hätte ihm auch eine gebrochene Hülle gereicht, die ihm willenlos dient. Ich war hilflos, genauso hilflos wie Sara Jane jetzt.«

Nur langsam wurde mir bewusst, was ich da gerade gesagt hatte. Niemals zuvor hatte ich es laut ausgesprochen -dass ich einem anderen Menschen erbarmungslos ausgeliefert gewesen war. »Sara Jane dachte, ich sei ein Nerz, aber sie ließ diesem Tier mehr Würde, als Trent mir als Mensch zugestanden hatte. Ich muss sie aus seinen Klauen befreien - bevor es zu spät ist. Und wenn es uns nicht gelingt, Dan zu finden und in Sicherheit zu bringen, hat sie keine Chance.«

»Mr. Kalamack ist doch nur ein Mensch«, bemerkte Glenn.

»Wirklich?« Ich lachte höhnisch. »Dann verrate mir mal, Detective Neunmalklug, ob er wirklich ein Mensch ist, oder vielleicht doch ein Inderlander? Seine Familie beherrscht seit zwei Generationen einen großen Teil Cincinnatis und niemand weiß, wer er wirklich ist. Weder Jenks noch die

Fairys können seinen Geruch entschlüsseln. Er zerstört die Menschen, indem er ihnen genau das gibt, was sie wollen -und er genießt es.« Ich betrachtete die vorbeiziehenden Gebäude, ohne sie wirklich zu sehen.

Glenns Schweigen riss mich aus meinen Gedanken. »Du glaubst also wirklich, dass Dans Verschwinden nichts mit den Morden des Hexenjägers zu tun hat?«, fragte er schließlich.

»Ja.« Unbehaglich rutschte ich in meinem Sitz herum. Ich fühlte mich nicht ganz wohl dabei, ihm so viel von mir verraten zu haben. »Ich habe diesen Auftrag nur angenommen, um Sara Jane zu helfen und Trent dranzukriegen. Rennst du jetzt zu Papi und petzt?«

Die Scheinwerfer des Gegenverkehrs beleuchteten sein Gesicht. Er holte tief Luft und atmete langsam aus. »Wenn du bei deinem Privatfeldzug gegen Kalamack irgendetwas unternimmst, das meine Ermittlungen gegen die Hauptverdächtige Dr. Anders gefährdet, werde ich dich am Fountain Square auf einem Scheiterhaufen verbrennen«, drohte er leise. »Du wirst morgen zur Universität gehen, und du wirst mir alles berichten, was du herausfindest.« Er entspannte sich ein wenig. »Und gib auf dich Acht.«

Ich beobachtete, wie die Lichtkegel der Straßenlaternen über sein Gesicht huschten; die flackernde Bewegung schien meine eigene Unsicherheit widerzuspiegeln. Anscheinend verstand er mich. Wer hätte das gedacht. »Na schön«, antwortete ich und machte es mir bequem. Ich drehte mich um, als wir nach links statt nach rechts abbogen. Plötzlich hatte ich eine Art Déjà-vu. »Wo fahren wir hin? Zu meinem

Büro geht's in die andere Richtung.«

»Piscarys. Es gibt keinen Grund, bis morgen zu warten.«

Ich wollte nicht zugeben, dass ich Ivy versprochen hatte, nicht ohne sie dorthin zu gehen. »Piscarys macht erst um Mitternacht auf«, log ich also. »Ihre Kunden sind hauptsächlich Inderlander. Mal ehrlich, wie oft bestellt sich ein Mensch eine Pizza?« Glenn wirkte einsichtig, und ich fummelte an meinem roten Nagellack herum. »Sie werden wahrscheinlich erst so ab zwei Zeit haben, sich mit uns zu unterhalten. Vorher ist der Laden brechend voll und die Piazzataxis sind ständig unterwegs.«

»Du meinst zwei Uhr morgens?«

Was denn sonst? Um diese Uhrzeit kamen die meisten Inderlander, besonders die toten unter ihnen, erst so richtig in die Gänge. »Warum fährst du nicht nach Hause und schläfst dich aus? Morgen gehen wir dann alle zusammen hin.«

Er schüttelte den Kopf. »Dann würdest du heute gehen, ohne mich.«

Ich schnaubte empört. »So was mache ich nicht! Mal ganz abgesehen davon, dass du dann morgen allein hinfahren würdest, und ich habe schließlich deinem Dad versprochen, dafür zu sorgen, dass du am Leben bleibst. Ich warte bis morgen. Großes Hexenehrenwort.«

Lügen - ja. Das Vertrauen eines Partners verraten, auch wenn es ein unwillkommener ist - nein.

Er sah mich misstrauisch an. »In Ordnung. Hexenehrenwort.«

»Rachel«, kam Jenks' leise Stimme von meinem Ohrring. »Schiel mal zu diesem Typ rüber. Soll das eine Anmache sein, oder was?«

Es war ein ungewöhnlich warmer Septembernachmittag. Ich zog die Tasche höher auf die Schulter und spähte zu dem fraglichen Jüngelchen hinüber, während ich durch die Halle schritt, in der das entspannte Unileben seinen Lauf nahm. Musik drang an meine Ohren, doch das Radio des Typen war zu leise eingestellt, um etwas Konkretes hören zu können. Offensichtlich hielt er sich für richtig geil. Er hatte schwarze Haare, trug schwarze Klamotten, eine schwarze Sonnenbrille und einen ebenfalls schwarzen Ledermantel. Lässig lehnte er an einem Automaten und versuchte während des Gesprächs mit einer Frau in einem Gothic-Spitzkleid cool und weltmännisch zu wirken. Aber er vermasselte es. Mit einem Plastikbecher in der Hand sieht niemand interessant aus, egal, wie sexy sein Dreitagebart ist. Und niemand trägt Gothic-Klamotten außer ausgeflippten, lebendigen Teenager-Vampiren und erbärmlich traurigen Möchtegern-Vamps.

Ich kicherte und fühlte mich sofort besser. Der große Campus und die geballte Ladung Jugend machten mich nervös. Ich hatte ein kleines Gemeindecollege besucht und das zweijährige Standardprogramm abgerissen, gefolgt von einem vierjährigen Programm bei der LS. Meine Mutter wäre

bei der schmalen Rente, die ihr von meinem Vater blieb, nie in der Lage gewesen, die Ausbildung an der University of Cincinnati zu bezahlen, vom Sterbegeld ganz zu schweigen.

Ich studierte den blassgelben Stundenplan, den Edden mir gegeben hatte. Auf dem Zettel standen der Tag und die Uhrzeit des Seminars und weiter unten rechts in der Ecke waren die Gesamtkosten aufgeführt - Steuern, Laborgebühren und Unterricht. Das ergab zusammen ein schönes Sümmchen. Allein dieses Seminar kostete so viel wie ein ganzes Semester an meinem ehemaligen College. Nervös stopfte ich den Wisch in die Tasche und bemerkte dabei einen Tiemenschen, der mich von einer Ecke aus beobachtete. Auch ohne den Stundenplan in der Hand wirkte ich hier ziemlich deplaziert. Ich hätte mir auch gleich ein Schild um den Hals hängen können, mit der Aufschrift: *Fortbildungsmaßnahmenstudentin*. Mein Gott, was fühlte ich mich alt. Viele der Studenten waren zwar nicht wesentlich jünger als ich, aber sie strahlten bei jeder Bewegung Unerfahrenheit und Unschuld aus.

»Das ist dämlich«, murmelte ich zu Jenks und verließ den Infoschalter. Ich wusste noch nicht einmal, warum der Pixie mitkam. Das war sicherlich Eddens Werk. Er musste ihn auf mich angesetzt haben, um sicherzugehen, dass ich auch brav zum Unterricht ging. Meine Vamp-Stiefeletten klapperten apart, als ich die lange Glasröhre entlangging, die das Business-Arts-Gebäude mit der Kantack Hall verband. Ich zuckte zusammen, als mir bewusst wurde, dass meine Schritte dem Rhythmus von Takatas *Shattered Sight* folgten.

Obwohl mir die Melodie nicht einfiel, hatte ich plötzlich den Text im Kopf, der sich wie ein nervtötender Ohrwurm in meinen Gedanken festsetzte. *Sift the clues from the dust, from my lives, of my will. I loved you then. I love you still.*

»Eigentlich sollte ich jetzt bei Glenn sein und mit ihm die Nachbarn befragen«, beschwerte ich mich. »Nur um Dans Kommilitonen auszuhorchen, muss ich doch nicht das ganze Seminar mitmachen.«

Mein Ohrring eierte hin und her wie eine Reifenschaukel, sodass Jenks' Flügel mich am Hals kitzelten. »Edden will verhindern, dass Dr. Anders erfährt, dass sie verdächtigt wird. Da hatte er doch mal eine gute Idee.«

Der Pixie nervte. Meine Schritte wurden nun durch den weichen Teppich des Flurs gedämpft, von dem die Seminarräume abzweigten. Ich studierte die ansteigenden Raumnummern, die neben den Türen angebracht waren. »Du hältst es also für eine gute Idee?«

»Klar, allerdings hat er etwas vergessen.« Jenks kicherte. »Oder vielleicht auch nicht.«

Als ich vor einer der Türen eine Gruppe Studenten bemerkte, verlangsamte ich meinen Schritt. Wahrscheinlich war das mein Kurs. »Was soll er vergessen haben?«

»Nun ja...« Er machte es mal wieder spannend. »Jetzt, wo du diesen Kurs besuchst, passt du ins Opferprofil.«

Adrenalin schoss durch meinen Körper, verebbte aber schnell wieder. »Sieh mal einer an«, murmelte ich. *Verdammt, verdammt Edden.*

Jenks ließ sein Windspielgelächter erklingen. Ich schob das

schwere Buch auf die andere Hüfte und suchte in dem kleinen Grüppchen nach der Person, die wohl den meisten Tratsch verbreitete. Ein Mädchen schaute zu mir hoch, oder besser gesagt zu Jenks, und lächelte kurz, bevor sie sich umdrehte. Sie war genau wie ich in Jeans, trug aber über ihrem T-Shirt einen teuer aussehenden Wildledermantel. Lässig, aber stylish. Nette Kombination. Ich ließ meine Tasche auf den Teppich fallen und lehnte mich wie die anderen gegen die Wand, hielt aber einen Meter Abstand.

Verstohlen betrachtete ich das Buch, das zu Füßen des Mädchens lag. *Kraftliniengebrauch bei kontaktlosen Zaubern*. Ich war ein wenig erleichtert. Zumindest hatte ich das richtige Buch dabei. Vielleicht würde das alles gar nicht so schlimm werden. Ich betrachtete das Milchglas der geschlossenen Tür und hörte ein gedämpftes Gespräch. Musste der vorhergehende Kurs sein, der die Zeit überzog. Jenks schaukelte wieder auf meinem Ohrring und zog daran. Das konnte ich noch ignorieren, aber als er ein Lied über Raupen und Studentenblumen zu trällern begann, wedelte ich ihn weg.

Das Mädchen neben mir räusperte sich. »Bist du gerade erst versetzt worden?«

»Wie bitte?«, fragte ich, irritiert, weil Jenks gerade auf seinen gewohnten Platz zurückkehrte.

Ihre Kaugummibläse platzte mit einem lauten Plopp und die stark geschminkten Augen wanderten von mir zu dem Pixie. »Es gibt nicht viele Kraftlinienstudenten. Ich kann mich nicht erinnern, dich schon mal gesehen zu haben. Gehst du

normalerweise in die Mondscheinseminare?«

»Oh.« Ich löste mich von der Wand und wandte mich ihr zu.

»Nein. Ich mache diesen Kurs als, äh, Fortbildungsmaßnahme.«

Lachend schob sie sich ihre langen Haare hinter die Ohren. »Hey, kann ich gut verstehen. Wenn ich mal fertig bin, gibt es für Filmproduktionsmanager mit Kraftlinienerfahrung wahrscheinlich keine Jobs mehr. Heutzutage scheint jeder Kunst als Nebenfach zu haben.«

»Ich bin Rachel.« Ich reichte ihr die Hand. »Und das hier ist Jenks.«

»Freut mich, dich kennenzulernen«, antwortete sie und zögerte dann einen Augenblick.

»Janine.«

Jenks hob ab und setzte sich auf ihre hastig ausgestreckte Hand. »Es ist mir eine Freude, Janine«, sagte er und verbeugte sich tatsächlich. Sie strahlte ihn an, vollkommen begeistert. Offensichtlich hatte sie noch nicht oft die Bekanntschaft von Pixies gemacht. Die meisten blieben auf dem Land, es sei denn sie konnten einen der wenigen Jobs ergattern, für die Pixies und Fairys besonders geeignet waren: Wartung von Überwachungskameras, Security oder das gute alte Herumschnüffeln. Trotzdem wurden Fairys meist bevorzugt, da ihre Nahrung aus Insekten bestand und nicht aus Nektar. Somit war es einfacher, sie zu ernähren.

»Äh, unterrichtet Dr. Anders selbst oder hat sie einen Assistenten?«

Janine kicherte, was Jenks zum Anlass nahm, auf meinen Ohrring zurückzukehren. »Du hast also schon von ihr gehört? Ja, sie unterrichtet selbst, ihr Kurs ist ja immer ziemlich klein.« Janines Augen verengten sich. »Besonders jetzt. Am Anfang waren wir zwölf Studenten, aber vier haben sich abgemeldet, als Dr. Anders uns geraten hat, vorsichtig zu sein, da der Mörder sich immer Kraftlinienhexen aussucht. Und dann hat auch noch Dan das Studium abgebrochen.« Sie ließ sich seufzend gegen die Wand fallen.

»Der Hexenjäger?«, fragte ich und versuchte, ein ironisches Lächeln zu unterdrücken. Ich hatte mir genau die Richtige zum Ausquetschen ausgesucht. Ich versuchte, erstaunt auszusehen. »Das ich doch nicht dein Ernst...«

Sie wirkte jetzt besorgt. »Wahrscheinlich war das einer der Gründe, warum Dan gegangen ist. Es ist wirklich schade. Der Typ war so heiß, dass er sogar in einem Regenschauer noch einen Wassersprinkler ausgelöst hätte. Er hatte ein wichtiges Bewerbungsgespräch vor sich, wollte mir aber nichts darüber verraten. Hatte vielleicht Angst davor, dass ich mich auch bewerbe. Anscheinend hat er den Job bekommen.«

Ich nickte zustimmend und fragte mich, ob das die Neuigkeiten waren, von denen er Sara Jane an diesem Samstag hatte berichten wollen. Aber dann tauchte ein böser Verdacht in mir auf. War das Abendessen im Carew Tower vielleicht nur ein Ablenkungsmanöver gewesen, um sich sang-und klanglos aus dem Staub zu machen?

»Bist du sicher, dass er abgebrochen hat? Der Hexenjäger könnte...«

Janine lächelte aufmunternd. »Ja, er hat aufgehört. Er hat gefragt, ob ich seine magnetische Kreide kaufen wolle, falls das mit dem Job klargeht. Nachdem das Siegel gebrochen ist, tauscht der Buchladen sie nämlich nicht mehr um.«

Auf meinem Gesicht zeigte sich plötzlich die nackte Angst. »Ich wusste nicht, dass man Kreide mitbringen muss.«

»Oh, kein Problem. Ich kann dir welche leihen«, beruhigte sie mich und kramte in ihrer Tasche. »Dr. Anders lässt uns ständig zeichnen: Pentagramme, Nord/Süd-Apogäen -was auch immer es ist, wir zeichnen es. Sie kombiniert das Laborpraktikum mit dem regulären Unterricht. Darum treffen wir uns auch hier.«

»Danke.« Ich nahm den Metallstift mit dem Kreideaufsatz und steckte ihn zum Buch. *Pentagramme?* Ich hasste Pentagramme! Meine Linien waren nie gerade genug. Und ich musste Edden fragen, ob er mir eine zweite Einkaufsrunde im Buchladen bezahlen würde. Doch dann fielen mir die bisherigen Kosten für den Kurs ein, die er eventuell nie erstattet bekommen würde, und ich beschloss, meine alten Collegesachen bei meiner Mutter auszugraben. Fantastisch. Dann musste ich sie wohl anrufen.

Janine bemerkte meinen misshutigen Gesichtsausdruck, interpretierte ihn falsch und versuchte noch einmal, mich zu beruhigen. »Hey, Rachel, mach dir keine Sorgen. Der Mörder ist nicht hinter uns her - er will nur erfahrene Hexen, wirklich. Dr. Anders hat uns nur zur Vorsicht geraten.«

»Ja«, antwortete ich und stellte mir dabei die Frage, ob ich als erfahren oder unerfahren gelten konnte. »Das vermute

ich auch.«

Die Gespräche um uns herum verstummten, als Dr. Anders' schrille Stimme hinter der Tür laut wurde. »Ich weiß nicht, wer meine Studenten umbringt, und ich bin diesen Monat schon bei zu vielen Beerdigungen gewesen, um mir Ihre unverschämten Anschuldigungen anzuhören. Und wenn sie meinen Namen in den Dreck ziehen, werde ich sie verklagen, bis zurück zum *Wandel*, wenn es sein muss!«

Als Janine ihr Buch aufhob und es sich gegen die Brust drückte, wirkte sie verstört. Die anderen Studenten im Flur traten nervös von einem Fuß auf den anderen und tauschten besorgte Blicke aus. »So viel zu dem Plan, Dr. Anders über den Verdacht im Unklaren zu lassen«, flüsterte Jenks. Ich nickte und hoffte, dass mich Edden jetzt vielleicht von dem Kurs erlösen würde. »Das ist Denon da drin«, ergänzte Jenks. Ich holte tief Luft.

»Was?«

»Ich kann ihn riechen. Denon ist bei Dr. Anders.«

Denon? Ich wunderte mich, dass mein alter Boss sich von seinem Schreibtisch losgeeist hatte.

Einem gedämpften Murmeln folgte ein lauter Knall. Alle außer Jenks und mir zuckten zusammen. Janine rieb sich mit einer Hand das Ohr, so als ob sie gerade einen harten Schlag verpasst bekommen hätte. »Hast du das gespürt?« Ich schüttelte den Kopf. »Sie hat einen Kreis geschlossen, ohne ihn vorher zu markieren.« Wie alle anderen auch konnte ich den Blick nicht mehr von der Tür losreißen. Ich hatte noch nie gehört, dass ein magischer Kreis auch ohne eine vorherige

Skizze gezogen werden konnte. Warum spürten alle außer Jenks und mir, was sie da gerade getan hatte? Völlig überfordert hob ich meine Tasche auf.

Die murmelnde Stimme meines ehemaligen Chefs weckte unangenehme Erinnerungen. Wie auch Ivy zählte Denon zu den lebenden Vampiren. Er gehörte aber zur untersten Kaste, war als Mensch geboren und erst später von einem wahren Untoten mit dem Vampirvirus infiziert worden. Ivy besaß Macht, denn sie wurde schon als Vampir geboren, was ihren Übergang zur Untoten garantierte. Auch wenn bei ihrem Tod noch jeder Tropfen Blut durch ihre Adern floss, würde sich die dunkle Welt für sie öffnen. Denon hingegen gehörte zu den zweitklassigen Vamps, denn er muss-te darauf vertrauen, dass nach seinem Tod ein Untoter seine Wandlung vervollständigen würde.

»Raus aus meinem Hörsaal«, keifte Dr. Anders nun. »Sonst werde ich Sie wegen Nötigung anzeigen.«

Die Nervosität unter den Studenten stieg. Ich war nicht überrascht, als sich das Milchglas durch einen Schatten verdunkelte. Wir hielten alle die Luft an, als sich die Tür öffnete und Denon herauskam. Der Mann war fast zu breit, um durch die Tür zu passen. Ich war fest davon überzeugt, dass Denon in einem früheren Leben ein Felsblock gewesen war - ein schleimiger, vom Fluss blank geriebener Block mit dem Gewicht von, äh, vielleicht einer Tonne? Als zweitklassiger Vampir verfügte er nur über menschliche Kräfte und musste sich anstrengen, um mit seinen toten Brüdern mithalten zu können. Das Resultat waren ein

Waschbrettbauch und jede Menge Muskelpakete, die sein weißes Hemd zu sprengen drohten, als er nonchalant in den Flur hinausschlenderte. Die gestärkte Baumwolle bildete einen scharfen Kontrast zu seiner Bräune und zog meinen Blick an. Es war nicht leicht, die Augen von Denon abzuwenden - und genau das bezweckte er auch.

Als er an uns vorbeiging, wich der Kurs zurück. Ein kalter Hauch schien ihm aus dem Raum zu folgen, wahrscheinlich die Überreste der Aura, mit der er versucht hatte, Dr. Anders in seinen Bann zu ziehen. Als Denon mich erkannte, lächelte er selbstbewusst und voller Dominanz.

»Äh, Rachel«, murmelte Jenks hastig, während er zu Janine hinüberflog, »wir sehen uns dann drinnen, okay?«

Ich sagte nichts. Plötzlich fühlte ich mich klein und unscheinbar.

»Ich halt dir einen Platz frei«, bot Janine mir an und verschwand mit den anderen im Hörsaal. Ich ließ meinen alten Boss nicht aus den Augen.

Ich hatte früher wahnsinnige Angst vor ihm gehabt und stellte mich darauf ein, dass dieses Gefühl jetzt zurückkehren würde, aber irgendetwas hatte sich geändert. Obwohl er sich immer noch mit der Anmut einer Raubkatze bewegte, war die alterslose Ausstrahlung, die er einmal gehabt hatte, verflogen. Das unverhohlene hungrige Verlangen in seinen Augen verriet mir, dass er nach wie vor praktizierte, aber ich vermutete, dass er nicht mehr den erlesenen Geschmack der Untoten kosten durfte, obwohl diese sich wahrscheinlich immer noch an seinem Blut labten.

»Morgan.« Es fühlte sich an, als hätten seine Worte körperliche Substanz und drückten mich in ihrer Reflexion von der Mauer nach vorne. Seine Stimme hatte sich überhaupt nicht verändert - voll routinierter Macht und dunkler Versprechungen. »Ich habe gehört, dass du jetzt die FIB-Nutte spielst. Oder versuchst du tatsächlich, etwas aus dir zu machen?«

»Hallo, Mr. Denon«, erwiderte ich und starrte in die tiefschwarzen Augen. »Sind Sie zu einem Runner degradiert worden?«

Der lustvolle Hunger in seinem Blick verwandelte sich in Wut. Ich konnte nicht anders, musste ihn noch weiter reizen. »Sie haben wohl meine Fälle übernommen. Retten Sie Schutzgeister aus Bäumen? Überprüfen Lizenzen? Ach ja, wie geht es eigentlich den obdachlosen Brückentrollen?«

Denon bewegte sich unmerklich vorwärts, den Blick konzentriert, die Muskeln angespannt. Auf meinem Gesicht bildete sich kalter Schweiß. Ich presste mich gegen die Wand. Die von dem entfernten Verbindungskorridor hereinströmende Sonne schien sich zu verdunkeln. Das Licht wirbelte herum wie in einem Kaleidoskop und schien doppelt so weit entfernt zu sein. Mein Herz macht einen unangenehmen Sprung, fand aber erstaunlich schnell zu seinem üblichen Rhythmus zurück. Er versuchte mich in seinen Bann zu ziehen, aber das konnte er nicht, solange ich ihm keine Angst lieferte, mit der er ihn füttern konnte. Und das würde ich nicht tun.

»Lass den Scheiß, Denon«, sagte ich forsch, obwohl sich

mein Magen zusammenzog. »Ich lebe mit einem Vamp zusammen, der dich zum Frühstück verspeisen könnte. Spar dir dein Getue für jemanden, bei dem es sich lohnt.«

Trotzdem rückte er näher und näher, bis er mein gesamtes Gesichtsfeld blockierte. Jetzt musste ich zu ihm aufschauen, und das machte mich wütend. Seinen warmen Atem durchzog der Geruch von Blut. Das Herz schlug mir bis zum Hals, und es wurmte mich, dass er spüren konnte, wie sehr ich ihn immer noch fürchtete.

»Ist hier irgendjemand außer dir und mir?«, drohte er mit honigsüßer Stimme.

Meine Hand glitt im Zeitlupentempo zum Griff der Splat Gun. Die rauen Ziegel der Wand schrammten über meine Knöchel, doch als die Finger den Abzug berührten, kehrte meine Selbstsicherheit zurück. »Nur du, ich und meine Splat Gun. Fass mich an, und ich niete dich um.« Ich grinste ihn freundlich an. »Und was habe ich wohl in meinen Splat Balls? Stell dir vor, jemand von der I. S. muss kommen und dich mit Salzwasser abspritzen. Damit wärest du für mindestens ein Jahr der Witz der gesamten I. S.« Seine Feindseligkeit verwandelte sich in puren Hass.

»Hau ab«, sagte ich unmissverständlich. »Wenn ich sie ziehe, werde ich sie auch benutzen.«

Zögerlich ließ Denon von mir ab. »Halt dich hier raus, Morgan«, drohte er. »Das ist mein Fall.«

»So, so, deshalb hat die LS. also noch nichts erreicht. Vielleicht solltest du besser Knöllchen schreiben und den Job einem Profi überlassen.«

Er schnaubte wütend, und ich merkte, wie sein Zorn mir Kraft verlieh. Ivy hatte recht. In den tiefsten Abgründen seiner Seele nagte die Angst. Die Angst, dass seine untoten Brüder, die er mit Blut speiste, eines Tages die Kontrolle verlieren und ihn töten würden. Die Angst, dass sie ihn sterben lassen und nicht als einen Bruder in ihren Kreis aufnehmen würden.

Und er hatte allen Grund dazu.

»Das hier ist eine I. S.-Angelegenheit. Wenn du mir in die Quere kommst, buchte ich dich ein.« Er lächelte und entblößte dabei sein rein menschliches Gebiss. »Du glaubst, Kalamacks Käfig war die Hölle? Dann warte mal ab, was ich zu bieten habe.«

Meine Selbstsicherheit verpuffte. Die I. S. wusste davon? »Zieh die Krallen ein, Stubentiger«, fuhr ich ihn schnippisch an. »Ich fahnde nach einer vermissten Person, mit deinen Morden hab ich nichts am Hut.«

»Vermisste Person«, öffte er mich nach. »Da hast du dir ja 'ne schöne Geschichte ausgedacht. Bleib ruhig dabei, aber versuch doch ausnahmsweise mal, deinen Fang lebendig einzufahren.« Denon warf mir einen letzten Blick zu und ging dann den hellen Flur hinunter in Richtung Eingangshalle, deren gedämpfte Geräusche zu mir herüberdrangen. »Du wirst nicht dein Leben lang Tamwoods Schoßhündchen bleiben«, rief er, ohne sich umzudrehen. »Und wenn es so weit ist, kriege ich dich.«

»Wenn du meinst«, erwiderte ich lässig, obwohl die alte Angst sich wieder breitmachte. Ich verdrängte sie und löste

die Hand von der Waffe. Auch wenn ich durch das Zusammenleben mit Ivy vor Cincinnatis Vampiren geschützt war, war ich nicht ihr Spielzeug. Ivy besetzte noch keine Machtstellung in der gesellschaftlichen Hierarchie, aber als das letzte lebende Mitglied der Tamwoodfamilie hatte sie den Status eines Thronfolgers, den kluge Vampire, lebende wie tote, respektierten.

Ich holte tief Luft, um das schwammige Gefühl in den Knien zu vertreiben. Großartig. Jetzt kam ich auch noch als Einzige zu spät in das Seminar, das mit Sicherheit schon begonnen hatte.

In dem Bewusstsein, dass dieser Tag wohl nicht mehr schlimmer werden konnte, sammelte ich mich und betrat den Raum, der durch die großen Fenster, die einen guten Blick auf den Campus ermöglichten, hell erleuchtet war.

Genau wie Janine gesagt hatte, wirkte der Vorlesungssaal eher wie ein Labor. An jedem der hohen gefliesten Tische saßen zwei Studenten. Wie versprochen hatte mir Janine, die gerade in ein Gespräch mit Jenks vertieft war, einen Platz freigehalten.

Der stechende Ozongeruch von Dr. Anders' hastig konstruiertem Kreis drang mir in die Nase. Der Kreis selbst war verschwunden, doch die Überreste der Energie kitzelten meine Nasennebenhöhlen. Mein Blick richtete sich auf die Schöpferin dieses Werks, die an einem hässlichen Metalltisch vor einer altmodischen Tafel saß.

Sie hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und das Kinn in die Handflächen gelegt. Ich konnte ihre zitternden

Finger sehen und fragte mich, ob das ein Zeichen ihrer Wut über Denons Anschuldigungen war, oder ob es eine Nachwirkung ihres starken Eingriffs ins Jenseits war, um einen magischen Kreis ohne physische Manifestation zu erstellen. Der Kurs wirkte ungewöhnlich ruhig.

Dr. Anders trug ihr dunkles Haar in einem strengen Knoten, der von einigen unvorteilhaften grauen Strähnen durchzogen war. In ihren konservativ geschnittenen hellbraunen Hosen und der geschmackvollen Bluse wirkte sie älter als meine Mutter. Ich versuchte jegliche Aufmerksamkeit zu vermeiden, schlängelte mich klammheimlich zwischen den ersten beiden Tischreihen hindurch und setzte mich neben Janine.

»Danke«, flüsterte ich ihr zu.

Ich verstaute meine Tasche unter dem Tisch und bemerkte dabei Janines weit aufgerissene Augen. »Du arbeitest für die I. S.?«

Ich sah verstohlen zu Dr. Anders. »Früher mal. Letztes Frühjahr habe ich den Job geschmissen.«

»Ich wusste nicht, dass man bei der I. S. kündigen kann«, sagte sie, noch erstaunter.

Ich zog die Schultern hoch und schob meine Haare zur Seite, sodass Jenks auf seinem Stammplatz landen konnte. »Es war auch nicht ganz einfach.« In diesem Moment erhob sich Dr. Anders von ihrem Stuhl und zog unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Mit ihrem langen, hageren Gesicht und einer Nase, die dem Klischee einer Hexe aus der Zeit vor dem *Wandel*

entsprach, flößte sie mir noch genauso viel Furcht ein wie früher. Allerdings hatte sie weder Warzen noch grüne Haut. Sie strahlte eine unglaubliche Autorität aus und fesselte die Kursteilnehmer allein durch ihre körperliche Präsenz. Mit nun wieder ruhigen Fingern nahm sie einen Stapel Papier vom Tisch. Theatralisch setzte sie ihre Nickelbrille auf und studierte betont gründlich ihre Aufzeichnungen. Ich hätte wetten können, dass sie die Gläser mit einem Spruch belegt hatte, um damit Kraftlinienzauber erkennen zu können. Am liebsten hätte ich meine eigene Brille aufgesetzt, um festzustellen, ob sie sich mit Hilfe der Kraftlinien absichtlich verunstaltete, oder ob sie von Natur aus so hässlich war. Mit einem Seufzer blickte sie schließlich auf. Durch die verzauberten Gläser sah sie mir direkt in die Augen.

»Ach ja«, sagte sie langsam, was mir einen Schauer über den Rücken jagte. »Wir haben heute ja einen Neuzugang.«

Ich heuchelte ein Lächeln. Es war offensichtlich, dass sie mich erkannt hatte, denn ihr Gesicht hatte sich verzogen und ähnelte nun einer schrumpeligen Dörrpflaume.

»Rachel Morgan«, bellte sie.

»Hier«, antwortete ich ausdruckslos.

In ihrem Gesicht blitzte Ärger auf. »Wir kennen uns ja bereits.« Mit bestimmten Schritten kam sie auf mich zu und blieb direkt vor mir stehen. Sie lehnte sich nach vorn und betrachtete den Pixie. »Und wer sind Sie, Herr Pixie?«

»Ähhh, Jenks, Madam«, stammelte er und schlug so hektisch mit den Flügeln, dass sie sich fast in meinen Haaren verfangen.

»Jenks«, antwortete sie in einem Ton, der an Respektlosigkeit grenzte. »Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie stehen nicht auf meiner Teilnehmerliste. Bitte verlassen Sie den Kurs.«

»Ja, Madam.« Überrascht merkte ich, wie sich der normalerweise arrogante Pixie von meinem Ohrring abstieß.

»Sorry, Rachel«, flüsterte er mir zu. »Ich warte in der Mensa oder in der Bibliothek. Vielleicht ist Nick noch da.«

»Sicher, ich werde dich schon finden.«

Er nickte Dr. Anders höflich zu und schoss durch die immer noch geöffnete Tür. »Es tut mir leid«, höhnte Dr. Anders, »falls Sie mein Seminar in der Ausübung Ihres Soziallebens behindern sollte.«

»Nein, Dr. Anders. Es ist mir eine Freude, Sie wiederzusehen.«

Der sarkastische Unterton ließ sie zusammenzucken. »Tatsächlich?«

Aus dem Augenwinkel sah ich, dass Janine vor Staunen der Mund offen stand. Auch der Rest des Kurses gaffte, als wäre ich das achte Weltwunder. Mein Gesicht glühte. Ich wusste nicht, warum die Frau mich auf dem Kieker hatte, aber es gab keinen Zweifel, dass es so war. Zu anderen war sie ungefähr so liebenswürdig wie eine hungrige Krähe - zu mir wie ein tollwütiger Dachs.

Mit einem lauten Knall ließ Dr. Anders ihre Unterlagen auf meinen Tisch fallen. Sie hatte meinen Namen mit einem roten Textmarker dick umrandet. Mit zusammengepressten Lippen fragte sie: »Was machen Sie hier? Wir hatten dieses

Semester schon zwei Sitzungen!«

»Die Orientierungszeit ist aber noch nicht vorbei«, erwiderte ich. Im Gegensatz zu Jenks hatte ich kein Problem, mich gegen Autoritäten aufzulehnen. Aber wie man so schön sagt - die Autorität sitzt immer am längeren Hebel.

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie Sie die Genehmigung für diesen Kurs erhalten haben«, fuhr sie mich bissig an. »Sie erfüllen keine der Voraussetzungen.«

»Die Zeugnisse wurden alle eingereicht, außerdem wurde aufgrund meiner praktischen Erfahrung ein Semester angerechnet.« Das war zwar nicht gelogen, aber ohne Edden hätte ich es mir nicht leisten können, ein Fünfhundert-Dollar-Seminar zu besuchen.

»Sie verschwenden meine Zeit, Ms. Morgan. Sie sind eine Erdhexe. Das habe ich Ihnen doch schon in der Vergangenheit ausdrücklich klargemacht. Ihre Fähigkeiten in der Kraftlinienmagie beschränken sich auf das Schließen eines einfachen magischen Kreises. Bei komplizierteren Ritualen würden Sie die Kontrolle verlieren.« Sie lehnte sich über den Tisch, und ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf stieg. »Sie werden schneller aus diesem Seminar fliegen, als Sie sich vorstellen können.«

Ich holte tief Luft, versuchte meine innere Balance zu finden und betrachtete die entsetzten Gesichter der anderen. Zweifellos entdeckten sie gerade eine neue Seite an ihrer hochverehrten Dozentin. »Ich brauche diesen Schein, Dr. Anders.« Mir war schleierhaft, warum ich ihr verkümmertes Mitgefühl anzusprechen versuchte. Aber ich hatte Angst vor

einem Rausschmiss, denn womöglich hätte Edden mich dann gezwungen, selbst für die Kosten aufzukommen. »Ich bin hier, weil ich etwas lernen möchte.«

Daraufhin nahm die kratzbürstige Vogelscheuche ihre Unterlagen und lehnte sich gegen den freien Tisch, der hinter ihr stand. »Macht Ihnen Ihr Dämon das Leben schwer?«

Ein schockiertes Raunen ging durch den Kurs, und Janine rückte von mir ab. *Dieses verdammte Weibsbild*, dachte ich und versuchte mein gezeichnetes Handgelenk zu verstecken. *Ich bin noch nicht mal fünf Minuten hier, und schon hat sich mich vor der ganzen Klasse bloßgestellt*. Hätte ich nur einen Armreif getragen. Ich biss die Zähne zusammen und zwang mich, nicht darauf einzugehen.

In Dr. Anders' Gesicht zeigte sich höhnische Zufriedenheit. »Allein mit Erdmagie können Sie ein Dämonenmal nicht zuverlässig verstecken.« Sie hatte die Stimme erhoben und sprach jetzt im Tonfall einer Dozentin. »Dafür benötigen Sie Kraftlinienmagie. Sind Sie aus diesem Grund hier?«

Ich zitterte vor Wut, wollte aber auf gar keinen Fall ihrem Blick ausweichen. Dass ich zur Tarnung der Narbe Kraftlinienmagie einsetzen musste, war mir neu. Jetzt wusste ich wenigstens, warum meine Tarnzauber nach Sonnenuntergang ihre Wirkung verloren.

Als sie die Stirn runzelte, vertieften sich die Falten in ihrem Gesicht. »Professor Peltzers Seminar >Dämonologie für den modernen Praktiken findet im gegenüberliegenden Gebäude statt. Falls es noch nicht zu spät ist, sollten Sie versuchen, in

seinen Kurs aufgenommen zu werden und dieses Seminar aufgeben. Wir befassen uns hier nicht mit den schwarzen Künsten.«

»Ich bin keine schwarze Hexe«, entgegnete ich gepresst, voll darauf konzentriert, nicht loszubrüllen. »Ich habe den Dämon nicht gerufen, dem ich das Mal verdanke. Ich habe ihn abgewehrt.«

Ich holte langsam Luft und konnte niemandem in die Augen blicken, besonders nicht Janine, die mittlerweile so viel Raum wie möglich zwischen uns gebracht hatte. »Ich will hier lernen, wie ich ihn von mir fernhalten kann, Dr. Anders. Ich werde keinen Dämonologieunterricht nehmen. Ich fürchte mich vor ihnen.«

Den letzten Satz hatte ich nur noch geflüstert, aber jeder hatte ihn gehört. Dr. Anders wirkte betroffen. Mir war die ganze Situation ziemlich peinlich, aber wenn sie mich dadurch in Ruhe ließ, war es das wert.

Mit lauten Schritten ging sie zum Pult. »Gehen Sie nach Hause, Ms. Morgan« sagte sie, den Blick auf die Tafel gerichtet. »Ich weiß, warum Sie hier sind. Ich habe meine ehemaligen Studenten nicht umgebracht, und Ihre unausgesprochene Anschuldigung beleidigt mich.«

Mit dieser äußerst angenehmen Feststellung drehte sie sich um und schenkte dem Kurs ein verkrampftes Lächeln. »Wenn der Rest von Ihnen so freundlich wäre, jetzt Ihre Skizzen der Pentagramme des 18. Jahrhunderts hervorzuholen? Wir werden am Freitag einen Test schreiben. Für nächste Woche lesen Sie bitte die Kapitel sechs, sieben

und acht in Ihren Büchern und machen die dazugehörigen praktischen Übungen. Janine?«

Als ihr Name aufgerufen wurde, schreckte das Mädchen auf. Sie war völlig in den Versuch vertieft gewesen, einen Blick auf mein Handgelenk zu erhaschen. Ich war immer noch ganz durch den Wind, und meine Finger zitterten, als ich mir die gestellten Hausaufgaben notierte.

»Janine, Sie sollten zudem die Anmerkungen am Ende von Kapitel sechs lernen. Ihre Kontrolle bei der Abgabe gespeicherter Kraftlinienenergie lässt zu wünschen übrig.«

»Ja, Dr. Anders«, nuschelte sie mit kreidebleichem Gesicht.

»Und setzen Sie sich neben Brian. Von ihm können Sie mehr lernen als von Ms. Morgan.«

Das brauchte sie ihr nicht zweimal zu sagen. Noch bevor Dr. Anders den Satz beendet hatte, hatte sich Janine ihre Tasche und ihr Buch geschnappt und war an den Nebentisch geflüchtet. Jetzt war ich vollkommen allein. Ich fühlte mich beschissen. Janines geliehene Kreide lag neben meinem Buch wie eine stumme Anklage.

»Kommenden Freitag werde ich außerdem die Verbindung zu Ihren Schutzgeistern überprüfen, da wir in den nächsten Wochen eine Lektion über Langzeitbeistand beginnen. Bitte bringen Sie sie mit. Der Vorgang wird einige Zeit beanspruchen, deshalb sollten Studenten, deren Name sich am Ende des Alphabets befindet, darauf einstellen, länger zu bleiben.« Einige meiner Kommilitonen stöhnten gelangweilt, allerdings ohne die Herzlichkeit, die sonst sicherlich dazugehörte. Mein Magen hing mir wieder in den

Kniekehlen. Ich hatte keinen Schutzgeist. Und wenn ich bis Freitag keinen auftreiben konnte, würde sie mich rausschmeißen. Genau wie letztes Mal.

Dr. Anders schenkte mir ein Lächeln von der Warmherzigkeit einer Vogelscheuche. »Ist das ein Problem für Sie, Ms. Morgan?«

»Nein«, log ich. Ob sie nun die Verbrechen begangen hatte oder nicht - ich hatte plötzlich große Lust, sie ihr anzuhängen. »Nein, überhaupt kein Problem.«

8

Glücklicherweise mussten wir nicht in einer Schlange warten, als Glenn mit dem FIB-Zivilwagen vor Piscary hielt. Sobald der Wagen stoppte, standen Ivy und ich schon auf der Straße. Die Fahrt war für keinen von uns angenehm gewesen, da wir beide die Erinnerung an den Übergriff in der Küche noch deutlich vor Augen hatten. Heute Abend hatte sie sich merkwürdig verhalten, einerseits zurückhaltend, andererseits irgendwie aufgeregt. Es war eine Stimmung, als würde sie mich heute ihren Eltern vorstellen. In gewisser Weise war es wohl auch so, denn bei Piscary begann die Blutlinie ihrer Vampirfamilie.

Glenn gähnte, als er bedächtig aus dem Auto stieg und sein Jackett anzog, war aber wach genug, um Jenks wegzuwedeln, der um seinen Kopf kreiste. Mr. Detective schien sich bei seinem ersten Besuch in einem exklusiven Inderlander-

Restaurant gar nicht so unwohl zu fühlen. Irgendwie wirkte er dadurch noch komplexbeladener. Ein Schnellmerker war er offenbar nicht.

Glenn hatte einem Klamottenwechsel zugestimmt und seine förmliche Dienstkleidung gegen eine Jeans und ein ausgewaschenes Flanellhemd eingetauscht, die Ivy in ihrem Schrank gefunden hatte. Die Kleidung lag in einer Box mit der verblichenen schwarzen Aufschrift »Überreste«. Sie passte ihm wie angegossen. Ich wollte lieber gar nicht wissen, wie Ivy an die Klamotten gekommen war oder warum sie an einigen suspekten Stellen ordentlich gestopfte Risse aufwies. Ein Nylonjackett verbarg die Waffe, die abzulegen er sich geweigert hatte; ich hingegen hatte die Splat Gun zu Hause gelassen. In einem Raum voller Vampire war sie sowieso nutzlos.

Ein Van fuhr auf den Parkplatz und hielt am anderen Ende des Hofes. Meine Aufmerksamkeit richtete sich auf das hell erleuchtete Fenster der Pizzaausgabe. Während ich das ganze Treiben beobachtete, wurde die nächste Bestellung fertig. Der Lieferwagen ruckelte auf die Straße, schoss dann aber in einem irren Tempo davon, das auf einen frisierten Motor schließen ließ. Pizzafahrer verdienten gutes Geld, seitdem sie sich erfolgreich eine Risikozulage erstritten hatten.

Hinter dem Parkplatz erklang das sanfte Geräusch der Wellen, die gegen die Holzpfähle schlugen. Lange Lichtstreifen spiegelten sich auf der Oberfläche des Ohio River und die Wolkenkratzer von Cincinnati warfen lange

Schatten in dem dunklen Wasser. Piscarys Grundstück lag zwischen den Clubs, Restaurants und angesagten Läden der Amüsiermeile direkt am Wasser. Eine Anlegestelle bot begüterten Yachtbesitzern schnellen Zugang zu der Pizzeria - aber um diese Uhrzeit noch einen Tisch mit Blick auf die Docks zu ergattern war so gut wie unmöglich.

»Bereit?«, fragte Ivy gut gelaunt, nachdem sie ihr Jackett geglättet hatte. Sie trug wie üblich eine Hose aus schwarzem Leder und eine Seidenbluse, sodass sie auch jetzt schmal und raubtierhaft wirkte. Ihr roter Lippenstift war der einzige Farbkleck in ihrem blassen Gesicht. Anstatt des Kruzifixes, das im Moment sicher in ihrer Schmuckschatulle verstaut war, hatte sie eine dunkle Goldkette um ihren schlanken Hals gelegt. Sie passte perfekt zu ihren Fußkettchen. Ivy hatte sogar Klarlack aufgetragen, sodass ihre Fingernägel dezent glänzten.

Da der Schmuck und der Nagellack so untypisch für sie waren, hatte ich beschlossen, anstelle des Zauberarmbands einen breiten Silberreif anzulegen, der mein Dämonenmal verbarg. Es tat gut, sich mal wieder in Schale zu schmeißen, und so unternahm ich sogar den Versuch, etwas aus meinen Haaren zu machen. Die rote Wuschelfrisur, die dabei herauskam, wirkte sogar fast gewollt.

Als wir auf die Eingangstür zugen, blieb ich immer einen Schritt hinter Glenn. Obwohl Inderlander in verschiedensten Kombinationen miteinander ausgingen, stach unsere kleine Gruppe hervor. Deshalb beabsichtigte ich, so schnell wie möglich die benötigten Auskünfte zu

ergattern, bevor wir zu einer Massenattraktion wurden. Der Wagen, der nach uns kam, transportierte eine Horde partylustiger Tiemenschen.

»Glenn, von jetzt an hältst du die Klappe«, mahnte Ivy, als wir vor der Eingangstür standen.

»Wenn du meinst«, erwiderte er feindselig.

Wachsam trat ich einen Schritt zurück, während Jenks im Sturzflug auf meinem großen Ohrring landete. »Na, das kann ja heiter werden«, kicherte er.

Ivy schnappte sich Glenn beim Kragen, stemmte ihn hoch und knallte ihn gegen den hölzernen Pfeiler, der das Vordach trug. Der völlig verblüffte Mann erstarrte für einen Moment und versuchte dann, Ivy einen Tritt in den Magen zu verpassen. Sie ließ ihn fallen, um dem Schlag auszuweichen, hob ihn anschließend in Vampirgeschwindigkeit wieder hoch und presste ihn erneut an den Pfosten. Er stöhnte vor Schmerzen und rang um Atem.

»Oh ja«, frohlockte Jenks, »das wird morgen früh ganz schön wehtun.«

Ich zappelte nervös herum und schielte zu den Tiemenschen hinüber. »Hättet ihr das nicht zuh Hause regeln können?«, beschwerte ich mich.

»Pass mal auf, du kleiner Snack«, drohte Ivy seelenruhig und sah ihm gelassen in die Augen. »Du wirst da drin die Klappe halten. Du existierst nur, wenn ich dir eine Frage stelle.«

»Fahr zur Hölle«, röchelte er, wobei er so rot anlief, dass seine dunkle Haut zu glühen schien.

Ivy schob ihn noch ein Stückchen höher, woraufhin er nur noch grunzen konnte. »Du stinkst nach Mensch«, ergänzte sie, ohne ihren Blick aus bedrohlich schwarzen Augen von ihm abzuwenden. »Bei Piscarys verkehren nur Inderlander oder unterworfenen Menschen. Wenn du da in einem Stück und ohne zusätzliche Löcher wieder rauskommen willst, müssen sie glauben, du wärst mein Schatten.«

Schatten -- Ein äußerst abfälliger Begriff, ebenso wie Leibeigener. Zutreffender wäre allerdings Spielzeug. So bezeichnete man kürzlich gebissene Menschen, die nun eine lebende Sex- und Nahrungsquelle darstellten und psychisch an den Vampir gebunden waren. Schatten wurden so lange wie möglich gefügig gehalten, manchmal sogar jahrzehntelang. Mein alter Boss Denon hatte auch zu dieser Gruppe gehört, bis er sich so weit eingeschmeichelt hatte, dass ihm eine unabhängigere Existenz zugebilligt worden war.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht löste Glenn sich aus ihrem Griff und fiel auf den Boden. »Geh und *wandel* dich, Tamwood«, krächzte er und rieb sich den Hals. »Ich kann auf mich aufpassen. Das hier kann auch nicht schlimmer werden als ein Besuch in einer Rassenbar im tiefsten Georgia.«

»Ach nein?« Ivys Stimme triefte vor Ironie, als sie sich wieder vor ihm aufbaute, die Hände in die Hüften gestemmt. »Standest du da auch auf dem Speiseplan?«

Die Tiermenschen gingen an uns vorbei in den Laden. Einer von ihnen zuckte kurz zusammen und warf mir einen prüfenden Blick zu. Hoffentlich wurde der gestohlene Fisch

hier nicht zu einem Problem. Musik und Stimmengewirr drangen aus dem Restaurant und verstummten wieder, als die schwere Tür ins Schloss fiel. Ich seufzte; es schien ziemlich voll zu sein. Wahrscheinlich mussten wir auf einen Tisch warten.

Ivy zog die Tür auf, und ich bot Glenn eine Hand, um ihm aufzuhelfen, aber er lehnte sie ab. Er versteckte den Anti-juckzauber unter dem Hemd und versuchte krampfhaft seinen Stolz wiederzufinden, den Ivy unter ihren Stiefeln zerquetscht hatte. Jenks sauste auf seine Schulter und ließ Glenn zusammenfahren. »Setz dich woanders hin, Pixie«, motzte er zwischen zwei Hustenanfällen.

»Aber nicht doch«, meinte Jenks fröhlich. »Noch nie davon gehört, dass die Vampire dich nicht anrühren, solange ein Pixie auf deiner Schulter sitzt? Das ist doch allgemein bekannt!«

Glenn zögerte, und ich verdrehte die Augen. *Was für ein Schwachsinn!*

Wir stellten uns hinter Ivy an, als die Tiermenschen gerade zu einem Tisch geführt wurden. Wie an den meisten Werktagen, war der Laden gerammelt voll. Bei Piscarys gab es die beste Pizza in ganz Cincinnati, und sie nahmen keine Reservierungen entgegen. Durch die Wärme und den geschäftigen Lärm entspannte ich mich und zog die Jacke aus.

Dicke, grob behauene Säulen stützten eine tiefe Decke, und von der breiten Treppe, die in das obere Stockwerk führte, klang dumpf der stampfende Rhythmus von Stings

Rehumanize Yourself herüber. Neben dem Ausgang befanden sich große Fenster, durch die man den schwarzen Fluss und die Skyline der Stadt sehen konnte. Ein unverschämt teures Motorboot mit großen Aufbauten war am Poller vertäut. Die Docklichter machten den Namen am Bug sichtbar -SOLAR. Überall im Restaurant bewegten sich junge, betriebsame Bedienungen, deren aufreizende Uniformen mehr entblößten als bedeckten. Die meisten von ihnen waren unterworfenen Menschen, da die Vampirbedienungen sich üblicherweise um den im oberen Stockwerk gelegenen, weniger überwachten Bereich kümmerten.

Der Kellner am Eingang hob vielsagend die Augenbrauen, als er Glenn mit einem prüfenden Blick bedachte. An seinem Namensschildchen und dem nur halb aufgeknöpften Hemd erkannte ich, dass er wohl der Saalchef sein muss-te. »Ein Tisch für drei? Mit oder ohne Beleuchtung?«

»Mit Beleuchtung«, bat ich, bevor Ivy etwas Gegenteiliges sagen konnte. Ich wollte auf gar keinen Fall nach oben. Den Geräuschen nach zu urteilen, ging es da ziemlich hoch her.

»Dann dauert es leider noch circa fünfzehn Minuten. Wenn Sie möchten, können Sie so lange an der Bar Platz nehmen.«

Natürlich, fünfzehn Minuten. Man musste immer fünfzehn Minuten warten. Fünfzehn Minuten, aus denen dreißig wurden, dann vierzig und dann war man bereit auch noch zehn weitere in Kauf zu nehmen, um nicht die ganze Prozedur in einem anderen Restaurant noch mal durchmachen zu müssen.

Ivy lächelte und entblößte dabei ihr Gebiss. Ihre Eckzähne

waren nicht größer als meine, aber scharf wie Rasierklingen.
»Wir warten hier, vielen Dank.«

Hingerissen von ihrem Charme nickte der Kellner. Das offene Hemd gab den Blick frei auf seine mit blassen Narben übersäte Brust. Bei Denny's trug das Personal nicht so freizügige Kleidung, aber wer war ich schon, darüber zu urteilen? Er war eher der weiche Typ, passte also nicht ganz in mein Beuteschema, aber es gab sicher einige Frauen, die nicht abgeneigt gewesen wären.

»Es wird bestimmt nicht lange dauern«, sagte er und sah mir tief in die Augen, als er mein Interesse bemerkte. Seine Lippen öffneten sich langsam und vielsagend. »Möchten Sie schon bestellen?«

Als ich endlich den Blick von ihm losriss, trug eine Bedienung gerade ein Tablett mit appetitlich riechender Pizza an uns vorbei. Ich sah Ivy fragend an und zuckte mit den Schultern. Wir waren zwar nicht zum Essen gekommen, aber warum nicht?

»Ja«, meinte sie prompt. »Wir hätten gerne eine extra Große, alle Toppings außer Paprika und Zwiebeln.«

Glenn studierte eine Gruppe von Frauen, wahrscheinlich ein Hexenzirkel, die ihr Menü mit einem Applaus begrüßten. Ein Dinner bei Piscarys war immer ein Event. »Du hast gesagt, wir bleiben nicht lange.«

Ivy drehte sich zu ihm um. Ihre Pupillen vergrößerten sich schon wieder. »Ich habe Hunger. Was dagegen?«

»Natürlich nicht«, murmelte er eingeschüchtert.

Von einem Moment auf den anderen hatte Ivy sich wieder

im Griff. Hier würde sie bestimmt nicht vampirisch werden, denn es bestand die Gefahr, dass dadurch bei den anderen Vamps eine Kettenreaktion ausgelöst würde, was Piscary seine Fünf-Sterne-LGP kosten konnte. »Vielleicht können wir uns ja bei jemandem dazusetzen«, meinte sie ungeduldig.

LGP war die Abkürzung für »Lizenz für Gemischtes Publikum«. Sie besagte, dass in diesen Räumlichkeiten ein Blutsaugeverbot bestand. Das war in den meisten Läden mit Alkoholausschank seit dem *Wandel* Standard. So wurde für die normale »tot heißt wirklich tot«-Bevölkerung eine dringend benötigte Sicherheitszone geschaffen. Wenn zu viele Vampire zusammen waren und einer von ihnen Blut trank, bestand die Gefahr, dass die anderen die Kontrolle verloren. Kein Problem, wenn Vampire unter sich sind, aber ein Ärgernis, wenn der nächtliche Ausflug des Geliebten auf dem Friedhof endet - im besten Fall.

Es gab Clubs und Bars, die auch ohne eine LGP überleben konnten, aber sie machten einen weitaus geringeren Umsatz. Besonders Menschen gingen gerne in Läden mit einem LGP-Zertifikat, da sie dort beruhigt flirten konnten, ohne sich darüber Gedanken machen zu müssen, dass sich ihr Date plötzlich in ein wildes, blutdurstiges Monster verwandeln könnte. Zumindest, bis man im heimischen Schlafzimmer gelandet war, wo wenigstens eine Überlebenschance bestand. Vamps bevorzugten diese Etablissements, weil das Eis hier um einiges leichter gebrochen werden konnte, da der Flirtpartner sich nicht aus Angst vor einem Biss total verkrampfte.

Ich sah mich in dem halb offenen Raum um und entdeckte unter den Gästen nur Inderlander. LGP hin oder her -Glenn erregte Aufmerksamkeit. Die Jukebox war verstummt und leider warf niemand neues Geld ein. Abgesehen von den Hexen in der Ecke und den Tiermenschen im Hintergrund sah ich nur Vampire, die alle Stufen der Sinnlichkeits und Kleidungsskala abdeckten, von leger bis Satin oder Spitze. Einige der Tische schienen von einer Todestagspartygesellschaft belegt zu sein.

Plötzlich spürte ich einen warmen Atem im Nacken und nahm Abwehrhaltung ein. Nur Ivys leicht besorgter Blick hielt mich davon ab, mich umzudrehen und zuzuschlagen.

Als ich über die Schulter blickte, schluckte ich die bissige Abfuhr, die mir auf der Zunge lag, hinunter. *Großartig. Kisten.*

Der lebende Vampir war ein Freund von Ivy, und ich konnte ihn nicht ausstehen. Das lag zum Teil daran, dass er Piscarys auserwählter Nachkomme war, sozusagen die rechte Hand des Meistervampirs, die seine Tagesgeschäfte erledigte. Die Tatsache, dass Piscary mich einmal gegen meinen Willen durch ihn in seinen Bann gezogen hatte, war meiner Sympathie für Kisten auch nicht gerade zuträglich. Damals hatte ich noch nicht einmal gewusst, dass so etwas überhaupt möglich war. Außerdem war er sehr, sehr attraktiv, was ihn für mich zu einem sehr, sehr gefährlichen Mann machte.

Wenn Ivy die Königin der Finsternis war, dann war Kisten ihr Prinzgemahl - und bei Gott, genau so sah er auch aus. Kurze blonde Haare, blaue Augen und ein Stoppelbart, der

den feinen Gesichtszügen einen Hauch Wildheit verlieh -insgesamt eine Kombination, die viel Spaß versprach, Sex pur. Heute war er etwas konservativer gekleidet als sonst und hatte die mit Ketten besetzten Bikerklamotten gegen ein geschmackvolles Hemd und eine elegante Hose eingetauscht. Sein vollkommenes Desinteresse an der Meinung anderer war allerdings unverändert. Auch ohne Bikerboots war er, obwohl ich Absätze trug, ein wenig größer als ich. Trotzdem konnte ich in seine Augen sehen, in denen die Alterslosigkeit eines untoten Vampirs schimmerte wie ein Versprechen, das auf seine Erfüllung wartet. Er bewegte sich mit der eleganten Selbstsicherheit einer Katze; gut genug trainiert, um suchenden Fingern etwas zu tun zu geben, ohne dass es zu viel gewesen wäre.

Ivy und er hatten eine gemeinsame Vergangenheit, von der ich lieber nichts wissen wollte, da sie damals noch praktiziert hatte. In mir erweckte er immer den Eindruck, dass er sich, wenn er sie schon nicht haben konnte, auch mit der Mitbewohnerin begnügen würde. Oder mit dem Mädchen von nebenan. Oder mit der Frau, die er morgens im Bus getroffen hatte...

»Na, Liebes«, hauchte er mit aufgesetztem britischem Akzent und einem amüsierten Funkeln in den Augen, wohl da es ihm gelungen war, mich zu überrumpeln.

Ich bohrte den Finger in seine Brust und schob ihn weg. »Dein Akzent ist miserabel. Geh erst mal üben und komm dann wieder.« Mein Puls beschleunigte sich und leichtes, angenehmes Prickeln der Halsnarbe ließ meine Alarmglocken

schrillen. Verflucht. Das hatte ich ganz vergessen.

Er warf Ivy einen fragenden Blick zu, und als sie lediglich die Stirn runzelte, benetzte er lasziv seine Lippen. Daraufhin sah ich finster zu Ms. Vamp rüber, denn gegen den hier konnte ich mich nun wirklich allein zur Wehr setzen. Als Ivy das merkte, machte sie eine verärgerte und zugleich spöttische Geste und zog Glenn hinter sich her zur Bar, wobei sie Jenks mit der Aussicht auf gesüßten Palmwein erfolgreich weglockte. Der FIB-Detective sah mich über die Schulter nachdenklich an, wohl wissend, dass zwischen uns dreien irgendetwas abgelaufen war - was genau, konnte er sich allerdings nicht erklären.

»Endlich allein.« Kist stellte sich neben mich und ließ den Blick durch das Lokal schweifen. Ich roch Leder, obwohl er keines trug - zumindest nicht sichtbar.

»Fällt dir kein besserer Spruch ein?«, fragte ich herausfordernd, wobei ich mir wünschte, Ivy nicht vertrieben zu haben.

»Das war kein Spruch.«

Seine Schulter war eindeutig in meinem Wohlfühlbereich, aber ich würde keinen Zentimeter von ihm abrücken und ihm damit zeigen, wie sehr er mich beunruhigte. Verstohlen blickte ich ihn an, als er schwer und unendlich langsam einatmete, scheinbar ganz auf die Gäste konzentriert, während er meinen Körpergeruch in sich einsog, um den Grad meiner Erregung zu prüfen. An einem Ohr glitzerten zwei Diamanten, das andere war, wie ich wusste, nur mit einem einfachen Stecker und einer Narbe verziert. Eine Kette

aus dem gleichen ungewöhnlichen Material wie Ivys war der einzige Hinweis auf seine übliche »Bad Boy«-Aufmachung. Was machte er überhaupt hier? Es gab andere Orte, an denen ein lebender Vampir sich wesentlich besser ein Date, beziehungsweise einen Snack, aufreißen konnte.

Seine Finger waren ständig in Bewegung, sodass ich nur schwer den Blick anwenden konnte. Ich wusste, dass er Vamp-Pheromone verströmte, um mich zu beruhigen und einzulullen - das verfeinert den Geschmack, Süße -, aber je attraktiver sie sind, desto widerspenstiger werde ich. Als ich realisierte, dass ich mich seiner Atmung angepasst hatte, entgleiste mein Gesicht.

Ein subtiler Bann feinster Machart, dachte ich und hielt den Atem an, um mich von seinem Rhythmus zu lösen. Er lächelte, neigte den Kopf und strich sich mit der Hand über das Kinn. Normalerweise hatten nur tote Vampire die Macht, Unwillige zu verzaubern, aber als Piscarys Nachkomme verfügte er über einen Teil der Fähigkeiten seines Meisters. Er würde es allerdings nicht wagen, sie hier einzusetzen. Nicht mit Ivy im Nacken, die an der Bar stand und ihn über den Rand ihrer Wasserflasche hinweg beobachtete.

Plötzlich bemerkte ich, dass er mit seinem Becken unzweideutige Stoßbewegungen machte. »Lass das«, warnte ich ihn angeekelt und wandte mich ihm zu, damit ich ihm direkt in die Augen sehen konnte. »An der Bar sitzen die Frauen wie Hühner auf der Stange und ziehen dich mit ihren Blicken förmlich aus. Geh denen auf die Nerven.«

»Es macht aber viel mehr Spaß, sich um deine Nerven zu

kümmern.« Genussvoll atmete er meinen Geruch ein und lehnte sich zu mir rüber. »Du duftest immer noch nach Ivy, aber sie hat dich nicht gebissen. Mein Gott, du bist die reinste Versuchung.«

»Ivy und ich sind Freunde«, antwortete ich beleidigt. »Sie jagt mich nicht.«

»Dann wird es sie ja sicher nicht stören, wenn ich es tue.«

Angewidert wich ich zurück. Er folgte mir Zentimeter um Zentimeter, bis ich mit dem Rücken an einem der Pfeiler stand. »Bleib stehen.« Er drückte die Hand gegen den Pfeiler und hielt mich so an Ort und Stelle, ohne mich zu berühren. »Ich will dir etwas sagen, aber es ist nur für deine Ohren bestimmt.«

»Als ob uns bei diesem Lärm jemand belauschen könnte«, spottete ich. Hinter dem Rücken ballte ich vorsichtig die Finger zur Faust und schaffte es sogar, mir nicht die Nägel in den Handballen zu bohren.

»Du würdest dich wundern«, murmelte er mit hypnotischem Blick. Ich starrte in seine Augen, deren Pupillen sich unmerklich vergrößert hatten, und spürte die erregende Hitze, die sich von meiner Narbe durch den ganzen Körper ausbreitete. Ich hatte lange genug mit Ivy zusammengelebt, um zu wissen, wie ein Vampir aussah, der kurz davor war, die Kontrolle zu verlieren. Bei Kist war das nicht der Fall. Er hatte seine Instinkte im Griff, sein Hunger war momentan gestillt.

Ich war einigermaßen sicher, also entspannte ich mich. Seine sinnlichen roten Lippen öffneten sich überrascht, er

hatte wohl nicht damit gerechnet, dass ich diese körperliche Nähe so einfach akzeptieren würde. Er seufzte genüsslich, neigte den Kopf zur Seite und strich mit den Lippen über mein Ohrläppchen. Das Licht spiegelte sich auf seiner schwarzen Halskette, die meine Hand wie magisch anzog. Sie war warm. Wie hypnotisiert ließ ich sie durch meine Finger gleiten.

Die Geräusche der klappernden Teller und vereinzelter Gespräche verloren sich, während ich sein sanftes, kaum hörbares Flüstern aufzog. Ein köstliches Gefühl durchströmte mich, als flösse geschmolzenes Metall durch meine Adern. Es war mir egal, dass es von der Dämonennarbe kam und dass Kisten sie ganz bewusst stimulierte - es fühlte sich einfach zu gut an. Und dabei hatte er noch nicht einmal irgendetwas gesagt, dass ich verstanden hätte.

»Sir?«, erklang eine zögerliche Stimme.

Kistens Atem stockte. Drei Herzschläge lang rührte er sich nicht, die Schultern vor Wut angespannt. Meine Hand fiel von seinem Hals. »Da will jemand was von dir«, sagte ich und entdeckte hinter ihm den Saalchef, der nervös von einem Fuß auf den anderen trat. Ein ironisches Lächeln überkam mich. Kist war drauf und dran gewesen, die LGP zu gefährden und jetzt hatten sie jemanden geschickt, um ihn zu bändigen. Gesetze konnten manchmal doch ganz nützlich sein. Sie hielten mich am Leben, wenn ich Dummheiten machen wollte.

»Was?«, fragte Kist kalt. Seine Stimme war sonst immer entweder von Lust oder von Missmut erfüllt gewesen. Die

unerwartete Macht, die nun in ihr lag, ließ mich zusammenfahren.

»Sir, die Tiermenschen oben - sie fangen an Ärger zu machen.«

Wie bitte? Damit hatte ich nicht gerechnet.

Verärgert stieß Kist sich von dem Pfeiler ab. Ich holte befreit Luft, wobei sich meine ungesund tiefe Enttäuschung mit einem erschreckend kleinen Hauch Erleichterung und Überlebenswillen mischte.

»Ich hatte dir doch befohlen, diesem Pack klarzumachen, dass wir keinen getrockneten Eisenhut mehr haben. Die stanken doch schon danach, als sie hier reinkamen.«

»Das haben wir ja versucht, Sir«, protestierte der Kellner und wich einen Schritt zurück, als Kist endgültig von mir wegtrat. »Aber sie haben Tarra dazu gebracht, ihnen zu verraten, dass wir hinten noch was haben. Und dann hat sie es ihnen gegeben.«

Kists Verärgerung verwandelte sich in Wut. »Wer hat Tarra den oberen Bereich zugeteilt? Ich habe ihr ganz klar gesagt, dass sie hier unten arbeiten muss, bis der Tiermenschenbiss verheilt ist.«

Kist arbeitete bei Piscarys? Überraschung, Überraschung! Ich hätte nie gedacht, dass dieser Vampir überhaupt genug Grips hatte, um irgendetwas Sinnvolles zu tun.

»Tarra hat Samuel überredet, ihr den oberen Dienst zu überlassen - von wegen mehr Trinkgeld und so...«

»Sam...«, zischte Kist. Diese Reaktion war der erste Beweis dafür, dass er auch noch an etwas anderes denken konnte als

an Sex und Blut. Schon wieder eine Überraschung. Mit zusammengepressten Lippen scannte er den Raum. »In Ordnung. Macht die Geburtstagspartynummer und bringt Tarra in Sicherheit, bevor sie die Tiermenschen endgültig überschnappen lässt. Keinen Eisenhut mehr. Wer will, bekommt Dessert auf Kosten des Hauses.«

Oben wurde Tumult laut. Als Kisten zur Decke sah, als könne er sie mit seinen Blicken durchdringen, glänzten seine Bartstoppeln im Licht. Die Musik lief wieder und ein Song von Jeff Beck klang von oben herab. »Versager«, murmelte Kist. In gewisser Weise wirkte die Musik wohl beruhigend, da nun alle den Text mitgrölten. Die wohlhabenderen Gästen hier unten schien das alles nicht weiter zu interessieren.

»Piscary zieht mir die Haut ab, wenn wir wegen so etwas die fünf Sterne verlieren«, meinte er schließlich. »Und so aufregend das auch wäre, ziehe ich es doch vor, morgen noch laufen zu können.«

Eigentlich hätte mich Kists unverblühtes Eingeständnis seiner Beziehung zu Piscary nicht überraschen sollen, aber ich fand es trotzdem befremdlich. Auch wenn ich das Nehmen und Geben von Blut immer mit Sex gleichsetzte, traf das nicht unbedingt zu, besonders nicht, wenn der Austausch zwischen einem lebenden und einem untoten Vampir stattfand. Für diese beiden Parteien hatte es einen extrem unterschiedlichen Stellenwert, was wahrscheinlich daran lag, dass einer von beiden noch eine Seele hatte.

Die Verpackung, in der das Blut kam, war für die meisten lebenden Vampire nicht ganz unwichtig. Sie suchten sich ihre

Partner sorgfältig aus, und für gewöhnlich - allerdings nicht immer - folgten sie ihren sexuellen Präferenzen, da es ja immer sein konnte, dass es Sex als Zugabe gab. Auch wenn sie von Hunger getrieben wurden, stillte das Geben und Nehmen des Bluts ein emotionales Bedürfnis, war eine Art physischer Bestätigung einer gefühlsbezogenen Bindung, die auch beim Sex entstehen kann. Aber das war keine unumstößliche Regel.

Untote Vampire dagegen hatten andere Ansprüche und wählten ihre Begleiter mit der Akribie eines Serienmörders. Sie waren mehr darauf aus, zu dominieren und zu manipulieren, als auf eine wahre Bindung. Das Geschlecht spielte dabei keine große Rolle, obwohl die Untoten dem Bonus Sex nicht abgeneigt waren, da sie hier ihr Dominanzbedürfnis noch besser befriedigen konnten, sodass der Sex - selbst mit einem willigen Partner - oft einer Vergewaltigung glich. Jede Beziehung, die aus so einer Übereinkunft entstand, konnte nur hoffnungslos einseitig sein, obwohl der Gebissene es meist nicht wahrhaben wollte und stets glaubte, sein Meister wäre die Ausnahme von der Regel. Kistens offensichtliche Vorfreude auf die nächste »Zusammenkunft« mit Piscary machte mich nachdenklich, und während ich den jungen Vampir neben mir beobachtete, fragte ich mich, ob das nur an der großen Macht liegen konnte, die Kist durch seinen Status als Piscarys Nachkomme zuteil wurde.

Kist bemerkte nicht, welche Richtung meine Gedanken eingeschlagen hatten und zog ärgerlich eine Augenbraue

hoch.

»Wo ist Sam?«

»In der Küche, Sir.«

Ein Auge des Mannes zuckte nervös. Kist warf ihm einen unmissverständlichen Blick zu, der zu fragen schien »worauf wartest du noch?«, woraufhin der sich so schnell wie möglich verzog.

Mit der Wasserflasche in der Hand schlich sich Ivy nun an Kist heran und zog ihn noch weiter von mir weg. »Und du dachtest, ich wäre blöd, ins Security-Geschäft einzusteigen anstatt ins Business-Management? Du wirkst fast schon verantwortungsbewusst, Kisten. Pass auf, dass du dir nicht den Ruf ruinierst.«

Kist zeigte ein wenig Eckzahn, und schon war das Bild des geplagten Restaurantmanagers verschwunden. »Die Vergünstigungen sind großartig, Ivy, mein Liebes.« Er streichelte ihren Hintern mit einer Vertrautheit, die sie nur kurz tolerierte, dann verpasste sie ihm eine schallende Ohrfeige.

»Wenn du mal einen Job brauchst, kannst du jederzeit zu mir kommen.«

»Schieb dir deinen Job in den Arsch, Kist.«

Er lachte und senkte für einen Moment den Kopf, bevor er seinen anzüglichen Blick wieder auf mich richtete. Eine Gruppe von Kellnern drängte die ausladende Treppe hoch, klatschte in die Hände und sang dabei ein dämliches Lied. Das Spektakel wirkte harmlosaufdringlich, überhaupt nicht wie ein Notfalleinsatz. Geschickt. Kist hatte offenbar wirklich

ein Händchen für so was.

Als ob er meine Gedanken gelesen hätte, lehnte er sich zu mir rüber. »Im Bett bin ich sogar noch besser, Liebes«, flüsterte er und löste damit eine neue Welle der Verheißung aus.

Bevor ich ihn wegschieben konnte, war er schon zurückgewichen und schlenderte lächelnd davon. Auf dem halben Weg zur Küche drehte er sich noch einmal um, um zu sehen, ob ich ihn beobachtete - was ich auch tat. Zur Hölle, jede Frau in diesem Laden, egal, ob lebendig, tot, oder irgendwas dazwischen, beobachtete ihn.

Ich riss mich von seinem Anblick los und bemerkte dabei, dass Ivy seltsam verschlossen wirkte. »Du fürchtest dich nicht mehr vor ihm«, stellte sie ausdruckslos fest.

»Nein.« Diese Erkenntnis überraschte mich selbst. »Das liegt wohl daran, dass er doch noch etwas kann als nur Flirten.«

Sie wich meinem Blick aus. »Kist kann so einiges. Es macht ihn unglaublich an, beherrscht zu werden, aber wenn's zur Sache geht, schickt er dich auf die Bretter, bevor du auch nur Luft holen kannst. Piscary würde sich keinen Idioten als Nachkommen aussuchen, egal, wie gut er blutet.« Sie presste die Lippen zusammen. »Unser Tisch ist frei.«

Ich folgte ihrem Blick zu dem einzigen freien Tisch an der den Fenstern gegenüberliegenden Wand. Glenn und Jenks waren rübergekommen, sobald Kist verschwunden war, und so schlängelten wir uns gemeinsam zwischen den Tischen hindurch, setzten uns mit dem Rücken zur Wand auf eine

halbkreisförmige Bank - Inderlander, Mensch, Inderlander -, und warteten auf die Bedienung.

Jenks hatte es sich auf dem tief hängenden Kronleuchter bequem gemacht, und das Licht, das durch seine Flügel fiel, malte grüne und goldene Punkte auf den Tisch. Glenn ließ wortlos die Atmosphäre auf sich wirken und versuchte, sich seine Irritation beim Anblick des handverlesenen, mit Narben übersäten Personals nicht anmerken zu lassen. Egal, ob männlich oder weiblich, sie waren alle jung und zeigten ein so dienstbeflissenes Lächeln, dass es mich fast wahnsinnig machte.

Ivy sagte nichts weiter zum Thema Kist, wofür ich ihr sehr dankbar war. Es war peinlich, wie schnell die Vamp-Pheromone bei mir wirkten und mich von »verpiss dich« auf »verführ mich« umpolten. Dank der Massen an Vamp-Speichel, mit denen der Dämon mich vollgepumpt hatte, ging meine Widerstandsfähigkeit gegen die Botenstoffe gegen Null.

Vorsichtig stützte Glenn die Ellbogen auf den Tisch. »Du hast mir noch gar nichts über dein Seminar verraten.«

Jenks lachte. »Es war die Hölle auf Erden. Zwei Stunden lang nichts als Pedanterie und Beleidigungen.«

Mir fiel die Kinnlade runter. »Woher weißt du das?«

»Ich hab mich wieder reingeschlichen. Was hast du dieser Frau nur angetan, Rachel? Ihre Katze umgebracht?«

Ich wurde rot. Dass Jenks alles beobachtet hatte, machte die Sache noch schlimmer. »Die Frau ist eine hässliche alte Furie. Wenn du sie für die Morde drankriegen willst, Glenn,

tu dir keinen Zwang an. Dr. Anders weiß längst, dass sie verdächtigt wird. Die I. S. war auch schon da und hat sie an den Rande des Nervenzusammenbruchs getrieben. Aber mal im Ernst, ich habe nichts gefunden, was sie mit den Verbrechen in Verbindung bringt. Kein Motiv und nicht die geringste Spur von Schuldgefühl.«

Glenn zog die Arme zurück und lehnte sich nach hinten.

»Überhaupt nichts?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur, dass Dan am Freitag nach dem Seminar ein Vorstellungsgespräch hatte. Wahrscheinlich war das die gute Nachricht, mit der er Sara Jane überraschen wollte.«

»Er hat sich noch am selben Abend von allen Seminaren abgemeldet«, fügte Jenks hinzu. »Berief sich auf die Regeln der Orientierungszeit mit voller Erstattung der Gebühren. Er muss das Formular per E-Mail geschickt haben.«

Ich blinzelte zu dem Pixie hoch, der zwischen den Glühbirnen saß, um sich warm zu halten. »Woher weißt du das?«

Er schlug fröhlich mit den Flügeln und grinste. »Während der Pause habe ich im Studentensekretariat herumgeschnüffelt. Denkst du, ich bin nur mit in die Uni gekommen, um deine Schulter zu zieren?«

Ivy trommelte mit den Fingern auf den Tisch. »Wollt ihr drei die ganze Nacht nur über die Arbeit reden?«

»Ivy, mein Mädchen!« Die kräftige Stimme ließ uns alle hochschauen. Ein kleiner schlanker Mann in einer Küchenschürze eilte vom anderen Ende des Restaurants zu

unserem Platz, wobei er sich geschickt zwischen den Tischen hindurchschob. »Ivy-Mädchen«, rief er noch einmal, »wie schön, dass du schon wieder kommst! Und du hast auch noch Freunde mitgebracht!«

Ich warf einen schnellen Blick auf Ivy und bemerkte überrascht, dass ein zartes Rot ihre bleichen Wangen färbte. *Mein Ivy-Mädchen?*

»Ivy-Mädchen?«, fragte auch Jenks von seinem sicheren Platz auf dem Kronleuchter. »Was ist denn hier los?«

Als der Mann unseren Tisch erreicht hatte, erhob sich Ivy und nahm ihn in die Arme, wobei sie sich allerdings ganz offensichtlich nicht besonders wohlfühlte. Die beiden gaben ein merkwürdiges Bild ab, da er mindestens fünfzehn Zentimeter kleiner war als sie. Dann gab er ihr auch noch einen väterlichen Klaps auf den Hintern! Ich runzelte verwirrt die Stirn. Sie *umarmte* ihn? *Freiwillig?*

In den schwarzen Augen des Kochs lag ein wohliges Glitzern. Ein Geruch nach Tomatenmark und Blut drang in meine Nase. Ohne Zweifel war er ein praktizierender Vamp. Ich konnte allerdings nicht sagen, ob er schon untot war.

»Hi, Piscary«, begrüßte Ivy den Mann und setzte sich wieder. Jenks und ich sahen uns ungläubig an. Das sollte Piscary sein? Einer der mächtigsten Vampire Cincinnatis? Ich hatte noch nie einen so harmlos wirkenden Vampir gesehen.

Piscary war einige Zentimeter kleiner als ich, schlank und gut gebaut. Die zarte Nase, die weit auseinanderstehenden, mandelförmigen Augen und die schmalen Lippen verstärkten sein exotisches Erscheinungsbild. Seine dunklen

Augen strahlten, als er seine Kochmütze absetzte und in den Schürzengürtel steckte. Die honigfarbene Haut seines kahl rasierten Schädels glänzte im Licht. Das unscheinbare Hemd und die Hose, die er trug, hätten von der Stange sein können, was ich allerdings stark bezweifelte. Sie verliehen ihm die Ausstrahlung eines wohlhabenden Mittelklassemanns, ein Eindruck, der durch sein beflissenes Lächeln noch verstärkt wurde. Piscary beherrschte einen Großteil der Unterwelt Cincinnatis, aber wenn ich ihn mir so ansah, fragte ich mich, wie er das hinkriegte.

Mein gesundes Misstrauen gegenüber untoten Vamps verschwand und ließ nur eine gedämpfte Vorsicht zurück. »Piscary? Wie in >Piscarys<?«

Der Vampir lächelte und zeigte dabei seine Zähne, die länger waren als Ivys - er gehörte also zu den wahren Untoten - und im Kontrast zu seinem dunklen Teint strahlend weiß leuchteten. »Ja, Piscarys gehört mir.« Für einen so kleinen, schmalen Mann hatte er eine erstaunlich tiefe Stimme, in der die Macht der Elemente zu erklingen schien. Ich fragte mich, wie lange Piscary wohl schon Englisch sprach, da er einen kaum noch hörbaren Akzent hatte.

Ivy räusperte sich und lenkte meine Aufmerksamkeit von den schwarzen, temperamentvollen Augen ab. Merkwürdigerweise hatte der Anblick seiner Zähne nicht mein Bedürfnis geweckt, mein Knie in angemessene Körperregionen zu rammen, wie es sonst bei Vamps der Fall war. »Piscary«, erklärte Ivy nun, »das sind Rachel Morgan und Jenks, meine Geschäftspartner.«

Jenks war mittlerweile auf die Pfefferstreuer geflitzt und beobachtete von dort aus das Geschehen. Piscary begrüßte ihn kurz, bevor er sich mir zuwandte. »Ich habe schon lange darauf gewartet, dass mein kleines Mädchen uns einander vorstellt. Ich glaube, sie hatte Angst, dass ich ihr verbieten würde, weiter mit Ihnen zu spielen.« Sein Lächeln wurde noch wärmer. »Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Ich hielt den Atem an, als er meine Hand nahm und die Finger an die Lippen führte, in einem Handkuss, dessen Eleganz in krassem Gegensatz zu seiner bescheidenen Aufmachung stand. Mein Herz schlug schneller und schneller, aber es schien sich nicht mehr in meiner Brust zu befinden. Er atmete den Duft meiner Hand ein, als könnte er das pulsierende Blut unter der Haut riechen. Ich unterdrückte einen Schauer, indem ich mir fest auf die Zähne biss.

Piscarys Augen hatten die Farbe von schwarzem Eis. Unerschrocken erwiderte ich seinen Blick, fasziniert von der Ungewissheit, die in diesen Abgründen lauerte. Schließlich wandte er sich ab, und ich zog schnell meine Hand zurück. Er war gut. Teuflich gut. Er hatte seine Aura dazu benutzt, mir zu schmeicheln, anstatt mich einzuschüchtern. Nur wirklich alte Vampire waren dazu in der Lage. Und die Dämonennarbe hatte sich überhaupt nicht gerührt. Ich war mir nicht sicher, ob das nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen war.

Mit einem gut gelaunten Lachen über mein plötzliches und offensichtliches Misstrauen setzte sich Piscary neben Ivy

auf die Bank, während drei Kellner sich hastig darum bemühten, so schnell wie möglich die runden Holzuntersetzer zu platzieren. Glenn nahm es locker, dass Ivy ihn nicht vorgestellt hatte, und selbst Jenks hielt ausnahmsweise mal die Klappe. Als Piscary Platz genommen hatte, saßen wir so eng zusammengerückt, dass meine Schulter sich in Glenns Arm bohrte und ich nur noch zur Hälfte auf der Bank hing.

»Warum habt ihr nicht Bescheid gesagt, dass ihr kommt?«, fragte Piscary vorwurfsvoll. »Ich hätte euch doch einen Tisch reserviert.«

Ivy zuckte mit den Schultern. »Wir haben ja einen bekommen.«

Piscary drehte sich inzwischen zur Bar um und rief: »Holt eine Flasche Roten aus dem Tamwoodkeller!« Er lächelte süffisant. »Eine wird deine Mutter entbehren können.«

Glenn und ich tauschten besorgte Blicke. *Eine Flasche Roten?*

»Äh, Ivy?«, fragte ich vorsichtig.

»Du meine Güte! Es ist Rotwein, entspann dich.«

Entspannen! Leichter gesagt als getan, wenn einem der halbe Arsch in der Luft hängt und man von Vampiren umgeben ist.

»Habt ihr schon bestellt?«, erkundigte sich Piscary bei Ivy, sah dabei aber mich an, bis ich glaubte, unter seinem Blick ersticken zu müssen. »Ich habe einen neuen Käse, dessen Reifeprozess durch erst kürzlich entdeckte Bakterien beschleunigt wird. Ich importiere ihn direkt aus den Alpen.«

»Ja«, entgegnete Ivy. »Eine extra Große...«

»...mit allem außer Zwiebeln und Paprika«, beendete Piscary den Satz und grinste breit, als er sich von mir ab-und ihr zuwandte.

Sobald sein Blick nicht mehr auf mir ruhte, sackte ich erleichtert in mich zusammen. Er sah aus wie ein gewöhnlicher, freundlicher, kleiner Pizzabäcker, und das war alarmierender, als wenn er groß und hager gewesen wäre und sich in Seide und Spitze lasziv geräkelt hätte.

»Ha«, bellte er plötzlich, und ich unterdrückte ein nervöses Zucken. »Ich werde dir jetzt ein anständiges Essen machen, mein Ivy-Mädchen.«

Ivy lächelte schüchtern wie eine Zehnjährige. »Danke, Piscary. Das wäre schön.«

»Natürlich wird das schön. Ich mache etwas Besonderes, etwas Neues. Auf Kosten des Hauses. Es wird meine beste Kreation werden!«, verkündete er voller Stolz. »Und ich werde es nach dir und deinem Schatten benennen!«

»Ich bin nicht ihr Schatten«, widersprach Glenn steif, mit hochgezogenen Schultern und ohne den Blick vom Tisch zu heben.

»Ich habe nicht von dir gesprochen«, entgegnete Piscary. Entsetzt riss ich die Augen auf.

Ivy rutschte unruhig auf der Bank herum. »Rachel... ist... auch nicht mein Schatten.«

Sie klang schuldbewusst, und für einen kurzen Augenblick wirkte der alte Vampir verwirrt. »Ach wirklich?«, sagte er

schließlich. Ivy verkrampfte sich sichtbar. »Aber was machst du denn dann mit ihr, meine kleine Ivy?«

Sie starrte regungslos auf die Tischplatte. Piscarys Blick erfasste mich wieder. Mein Herz pochte, als die Dämonennarbe wieder zu prickeln begann. Plötzlich schien der Tisch überfüllt zu sein. Ich hatte das Gefühl, als würde der ganze Raum auf mich zukommen und mich langsam erdrücken. Vollkommen geschockt atmete ich tief durch und hielt dann die Luft an. *Verflucht!*

»Das ist eine interessante Narbe da an deinem Hals«, sagte Piscary mit einer Stimme, die meine Seele zu durchleuchten schien. Es schmerzte und fühlte sich gleichzeitig wundervoll an. »Stammt die von einem Vampir?«

Wie von selbst bewegte sich meine Hand an den Hals, um das Wundmal zu verstecken. Jenks' Frau hatte die Wunde mit so feinen Stichen genäht, dass die Narbe kaum zu erkennen war. Es gefiel mir überhaupt nicht, dass er sie entdeckt hatte. »Es war ein Dämon«, antwortete ich knapp. Mir war gleichgültig, ob Glenn das seinem Vater erzählen würde. Ich wollte auf jeden Fall verhindern, dass Piscary glaubte, ich sei von einem Vampir gebissen worden, egal, ob von Ivy oder einem anderen.

Er hob verwundert die Augenbrauen. »Es sieht aber ganz nach einem Vampir aus.«

»Genau wie der Dämon damals«, erwiderte ich. Allein bei dem Gedanken wurde mir übel.

Der alte Vampir nickte. »Ja, das erklärt einiges.« Diesmal jagte mir sein Lächeln kalte Schauer über den Rücken. »Eine

gezeichnete Jungfrau, deren Blut noch nicht beansprucht wurde. Was für köstliche Vorzüge Sie doch in sich vereinen, Ms. Morgan. Es ist kein Wunder, dass mein kleines Mädchen Sie immer vor mir versteckt hat.«

Ich öffnete den Mund, aber mir fiel keine passende Antwort ein.

Er erhob sich abrupt. »Das Essen wird in wenigen Minuten fertig sein.« Dann lehnte er sich zu Ivy hinunter und murmelte: »Sprich mal mit deiner Mutter. Sie vermisst dich.«

Ivy senkte den Blick. Mit einer fließenden Handbewegung nahm Piscary von dem Tablett eines vorbeigehenden Kellners ein paar Teller und ein Glas mit Grissini und stellte sie auf unseren Tisch. »Genießt den Abend.«

Auf dem Weg zur Küche hielt er mehrmals inne, um einige der besser gekleideten Gäste zu begrüßen.

Ich starrte Ivy fordernd an und wartete auf eine Erklärung. »Und?«, fragte ich schnippisch. »Willst du mir nicht erklären, warum Piscary mich für deinen Schatten hält?«

Jenks kicherte hinterhältig und warf sich wieder in seine Peter-Pan-Pose. Ivy zuckte schuldbewusst mit den Schultern. »Er weiß, dass wir unter einem Dach leben. Er hat einfach angenommen...«

»Ja, so viel habe ich auch verstanden.« Wutentbrannt schnappte ich mir ein Grissini und ließ mich gegen die Lehne der Bank fallen. Unser Zusammenleben basierte auf einem merkwürdigen Arrangement, egal, von welcher Seite aus man es betrachtete. Sie versuchte abstinent zu leben, war aber einem permanenten und brennenden Verlangen

ausgesetzt. Als Hexe konnte ich sie mit meiner Magie im Zaum halten, wenn ihre Instinkte durchbrachen. Einmal hatte ich sie schon mit einem Zauber betäubt, und die Erinnerung daran half Ivy, ihren Hunger zu kontrollieren und schön brav auf ihrer Seite des Flurs zu bleiben.

Was mich allerdings beunruhigte, war die Erkenntnis, dass sie Piscary aus Scham im Unklaren ließ - aus Scham darüber, ihrer Herkunft und ihrem Erbe den Rücken gekehrt zu haben. Mit einer Mitbewohnerin konnte sie die Welt belügen, ihr vorspielen, ein ganz normales Vampirleben zu führen, hausinterne Blutquelle inklusive, und gleichzeitig das Geheimnis ihrer Abstinenz wahren. Ich redete mir ein, dass mir das nichts ausmachte, und dass mich ihr Verhalten ja vor den anderen Vampire beschützte. Aber manchmal... manchmal wurmte es mich, dass jeder annahm, ich sei ihr Spielzeug.

Durch die Ankunft des Weins wurde mein Schmollen unterbrochen. Der blutrote Trank war leicht angewärmt worden, sodass er die von Vampiren bevorzugte Temperatur hatte. Ivy schnappte sich die geöffnete Flasche und wich meinem Blick aus, während sie die Gläser füllte. Jenks begnügte sich mit dem Tropfen, der am Flaschenhals hängen blieb. Immer noch genervt lehnte ich mich zurück und beobachtete die anderen Gäste. Ich würde den Wein nicht trinken, denn der Schwefel, der bei seiner Zersetzung freigesetzt wurde, führte zu einem unangenehmen Chaos in meinem Körper. Normalerweise hätte ich es Ivy gesagt, aber es ging sie eigentlich nichts an. Diese Allergie war nicht

hexenspezifisch, sondern betraf nur mich. Ein Glas Wein bedeutete rasende Kopfschmerzen und eine solche Lichtempfindlichkeit, dass ich mich mit einem Waschlappen auf den Augen in meinem Zimmer einschließen musste. Es waren die Überreste eines Kindheitsleidens, das mich bis zum Beginn der Pubertät zu einem Stammkunden im Krankenhaus gemacht hatte. Aber diese Schwefelüberempfindlichkeit war wesentlich erträglicher als die Qualen jener Zeit, in der ich ständig schwach und kränklich gewesen war, da mein Körper versucht hatte, sich selbst zu zerstören. Es lief wieder Musik, und sie verdrängte gemeinsam mit den Gesprächsfetzen im Restaurant das unangenehme Gefühl, das die Begegnung mit Piscary in mir ausgelöst hatte. Nun, da Piscary mit uns geredet hatte, wurde Glenn von allen ignoriert. Der völlig verwirrte Mensch kippte den Wein, als wäre er Wasser. Ivy und ich tauschten einen vielsagenden Blick, als er sich mit zitternden Händen nachschenkte. Wollte er bis zum Exzess saufen oder würde er das hier nüchtern durchstehen? Als er an seinem Glas nippte, musste ich lächeln. Er wählte den Mittelweg.

Glenn betrachtete Ivy argwöhnisch und lehnte sich näher zu mir. »Wie konntest du in diesem Blick standhalten?«, flüsterte er so leise, dass ich ihn kaum verstand. »Hattest du keine Angst, dass er dich verzaubert?«

»Der Mann ist über dreihundert Jahre alt«, antwortete ich. Das erklärte natürlich auch den Akzent - es waren Reste des Mittelenglischen. »Hätte er mich verzaubern wollen, wäre ihm das auch ohne Augenkontakt gelungen.«

Glenns Gesicht erblasste unter den Bartstoppeln und er rückte von mir ab. Ich überließ ihn seinen Gedanken und nickte mit dem Kopf, um Jenks' Aufmerksamkeit zu erregen. »Jenks«, wisperte ich, »warum überprüfst du nicht mal die hinteren Räume, zum Beispiel den Pausenraum der Angestellten. Finde heraus, was da so abgeht.«

Ivy leerte ihr Glas in einem Zug. »Piscary weiß, dass wir aus einem bestimmten Grund hier sind. Er wird uns schon verraten, was wir wissen wollen. Jenks wird bloß geschnappt werden.«

Der kleine Pixie glühte vor Wut. »*Wandel* dich, Tamwood«, knurrte er. »Warum bin ich denn überhaupt hier, wenn ich nicht rumschnüffeln soll? Der Tag, an dem es einem stinknormalen Bäcker gelingt, mich zu fangen, wird der Tag sein, an dem...« Jenks unterbrach sich. »Äh«, stammelte er. »Ja. Bin gleich zurück.« Er zog ein rotes Tuch aus seiner Hosentasche und band es sich wie einen Gürtel um die Taille. Es war die Pixieversion einer Friedensflagge, eine Erklärung an andere Pixies und Fairys, dass man im Fall einer Grenzüberschreitung in das von ihnen sorgfältig gehütete Territorium keine bösen Absichten hegte. Er schwirrte ab und flog knapp unter der Decke in Richtung Küche.

Ivy schüttelte den Kopf. »Sie werden ihn schnappen.«

Achselzuckend zog ich die Grissini zu mir heran. »Sie werden ihm schon nichts tun.« Dann lehnte ich mich zurück und betrachtete all die zufriedenen Leute, die es sich gut gehen ließen, wobei ich plötzlich an Nick denken musste. Es war lange her, dass wir das letzte Mal zusammen

ausgegangen waren. Als der Kellner an unseren Tisch kam, knabberte ich schon mein zweites Grissini. Er fegte die Krümel vom Tisch und räumte die benutzten Teller ab, woraufhin wir in erwartungsvolles Schweigen verfielen. Oberhalb des blauen Satinhemds war der Hals des Mannes mit Narben übersät, die jüngste davon ausgefranst und entzündet. Das Lächeln, das er Ivy schenkte, war ein wenig zu unterwürfig, zu hündisch. Angewidert fragte ich mich, welche Träume er gehabt haben mochte, bevor er jemandes Spielzeug wurde.

Die Dämonennarbe kribbelte, und ich sah mich suchend in dem überfüllten Restaurant um, bis ich Piscary entdeckte, der unser Essen brachte. Als er an den Tischen vorbeitänzte, drehten sich die Gäste nach ihm um, angezogen von dem köstlichen Duft, der von dem Tablett aufstieg. Die Lautstärke ihrer Gespräche nahm deutlich ab. Mit einem dienstbeflissenen Lächeln stellte er das Tablett vor uns ab. Das offensichtliche Bedürfnis nach Anerkennung für seine Kochkunst wirkte merkwürdig bei einem Mann mit so viel unterschwelliger Macht. »Ich taufe es >Temeres Verlangens«

»Oh mein Gott!«, rief Glenn mit sichtbarem Ekel, so laut, dass alle es hörten. »Da sind ja Tomaten drauf!«

Ivy rammte ihren Ellbogen mit so einer Wucht in seinen Magen, dass ihm die Luft wegblieb. Totenstille breitete sich aus, die nur von den Geräuschen aus der ersten Etage durchbrochen wurde. Fassungslos starrte ich Glenn an.

»Äh, fantastisch«, stöhnte er.

Ohne Glenn eines Blickes zu würdigen, schnitt Piscary mit einer professionellen Geste die Pizza an. Der Geruch nach geschmolzenem Käse und würziger Soße ließ mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. »Das riecht ja großartig«, sagte ich anerkennend, während mein Misstrauen gegen ihn bei der Aussicht auf Essen dahinschmolz. »Meine Pizzen werden nie so gut.«

Der kleine Mann zog seine schmalen Augenbrauen hoch. »Du benutzt Soße aus dem Glas.«

Ich nickte und fragte mich, wie er das wissen konnte.

Ivy sah fragend zur Küche hinüber. »Wo ist Jenks? Das sollte er nicht verpassen.«

»Mein Personal spielt ein bisschen mit ihm«, lachte Piscary. »Aber er wird wohl bald zurück sein.« Der untote Vampir servierte das erste Stück auf Ivys Teller, bediente dann mich und zuletzt Glenn. Der FIB-Detective schob den Teller angewidert von sich. Die anderen Gäste warteten flüsternd, wie wir Piscarys neueste Kreation aufnehmen würden.

Ivy und ich griffen ohne Zögern zu. Der Käse roch intensiv, überdeckte aber nicht den Duft der Gewürze und Tomaten. Ich nahm einen Bissen und schloss genießerisch die Augen. Genau die richtige Menge Tomatensoße für den Käse. Genau die richtige Menge Käse für die Toppings. Selbst wenn Piscary Brimstone untergemischt hätte - es wäre mir egal gewesen, so göttlich schmeckte es. »Oh, baut mir einen Scheiterhaufen«, stöhnte ich. »Das ist der Himmel auf Erden.«

Piscary nickte zufrieden. »Und was denkst du, meine kleine

Ivy?«

Ivy wischte sich die Soße vom Kinn. »Die Pizza ist so gut, dass man dafür sogar von den Toten auferstehen würde.«

Er seufzte erleichtert. »Jetzt werde ich beruhigt einschlafen, wenn die Sonne aufgeht.«

Ich kaute weiter, konzentrierte mich aber jetzt - wie alle anderen - auf Glenn. Wie erstarrt saß er zwischen Ivy und mir und presste in einer Mischung aus Entschlossenheit und Ekel die Kiefer aufeinander. »Äh.« Verzweifelt starrte er die Pizza an und schluckte. Anscheinend gewann die Übelkeit die Oberhand.

Piscarys Lächeln verschwand, und Ivy warf ihm einen bösen Blick zu. »Iss!«, befahl sie in einer Lautstärke, die alle Anwesenden zusammenzucken ließ.

»Und fang in der Mitte an, nicht mit dem Rand«, warnte ich ihn.

Glenn benetzte seine Lippen. »Aber da sind Tomaten drauf.« Ich verdrehte die Augen. Genau so eine Situation hatte ich vermeiden wollen. Man konnte fast meinen, wir würden ihn zwingen, lebende Maden zu essen.

»Sei kein Idiot«, fuhr Ivy ihn an. »Glaubst du wirklich, das T4-Virus hat vierzig Tomatengenerationen übersprungen und taucht jetzt extra für dich in einer neuen Gattung auf genau diesem Teller auf? Wenn ja, werde ich Piscary bitten, dich zu beißen, bevor wir gehen. Dann stirbst du nicht, sondern wirst zum Vamp.«

Ängstlich betrachtete Glenn die sensationslüsternen Gesichter. Ihm wurde klar, dass er, wollte er den Laden aus

eigener Kraft verlassen, die Pizza essen musste. Er schluckte und griff umständlich nach dem Stück. Dann kniff er die Augen zusammen und öffnete den Mund. Die Musik, die aus der oberen Etage schallte, schien immer lauter zu werden, da alle gespannt den Atem anhielten.

Er nahm einen Bissen, wobei sich sein Gesicht zu einer Grimasse verzog. Zwei Käsefäden zogen sich von seinem Mund zur Pizza. Er kaute zweimal, öffnete die Augen und erstarrte. Offenbar hatten seine Geschmacksknospen angefangen zu arbeiten. Ungläubig starrte er mich an, und ich nickte ihm zu, woraufhin er ganz langsam die Pizza von seinem Mund wegführte, bis die Käsefäden rissen.

»Und?« Piscary lehnte sich vor und stützte seine ausdrucksvollen Hände auf den Tisch. Es schien ihn wirklich zu interessieren, wie ein Mensch seine kulinarischen Künste beurteilte. Glenn war sicher der erste menschliche Gast seit vier Jahrzehnten.

Glenns Gesicht erschlaffte. »Hm«, grunzte er mit vollem Mund, »das ist... hm... gut.«

Das gesamte Restaurant schien erleichtert aufzuatmen. Piscary richtete sich wieder auf, sichtbar erfreut, dass die Gäste ihre Gespräche wieder aufnahmen, wenn auch deutlich lebhafter als zuvor.

»Sie sind mir jederzeit willkommen, Mr. FIB«, erklärte er amüsiert. Glenn erstarrte, erstaunt, dass seine Tarnung aufgefliegen war.

Piscary schnappte sich einen Stuhl, drehte ihn um und setzte sich, um uns beim Essen zuzusehen.

»Also«, begann er, während Glenn den Käse zur Seite schob, um die Tomatensoße darunter zu mustern. »Ihr seid nicht zum Essen gekommen. Wie kann ich euch behilflich sein?«

Ivy legte die Pizza weg und griff nach dem Weinglas. »Ich helfe Rachel bei der Suche nach einer vermissten Person«, antwortete sie und strich sich mit einer überflüssigen Geste die Haare von der Schulter. »Es ist einer deiner Angestellten.«

»Gibt es Ärger, meine kleine Ivy?« Piscarys dunkle Stimme klang überraschend sanft.

Ich nahm einen Schluck Wein. »Genau das wollen wir herausfinden, Mr. Piscary. Es handelt sich um Dan Smather.«

Die wenigen Falten in seinem Gesicht vertieften sich, als er Ivy besorgt ansah. Ein paar kleine, verräterische Gesten ließen mich ihre Nervosität erahnen. In ihren Augen spiegelten sich sowohl Sorge als auch Aufsässigkeit.

Meine Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf Glenn, der gerade dabei war, den Käse von seiner Pizza zu pulen. Verärgert sah ich zu, wie er ihn behutsam zu einem kleinen Hügel auftürmte. »Können Sie uns sagen, wann Sie ihn das letzte Mal gesehen haben, Mr. Piscary?«, fragte Glenn beiläufig, wesentlich mehr an der Schälung seiner Pizza interessiert als an der Befragung.

»Sicherlich.« Piscary sah Glenn stirnrunzelnd an. Offenbar wusste er nicht, ob er brüskiert oder geschmeichelt sein sollte, dass der Mann nun eine Pizza aß, die nur noch aus Tomatensoße und Teig bestand. »Es war letzten Samstag, morgens nach der Arbeit. Dan ist aber nicht verschwunden,

er hat gekündigt.«

Diese Neuigkeit kam unerwartet. Ich brauchte ein paar Sekunden, um sie zu verdauen. Dann stieg Wut in mir auf. Das Puzzle fügte sich zusammen, und es war wesentlich einfacher, als ich angenommen hatte. Ein wichtiges Bewerbungsgespräch, die Exmatrikulation an der Uni, die Kündigung des Jobs - und zu guter Letzt hatte er seine Freundin beim »Wir müssen reden«-Gespräch versetzt.

Ich warf Glenn einen fragenden Blick zu, den er voller Verachtung erwiderte. Dan war nicht verschwunden: Er hatte sich lediglich einen guten Job besorgt und sein Landeieliebchen aufs Abstellgleis geschoben. Ich schob mein Glas weg und kämpfte gegen die Traurigkeit, die in mir aufstieg. »Er hat gekündigt?«

Der unschuldig dreinblickende Piscary schaute über die Schulter zur Eingangstür, durch die gerade eine Gruppe aufgekratzter junger Vamps das Restaurant betrat, die von der Belegschaft mit Freudenrufen und Umarmungen begrüßt wurde. »Dan war einer meiner besten Auslieferungsfahrer. Ich werde ihn vermissen. Aber ich wünsche ihm alles Gute. Er sagte mir, dass er einen Job in seiner eigentlichen Branche gefunden habe.« Der kleine Mann strich sich das Mehl von der Schürze. »Ich glaube, er sagte etwas von Sicherheitsdienst.«

Glenn und ich sahen uns müde an. Ivy streckte sich, ihre sonst unbeteiligte Miene war der Erschöpfung gewichen. Ich fühlte mich unwohl, denn ich wollte nicht diejenige sein, die Sara Jane mitteilen musste, dass ihr Freund sie abserviert

hatte. Dan hatte einen Karrierejob ergattert und alle alten Verbindungen gekappt. So ein feiger Scheißkerl. Ich hätte wetten können, dass er irgendwo eine Zweitfrau hatte. Wahrscheinlich versteckte er sich jetzt bei ihr und ließ Sara Jane in dem Glauben, er läge tot in der Gosse. Und bestimmt lachte er sich schlapp bei dem Gedanken, dass sie auch noch so blöd war und seine Katze fütterte.

Piscary zuckte mit den Schultern, was seinen ganzen Körper in Bewegung brachte. »Wenn ich gewusst hätte, dass er sich in der Sicherheit auskennt, hätte ich ihm ein besseres Angebot gemacht. Obwohl es schwierig geworden wäre, einen Trent Kalamack zu überbieten. Ich bin ja nur ein einfacher Restaurantbesitzer.«

Als ich Trents Namen hörte, wurde ich hellwach. »Kalamack? Er hat einen Job bei Trent Kalamack?«

Piscary nickte zustimmend, während Ivy sich alarmiert auf der Bank aufrichtete. Bis auf den ersten Bissen hatte sie ihre Pizza nicht angefasst. »Ja, anscheinend arbeitet seine Freundin auch für Mr. Kalamack. Ich glaube, sie heißt Sara. Wenn ihr ihn sucht, solltet ihr vielleicht mal bei ihr nachfragen.« Er grinste verschlagen. »Wahrscheinlich hat sie ihm den Job besorgt, wenn ihr wisst, was ich meine.«

Natürlich wusste ich, was er meinte, aber es sah nicht so aus, als hätte sie etwas damit zu tun. Mein Herz raste und mir brach der Schweiß aus allen Poren. Ich wusste es! Trent war der Hexenjäger. Er hatte Dan mit einem Jobangebot geködert und als der dann aussteigen wollte, weil ihm klar geworden war, auf welcher Seite des Gesetzes Kalamack sich

bewegte, hatte er ihn wahrscheinlich um die Ecke gebracht. Er war es. Verflucht sei er bis zurück zum *Wandel*. Ich hatte es doch gewusst!

»Vielen Dank, Mr. Piscary.« Ich wollte so schnell wie möglich weg, um noch diese Nacht einige nützliche Zauber ansetzen zu können. Ich war so aufgeregt, dass die Pizza und der Wein in meinem Magen Tango tanzten. *Trent Kalamack -jetzt gehörst du mir!*

Ivy stellte das leere Weinglas auf den Tisch. Ich warf ihr einen triumphierenden Blick zu, aber als ich sah, wie sie sich noch ein Glas einschenkte, verpuffte meine Genugtuung. Sie trank niemals - niemals - mehr als ein Glas, da die enthemmende Wirkung von Alkohol ihr - zurecht - Sorgen bereitete. Automatisch musste ich daran denken, wie sie ausgerastet war, als ich ihr gesagt hatte, dass ich wieder hinter Kalamack her war.

»Rachel«, begann sie, ohne den Blick von ihrem Weinglas zu heben, »mir ist klar, was du jetzt denkst. Lass das FIB die Sache regeln, oder übergib den Fall der I. S.«

Glenn straffte die Schultern, sagte aber nichts. Die Erinnerung an Ivys Würgegriff machte es mir leicht, einen angemessen vorsichtigen Ton anzuschlagen. »Ich komme schon klar, Ivy.«

Piscary erhob sich und verdunkelte mit seinem Kopf das Licht des Kronleuchters. »Komm morgen noch mal vorbei, mein Ivy-Mädchen. Wir müssen uns dringend mal unterhalten.«

Die gleiche Angst, die ich gestern an ihr beobachtet hatte,

überkam sie nun wieder. Hier geschah etwas, von dem ich keinen blassen Schimmer hatte, und es war nichts Gutes. Auch Ivy und ich mussten uns dringend mal unterhalten.

Als Piscarys Schatten auf mich fiel, schaute ich hoch. Er stand viel zu nah bei mir, und der Geruch von Blut überdeckte den würzigen Duft der Tomatensoße. Seine schwarzen Augen fixierten mich und ganz plötzlich veränderte sich etwas in mir, als bräche Eis unter meinen Füßen.

Der alte Vampir rührte mich nicht an, aber als er langsam ausatmete, raste ein lustvoller Schauer durch meinen Körper. Erstaunt riss ich die Augen auf. Zusammen mit dem Hauch seines Atems drangen seine Gedanken in mein innerstes Selbst, wie eine warme Welle, die über den Sand streicht. Sein Geist stieß vor bis zum Grund meiner Seele und zog sich dann wieder zurück, wobei er ungehörte Worte flüsterte.

Mein Atem stockte, als die Narbe an meinem Hals im Einklang mit meinem Herzschlag zu pulsieren begann. Bewegungsunfähig saß ich da und spürte, wie sie ekstatische Ströme durch meinen Körper schickte. Das plötzliche Verlangen ließ mich nach Luft schnappen.

Piscary bedachte mich mit einem wissenden Blick, als ich versuchte, den Atem anzuhalten, um den in mir aufsteigenden Hunger zu ersticken. Ich wollte kein Blut. Ich wollte ihn. Ich wollte, dass er sich auf meinen Hals stürzte, mich hemmungslos an die Wand presste und mein Blut trank, um mich dann in einer Ekstase zurückzulassen, die besser war als jeder Orgasmus. Alles in mir schrie danach,

meinen Widerstand aufzugeben. Noch immer konnte ich mich nicht bewegen, mein Puls raste.

Sein machtvoller Blick glitt an meinem Hals entlang wie eine zärtliche Berührung. Ich erschauerte und änderte meine Körperhaltung, lud ihn ein. Der Sog wurde stärker, verlockender, drängender. Piscarys Augen streichelten den Dämonenbiss. Ich schloss die Augen, als die Verheißung sich mit tausend Ranken in mir ausbreitete. Wenn er mich nur berühren würde... genau danach sehnte ich mich. Willenlos tastete sich meine Hand zum Hals vor. Abscheu und rauschartige Glückseligkeit rangen miteinander, um dann in schmerzhaftem Verlangen unterzugehen.

Zeig es mir, Rachel. Ich spürte seine Stimme mit jeder Faser meines Körpers, eine Stimme, die mich bedingungslos unterwarf. Wunderschöne, gedankenlose Unterwerfung. Das Verlangen verwandelte sich in Erwartung. Das alles würde ich haben und noch viel mehr... bald. Wärme und Zufriedenheit durchströmten mich. Ich strich mit dem Fingernagel vom Ohr zum Schlüsselbein, hielt bei dem Biss inne und ertastete schauernd jede Erhebung der Narbe. Die Hintergrundgeräusche waren verstummt. Wir waren allein, eingehüllt in einen diffusen Sog der Erwartung. Er hatte mich in seinen Bann gezogen, doch es war mir egal. Es fühlte sich so wundervoll an!

»Rachel?«, flüsterte Ivy. Ich zwinkerte.

Meine Hand ruhte am Hals, genau auf der Schlagader. Mit einem beinahe schmerzhaften Adrenalinschub kehrte ich in die Wirklichkeit zurück. Piscary kniete vor mir, hielt meine

Hand und sah zu mir hoch. Die schwarzen Pupillen blickten klar und lauernd, während er meinen Atem in sich aufnahm, ihn regelrecht schmeckte.

»Ja«, sagte er schließlich, als ich ihm meine Hand entzog und gegen den Aufruhr in meinem Magen ankämpfte. »Meine kleine Ivy war in höchstem Grade leichtsinnig.«

Atemlos starrte ich auf meine Knie und verdrängte die aufkeimende Angst, die sich mit dem schwindenden Verlangen nach seiner Berührung vermischte. Eine letzte Vibration durchzuckte die Dämonennarbe und verschwand. Der angehaltene Atem entwich mit einem leisen Geräusch, das einen Hauch von Sehnsucht in sich trug. Ich verachtete mich dafür.

Piscary erhob sich mit einer anmutigen Bewegung. Er wusste, was er mir angetan hatte, und ich hasste ihn dafür. Seine Macht war so umfassend und unbezwingbar, dass er vollkommen zurecht davon ausging, dass ich ihm nichts entgegenzusetzen hatte. Neben ihm wirkte Kist wie ein unerfahrenes Kind, selbst wenn er mit den Fähigkeiten seines Meisters spielte. Wie sollte ich jetzt jemals wieder Angst vor Kist haben?

Glenn wirkte zutiefst verunsichert, was mich zu der Frage brachte, ob jeder hier mitgekriegt hatte, was gerade geschehen war.

Ivy umklammerte so fest den Stiel ihres Weinglases, dass die Knöchel weiß hervortraten. Der alte Vampir lehnte sich zu ihr hinunter. »Das funktioniert nicht, meine kleine Ivy. Entweder bringst du dein Spielzeug unter Kontrolle, oder ich

werde es tun.«

Ivy saß wortlos da, verängstigt und verzweifelt. Da ich immer noch zitterte wie Espenlaub, war ich nicht in der Lage, die beiden daran zu erinnern, dass ich kein Gegenstand war, den man besitzen konnte.

Piscary seufzte und wirkte plötzlich wie ein leidgeprüfter Vater.

In diesem Moment kehrte Jenks mit einem aufgebracht-en Summen an den Tisch zurück.

»Was, zum Teufel, mache ich hier eigentlich?«, zeterte er, noch bevor er auf dem Pfefferstreuer landete und sich zu säubern begann. Dem Geruch nach zu urteilen waren es Käsekrümel, die da auf den Tisch rieselten, und auf seinen Flügeln klebte Tomatensoße. »Ich könnte zu Hause in meinem warmen Bett liegen. Pixies schlafen nämlich nachts, schon mal was davon gehört? Aber nein, ich musste mich ja freiwillig zum Babysitterdienst melden. Gib mir mal einen Schluck Wein, Rachel. Weißt du überhaupt, wie schwierig es ist, Tomatensoße aus Seide rauszukriegen? Meine Frau wird mich umbringen!«

Als er realisierte, dass ihm keiner zuhörte, unterbrach er seine Schimpftirade. Dann bemerkte er Ivys verstörte Miene und meinen verängstigten Blick. »Was zum *Wandel* ist denn hier los?«, fragte er streitlustig. Piscary trat vom Tisch zurück.

»Morgen«, wiederholte der alte Vampir an Ivy gewandt. Dann sah er mich unbeteiligt an und verabschiedete sich mit einem Nicken.

Jenks schaute zwischen Ivy und mir hin und her. »Hab ich

was verpasst?«

9

»Wo bleibt mein Geld, Bob?«, flüsterte ich und warf die stinkenden Pellets in Ivys Badewanne. Jenks hatte am Tag zuvor seine Rasselbande in den nächstgelegenen Park geschickt, um eine Handvoll Fischfutter zu stibitzen. Der schöne Fisch tauchte auf und schnappte nach Luft, während ich mir die Hände wusch, um den Gestank des Futters loszuwerden. Mit tropfenden Fingern betrachtete ich Ivys penibel aufgehängte pinke Handtücher. Nach einem kurzen Zögern trocknete ich mir die Hände ab und glättete anschließend das Tuch wieder, damit sie nicht merkte, dass ich es benutzt hatte.

Ich verschwendete einen Moment mit dem Versuch, mein Haar unter der Ledermütze in irgendeine Form zu bringen und ging dann mit schweren Schritten in die Küche rüber. Nach einem schnellen Blick auf die Küchenuhr über dem Spülbecken öffnete ich nervös den Kühlschrank und starrte ins Leere. Wo, zum Teufel, blieb Glenn?

»Rachel«, stöhnte Ivy, die mal wieder am Computer saß. »Mach mal langsam. Ich bekomme schon Kopfschmerzen.«

Ich schloss den Kühlschrank und lehnte mich gegen den Arbeitstisch. »Er hat doch gesagt, er würde um eins hier sein.«

»Dann ist er eben zu spät«, erwiderte sie gleichgültig und

fixierte mit dem Finger eine Adresse auf dem Bildschirm, um sie besser abschreiben zu können.

»Eine ganze Stunde? Du meine Güte, in der Zeit hätte ich es locker zum FIB und zurück geschafft.«

Ivy klickte eine neue Webseite an. »Falls er nicht auftaucht, leihe ich dir das Geld für den Bus.«

Ich drehte mich zum Fenster und schaute in den Garten hinaus. »Darum geht es nicht«, antwortete ich, obwohl es eigentlich das war.

»Natürlich nicht.« Sie klickte in einem solchen Tempo mit ihrem Kugelschreiber, dass er fast zu vibrieren schien. »Warum machst du uns nicht Frühstück, während du wartest? Ich habe Tiefkühlwaffeln gekauft.«

»Klar.« Kurz fühlte ich mich schuldig. Normalerweise war ich für das Abendessen zuständig, nicht für das Frühstück, aber da wir gestern auswärts gegessen hatten, kam es mir so vor, als würde ich ihr etwas schulden. Der Deal war, dass Ivy die Einkäufe erledigte und ich dafür das Abendessen machte. Diese Absprache stammte ursprünglich aus der Zeit, als die I.S. mir Attentäter auf den Hals hetzte, die der Durchsage »Bitte Reinigungspersonal in Gang drei« eine ganz neue Bedeutung verliehen hätten. Wie sich aber herausstellte, hatte Ms. Vampir keine Lust zu kochen und weigerte sich beharrlich, neu zu verhandeln. Auch gut. Wie es zurzeit aussah, würde ich mir bis zum Ende der Woche nicht einmal mehr eine Dose Corned Beef leisten können, und am Sonntag war auch schon wieder die Miete fällig.

Ich öffnete die Gefrierfachtür, schob halb leere

Eisschachteln zur Seite und schnappte mir die gefrorenen Waffeln. Mit einem lauten Knall landete die Packung auf der Arbeitsplatte. Leckerchen. Ivy zog eine Augenbraue hoch und beobachtete, wie ich mit dem glitschigen Karton kämpfte.

»Also«, meinte sie bedächtig, während ich meine roten Nägel von oben in die Verpackung grub und sie komplett aufriss - den Schnellverschluss hatte ich schon längst abgebrochen. »Wann wird denn der Fisch abgeholt?«

Unschuldig sah ich zu Mr. Fish, der in seinem Kognakschwenker auf der Fensterbank vor sich hin dümpelte.

»Der in meiner Badewanne«, fügte sie hinzu.

»Oh«, rief ich betreten. »Jaaa...«

Als Ivy sich zurücklehnte, knarrte ihr Stuhl. »Rachel, Rachel, Rachel«, belehrte sie mich. »Ich habe dir das doch schon tausendmal erklärt. Du musst das Geld vorher kassieren. Vor dem Auftrag!«

Wütend darüber, dass sie recht hatte, stopfte ich zwei Waffeln in den Toaster und drückte den Hebel, mit dem Ergebnis, dass sie sofort wieder hochkamen und ich sie noch einmal reinstopfen musste. »Es war nicht meine Schuld. Die Howlers haben ihren dämlichen Fisch wieder gefunden und niemand hat mir was davon erzählt. Aber ich werde die Miete bis Montag besorgen. Versprochen!«

»Sie ist aber schon am Sonntag fällig.«

Von der großen Eingangstür kam ein dumpfes Klopfen. »Das ist G lenn«, frohlockte ich und machte mich schnell aus

dem Staub, bevor sie noch irgendetwas sagen konnte. Mit klappernden Absätzen lief ich durch den Flur und den Altarraum. »Komm rein, Glenn!« Der Klang meiner Stimme löste unter der hohen Decke ein Echo aus. Da die Tür nicht geöffnet wurde, drückte ich sie auf und wäre fast gestolpert vor Überraschung. »Nick!«

»Hey.« Sein schlaksiger Körper wirkte vor dem Hintergrund der ausladenden Steintreppe irgendwie merkwürdig. Er sah mich prüfend an und zog fragend eine Augenbraue hoch. Dann strich er sich die schwarzen, beneidenswert glatten Haare aus den Augen und fragte: »Wer ist Glenn?«

Dieser kleine Eifersuchtsanfall ließ mich schmunzeln. »Eddens Sohn.«

Jetzt wirkte Nick verblüfft. Grinsend packte ich ihn am Arm und zog ihn über die Schwelle. »Er ist ein FIB-Detective, wir arbeiten zusammen.«

»Oh.«

Die Tiefe der Gefühle hinter diesem einen Wort sagte mehr als ein ganzes Jahr heißer Dates. Nick schob sich an mir vorbei. Sein blaukariertes Hemd steckte ordentlich in den Jeans, doch noch bevor er den Altarraum erreicht hatte, erwischte ich einen Zipfel davon und zog ihn in den dunklen Eingangsbereich. Die Haut an seinem Hals schien in dem Dämmerlicht beinahe zu glühen. Schön gebräunt und glatt schrie sie förmlich danach, dass meine Finger darüber glitten, runter bis zu seinen Schultern. »Wo bleibt mein Kuss?«, beschwerte ich mich.

Der bedrückte Ausdruck in seinen Augen verschwand. Mit

einem schiefen Grinsen legte er seine schmalen Hände um meine Taille. »Sorry, du hast mich ziemlich aus dem Konzept gebracht.«

»Oh«, neckte ich ihn. »Worüber machst du dir denn Sorgen?«

»Mmm.« Er musterte mich von oben bis unten. »Eine Menge.« Seine Augen waren in diesem Licht fast schwarz. Er zog mich an sich und hüllte mich so in den Geruch alter Bücher und neuer Elektrogeräte. Ich neigte den Kopf, um ihn zu küssen und hatte dabei so ein warmes, wohliges Gefühl im Bauch. *Oh, ja. So sollte jeder Tag beginnen.*

Mit seinen schmalen Schultern und dem schlaksigen Körperbau entsprach Nick nicht gerade dem Bild vom Ritter in schimmernder Rüstung. Aber er hatte mir das Leben gerettet, indem er einen angreifenden Dämon bannte, und mir damit gezeigt, dass ein intelligenter Mann genauso sexy sein kann wie ein muskulöser. Diese neue Erkenntnis verfestigte sich, als er mich schließlich galant fragte, ob er mich küssen dürfe und mich, nachdem ich ja gesagt hatte, atemlos und erstaunt zurückließ.

Und auch wenn er kein Muskelpaket war, bedeutete das noch lange nicht, dass er ein Schwächling war. Hinter seiner schlaksigen Gestalt verbargen sich ungeahnte Kräfte, wie ich an dem Abend feststellen musste, an dem wir um den letzten Löffel Chunky-Monkey-Eis kämpften, wobei schließlich Ivys Lampe zu Bruch ging. Auf seine Art war er durchaus athletisch. Immer wenn wir in den frühen Morgenstunden in den Zoo fuhren, der um diese Zeit nur für

Jogger geöffnet wurde, konnte er mit seinen langen Beinen mit mir mithalten - und diese Hügel waren regelrechte Wadenkiller.

Doch seine größte Anziehungskraft bestand in seiner Art zu denken. Hinter dem entspannten Äußeren verbarg sich ein fast schon beängstigend schneller Geist. Seine Gedankensprünge waren noch gewagter als meine und führten manchmal in Richtungen, die ich nie einschlagen würde. Auf Gefahren reagierte er schnell und entschieden, oft ohne sich um die Konsequenzen zu kümmern. Und er hatte vor nichts Angst. Diese Eigenschaft bewunderte ich an ihm, und zugleich bereitete sie mir Sorgen. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die Magie anwandten. Er sollte Angst haben. Vor vielen Dingen. Hatte er aber nicht.

Aber das Beste an ihm ist, dachte ich, als ich mich an ihn schmiegte, dass es ihm vollkommen egal ist, dass ich eine Hexe bin.

Ich spürte seine weichen Lippen, die sich wunderbar vertraut anfühlten. Keine einzige Bartstoppel ruinierte den Kuss. Auffordernd verschränkte ich die Finger hinter seinem Rücken und zog ihn fester an mich, was dazu führte, dass wir das Gleichgewicht verloren und ich mit dem Rücken an der Wand landete. Der Kuss fand ein Ende, als sich seine Lippen zu einem Grinsen verzogen, wohl wegen meiner unmissverständlichen Direktheit.

»Du bist eine böse, böse Hexe«, flüsterte er mir ins Ohr.
»Das ist dir doch wohl klar? Ich bin nur gekommen, um dir die Tickets zu geben, und was machst du - bedrängst mich

aufs Übelste.«

Die Haare in seinem Nacken kitzelten unter meinen Fingerspitzen. »Ja? Dagegen solltest du etwas unternehmen.«

»Das werde ich auch.« Er löste sich aus der Umarmung. »Aber darauf wirst du noch ein wenig warten müssen.« Er ließ seine Hand sanft meinen Rücken hinuntergleiten, bevor er einen Schritt zurücktrat. »Ist das ein neues Parfüm?«

Meine Verspieltheit löste sich in Luft auf, und ich wandte mich ab. »Ja.« Ich hatte das Zimtparfüm heute Morgen weggeworfen. Ivy hatte kein Wort darüber verloren, dass die sündhaft teure Flasche nun unseren Müll wie einen Weihnachtsmarkt duften ließ. Es hatte mich im Stich gelassen. Ich konnte es nicht ertragen, es noch einmal aufzulegen.

»Rachel...«

Das war die Eröffnung zu unserer üblichen Diskussion. Da er unüblicherweise seine Kindheit in den Hollows verbracht hatte, wusste Nick wesentlich mehr über Vampire und ihren durch den Geruchssinn stimulierten Blutdurst als ich. »Ich werde nicht ausziehen«, unterbrach ich ihn.

»Vielleicht könntest du...« Er zögerte und fuhr mit seinen schlanken Pianistenfingern unkoordiniert in der Luft herum, um seiner Frustration Ausdruck zu verleihen. Ich presste die Kiefer zusammen.

»Wir kommen gut miteinander klar. Und ich bin vorsichtig.« Schuldbewusst, da ich Nick nichts von Ivys Küchenaktion erzählt hatte, schlug ich die Augen nieder.

Er seufzte und kam einen Schritt auf mich zu. »Hier.« Er griff in seine Gesäßtasche. »Pass du auf die Tickets auf. Ich verliere alles, was länger als eine Woche bei mir rumliegt.«

»Dann erinnere mich daran, in Bewegung zu bleiben«, scherzte ich, um die Stimmung aufzulockern. Ich nahm die Karten und las die Sitznummern. »Dritte Reihe, das ist ja fantastisch! Ich weiß nicht, wie du das immer machst, Nick.«

Er lachte zufrieden und zwinkerte mir verschlagen zu. Er würde mir nie verraten, wo er die Tickets herhatte. Nick konnte einfach alles organisieren, und wenn er es nicht konnte, kannte er jemanden, der es aufreiben konnte. Ich hatte das dumpfe Gefühl, dass seine vorsichtige Zurückhaltung gegenüber den Vollzugsbehörden etwas mit diesen »Geschäften« zu tun hatte. Ich konnte mir nicht helfen, aber ich fand diesen unerforschten Teil überaus anziehend. Und so lange ich nichts Konkretes wusste...

»Willst du einen Kaffee?«, fragte ich und schob die Tickets in meine Hosentasche.

Nick sah über meine Schulter in den leeren Altarraum. »Ist Ivy noch hier?«

Ich sagte nichts und er zog aus meinem Schweigen die richtigen Schlüsse. »Sie mag dich wirklich«, log ich.

»Nein danke.« Er machte sich auf den Weg zur Tür. Ivy und Nick kamen einfach nicht miteinander klar. Keine Ahnung, warum. »Ich muss zurück zur Arbeit, ich habe gerade Mittagspause.«

Enttäuscht ließ ich die Schultern hängen. »Okay.« Nick hatte einen Vollzeitjob im Museum am Eden Park, wo er

seltene Artefakte reinigte, wenn er nicht gerade seinem Abendjob in der Universitätsbibliothek nachging. Dort half er bei der Katalogisierung und Lagerung der empfindlicheren Bände. Ironischerweise war unser Einbruch in das Archiv für antike Bücher der Grund für diesen Wechsel des Lagerraums gewesen. Ich war mir sicher, dass Nick den Job hauptsächlich machte, um sich die alten Wälzer, die so besser bewacht werden sollten, nach Herzenslust »ausleihen« zu können. Bis zum Ende des Monats hatte er beide Jobs am Hals, und ich wusste, dass ihn das ziemlich schlauchte.

Spontan hielt ich ihn fest, da mir plötzlich noch etwas eingefallen war. »Hey, du hast doch immer noch meinen großen Kessel, oder?« Wir hatten vor drei Wochen Chili darin gekocht, als wir bei ihm einen »Dirty Harry«-Marathon veranstaltet hatten, und seitdem hatte ich immer wieder vergessen, den Topf wieder mitzunehmen.

Die Hand schon auf der Türklinke, zögerte Nick. »Du brauchst ihn?«

»Ich muss für Edden ein Kraftlinienseminar besuchen.« Ich verschwieg vorsichtshalber, dass ich an dem Hexenjäger-Fall arbeitete. Das hatte noch Zeit. Ich wollte unseren wunderschönen Kuss nicht durch einen neuen Streit ruinieren. »Und jetzt brauche ich einen Schutzgeist, sonst schmeißt mich die alte Furie raus, also brauche ich den großen Kessel.«

»Oh.« Mehr sagte er nicht, und ich fragte mich, ob er nicht sowieso drauf kommen würde.

»Klar«, sagte er schließlich. »Ist heute Abend früh genug?«

Ich nickte. »Okay, also bis dann.«

»Danke, Nick. Bis dann.« Zufrieden, ihm für heute Abend ein Date abgerungen zu haben, schob ich die Tür auf und stoppte auf halbem Weg, als eine männliche Stimme lauthals protestierte. Ich schaute nach und entdeckte Glenn auf den Stufen, der mit drei Fastfoodtüten und einem Getränketablett jonglierte.

»Glenn!« Ich griff nach den Getränken. »Da bist du ja, komm rein. Das hier ist Nick, mein Freund Nick, darf ich dir Detective Glenn vorstellen?« *Nick, mein Freund. Das klingt einfach toll.*

Glenn verschob seine Tüten und streckte Nick die Hand hin. »Es freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte er förmlich, ohne reinzukommen. Gegen seinen makellosen grauen Anzug wirkte Nicks Kleidung regelrecht schlampig. Mich machte es stutzig, dass Nick Glenn nur zögerlich die Hand reichte. Das lag wohl an der Dienstmarke des Detectives. *Ich will es nicht wissen, ich will es gar nicht wissen.*

»Schön, Sie kennenzulernen«, meinte Nick kurz angebunden und drehte sich zu mir um. »Ich, äh, sehe dich dann heute Abend, Rachel.«

»Klar, bis später.« Sogar in meinen Ohren klang das ein wenig trostlos. Nick bewegte sich unruhig von einem Bein auf das andere und gab mir schließlich einen flüchtigen Kuss. Das sollte wohl eher seinen Status als mein Freund unterstreichen als mir seine Zuneigung zeigen. Auch egal.

Auf leisen Turnschuhsohlen lief er die Treppe runter und ging zu seinem verrosteten blauen Pickup, der am Randstein

parkte.

Beim Anblick seiner hängenden Schultern und des steifen Gangs stieg Beunruhigung in mir auf. Auch Glenn beobachtete Nick, aber eher mit professioneller Neugierde.

»Komm rein«, wiederholte ich die Einladung, inspizierte die Fresspakete und zog dabei die Tür weiter auf. Glenn setzte die Sonnenbrille ab und steckte sie in seine Innentasche. Durchtrainiert, wie er war, und mit dem eleganten Bart wirkte er wie ein Geheimagent aus einem dieser Spionagefilme aus der Zeit vor dem *Wandel*.

»Das ist Nick Sparagmos?«, wollte er wissen, als Nick wegfuhr. »Der Typ, der einmal eine Ratte war?«

Sofort war ich auf hundertachtzig, denn bei ihm klang das so, als wäre es etwas Unmoralisches, sich in eine Ratte oder einen Nerz zu verwandeln. Ich stemmte eine Hand in die Hüfte, wodurch die Getränke auf dem Tablett gefährlich ins Schwanken gerieten und die eisgekühlte Limonade fast überschwappte. Offensichtlich hatte sein Dad ihm mehr von der Geschichte erzählt, als er bisher hatte durchblicken lassen. »Du bist zu spät.«

»Ich habe nur kurz angehalten, um uns Essen zu besorgen. Darf ich jetzt reinkommen?«

Ich wich zurück, und er schritt über die Türschwelle. Geschickt hakte er einen Fuß hinter die Tür und zog sie hinter sich zu. In dem jetzt düsteren Eingangsbereich verbreitete sich der überwältigende Duft von Pommes frites. »Du hast dich heute ja ganz schön in Schale geschmissen«, meinte er. »Wie lange hat das Bodypainting gedauert?«

Beleidigt musterte ich meine enge Lederhose und die rote Seidenbluse. Ich hatte vor Sonnenuntergang nie gerne Leder getragen, bis Ivy mich davon überzeugte, dass es -da ich immer beste Qualität kaufte - meinen Look von »weißer Hexenabschaum« zu »High Society Hexe« transformierte. Sie musste es ja wissen, aber ich reagierte immer noch empfindlich auf entsprechende Kommentare.

»Das trage ich immer bei der Arbeit«, bemerkte ich schnippisch. »Damit kann man sich ziemlich üble Schürfwunden ersparen, wenn man es eilig hat und dabei mit dem Arsch über den Asphalt schlittert. Hast du ein Problem damit?«

Er grummelte etwas Unverständliches und folgte mir in die Küche. Ivy sah von ihrer Landkarte auf und begutachtete wortlos die Tüten mit den Burgerschachteln und Getränkebechern. »Ich sehe, du hast die Pizza überlebt. Falls Piscary dich immer noch beißen soll, werde ich es ihm gerne ausrichten.«

Als ich Glenns plötzliche Vorsicht bemerkte, stieg mein Stimmungsbarometer. Er gab nur ein krächzendes Geräusch von sich, und so machte ich mich daran, die Tiefkühlwaffein wegzuräumen, wobei ich bemerkte, dass ich Trottel den Toaster nicht eingesteckt hatte. »Du hast dir die Pizza gestern Abend ganz schön schnell reingeschoben. Gib's zu -du hast sie gemocht.«

»Ich habe sie aus reinem Selbsterhaltungstrieb gegessen.« Hastig griff er nach den Tüten und packte sie aus. »Als ich nach Hause kam, habe ich zwei Stunden lang die Kloschüssel

umarmt.« Ivy und ich wechselten amüsierte Blicke. Schließlich schob sie ihre Arbeit zur Seite und nahm sich den Burger, der am wenigsten zermatscht und die Frittentüte, die am besten gefüllt war. Ich ließ mich auf den Stuhl neben Glenn fallen. Er verzog sich an das andere Ende des Tisches und machte sich noch nicht einmal die Mühe, es zufällig aussehen zu lassen. »Danke fürs Frühstück«, sagte ich artig und aß ein paar Fritten, bevor ich unter lautem Papierrascheln den Burger auspackte.

Er zögerte und legte dann wenigstens einen Teil seiner zwanghaften FIB-Rolle ab, indem er sein Jackett aufknöpfte und sich hinsetzte. »Das geht auf FIB-Spesen und ist de facto auch mein Frühstück, ich bin erst am frühen Morgen nach Hause gekommen. Euer Arbeitstag ist ganz schön lang.«

Der Hauch von Akzeptanz, der in dieser Feststellung mitschwang, versöhnte mich ein wenig. »Nicht wirklich. Er beginnt einfach sechs Stunden später als deiner.«

Ich brauchte noch Ketchup für die Fritten, also hievte ich mich aus dem Stuhl und ging zum Kühlschrank, zögerte dann aber. Fragend deutete ich auf die rote Plastikflasche, doch Ivy zuckte nur mit den Schultern. *Na und*, dachte ich. Er platzte einfach so in unser Leben, und gestern hatte er immerhin eine Pizza gegessen. Warum sollten wir also aus Rücksicht auf ihn leiden? Entschlossen zog ich die Flasche hervor und stellte sie mit einem lauten Knall auf den Tisch. Sehr zu meiner Enttäuschung nahm Glenn keinerlei Notiz davon.

»So«, meinte Ivy und griff quer über den Tisch nach dem

Ketchup. »Du passt also heute auf Rachel auf? Versuch bloß nicht, mit ihr Bus zu fahren. Sie nehmen sie nicht mit.«

Er sah hoch und zuckte sichtbar zusammen, als Ivy genüsslich ihren Burger mit der roten Soße verzierte. Dann blinzelte er irritiert. Offenbar hatte er den Faden verloren. »Ja, ich werde ihr zeigen, was wir bisher zu den Morden haben.«

Ein hinterhältiges Lächeln umspielte meine Mundwinkel, denn ich hatte eine spontane Idee. »Hey, Ivy«, meinte ich beiläufig. »Gib mir bitte das geronnene Blut rüber.« Glenn erstarrte. »Oh, mein Gott«, flüsterte er rau und wurde aschfahl.

Ivy kicherte, und ich lachte lauthals. »Mach dich locker, Glenn«, sagte ich und verteilte den Ketchup über die Fritten. Dann flegelte ich mich in meinen Stuhl und grinste ihn verschmitzt an. »Es ist nur Ketchup.«

»Ketchup!« Er zog seine Serviette mit dem Essen näher an sich. »Seid ihr verrückt?«

»Letzte Nacht hast du fast dasselbe gegessen«, merkte Ivy an.

Ich schob ihm die Flasche rüber. »Probier mal. Es wird dich schon nicht umbringen.«

Wie gebannt starrte er auf die rote Plastikflasche. Dann schüttelte er den Kopf. Verkrampft zog er sein Essen noch näher heran. »Nein.«

»Na los, Glenn«, feixte ich. »Sei kein Weichei. Das mit dem Blut war doch nur ein Scherz.« *Wozu einen Menschen einladen, wenn man ihn nicht ein bisschen triezen konnte?*

Mit einem finsternen Blick wandte er sich wieder seinem Burger zu und aß ihn, als wäre es eine lästige Pflicht. Aber ohne Ketchup konnte ja auch nicht viel Genuss dabei sein. »Sieh mal«, versuchte ich ihn zu überzeugen, rückte näher, und drehte die Flasche um, damit er das Etikett sehen konnte. »Hier sind die Zutaten aufgelistet: Tomaten, Maisstärkesirup, Essig, Salz...« Ich zögerte. »Hey, Ivy. Wusstest du, dass sie da Zwiebeln und Knoblauchpulver reinton?«

Sie nickte und wischte sich eine Ketchupspur aus dem Mundwinkel. Glenn sah plötzlich interessiert aus und lehnte sich vor, um die kleine Schrift über meinem frisch lackierten Fingernagel zu entziffern. »Hast du was gegen Zwiebeln und Knoblauch?« Dann schien ihm ein Licht aufzugehen, und er lehnte sich wieder zurück. »Ah«, meinte er altklug. »Knoblauch.«

»Also bitte!« Ich stellte die Flasche wieder ab. »In Knoblauch und Zwiebeln steckt jede Menge Schwefel, genauso wie in Eiern. Und davon bekomme ich Migräne.«

»Hmmm«, grunzte Glenn selbstgefällig, nahm die Ketchupflasche mit zwei Fingern hoch und las sich den Aufdruck selbst noch einmal durch. »Was meinen die hier mit natürlichen Aromen?«

»Das willst du mit Sicherheit nicht wissen«, entgegnete Ivy dramatisch.

Beinahe hätte Glenn die Flasche fallen lassen. Ich konnte nicht anders und prustete vor Lachen.

Als draußen das Geräusch eines Motorrads laut wurde, stand Ivy auf. »Ich werde abgeholt«, meinte sie nur,

zerknüllte ihre Serviette und schob die halb leere Frittentüte in die Mitte des Tisches. Anschließend streckte sie sich genüsslich. Glenn musterte sie von oben bis unten und schaute dann schnell weg.

Ich suchte Ivys Blick. Das hörte sich nach Kists Bike an. Hatte das vielleicht irgendetwas mit der gestrigen Nacht zu tun? Sie bemerkte meine Besorgnis und schnappte sich eilig ihre Tasche. »Danke für das Frühstück, Glenn.« Und dann war sie mit einem knappen »Bis später, Rachel« aus der Tür.

Glenn entspannte sich sichtlich, schaute kurz auf die Küchenuhr und aß dann gemütlich weiter. Ich kratzte den letzten Rest Ketchup auf und hörte, wie Ivy auf der Straße rief: »Geh und *wandel* dich, Kist! Ich fahre.« Grinsend hörte ich, wie das Motorrad dröhnend beschleunigte, bevor dann wieder Frieden in unserer Straße einkehrte.

Wenig später war ich fertig, rollte meine Serviette zu einem Ball zusammen und stand auf. Glenn aß noch, und als ich den Tisch abräumte, ließ ich den Ketchup demonstrativ stehen. Aus dem Augenwinkel konnte ich beobachten, wie er ihn vorsichtig beäugte.

»Schmeckt auch auf Burger«, stichelte ich, während ich neben dem Arbeitstisch in die Hocke ging und ein Zauberbuch aus dem unteren Regal zog. Von oben hörte ich das Geräusch von schabendem Plastik. Kaum hatte ich das Buch, drehte ich mich um, nur um zu sehen, dass er die Flasche weiter von sich weggeschoben hatte. Als ich mich an den Tisch setzte, wich er meinem Blick aus. »Was dagegen, wenn ich noch etwas überprüfe, bevor wir fahren?«, fragte

ich und schlug das Buch auf.

»Mach nur.«

Sein Ton war wieder vollkommen unpersönlich. Als mir klar wurde, dass es wohl an dem Buch lag, lehnte ich mich seufzend über die vergilbten Seiten. »Ich will einen Zauber gegen die Howlers brauen, damit sie mich endlich bezahlen«, erklärte ich ihm, in der Hoffnung, dass er sich wieder entspannte, wenn er wusste, worum es ging. »Ich dachte, ich könnte die fehlenden Zutaten auf dem Weg besorgen. Es stört dich doch nicht, wenn wir einen kurzen Abstecher machen, oder?«

»Nein.« Er taute ein kleines bisschen auf, und ich beschloss, das als gutes Zeichen zu sehen. Während er mit seinem Strohhalm geräuschvoll das Eis in seinem Becher umrührte, rutschte ich zu ihm rüber, damit er auch einen Blick in das Buch werfen konnte.

»Schau mal«, sagte ich und zeigte auf die verblichene Schrift. »Ich hatte recht. Damit ihr Ball ins Aus fliegt, brauche ich einen Distanzzauber.« Für Erdhexen wie mich bedeutete das den Einsatz eines Zauberstabs. Ich hatte noch nie einen gemacht, deshalb war ich verblüfft, als ich die Zutaten durchging. Ich hatte alles im Haus außer Farnsamen und dem eigentlichen Stab. Und wie viel konnte so ein kleiner Rotholzstift schon kosten?

»Warum tust du das?«

Er klang streitlustig. Mit einem enttäuschten Blinzeln schloss ich das Buch und brachte es wieder weg. Dann lehnte ich mich mit dem Rücken gegen den Arbeitstisch und sah

ihn direkt an. »Zauber brauen? Es ist einfach ein Teil meines Lebens. Ich füge niemandem Schaden zu, zumindest nicht mit einem Zauber.«

Glenn stellte seinen Jumbobecher ab, lehnte sich zurück und fragte zögernd: »Das meinte ich nicht. Wie kannst du mit so jemandem zusammenleben? Der jede Sekunde ohne Vorwarnung explodieren kann?«

»Oh.« Bedächtig griff ich nach meinem Getränk. »Du hast sie einfach an einem schlechten Tag erwischt. Sie kann deinen Vater nicht leiden und hat es an dir ausgelassen.« *Und du hast sie provoziert, du Schwachkopf.* Ich schlürfte den Rest und pfefferte den Becher in den Mülleimer. »Fertig?«, beendete ich das Thema und nahm meine Tasche und den Mantel vom Stuhl.

Glenn stand auf, rückte sich den Anzug zurecht und durchquerte die Küche, um die Essensreste unter der Spüle zu entsorgen. »Sie will etwas von dir. Jedes Mal wenn sie dich anschaut, sehe ich Schuld in ihren Augen. Ob sie es will oder nicht - sie wird dich verletzen, und das weiß sie auch.«

Empört starrte ich ihn an. »Ivy jagt mich nicht.« Ich versuchte meine Wut im Zaum zu halten und machte mich auf den Weg zur Eingangstür.

Glenn blieb mir dicht auf den Fersen. »Willst du mir etwa weismachen, dass die gestrige Attacke die erste war?«

Ich presste die Lippen zusammen und trat so hart auf, dass ich jeden Schritt bis in die Wirbelsäule spürte. Es hatte einige brenzlige Situationen gegeben, bevor ich begriffen hatte, welche Knöpfe man bei Ivy nicht drücken durfte.

Glenn sagte nichts. Keine Antwort ist eben auch eine Antwort. »Hör mal«, fing er wieder an, als wir den Altarraum erreichten. »Ich mag bei Piscarys wie ein minderbemittelter Mensch ausgesehen haben, aber ich habe euch beobachtet. Es kostet Piscary weniger Mühe, dich zu verzaubern, als eine Kerze auszupusten. Und Ivy hat dich von ihm losgerissen, indem sie einfach nur deinen Namen gesagt hat. Das kann doch nicht normal sein! Er hat dich als ihr Spielzeug, als ihr Schoßhündchen bezeichnet. Und bist du das etwa nicht? Für mich sieht es jedenfalls so aus.«

»Ich bin nicht ihr Spielzeug. Sie weiß es. Ich weiß es. Und was Piscary denkt, ist mir scheißegal.« Ich stopfte die Hände in die Manteltaschen, stürmte aus der Kirche und rannte die Treppe runter. Die Tür seines Autos war verriegelt, und ich riss ungeduldig an dem Türgriff. Wutentbrannt wartete ich darauf, dass er aufschloss. »Und dich geht das auch überhaupt nichts an.«

Schweigend öffnete der FIB-Detective die Fahrertür, hielt inne und betrachtete mich über das Autodach hinweg. »Du hast recht. Es geht mich nichts an.«

Als endlich auch meine Tür aufging, stieg ich ein und knallte sie hinter mir so heftig zu, dass der ganze Wagen schaukelte. Glenn rutschte lautlos hinter das Lenkrad.

»Ganz genau, kümmere dich um deinen eigenen Kram«, murmelte ich in der bedrückenden Enge des Autos. »Du hast sie letzte Nacht doch gehört. Ich bin nicht ihr Schatten. Sie hat nicht gelogen, als sie das sagte.«

»Ich habe aber auch gehört, wie Piscary sagte, falls sie dich

nicht unter Kontrolle brächte, werde er es tun.«

Tödliche Angst schoss durch meinen Körper - reflexartig und verstörend. »Ich bin ihre Freundin«, sagte ich unnachgiebig. »Sie will nichts anderes als eine Freundin, der es nicht um die Blutlinie geht. Bist du auf die Idee mal gekommen?«

»Ein Spielzeug, Rachel?«, fragte er sanft und startete den Wagen.

Ich schwieg und trommelte mit den Fingern auf die Armlehne. Ich war nicht Ivys Spielzeug. Und nicht einmal Piscary würde sie dazu bringen, mich dazu zu machen.

10

Als ich den Arm aus dem Wagenfenster lehnte, konnte ich durch meine Lederjacke die Wärme des Septembernachmittags spüren. Ich justierte den Außenspiegel, um den nachfolgenden Verkehr beobachten zu können. Dabei wurde die winzige Salzphiole, die ich meinem Zauberarmband hinzugefügt hatte, durch den Fahrtwind klimpernd gegen den hölzernen Kreuzanhänger gedrückt. Es war angenehm, einen Chauffeur auf Abruf zu haben. Trotz des Feierabendverkehrs würden wir in fünfzehn Minuten beim FIB sein, mit dem Bus hätte ich vierzig gebraucht.

»Bieg an der nächsten Ampel rechts ab«, wies ich Glenn an.

Fassungslos musste ich zusehen, wie er geradeaus über

die Kreuzung fuhr. »Was zum *Wandel* ist mit dir los? Ich habe mich bereit erklärt, mit dir zu fahren, und das heißt, du fährst so, wie ich es will!«

Trotz der Sonnenbrille war Glenns Selbstgefälligkeit nicht zu übersehen. »Eine Abkürzung.« Er ließ seine strahlend weißen Zähne aufblitzen. Es war das erste richtige Lächeln, das ich an ihm sah - ich war geschockt.

»In Ordnung«, lenkte ich mit einer wegwerfenden Handbewegung ein. »Dann zeig mir mal deine Abkürzung.« Ich hatte meine Zweifel, ob wir so wirklich schneller ans Ziel kommen würden, hielt aber die Klappe. Das Lächeln hatte es in sich gehabt.

Ich sah im Vorbeifahren an einem der Gebäude ein vertrautes Schild. »Hey, stopp!«, schrie ich und drehte mich hektisch um. »Da ist ein Zauberladen.«

Glenn sah in den Rückspiegel und machte verbotenerweise einen U-Turn. Ich klammerte mich mit einer Hand krampfhaft am Autodach fest, als er den Wagen noch einmal herumriss und genau vor dem Laden zum Stehen brachte. Schnell schnappte ich mir meine Tasche und stieg aus. »Bin gleich zurück.« Nickend schob er den Sitz nach hinten und machte es sich bequem.

Ich überließ ihn seinem Nickerchen und betrat das Geschäft. Als die Glöckchen über der Tür ein fröhliches Klimpern von sich gaben, fühlte ich mich augenblicklich wie zu Hause. Zauberläden waren etwas Wunderbares. In diesem hier roch es nach Lavendel und Löwenzahn, und über allem lag der scharfe Duft des Chlorophylls. Ich ging an den

vorgefertigten Zaubern vorbei direkt in den hinteren Teil des Ladens, wo die Rohmaterialien ausgestellt waren.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Ich schaute von dem kleinen Strauß Kanadischer Blutwurz auf, den ich gerade in Augenschein genommen hatte. Ein gepflegter und sichtlich bemühter Verkäufer lehnte sich über die Theke. Dem Geruch nach zu urteilen war er eine Hexe, obwohl ich mir da bei den ganzen Aromen hier drin nicht ganz sicher war. »Ja, ich brauche Farnsamen und ein Stück Rotholz, das für Zauberstäbe geeignet ist.«

»Ah, die verschiedenen Samen finden Sie hier drüben.« Ohne seine Stellung hinter dem Verkaufstresen aufzugeben, führte er mich zu einem Regal mit bernsteinfarbenen Flaschen. Er fuhr mit dem Finger suchend an ihnen entlang, zog schließlich eine winzige Phiole heraus und hielt sie mir hin. Da ich sie nicht blind berühren wollte, gab ich ihm ein Zeichen, das Fläschchen auf die Theke zu stellen. Er wirkte beleidigt, als ich in meiner Tasche nach einem Amulett wühlte und es prüfend über die Flasche hielt.

»Ich versichere Ihnen, Madam«, meinte er pikiert, »wir führen nur beste Qualität.«

Als das Amulett in einem leichten Grün erstrahlte, lächelte ich entschuldigend. »Ich bin im Frühling nur knapp einem Mordanschlag entkommen«, erklärte ich ihm. »Sie werden verstehen, dass ich vorsichtig bin.«

Die Türglöckchen bimmelten, und ich drehte mich um. Glenn betrat den Laden.

Plötzlich ging dem Verkäufer ein Licht auf, und er

schnippte mit den Fingern, während er respektvoll einen Schritt zurückwich. »Sie sind Rachel, Rachel Morgan, nicht wahr? Ich kenne Sie!« Er drückte mir das Fläschchen in die Hand. »Das geht auf Kosten des Hauses. Ich freue mich wirklich, dass Sie das überlebt haben. Wie standen die Wetten gegen Sie? Dreihundert zu Eins?«

»Nur Zweihundert«, antwortete ich leicht genervt. Er richtete den Blick auf Glenn, und sein Lächeln gefror, als er erkannte, dass dieser ein Mensch war.

»Er gehört zu mir«, erklärte ich. Der Verkäufer rang überrascht nach Luft, tarnte es aber geschickt durch spontanes Husten. Seine Augen hefteten sich auf Glenns halb sichtbare Waffe. *Zum Wandel noch mal, ich vermisse meine Handschellen.*

»Die Zauberstäbe sind da drüben.« Ihm war anzumerken, dass er meine Wahl in Sachen Begleitung nicht billigte. »Wir bewahren sie in einem Unterdruckgerät auf, damit sie keine Feuchtigkeit ziehen.«

Glenn und ich folgten ihm zu einem Platz neben der Kasse, der nicht durch Regale blockiert war. Der Mann holte eine Holzkiste in der Größe eines Geigenkastens hervor, öffnete den Deckel und präsentierte sie mir mit einer überschwänglichen Geste.

Ich seufzte genüsslich, als mir der intensive Rotholzduft in die Nase stieg. Ich wollte die Holzstäbe berühren, zog die Hand jedoch schnell wieder zurück, als der Verkäufer sich dezent räusperte. »Was für einen Zauber möchten Sie zubereiten, Ms Morgan?«, fragte er in professionellem Tonfall

und musterte mich prüfend über die Gläser seiner Lesebrille hinweg. Das Gestell bestand aus Holz, und ich hätte mein Höschen darauf verwettet, dass sie verzaubert waren, um erdmagische Tarnzauber zu erkennen.

»Ich brauche einen Distanzzauber für... äh... das Brechen von bereits beanspruchtem Holz?«, erklärte ich unbehaglich.

»Dafür reicht einer der kleineren Stäbe«, stellte er fest und sah irritiert zwischen Glenn und mir hin und her.

Ich nickte, ohne die bleistiftgroßen Stäbe aus den Augen zu lassen.

»Wie viel?«

»Neunhundertfünfundsiebzig«, antwortete er. »Aber Sie bekommen ihn für neunhundert.«

Dollar? »Wissen Sie«, erwiderte ich vorsichtig, »ich sollte erst mal prüfen, ob ich die anderen Zutaten auch wirklich alle habe. Es hat ja keinen Sinn, dass der Stab herumliegt und feucht wird, bevor ich ihn brauche.«

Das Lächeln des Verkäufers war wie weggewischt. »Ich verstehe.« Mit einer eleganten Bewegung schloss er den Deckel und ließ den Kasten verschwinden.

Schuldbewusst zuckte ich zusammen. »Was bekommen Sie für den Farnsamen?« Mir war klar, dass er sein früheres Angebot nur gemacht hatte, weil er davon ausgegangen war, dass ich einen Stab kaufen würde.

»Fünf Dollar fünfzig.«

Soviel hatte ich wohl gerade noch. Beschämt wühlte ich in meiner Tasche. Ich hatte gewusst, dass Zauberstäbe teuer waren, aber mit so etwas hatte ich nicht gerechnet. Als ich

das Geld gefunden hatte, schaute ich zu Glenn, der interessiert ein Regal mit ausgestopften Ratten betrachtete. Während der Verkäufer mit der Kasse beschäftigt war, beugte er sich zu mir runter und flüsterte: »Wozu benutzt man die da?«

»Keine Ahnung.« Ich nahm meine Quittung entgegen und stopfte die Sachen in meine Handtasche. Dann machte ich mich möglichst gelassen auf den Weg zur Tür, in dem Versuch, einen möglichst würdevollen Abgang hinzulegen. Glenn folgte mir. Als wir auf den Gehsteig traten, klingelten die Glöckchen zum Abschied. Wieder in der Sonne holte ich tief Luft, um mich zu beruhigen. Ich würde bestimmt keine neunhundert Lappen für einen Zauberstab hinlegen, um damit vielleicht ein Fünfhundertdollar-Honorar eintreiben zu können.

Glenn überraschte mich, indem er mir galant die Wagentür aufhielt. Als ich es mir im Sitz bequem gemacht hatte, lehnte er sich durch das offene Fenster. »Bin sofort wieder da«, meinte er und kehrte in den Laden zurück. Kurze Zeit später kam er mit einer weißen Tüte in der Hand wieder heraus. Verwundert beobachtete ich, wie er um den Wagen herumging, den vorbei rauschenden Verkehr abpasste, die Tür öffnete und sich hinter das Steuer setzte.

»Was hast du denn da gekauft?«

Glenn startete den Motor und ordnete sich geschickt in den fließenden Verkehr ein. »Eine ausgestopfte Ratte.«

»Oh.« Ich war verblüfft. Was, zum Teufel, wollte er damit? Nicht einmal ich wusste, was man damit machen sollte. Den

Rest des Weges musste ich mir auf die Zunge beißen, um ihn nicht danach zu fragen.

Glenn fuhr den Wagen in den kühlen Schatten der Tiefgarage und parkte auf einem reservierten Platz. Als ich ausstieg, brach sich das Echo meiner Absätze an den kahlen Betonwänden. Mit quälender Langsamkeit, die ich noch von meinem Dad kannte, löste Glenn den Gurt, stieg aus und zog die Ärmel seines Jacketts zurecht. Dann schnappte er sich seine Ratte und zeigte mir den Weg zum Treppenhaus.

Immer noch schweigsam folgte ich ihm die Betontreppe hinauf. Als wir die erste Etage erreicht hatten, öffnete er eine Hintertür, durch die wir in die Büros gelangten. Drinnen nahm er die Sonnenbrille ab, und ich strich mir das Haar aus den Augen und stopfte es unter die Mütze. Die Klimaanlage summte leise, und ich betrachtete den kleinen Eingang, den Welten von dem geschäftigen Leben in der Lobby zu trennen schienen.

Glenn griff sich von einem mit Akten übersäten Schreibtisch einen Besucherausweis, trug meinen Namen ein und nickte dem Mann hinter dem Tisch, der gerade telefonierte, höflich zu. Ich befestigte den Ausweis an meiner Bluse und folgte ihm durch den offenen Büroraum.

»Hi, Rose«, begrüßte Glenn Eddens Sekretärin, als wir ihren Schreibtisch erreichten. »Ist Captain Edden zu sprechen?«

Ohne mich einen Blickes zu würdigen markierte die ältere Dame mit dem Finger die Stelle des Textes, die sie gerade abtippte und begrüßte Glenn mit einem Nicken. »Er ist zurzeit in einer Besprechung. Soll ich ihm sagen, dass Sie hier

sind?«

Glenn nahm meinen Ellbogen und schob mich an ihr vorbei. »Wenn er fertig ist, keine Eile. Ms. Morgan und ich werden noch ein paar Stunden hier sein.«

»Gerne, Sir«, erwiderte sie und begann wieder zu tippen.

Stunden? Es passte mir nicht, dass er mich nicht mit Rose sprechen ließ; ich wollte doch nur wissen, welchem Dresscode sie hier folgten. Außerdem konnte das FIB gar nicht so viele Informationen haben, da die Morde in den Zuständigkeitsbereich der I. S. fielen.

»Mein Büro ist gleich hier drüben«, meinte Glenn und deutete auf eines der kleinen Zimmer am Rande des durch Stellwände unterteilten Großraumbüros. Als Glenn mich in die entsprechende Richtung drängte, schauten einige der Beamten von ihrem Papierkram auf. Ich bekam langsam den Eindruck, dass er meine Anwesenheit hier geheim halten wollte.

»Du hast es ja richtig hübsch hier«, meinte ich sarkastisch, als er mich in sein Büro scheuchte. Der kahle Raum erstrahlte in einem schmutzigen Weiß, das den Dreck in den Ecken noch deutlicher hervortreten ließ. Auf einem fast leeren Schreibtisch thronten ein neuer Computermonitor und ein Paar alte Lautsprecher. Dahinter stand ein schäbiger Stuhl. Wahrscheinlich gab es in dem ganzen Gebäude keine einzige anständige Sitzgelegenheit. Der Tisch war wohl vor langer Zeit mal mit einem weißen Überzug versehen worden, war aber durch jahrelangen Gebrauch inzwischen grau. Der Drahtpapierkorb an der Seite war leer.

»Pass auf die Telefonkabel auf«, warnte mich Glenn, als er an mir vorbeiging und die Rattentüte auf einem Aktenschrank abstellte. Er streifte sich das Jackett ab und hängte es penibel auf einen Bügel am Garderobenständer. Ich ließ den Blick durch den hässlichen Raum schweifen. Du meine Güte, wie sah es dann wohl erst in seinem Apartment aus?

Zwei Telefonleitungen verliefen ungesichert von der Steckdose hinter einem zweiten, langen Tisch bis zu seinem Arbeitsplatz. Das verstieß sicher gegen die Arbeitsschutzbestimmungen, aber wenn es ihm egal war, dass die Leute darüberstolpern und so sein Telefon vom Tisch reißen könnten, juckte es mich erst recht nicht.

»Warum stellst du deinen Schreibtisch nicht da rüber?«, fragte ich mit Blick auf den langen, mit Papierstapeln bedeckten Tisch, der an dem Platz stand, der für den Schreibtisch wesentlich besser geeignet gewesen wäre. Glenn sah von der Computertastatur hoch. »Dann säße ich mit dem Rücken zur Tür und könnte den Flur nicht einsehen.«

»Ach so.«

In dem ganzen Büro gab es keinerlei Schnickschnack, nichts, was dem Raum eine persönliche Note verliehen hätte. Auf dem einzigen Regal standen nur Aktenordner, aus denen lose Blätter hervorquollen. Anscheinend war Glenn noch nicht allzu lange hier. An den Wänden konnte ich helle Rechtecke ausmachen, die von alten Bildern stammen mussten. Neben Glenns Ernennungsurkunde zum Detective hing über dem langen Tisch nur noch ein verstaubtes

Anschlagsbrett, auf dem Hunderte von verblichenen Haftnotizen klebten. Die kryptischen Botschaften darauf konnte wahrscheinlich niemand außer Glenn entziffern.

»Wozu brauchst du die?«, fragte ich ihn, als er sich vergewisserte, dass die Metalljalousie am Fenster zum Flur fest geschlossen war.

»Notizen zu einem alten Fall, an dem ich noch arbeite«, erklärte er abwesend. Er beugte sich wieder über die Tastatur und gab eine lange Buchstabenkombination ein. »Warum setzt du dich nicht?«

Ich stand in der Mitte des Zimmers und starrte ihn vielsagend an. »Und wo, bitte?«

Glenn schaute hoch und errötete, als ihm klar wurde, dass er den einzigen Stuhl blockierte. »Ich bin sofort zurück.« Er ging um den Tisch herum und blieb unbeholfen vor mir stehen, bis ich ihm den Weg frei machte. Linkisch schob er sich an mir vorbei und verschwand im Flur.

Dieses Büro war mit Abstand der ungemütlichste Auswuchs der FIB-Bürokratie, aber es half ja nichts, und so nahm ich die Mütze ab, zog den Mantel aus und hängte beides an einen Nagel, der innen aus der Tür ragte.

Gelangweilt schlenderte ich zu seinem Schreibtisch. Auf dem Bildschirm blinkte eine Befehlsaufforderung.

Ein ratterndes Geräusch kündigte Glenns Rückkehr an, und kurz darauf schob er einen mickerigen Drehstuhl in den Raum. Mit einem entschuldigenden Lächeln stellte er ihn neben seinen eigenen. Ich ließ meine Tasche auf den Tisch fallen, setzte mich neben ihn und lehnte mich neugierig vor.

Er tippte drei Passwörter ein: Delfin, Tulpe und Monica. *Eine Verfloßene?* Auf dem Bildschirm erschienen nur Sternchen, aber da er nur das Zweifingersuchsystem beherrschte, konnte ich ihm leicht folgen.

»Okay«, murmelte er und zog einen Notizblock heran, auf dem Namen und ID-Nummern aufgelistet waren. Mit vor Anstrengung gerunzelter Stirn begann er, sie einzutippen. Klack. Pause. Klack, Klack. Pause.

»Oh Gott, lass mich mal«, stöhnte ich genervt und zog das Keyboard zu mir rüber. Mit fröhlich klappernden Tasten gab ich den ersten Namen ein, schnappte mir die Maus, drückte auf die Übersicht und klickte die 12-Monats-Beschränkung an, um nur auf die Einträge aus dem letzten Jahr aufzurufen.

Auf dem Schirm erschien eine Anfrage, und ich zögerte. »Welcher Drucker?«

Als von Glenn keine Antwort kam, drehte ich mich um und sah, dass er sich lässig zurückgelehnt und die Arme vor der Brust verschränkt hatte. »Ich wette, du klast deinem Freund auch immer die Fernbedienung«, spottete er und holte sich das Keyboard und die Maus zurück.

»Es ist schließlich mein Fernseher«, erwiderte ich gereizt, gefolgt von einem kleinlauten »Sorry«.

Eigentlich war es Ivys. Meiner hatte das große Salzbad nicht überlebt, was eigentlich gar nicht so schlimm war, da er neben Ivys wie ein billiges Spielzeug ausgesehen hätte.

Glenn gab ein heiseres Grunzen von sich. Im Schneckentempo tippte er den nächsten Namen ein und glich ihn mit der Liste ab, bevor er sich an den dritten

machte. Ich wartete ungeduldig. Die zerknitterte Tüte mit der Ratte zog meinen Blick magisch an. Plötzlich wollte ich sie unbedingt auspacken. Jetzt war mir auch klar, warum er davon ausging, dass wir einige Stunden hier verbringen würden. Bei dem Tempo könnte ich genauso gut die Buchstaben ausschneiden und schön säuberlich aufkleben.

»Das ist aber ein anderer Drucker«, meinte ich, als er die Umstellung eingab.

»Ich wusste nicht, dass du dir alles angucken willst«, erwiderte er abgelenkt und suchte weiter die Buchstaben auf der Tastatur. »Ich schicke den Rest an den Drucker im Keller.« Langsam tippte er eine Zahlenfolge ein und drückte dann auf Enter.

»Ich will keine Beschwerden, weil ich den Etagendrucker blockiere«, erklärte er.

Ich unterdrückte ein spöttisches Grinsen. *Keine Beschwerden? Wie viele Seiten konnten das schon sein?*

Glenn stand auf, und ich sah ihn fragend an. »Ich hol sie mal eben - und du bleibst da sitzen und rührst dich nicht.«

Ich nickte, und er ging. Gelangweilt drehte ich meinen Stuhl hin und her und belauschte die Gespräche aus den anderen Büros. Unwillkürlich musste ich lächeln. Mir war nicht bewusst gewesen, wie sehr ich die Kameradschaft unter den I. S. Runnern vermisste. Wenn ich Glenns Büro verließ, würden die Gespräche abrupt abbrechen und die anderen würden mir klarmachen, wie unerwünscht ich hier war. Niemand würde mich beachten. Aber wenn ich hier blieb, konnte ich so tun, als würde gleich jemand hereinkommen,

um zu plaudern oder um mich bei einem schwierigen Fall um Rat zu fragen oder vielleicht sogar einen versauten Witz zu erzählen, der mich zum Lachen brachte.

Seufzend stand ich auf und befreite die Ratte aus der Tüte. Ich setzte das hässliche Ding auf den Aktenschrank, von dem aus es Glenn mit seinen Glupschaugen beobachten konnte. Ein Klopfen an der Tür riss mich aus meinen Gedanken. »Oh, hi«, sagte ich, als ich bemerkte, dass es nicht Glenn war.

»Madam.« Der übergewichtige FIB-Beamte gaffte zuerst auf meine Hose, dann auf den Besucherausweis. Ich drehte mich ein wenig, damit er besser sehen konnte - den Ausweis, nicht die Hose.

»Ich bin Rachel, ich helfe Detective Glenn. Er besorgt eben einige Unterlagen.«

»Rachel Morgan? Ich dachte, Sie wären eine alte Schreckschraube.«

Wutentbrannt öffnete ich den Mund, schloss ihn dann aber schnell wieder. Als er mich das letzte Mal gesehen hatte, war ich wahrscheinlich wirklich eine alte Schachtel gewesen.

»Das war eine Tarnung«, meinte ich, zerknüllte die Tüte und warf sie zielsicher in den Papierkorb. »Jetzt sehen Sie das Original.«

Er musterte mich noch einmal von oben bis unten. »Okay.« Dann verschwand er, und ich atmete auf.

Wenig später kam Glenn zurück, der immer noch unkonzentriert wirkte. Er hatte einen ansehnlichen Stapel Papier dabei. Offenbar hatte das FIB doch genauso viele Informationen gesammelt wie die I. S. Glenn stand einen

Moment lang nachdenklich in der Mitte des Büros und schob dann die Akten auf dem langen Tisch in einer Ecke zusammen.

»Hier sind die ersten«, meinte er beiläufig und ließ die Berichte auf die freigeräumte Fläche fallen. »Ich hole noch schnell die aus dem Keller.«

Die ersten? Ich hatte gedacht, dass wären alle. Aber als ich nachfragen wollte, war er schon weg. Der Bericht war erstaunlich umfangreich. Ich schob meinen Stuhl an den Tisch, setzte mich so, dass ich die Tür im Auge behalten konnte, schlug die Beine übereinander und zog mir den Packen auf den Schoß.

Das Foto des ersten Opfers kannte ich bereits, da die I. S. es an die Medien weitergegeben hatte. Es handelte sich um eine freundlich wirkende ältere Frau mit einem mütterlichen Lächeln. Dem Make-up und dem Schmuck nach zu urteilen, hatten sie ihr Bild von einer professionellen Aufnahme abgezogen, wie man sie zu Geburtstagen und ähnlichen Anlässen macht. Sie war bei einer Sicherheitsfirma angestellt gewesen, die magieresistente Safes herstellte, und hatte noch drei Monate bis zum Ruhestand gehabt. Die Todesursache wurde mit »schwerwiegende Verletzungen, verursacht durch eine Vergewaltigung« angegeben. Das wusste ich bereits. Ich blätterte durch den Autopsiebericht der Gerichtsmedizin, und mein Blick fiel auf eines der Fotos. Mein Magen spielte verrückt, und ich schloss hastig die Akte. Eine eisige Kälte durchzog meinen Körper, und ich starrte wie betäubt aus der Tür in den großen Büroraum. Ein Telefon

läutete, und jemand nahm den Hörer ab. Ich holte tief Luft und hielt den Atem an. Dann zwang ich mich, gleichmäßig zu atmen - bloß nicht hyperventilieren!

Im weitesten Sinne konnte man es wohl als Vergewaltigung bezeichnen. Die inneren Organe der Frau waren durch die Vagina herausgerissen worden und hingen zwischen ihren Knien. Ich fragte mich, wie lange sie während dieser Tortur wohl noch gelebt hatte, verdrängte den Gedanken aber schnell. Mit rebellierendem Magen schwor ich mir, nie mehr einen Blick auf die Pathologiefotos zu werfen.

Meine Finger zitterten, als ich versuchte, mich wieder auf die Unterlagen zu konzentrieren. Das FIB hatte überraschend gründlich gearbeitet, nur eine Frage blieb offen. Ich griff nach dem schnurlosen Telefon auf dem Schreibtisch. Mein Kiefer schmerzte, da ich so lange krampfhaft die Zähne zusammengebissen hatte. Ich wählte die Nummer von einem der aufgelisteten Angehörigen.

Ein älterer Mann meldete sich. »Nein«, versicherte ich ihm hastig, als er auflegen wollte. »Ich bin nicht von einem Dating-Service. Vampirische Hexenkunst ist ein unabhängiger Runnerdienst. Momentan arbeite ich mit dem FIB zusammen, um den Mörder Ihrer Frau zu finden.«

Vor meinem inneren Auge erschien wieder das Bild des zerschundenen Körpers auf der Bahre. Energisch schob ich es weg und verschluss es in einem Bereich meines Bewusstseins, in dem es hoffentlich bleiben würde - zumindest, bis ich das nächste Mal schlief. Ich konnte nur hoffen, dass er

das Foto nie zu Gesicht bekommen hatte. Mein Gott, hoffentlich hatte er sie nicht gefunden.

»Bitte entschuldigen Sie die Störung, Mr. Graylin«, sagte ich möglichst professionell. »Ich habe nur eine Frage. Hat Ihre Frau vor ihrem Tod irgendwann einmal mit einem gewissen Trent Kalamack gesprochen?«

»Sie meinen den Abgeordneten?«, antwortete er vollkommen verblüfft. »Wird er denn verdächtigt?«

»Gott behüte«, log ich. »Ich verfolge nur eine vage Spur. Möglicherweise versucht ein Stalker auf diese Weise an ihn heranzukommen.«

»Oh.« Nach kurzem Schweigen sprach er weiter. »Ja, Sie haben recht. Wir haben uns tatsächlich einmal mit ihm unterhalten.«

Plötzlich saß ich kerzengerade, und mein Adrenalinpiegel stieg.

»Wir sind ihm im Frühjahr im Theater begegnet. Ich kann mich daran erinnern, weil sie die *Piraten von Pensance* gespielt haben und der Piratenkapitän genauso aussah wie Mr. Kalamack. Nach der Aufführung haben wir im Carew Tower zusammen gegessen und über diese verblüffende Ähnlichkeit gelacht. Er ist doch nicht in Gefahr, oder?«

»Nein«, beruhigte ich ihn. »Ich würde Sie allerdings bitten, mit niemandem über diesen Teil unserer Ermittlungen zu sprechen, bis wir die Sache geklärt haben. Es tut mir leid wegen Ihrer Frau, Mr. Graylin. Sie war ein liebenswerter Mensch.«

»Vielen Dank. Ich vermisse sie sehr.« Nach einem kurzen,

bedrückenden Schweigen unterbrach er die Verbindung.

Ich legte das Telefon hin, wartete drei Sekunden und gönnte mir dann ein triumphierendes Flüstern: »Ja!« Als ich mit dem Stuhl herumwirbelte, sah ich Glenn in der Tür stehen.

»Was machst du da?« Er ließ einen weiteren Papierstapel vor mir auf den Tisch fallen.

Ich grinste ihn an und schaukelte weiter mit dem Stuhl.

»Nichts.«

Er ging zu seinem Schreibtisch, drückte die Rufnummernanzeige und legte die Stirn in Falten, als er die letzte Nummer auf dem kleinen Bildschirm sah. »Ich habe dir nicht erlaubt diese Leute anzurufen«, sagte er gepresst. »Der Mann versucht die Sache hinter sich zu lassen. Er kann es sicher nicht gebrauchen, dass du alte Wunden aufreißt.«

»Ich habe ihm nur eine einzige Frage gestellt.« Mit über-einandergeschlagenen Beinen wippte ich auf dem Stuhl hin und her und grinste breit.

Glenn sah kurz über die Schulter in den Flur, bevor er fortfuhr: »Du bist hier Gast, und wenn du nicht nach meinen Regeln spielen kannst...« Er unterbrach sich. »Warum grinst du so?«

»Mr. und Ms. Graylin waren einen Monat vor ihrem Tod mit Trent beim Abendessen.«

Glenn richtete sich zu seiner vollen Größe auf und trat einen Schritt zurück. Misstrauisch zog er die Augen zusammen.

»Was dagegen, wenn ich den nächsten auf der Liste

anrufe?«

Er blickte auf das Telefon neben meiner Hand, dann wieder über die Schulter. Betont beiläufig lehnte er die Tür an. »Schrei hier nicht so rum.«

Selbstzufrieden zog ich den Papierstapel näher heran. Glenn setzte sich wieder an den Computer und tippte mit nervtötender Langsamkeit.

Meine Hochstimmung schwand schnell, als ich den nächsten Autopsiebericht durchsah, diesmal ohne mir die Bilder anzutun. Offensichtlich war der Mann bei vollem Bewusstsein von den Extremitäten bis zum Rumpf zerfleischt worden. Der Pathologe konnte aufgrund der Struktur der Wunden erkennen, dass er dabei noch gelebt haben musste. Da Körperteile fehlten, ging man von Kannibalismus aus.

Ich versuchte meine Vorstellungskraft zu zügeln und rief die angegebene Kontaktnummer an, doch niemand nahm ab, es gab noch nicht einmal einen Anrufbeantworter. Als Nächstes wählte ich die Nummer seines ehemaligen Arbeitgebers, der Firma Seary Security.

Die Frau am anderen Ende der Leitung war sehr nett, konnte mir aber nicht weiterhelfen. Sie wusste nur, dass sich Mr. Searys Frau momentan in einem »Gesundheitszentrum« befand, wo sie wegen gewisser Schlafstörungen behandelt wurde. Als sie allerdings ein wenig in den Akten stöberte, fand sie einen Beleg über einen Safeinstallationsauftrag auf Kalamacks Anwesen.

»Security...«, murmelte ich nachdenklich, während ich Mr. Searys Fallakte oberhalb von Glenns Notizen an das

schwarze Brett pinnte. »Hey, Glenn, hast du noch ein paar Haftnotizen?«

Er kramte in einer Schublade und warf mir dann eine Packung zu, gefolgt von einem Stift. Ich kritzelte den Namen von Mr. Searys Firma auf eines der Zettelchen und klebte es auf die Akte. Dann überlegte ich kurz und machte dasselbe bei der Akte des ersten Opfers, mit dem Vermerk »Sicherheitsdesign«. Auf einem weiteren Zettel notierte ich: »Sprach mit T«, und kreiste es mit schwarzer Tinte ein.

Ein Schlurfen vom Flur lenkte mich vom Studium der dritten Akte ab. Ich erkannte den übergewichtigen Cop von vorhin, der jetzt eine Chipstüte in der Hand hatte, und schenkte ihm ein unverbindliches Lächeln. Daraufhin legte er erst mal im Türrahmen eine Pause ein. »Hat Glenn dich als seine Tippse eingestellt?«, fragte er so übertrieben kumpelhaft, dass es schon wehtat.

»Nein«, erwiderte ich mit einem honigsüßen Lächeln. »Trent Kalamack ist der Hexenjäger, und ich kümmere mich nur schnell darum, die Hinweise zu verknüpfen.«

Grunzend betrachtete er Glenn, der den Blick mit einem müden Schulterzucken erwiderte. »Rachel, das ist Officer Dunlop. Dunlop, darf ich dir Ms. Morgan vorstellen?«

»Angenehm«, sagte ich, reichte ihm aber nicht die Hand, da sie sonst wahrscheinlich mit Chipsfett beschmiert worden wäre.

Leider übersah er den subtilen Hinweis und stapfte ins Zimmer, eine Chipskrümelspur hinter sich herziehend. »Was habt ihr denn bisher?«, nuschelte er mit einem neugierigen

Blick auf die umfangreichen Berichte an der Pinnwand.

»Es ist noch zu früh, um etwas Konkretes zu sagen.« Ich bohrte ihm einen Finger in den Magen und schob ihn zur Seite. »Entschuldigen Sie bitte.«

Er wich zurück, aber anstatt abzuschwirren, hingte er sich an Glenn, um zu sehen, was er tat. Lieber Gott, bitte beschütze mich vor Mittagspausencops! Die beiden unterhielten sich jetzt über Glenns Verdacht gegen Ms. Anders, und ihre murmelnden Stimmen hatten eine beruhigende Wirkung auf mich.

Ich blies die Chipsreste von meinen Unterlagen und vertiefte mich in die Lektüre. Als ich las, dass das dritte Opfer bei der städtischen Rennbahn in der Wetterkontrolle gearbeitet hatte, beschleunigte sich mein Puls. Das war ein verdammt schwieriger Job, bei dem man ziemlich viel von Kraftlinienmagie verstehen musste. Der Mann war während der Arbeit zu Tode gequetscht worden, als er spätabends einen Regenschauer herbeirief, der die Bahn für den nächsten Tag anfeuchten sollte. Die Mordwaffe war nicht identifiziert worden. In den Stallanlagen gab es nichts, das schwer genug gewesen wäre. Auch dieses Foto überging ich.

Zu diesem Zeitpunkt hatten die Medien erkannt, dass zwischen den drei Morden trotz der unterschiedlichen Tathergänge ein Zusammenhang bestand und hatten den sadistischen Freak auf den klangvollen Namen »Hexenjäger« getauft.

Ein kurzer Anruf, und schon hatte ich die Schwester des Opfers am Hörer, die mir verriet, dass er Trent Kalamack

natürlich gekannt hatte. Der Abgeordnete habe ihren Bruder oft kontaktiert, um sich über die Beschaffenheit der Bahn zu erkundigen, sie wisse allerdings nicht, ob die beiden kurz vor seinem Tod ein Gespräch geführt hätten. Außerdem sei sie ja vollkommen fertig durch den Tod ihres Bruders, ob ich eine Ahnung hätte, wie lange es dauerte, bis die Versicherung zahlte? Schließlich gelang es mir, ihren Redeschwall zu unterbrechen, ihr hastig zu kondolieren und dann das Gespräch zu beenden. Jeder trauert anders, aber das war eine Zumutung.

»Kannte er Mr. Kalamack?«, fragte Glenn.

»Oh ja.« Ich pinnte auch diese Akte an das Brett, versehen mit der Berufsangabe »Wetterdienst«.

»Und sein Job ist so wichtig, weil...«

»Um das Wetter zu manipulieren, muss man tonnenweise Kraftlinienmagie einsetzen. Trent züchtet Rennpferde. Er hätte sich problemlos in den Ställen mit ihm unterhalten können, das wäre niemandem aufgefallen.« Ich klebte noch einen Zettel mit der Aufschrift »Kannte T« auf den Bericht.

Der gute alte Dunlop watschelte zu mir rüber und grunzte interessiert. Diesmal hielt er brav einen Abstand von einem Meter ein.

»Sind Sie damit durch?«, fragte er und fingerte an dem ersten Bericht rum.

»Vorerst ja.« Daraufhin nahm er sich die Akte vom Brett, wobei sich einige von Glenns alten Notizen lösten und hinter den Tisch flatterten. Glenn knirschte mit den Zähnen.

Das Gefühl, endlich ernst genommen zu werden, richtete

mich auf. Der dicke Mann wackelte zurück zu Glenn. Als er die Bilder sah, gab er angewiderte Geräusche von sich. Er ließ den Bericht auf Glenns Schreibtisch fallen, wo er hörbar auf einigen Chipsresten landete. Ein weiterer Officer betrat den Raum, und sie versammelten sich zu einem spontanen Meeting um Glenns Computer. Ich wandte ihnen den Rücken zu und vertiefte mich in die nächste Akte.

Das vierte Opfer war Anfang August gefunden worden. Laut Medienberichten war die Todesursache ein starker Blutverlust. Sie hatten allerdings nicht erwähnt, dass ihm die Eingeweide rausgerissen und seine Bauchdecke offenbar von wilden Tieren zerfetzt worden war. Sein Chef hatte ihn im Keller seines Arbeitsplatzes gefunden, lebend, bei dem verzweifelten Versuch, sich die Organe wieder in die Bauchhöhle zu stopfen. Es kam erschwerend hinzu, dass er nur einen Arm benutzen konnte, da der andere nur noch durch Hautfetzen mit der Schulter verbunden war.

»Hier bitte, Madam«, sagte jemand rechts von mir, und ich zuckte zusammen. Entgeistert bemerkte ich einen jungen FIB-Officer. »Entschuldigen Sie«, meinte er freundlich und reichte mir einen Stapel Blätter. »Detective Glenn bat mich, die Ausdrucke hochzubringen. Ich wollte Sie nicht erschrecken.« Sein Blick fiel auf den Bericht in meiner Hand. »Abscheulich, nicht wahr?«

»Vielen Dank«, erwiderte ich knapp und wählte die Nummer des ehemaligen Arbeitgebers, da keine Angehörigen verzeichnet waren.

»Jim's«, meldete sich nach dem dritten Klingeln eine müde

Stimme.

Die Begrüßung blieb mir im Hals stecken. Ich kannte diese Stimme. Das war der Ansager von Cincinnatis illegalen Rattenkämpfen. Mein Herz raste, und ich legte auf, wozu ich allerdings zwei Versuche brauchte. Ich starrte die Wand an. Es war totenstill im Zimmer.

»Glenn?« Meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich drehte mich um und sah ihn zwischen den drei anderen Beamten stehen. Alle starrten mich an.

»Ja?«

Meine Hände zitterten, als ich ihm die Akte reichte. »Kannst du dir mal die Tatortfotos ansehen?«

Er nahm den Bericht mit unbeweglichem Gesicht entgegen. Ich drehte mich wieder zu Pinnwand um und hörte, wie er die Seiten umblätterte, dann schlurfende Schritte.

»Worauf genau soll ich achten?«, fragte er.

Ich schluckte. »Rattenkäfige?«

»Oh, mein Gott«, flüsterte einer der Beamten. »Wie konnte sie das wissen?«

Ich kämpfte gegen die Übelkeit an. »Danke.«

Wie ferngesteuert nahm ich den Bericht und heftete ihn an das Brett. Noch krakeliger als sonst schrieb ich den Vermerk »Zugangsmöglichkeit T«. In dem Bericht stand, dass das Opfer Rausschmeißer in einem Nachtclub gewesen sei, aber falls er zu Dr. Anders' Studenten gehört hatte, war er ein talentierter Kraftliniennutzer gewesen und hatte wohl eher als Securitychef bei Jims Rattenkämpfen gearbeitet.

Grimmig schnappte ich mir den fünften Packen. Es war Trent - ich wusste einfach, dass er es war -, aber die Abscheulichkeit und Brutalität seiner Taten erstickten mein Triumphgefühl.

Ich spürte die Blicke der Beamten im Rücken, als ich das Dokument überflog und mir in Erinnerung rief, dass das fünfte Opfer vor drei Wochen gefunden worden und auf dieselbe Art ums Leben gekommen war wie das erste. Ein Anruf bei ihrer verzweifelten Mutter bestätigte, dass sie Trent begegnet war, und zwar in einer Fachbuchhandlung. Die alte Frau konnte sich noch daran erinnern, da ihre Tochter sehr überrascht gewesen war, dass ein so junger prominenter Mann sich für Märchenanthologien aus der Zeit vor dem *Wandel* interessierte. Auch sie war bei einer Sicherheitsfirma beschäftigt gewesen. Ich sprach der Frau mein Beileid aus und legte auf.

Das aufgeregte Murmeln der Ermittler verstärkte mein Gefühl von Unwirklichkeit. Sorgfältig schrieb ich die nächste Notiz und klebte sie neben die Kopie des Bildes aus dem Dienstausweis des Opfers. Sie war jung gewesen, hatte glattes, schulterlanges blondes Haar und ein hübsches Gesicht gehabt. Frisch vom College. Die Erinnerung an das Foto des ersten Opfers auf der Bahre tauchte wieder auf, und ich konnte fühlen, wie mir das Blut aus dem Kopf wich. Fröstelnd und benommen stand ich auf.

Das Gespräch der Männer verstummte so plötzlich, als hätte ich einen Gong geschlagen.

»Wo ist die Toilette?«, flüsterte ich mit trockenem Mund.

»Links, am Ende des Flurs.«

Ich hatte keine Zeit mehr, mich zu bedanken und torkelte aus dem Büro. Ohne nach rechts oder links zu schauen ging ich los und rannte fast, als ich die rettende Tür am Ende des Korridors entdeckte. Hastig stieß ich sie auf und erreichte das Klo gerade noch rechtzeitig.

Unter krampfartigem Würgen erbrach ich mein Frühstück. Tränen liefen mir die Wangen hinunter, und das Salz mischte sich mit dem bitteren Geschmack des Erbrochenen. Wie konnte jemand einem anderen so etwas antun? Auf so etwas war ich nicht vorbereitet gewesen. Verdammt noch mal, ich war eine Hexe und kein Leichenbeschauer. Die LS. bildete ihre Runner für so etwas nicht aus. Runner übernahmen keine Mordfälle, sie schnappten ihre Fänge lebend, selbst die Toten unter ihnen.

Mein Magen war inzwischen leer, und als die Würgekrämpfe nachließen, blieb ich erst mal, wo ich war und setzte mich auf den Boden. Ich presste die Stirn gegen das kühle Porzellan der Kloschüssel und versuchte ein Schluchzen zu unterdrücken. Plötzlich bemerkte ich eine Hand, die sanft mein Haar zurückhielt. Rose musste schon eine ganze Weile da gewesen sein.

»Es wird besser«, flüsterte sie. Es klang fast so, als wolle sie sich damit selbst trösten. »Ganz bestimmt. Morgen oder übermorgen werden Sie die Augen schließen können, ohne dass die Bilder wieder auftauchen.«

Ich schaute hoch. Sie nahm die Hand weg und rückte ein Stück von mir ab. Hinter der offenen Tür waren Waschbecken

und Spiegel zu sehen. »Wirklich?«, wimmerte ich.

Sie lächelte schwach. »Das sagen sie zumindest. Ich warte immer noch darauf. Ich glaube, sie warten alle darauf.«

Beschämt rappelte ich mich auf und drückte die Klospülung. Dann strich ich mir die Kleidung glatt, froh darüber, dass das FIB öfter putzte als ich. Rose wusch sich die Hände und ließ mir einen Moment, um mich zu sammeln. Ich verließ die Kabine und kam mir blöd vor. Daran würde Glenn mich ewig und drei Tage erinnern.

»Besser?«, fragte Rose, während sie sich die Hände abtrocknete. Ich nickte schwach und war schon wieder den Tränen nahe, weil sie so nett zu mir war und mir nicht das Gefühl gab, Neuling zu sein, oder ein Schwächling oder ganz einfach unfähig. »Hier«, sagte sie, nahm meine Handtasche vom Waschbecken und reichte sie mir. »Ich dachte mir, Sie brauchen Ihr Make-up.«

Ich nickte wieder. »Danke, Rose.«

Sie lächelte, und die Falten in ihrem Gesicht ließen sie noch fürsorglicher wirken. »Machen Sie sich keine Gedanken. Das ist einer der ganz üblen Fälle.«

Sie drehte sich um und wollte gerade gehen, als ich hilflos fragte: »Wie kommen Sie damit klar? Wie schaffen Sie es, nicht daran zu zerbrechen? Das... was mit ihnen geschehen ist, das ist grauenhaft. Wie kann man einem anderen das antun?«

Rose holte tief Luft. »Erst weint man, dann wird man wütend, und dann unternimmt man etwas dagegen.«

Sie ging, und ich hörte ihre energischen Schritte, bis die

Tür zufiel.

Okay - das schaffe ich.



Ich brauchte mehr Mut, als ich mir eingestehen wollte, um die Toilette zu verlassen. Hoffentlich hatte niemand bemerkt, dass ich zusammengebrochen war. Rose war überraschend nett und verständnisvoll gewesen, aber ich war mir sicher, dass die FIB-Ermittler mich noch des Öfteren an diese Schwäche erinnern würden. *Ist die süße kleine Hexe zu weich, um bei den großen Jungens mitzuspielen!* Glenn würde das nie vergessen.

Ich warf einen nervösen Blick durch das Großraumbüro. Als ich statt spöttischer Gesichter nur leere Schreibtische vorfand, verlangsamte ich meine Schritte. Oh nein, sie standen alle vor Glenns Büro und spähten hinein. Aus dem Raum schallten laute Stimmen.

»Entschuldigung«, murmelte ich und mogelte mich an einem uniformierten Beamten vorbei, die Tasche fest an die Brust gepresst. Auf der Türschwelle blieb ich verblüfft stehen - das Büro war voller Ermittler mit ihren Waffen und Handschellen, und sie stritten sich lebhaft.

»Morgan.« Der Chipsfresser packte meinen Arm und zog mich ins Zimmer. »Alles wieder in Ordnung?«

Durch seine abrupte »Hilfe« geriet ich ins Stolpern, fing mich aber schnell wieder. »Ja«, antwortete ich zögernd.

»Gut. Ich habe die Hinterbliebenen des letzten Opfers angerufen.« Dunlop sah mich gespannt an. Er hatte braune Augen, und sein Blick war so offenherzig, dass man das Gefühl bekam, direkt in seine Seele zu schauen. »Ich hoffe, du hast nichts dagegen, aber ich bin fast gestorben vor Neugier.« Er fuhr sich mit einer Hand über den Schnurrbart und befreite ihn so vom Chipsfett, bevor er sich wieder den sechs Akten an der Pinnwand zuwandte.

Ich scannte den Raum. Sie schienen alle meinen fragenden Blick zu spüren, denn jeder einzelne von ihnen erwiderte ihn, bevor er sich wieder ins Gespräch vertiefte. Offensichtlich wussten alle, dass ich mir die Seele aus dem Leib gekotzt hatte, aber als niemand darauf einging, wurde mir klar, dass ich dadurch wohl irgendwie das Eis gebrochen hatte, was doch ziemlich schräg war. Vielleicht hatte mein Zusammenbruch ihnen gezeigt, dass ich auch nur ein Mensch war - sozusagen.

Glenn saß mit verschränkten Armen am Schreibtisch und beobachtete schweigend, wie seine Kollegen sich die Köpfe heiß redeten. Er warf mir einen ironisch-erstaunten Blick zu. Es hörte sich so an, als wollten die meisten hier Trent verhaften, aber ein paar fürchteten seinen politischen Einfluss. Aufgrund des ganzen Geschreis hatte ich größere Spannungen erwartet. Aber offensichtlich lag es den Menschen, die Dinge möglichst lautstark zu regeln.

Ich stellte meine Tasche neben dem Schreibtisch auf den Boden und setzte mich, um den letzten Bericht zu studieren. Das Opfer war ein ehemaliger Olympiaschwimmer gewesen.

Er starb in seiner Badewanne. Tod durch Ertrinken. Der Mann war der Star-Wetteransager bei einem örtlichen Fernsehsender gewesen, hatte aber auch eine Ausbildung in Kraftlinienmagie gehabt. Auf der beigegefügtten Notiz las ich in ungelenker Handschrift den Vermerk, dass sein Bruder nichts von einem Gespräch mit Trent wusste. Ich nahm den Bericht vom Brett und zwang mich dazu, ihn durchzusehen, war aber mehr auf die Gespräche um mich herum konzentriert als auf den Text.

»Verdammt, der macht sich doch über uns lustig«, meinte eine tough aussehende dunkelhäutige Frau, die sich mit einem nervösen dünnen Beamten stritt. Niemand außer Glenn und mir saß, und ich kam mir vor wie auf dem Grund eines tiefen Brunnens.

»Mr. Kalamack ist nicht der Hexenjäger«, näselte der Mann zurück. »Er gibt der Stadt mehr als der Weihnachtsmann.«

»Das passt doch genau ins Profil«, schaltete sich Dunlop ein. »Du hast doch die Berichte gelesen. Wer auch immer diese Taten begeht, ist unzurechnungsfähig. Er führt ein Doppelleben, ist vielleicht schizophran.«

Mit einem zustimmenden Murmeln stürzten sich die anderen Ermittler auf dieses Argument. Ich musste Dunlop übrigens recht geben. Der Täter hatte mehr als eine Schraube locker. Und diese Beschreibung traf auf Trent definitiv zu.

Der Nervöse richtete sich auf und suchte nach Unterstützung. »Okay, der Mörder ist ein Psycho«, gab er weinerlich zu. »Aber ich bin Mr. Kalamack schon begegnet.

Wenn der Mann ein Mörder sein soll, ist meine Mutter eine Triebtäterin.«

Ich überflog den Autopsiebericht. Der Olympiaschwimmer war tatsächlich in seiner Badewanne gestorben, allerdings war die mit Hexenblut gefüllt gewesen. Auf den ersten Schreck folgte eine nagende Unruhe. Um eine Badewanne zu füllen, braucht es mehr als das Blut *einer* Person, schon eher zwei Dutzend. Wo war es also hergekommen? Ein Vampir wäre niemals so verschwenderisch damit umgegangen.

Die Diskussionen über die Mutter des Nervösen wurden hitziger, und ich überlegte, ob ich ihnen erzählen sollte, wie der großherzige Mr. Kalamack seinen Chefgenetiker umgebracht und es als tödliche Bienenattacke getarnt hatte. Hübsch, sauber und ordentlich. Ein Mord, bei dem er kaum einen Finger krumm gemacht hatte. Trent hatte der Witwe und der fünfzehnjährigen Tochter eine beträchtliche Summe aus einem Wohltätigkeitsfonds zukommen lassen, sowie ein anonymes Universitätsstipendium.

»Denk nicht immer so materialistisch, Lewis«, warnte Dunlop und streckte bedrohlich seine Wampe vor. »Nur weil der Mann bei der Wohltätigkeitgala des FIB regelmäßig eine stattliche Summe spendet, ist er noch lange kein Heiliger. Ich behaupte, das macht ihn erst recht verdächtig. Wir wissen ja noch nicht mal, ob er überhaupt ein Mensch ist.«

Mit einem Blick auf mich fragte Glenn: »Was hat das denn damit zu tun?«

Dunlop zuckte zusammen, als ihm wieder einfiel, dass ich mich im Raum befand. »Überhaupt nichts!«, meinte er

lautstark und versuchte so, seinen rassistischen Unterton zu kaschieren. »Aber es ist doch wohl klar, dass der Mann etwas zu verbergen hat.«

Ich konnte ihm da nur zustimmen. Trotz seines mangelnden Taktgefühls wurde mir der dicke Cop langsam sympathisch.

Plötzlich schauten die an der Tür versammelten Beamten über die Schulter, sahen sich betreten an und verzogen sich. Einer von ihnen brachte noch ein »Tag, Captain« über die Lippen, bevor er verschwand. So war ich nicht überrascht, als Eddens massive Gestalt im Türrahmen auftauchte.

»Was ist hier los?«, fragte er, und schob sich die runde Brille höher auf die Nase.

Einer der verbliebenen Ermittler winkte mir hastig zu und eilte aus dem Zimmer.

»Hi, Edden«, begrüßte ich ihn ohne aufzustehen.

»Ms. Morgan«, erwiderte er und konnte seinen Ärger nicht ganz verbergen, als er mir die Hand schüttelte und einen schrägen Blick auf meine Hose warf. »Rose hat mir gesagt, dass Sie hier sind. Es überrascht mich nicht, Sie im Mittelpunkt eines Gefechts vorzufinden.« Er sah Glenn auffordernd an, doch der zuckte nur mit den Schultern und war sich keiner Schuld bewusst, erhob sich aber vorsichtshalber.

»Captain.« Er holte tief Luft. »Wir hatten gerade ein Free-Flow-Brainstorming in Bezug auf die möglichen Verdächtigen im Hexenjäger-Fall.«

»Nein, das hattet ihr nicht.« Er war verdammt sauer. »Ihr

habt über den Abgeordneten Kalamack getratscht. Er gehört nicht zu den Verdächtigen.«

»Jawohl, Sir«, sagte Glenn brav. Dunlop warf mir einen undurchdringlichen Blick zu und schlängelte sich mit einer für seinen Umfang bemerkenswerten Leichtigkeit aus dem Büro. »Ich denke allerdings, dass Ms. Morgan eine schlüssige Theorie hat.«

Für diese Unterstützung war ich Glenn wirklich dankbar -überrascht, aber dankbar.

Edden hingegen ignorierte mich total. »Lass das College-Psycho-Gequatsche, Glenn. Dr. Anders ist unsere Hauptverdächtige. Du musst schon einen triftigen Grund haben, wenn du dich auf eine andere Spur konzentrieren willst.«

»Ja, Sir.« Glenn verblüffte mich schon wieder, denn er blieb vollkommen gelassen. »Ms. Morgan hat eine direkte Verbindung zwischen Trent Kalamack und vier der sechs Opfer gefunden. Und bei den anderen beiden besteht die Möglichkeit eines Kontakts mit dem Abgeordneten.«

Anstatt sich darüber aufzuregen - wie ich es erwartet hatte-, sackte Edden in sich zusammen.

Als er näher kam, um sich die Berichte anzusehen, stand ich auf. Mit müden Augen überflog er sie, einen nach dem anderen. Der letzte Ermittler verließ das Büro, und ich postierte mich neben Glenn. Wenn Edden merkte, dass wir zusammenhielten, würde er vielleicht nicht noch mehr Zeit verschwenden und uns auf Kalamack ansetzen.

Konzentriert las er meine Notizen. Ich merkte, dass ich

unwillkürlich den Atem anhielt. Dann konnte ich mich nicht mehr zurückhalten. »Alle außer dem letzten Opfer haben täglich mit Kraftlinienmagie gearbeitet. Und es gibt eine Entwicklung von den starken, erfahrenen Hexen hin zu den frischen Absolventen, die ihre Ausbildung noch nicht praktisch angewendet haben.«

»Ich weiß«, erwiderte er ruhig. »Genau darum ist Dr. Anders unsere Verdächtige. Sie ist die letzte überdurchschnittliche Kraftlinienhexe in Cincinnati, die noch aktiv tätig ist. Wir vermuten, dass sie die Konkurrenz ausschalten will, besonders wenn man bedenkt, dass die meisten Opfer Jobs in der Sicherheitsbranche hatten.«

»Oder Trent ist einfach noch nicht bis zu ihr vorgedrungen«, widersprach ich leise. »Die Frau ist stacheliger als ein Kaktus.«

Edden drehte sich um. »Morgan, warum sollte Trent Kalamack Kraftlinienhexen umbringen? Er hat doch gar kein Motiv.«

»Er hat das gleiche Motiv, das Sie auch Dr. Anders unterstellt haben, Ausschaltung der Konkurrenz. Vielleicht hat er ihnen einen Job angeboten, und als sie abgelehnt haben, brachte er sie um. So könnte es auch Sara Janes verschwundenem Freund ergangen sein.« *Ganz zu schweigen von dem, was Trent mir angetan hat.*

Edden runzelte die Stirn. »Und warum lässt er es dann zu, dass seine Sekretärin sich ans FIB wendet?«

»Ich weiß es nicht.« Frustriert schrie ich: »Vielleicht gibt es da keine Verbindung! Vielleicht hat sie gelogen, und er weiß

gar nicht, dass sie zum FIB wollte! Vielleicht ist der Mann verrückt und will geschnappt werden! Vielleicht hält er uns für so dämlich, dass er uns damit verarschen will! Er hat sie getötet, Edden. Ich weiß es. Er hat vor ihrem Tod mit ihnen gesprochen. Was brauchen Sie denn noch?»

Dieser Ausbruch würde mir bei Edden zwar nicht viel bringen, aber diese Korinthenkackerei brachte mich zur Weißglut. Unter anderem deswegen hatte ich bei der LS. den Dienst quittiert, und es machte mich wahnsinnig, dass Ich jetzt schon wieder das »überzeuge-den-Boss-Spiel« spielen musste. Glenn senkte den Blick und trat einen Schritt zurück. Er ließ mich hängen. Auch egal.

»Es ist nicht ungesetzlich, mit Trent Kalamack zu sprechen.« Edden sah mir direkt in die Augen. »Die halbe Stadt kennt ihn.«

»Wollen Sie etwa ignorieren, dass er mit jedem der Opfer gesprochen hat?«, protestierte ich heftig.

Er lief rot an, wodurch die Brille in dem runden Gesicht irgendwie zu schrumpfen schien. »Soll ich etwa einen Abgeordneten aufgrund von Telefongesprächen und höflichen Unterhaltungen anklagen? Das ist sein Job!«

Mein Puls stieg dramatisch an. »Trent hat diese Leute umgebracht«, sagte ich gepresst. »Und das wissen Sie auch.«

»Deine Vermutungen sind so viel wert wie Gänsescheiße, Rachel. Ich brauche Beweise, und damit kann ich überhaupt nichts beweisen.« Er fegte einen der Berichte vom Tisch, sodass die Blätter durch die Luft flatterten.

Dann durchsuchen wir eben sein Anwesen«, verlangte Ich.

»Morgan!« Edden schrie so laut, dass ich zurückwich. Ich werde keine Durchsuchung veranlassen nur aufgrund der Tatsache, dass er mit den Opfern gesprochen hat. Ich brauche mehr.«

»Dann lassen Sie mich mit ihm reden. Ich werde schon was kriegen.«

»Heilige Scheiße! Willst du, dass ich meinen Job verliere? Ist es das? Kannst du dir überhaupt vorstellen, was passiert, wenn ich dich auf sein Anwesen loslasse und du nichts findest?«

»Gar nichts.«

»Da liegst du aber falsch, Schätzchen. Dann habe ich ohne triftigen Grund einen allseits geschätzten Mann des Mordes bezichtigt. Er ist ein Abgeordneter. Ein Wohltäter, der fast alle gemeinnützigen Organisationen und Krankenhäuser in diesem und anderen Bundesstaaten unterstützt. Der Ruf des FIB wäre bei Menschen und Inderlandern ruiniert. Und mich würden sie für verrückt erklären!«

Ich hatte mich direkt vor ihm aufgebaut und starrte ihn wütend an. »Ich wusste gar nicht, dass Sie zum FIB gegangen sind, um Ihren Ruf zu verbessern.«

Glenn bewegte sich unmerklich und räusperte sich warnend. Edden war wie erstarrt und presste so fest die Kiefer aufeinander, dass an seinen Schläfen weiße Flecken auftauchten. »Rachel«, zischte er, »das hier ist eine offizielle FIB-Ermittlung, und die wird so laufen, wie ich es anordne. Du bist emotional involviert, dein Urteilsvermögen ist getrübt.«

»Mein Urteilsvermögen? Er hat mich in einen beschissenen Käfig gesteckt und zu den Rattenkämpfen gebracht!«

Edden rückte mir noch näher auf die Pelle und richtete drohend einen Finger auf mich. »Ich werde nicht zulassen, dass du wie eine Dampfwalze in sein Büro rennst und deine durch deine Vendetta motivierten Anschuldigungen raus posaunist, während wir nach handfesten Beweisen suchen. Selbst wenn wir ihn befragen, wirst du nicht dabei sein!«

»Edden!«

»Nein«, brüllte er, »diese Unterhaltung ist beendet!«

Ich holte tief Luft, um ihm unmissverständlich mitzuteilen, dass wir erst fertig wären, wenn ich es sagte, aber er war schon verschwunden.

Wutentbrannt stürmte ich ihm hinterher. »Edden!«, schrie ich, erwischte ihn aber nicht mehr. Für einen so bulligen Mann hatte er ein ganz schönes Tempo drauf. Dann wurde eine Tür zugeschlagen. »Edden!«

Ohne mich um das gaffende Publikum zu kümmern, raste ich durch den Raum, an Roses Tisch vorbei, bis direkt vor die geschlossene Tür. Ich griff nach der Klinke, zögerte dann aber. Es war sein Büro. Wütend oder nicht; ich konnte da nicht einfach so reinplatzen. Ich blieb also, wo ich war, und schob mir gereizt eine Haarsträhne hinters Ohr. »Edden! Wir wissen beide, dass Kalamack bereit und dazu In der Lage ist, einen Mord zu begehen. Wenn Sie mich nicht mit ihm reden lassen, bin ich raus aus dem Geschäft!«

Ich riss melodramatisch den Besucherausweis von meiner Bluse und schleuderte ihn auf Roses Schreibtisch. »Hören

Sie? Dann werde ich allein mit ihm reden.«

Eddens Tür flog auf, und ich zog mich ein Stück zurück. Er trat aus seinem Büro, seine Hose war verknittert, und das Hemd hing aus dem Bund. Wie ein drohendes Gewitter kam er näher und stieß mich mit einem Finger so heftig vor die Brust, dass ich fast auf Roses Schreibtisch fiel. »Ich habe dich gewarnt, Morgan. Ich habe dir gesagt, wenn du diesen Fall dazu benutzt, Kalamack abzuschießen, schleife ich deinen Hexenarsch persönlich zurück in die Hollows. Du hast dich dazu bereit erklärt, mit Detective Glenn zusammenzuarbeiten, und ich nehme dich beim Wort. Aber wenn du auch nur ein Wort mit Mr. Kalamack wechselst, sperre ich dich ein wegen Nötigung.«

Ich wollte noch etwas sagen, aber jeder Widerstand schien zwecklos zu sein.

»Und jetzt raus hier«, knurrte er. »Du musst morgen in die Uni, und wenn du blaumachst, ziehe ich dir die Studiengebühren vom Honorar ab. Kapiert?«

Gedanken zum Thema Miete drängten sich auf. Ich konnte nicht auf das Geld verzichten, obwohl sich alles in mir dagegen sträubte. Mit funkelnden Augen sah ich ihn an. »Sie wissen, dass er sie getötet hat«, erwiderte ich knapp.

Immer noch zitternd vor Wut ging ich. Das Schweigen der Ermittler hinter den Schreibtischen begleitete mich bis zum Ausgang. Jetzt würde ich wohl den Bus nehmen müssen.

Als Ivy mir die Beine wegriss, schlug ich hart auf dem Boden auf und rollte mit schmerzender Hüfte schnell zur Seite. Die Prellungen an meinen Waden pochten im Einklang mit meinem Puls. Ich schob die aus dem Stirnband entwischten Haare zur Seite, stützte mich mit einer Hand an der Wand des Altarraums ab und rappelte mich langsam wieder auf. Keuchend wischte ich mir die Schweißperlen von der Stirn.

»Rachel!«, rief Ivy mahnend. Sie stand drei Meter entfernt. »Konzentrier dich! Diesmal hätte ich dich beinahe verletzt.«

Beinahe? Ich schüttelte den Kopf, um wieder klar sehen zu können. Sie war so schnell, dass ich nicht einmal bemerkt hatte, wie sie zurückgewichen war. Das konnte allerdings auch daran liegen, dass ich damit beschäftigt gewesen war, auf den Hintern zu fallen.

Drei schnelle Schritte und sie stand wieder vor mir. Hastig Warf ich mich nach links und rammte ihr den rechten Fuß in die Magengrube.

Sie stöhnte, hielt sich den Bauch und stolperte zurück. »Aua«, ächzte sie aus sicherer Entfernung. Ich stützte die Hände auf die Knie, um ihr zu signalisieren, dass ich eine kleine Verschnaufpause brauchte. Gehorsam ging sie noch ein paar Schritte zurück und wartete, ohne irgendwie erkennen zu lassen, dass ich sie gerade getroffen hatte.

Die Strahlen der Nachmittagssonne, die durch die

Buntglasfenster fielen, tauchten Ivy in grün-goldenes Licht. Der schwarze Body und die weichen Slipper, die sie bei unseren Sparringsessions trug, unterstrichen ihre Ähnlichkeit mit einer Wildkatze, und mit den straff zurückgebundenen Haaren wirkte sie noch schmaler und noch größer. Mit ausdruckslosem Gesicht wartete sie darauf, dass ich wieder zu Atem kam, damit wir weitermachen konnten.

Diese Übungen waren eher für mich gedacht als für sie. Sie betonte immer wieder, dass ich so eine wesentlich größere Überlebenschance hätte, falls ich einmal bösen Buben über den Weg laufen sollte und weder Zauber noch eine Fluchtmöglichkeit hätte. Aber nach jedem Sparring war ich so zerschunden und mit blauen Flecken übersät, dass ich schnurstracks zu meinem Zauberschrank humpelte. Es war mir schleierhaft, wie das mein Leben verlängern sollte, es verschaffte mir höchstens zusätzliche Übung mit Schmerzamuletten.

Ivy war heute früher von dem Treffen mit Kist zurückgekommen und überraschte mich mit dem Angebot zu trainieren. Ich war immer noch stinksauer über Eddens Verbot, Trent zu verhören und musste Dampf ablassen, also nahm ich es an. Wie immer taten mir nach fünfzehn Minuten alle Knochen weh, und ich pfiß auf dem letzten Loch, während ihr noch nicht einmal der Schweiß ausbrach.

Ivy tänzelte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Ihre Augen strahlten in beruhigendem Braun. Beim Training beobachtete ich sie immer sehr genau, weil ich Angst hatte, zu nahe an ihre Instinktgrenzen zu geraten. Aber es ging ihr

gut.

»Was ist los mit dir?«, fragte sie, als ich mich wieder aufrichtete. »Du bist heute aggressiver als sonst.«

Ich drückte das Bein durch, um den Muskel zu dehnen und die Trainingshose wieder über den Knöchel zu ziehen. »Alle Opfer haben vor ihrem Tod mit Trent gesprochen«, erklärte ich. Das war nur eine ganz kleine Ausschmückung der Wahrheit. »Und Edden will nicht, dass ich ihn befrage.« Ich dehnte das andere Bein und gab ihr dann das Signal.

Ivys Atem beschleunigte sich. Als sie wie ein Pfeil nach vorne schnellte, ließ ich mich in die Hocke fallen, sodass ihr Schlag Leere traf, und holte gleichzeitig zu einem Tritt gegen ihre Beine aus. Sie schrie auf, machte einen Backflip, kam auf den Händen auf und ging dann wieder in Position. Ich warf mich nach hinten, damit ihr Fuß nicht in meinem Gesicht landete.

»Und?«, nahm sie das Gespräch wieder auf, während sie darauf wartete, dass ich auf die Füße kam.

»Das heißt, dass Trent der Killer ist.«

»Hast du Beweise?«

»Noch nicht.« Ich stürzte mich auf sie, doch sie wich mühelos aus und sprang auf das schmale Fensterbrett. Sobald ihre Füße auftrafen, stieß sie sich ab und sprang mit einem Salto über mich hinweg. Ich wirbelte herum, um sie im Auge zu behalten. Jetzt sah auch sie langsam etwas erhitzt aus. Sie schaltete in den Vampir-Modus, um mir auszuweichen. Diese Beobachtung verlieh mir neue Kraft, und ich traktierte sie mit Fäusten und Ellbogen.

»Dann kündige und mach allein weiter«, riet sie mir zwischen Abwehr und Gegenangriff.

Sie verpasste mir einen schmerzhaften Schlag gegen die Handgelenke, aber ich machte weiter. »Ich habe ihm... gesagt... dass ich genau das machen werde.« Schlag, Deckung, Deckung, Schlag.« ...woraufhin er gedroht hat, mich wegen Nötigung einzubuchten. Meinte, ich soll mich auf Dr. Anders konzentrieren.« Zwei Meter zurück. Keuchen. Schwitzen. *Warum mache ich das noch gleich?*

Ein offenes - und seltenes - Lächeln blitzte in ihrem Gesicht auf. »Raffinierter Bastard. Ich wusste, dass Gott ihn nicht nur als Snack vorgesehen hat.«

»Edden?« Ich wischte mir den Schweiß von der Nase. »Der ist doch schon mehr eine volle Mahlzeit, oder?« Ich gab ihr ein Zeichen, wieder anzugreifen. Ihre Augen funkelten amüsiert, als sie mich mit einem Hagel von Schlägen attackierte, der von einem gezielten Hieb in den Solarplexus gekrönt wurde. Ich taumelte zu Boden.

»Deine Konzentration lässt nach«, stellte sie schnaufend fest und beobachtete ungerührt, wie ich röchelnd auf der Matte kniete. »Du hättest den Schlag voraussehen müssen.«

Hatte ich auch, aber mein Arm war durch die vielen Schläge taub geworden und gehorchte mir nicht mehr. »Es geht schon wieder«, ächzte ich. Heute hatte ich sie zum ersten Mal ins Schwitzen gebracht, da würde ich doch jetzt nicht aufgeben. Unsicher kam ich auf die Beine und hielt zwei Finger hoch, dann einen. Sobald ich die Hand gesenkt hatte, stürmte sie mit übernatürlicher Geschwindigkeit los.

Alarmiert wehrte ich die Blitzattacke ab, doch sie drängte mich von der Matte und ich musste fast bis in den Eingangsbereich zurückweichen. Als ich die Schwelle erreicht hatte, packte sie meinen Arm und warf mich über ihren Kopf hinweg zurück auf die Matte. Ich schlug hart auf dem Boden auf, und mir blieb die Luft weg. Beim Geräusch ihrer Schritte schoss mir das Adrenalin ins Blut. Immer noch atemlos rollte ich bis an die Wand. Ivy folgte mir und nagelte mich fest.

Mit glänzenden Augen beugte sie sich zu mir runter. »Edden ist ein kluger Mann«, bemerkte sie zwischen zwei Atemzügen. Aus ihrem Pferdeschwanz hatte sich eine Strähne gelöst, die mich jetzt im Gesicht kitzelte. Auf ihrer Stirn standen kleine Schweißtropfen. »Du solltest auf ihn hören und Trent in Ruhe lassen.«

»Auch du, Brutus?«, keuchte ich, bevor ich grunzend das Knie hochriss.

Sie erkannte meine Absicht und ließ sich zurückfallen. Es war klar, dass Ivy zu schnell war, um sie so zu treffen, aber zumindest hing sie jetzt nicht mehr über mir - und genau das hatte ich damit bezweckt. Sie war die üblichen drei Meter zurückgewichen und wartete. Diesmal dauerte es länger, bis ich wieder aufrecht stand. Ich rieb mir die Schulter und ließ sie nicht aus den Augen, vermied aber direkten Blickkontakt, damit sie wusste, dass ich noch nicht so weit war.

»Nicht schlecht«, musste sie zugeben. »Aber du hast es nicht durchgezogen. Der böse Mann wartet nicht, bis du wieder auf den Beinen bist, und das solltest du übrigens

auch nicht tun.«

Ich warf ihr nur einen müden Blick zu. Mit ihr mitzuhalten, geschweige denn, sie zu besiegen, war Schwerstarbeit. Ich hatte mir niemals Gedanken darüber machen müssen, ob ich einen Vampir überwältigen konnte, da die LS. keine Hexen losschickte, um sie festzunageln. Außerdem passte die I. S. immer auf ihre Runner auf, egal, ob während der Arbeit oder in der Freizeit. Es sei denn natürlich, sie wollten dich tot sehen.

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte Ivy. Vorsichtig betastete ich durch das Sweatshirt meine Rippen.

»Mit Trent? Ich werd ihn ausquetschen, ohne dass Edden oder Glenn etwas davon erfahren.«

Ivy verharrte in der Bewegung, nur um dann mit einem warnenden Schrei wieder auf mich loszugehen.

Instinkt und Übung ließen mich gerade noch rechtzeitig ausweichen. Sie wirbelte herum, und ich sprang hastig zur Seite, doch Ivy kam hinterher und zwang mich mit harten Schlägen zurück an die Wand. Ihre Stimme brach sich an den leeren Wänden des Altarraums.

Geschockt von der Heftigkeit dieses Überfalls, drückte ich mich von der Wand ab und ging zum Angriff über. Ich setzte jeden Trick ein, den sie mir gezeigt hatte. Verdammt noch mal, sie strengte sich nicht einmal richtig an. Dank ihrer vampirischen Kraft und Geschwindigkeit war ich doch nicht mehr als ein beweglicher Dummy für sie.

Entsetzt bemerkte ich die Wildheit in ihren Augen. Sie wollte mir etwas Neues zeigen. Verdammt.

Ivy schrie und drehte sich um die eigene Achse. Ich stand hilflos da, als sich ihr Fuß mit einer solchen Wucht in meinen Magen bohrte, dass ich gegen die Kirchenwand geschleudert wurde.

Wieder wurde mir die Luft aus den Lungen gepresst, in denen höllischer Schmerz aufflammte. Ivy zog sich zurück und ließ mich einfach da hängen. Auf dem Boden sah ich die grünen und goldenen Lichtflecken zittern, da die Scheiben zu beiden Seiten von dem Aufprall vibrierten. Ich rang um Luft und konnte gerade noch sehen, wie Ivy gemächlich davonschlenderte. Ihre entspannten Schritte schienen mich zu verhöhnen, und bei mir brannten die Sicherungen durch.

Obwohl ich immer noch nicht richtig atmen konnte, setzte ich ihr nach.

Ivy stieß einen überraschten Schrei aus, als ich auf ihrem Rücken landete. Mit einem dämonischen Grinsen schlang ich die Beine um ihre Hüfte. Ich zog an ihren Haaren, riss ihren Kopf nach hinten und legte ihr den Arm um den Hals, um sie zu würgen.

Keuchend stolperte sie zurück. Ich wusste, dass sie mich wieder gegen die Wand drücken wollte und ließ mich fallen, sodass sie über mich stolperte. Als sie stürzte, bekam ich sie wieder am Hals zu fassen, doch sie stieß sich vom Boden ab, verdrehte ihren Körper in einem schier unmöglichen Winkel und befreite sich.

Mit rasendem Puls schnellte ich die Füße und sah Ivy im gewohnten Abstand von drei Metern stehen - sie wartete. Meine Genugtuung darüber, sie überrumpelt zu haben,

verschwand, als ich spürte, dass sich irgendetwas kaum merklich verändert hatte. Sie tänzelte wieder auf der Stelle, aber diesmal mit einer bedrohlichen, katzenartigen Grazie - das erste Anzeichen dafür, dass der Vampir in ihr die Oberhand gewann.

Sofort richtete ich mich auf und signalisierte ihr, dass ich mich geschlagen gab. »Das war's«, keuchte ich. »Ich bin völlig im Eimer, ich brauche eine Dusche, und ich muss meine Hausaufgaben machen.«

Normalerweise ließ Ivy mich dann in Ruhe, aber jetzt begann sie, mich zu umkreisen. Ihre Bewegungen waren lasziv langsam, und ihre Augen fixierten mich. Ich drehte mich um die eigene Achse, um sie nicht aus dem Blickfeld zu verlieren. Jeder Muskel in meinem Körper war angespannt. Sie blieb stehen, und das bunte Licht ließ ihren schwarzen Body schillern wie Öl. Das Haar fiel ihr offen ins Gesicht, denn bei meinem letzten Angriff hatte ich ihr das Haarband abgerissen, das nun zwischen uns auf der Matte lag.

»Das ist das Problem mit dir, Rachel«, flüsterte sie sanft. »Du hörst immer auf, wenn es am schönsten ist. Du bist ein Aufreißer. Nichts als ein verdammter Aufreißer.«

»Wie bitte?« Mein Magen zog sich zusammen. Ich wusste genau, was sie meinte, und es jagte mir eine Heidenangst ein.

Ihre Miene gefror, und dadurch vorgewarnt konnte ich die Arme hochreißen, als sie angriff. Es gelang mir, ihre Fäuste abzublocken und mir durch einen Tritt gegen ihr Knie ein wenig Luft zu verschaffen. »Lass den Scheiß, Ivy! Ich habe dir

doch gesagt, dass ich fertig bin!«

»Oh nein, das bist du nicht.« Ihre Stimme umschmeichelte mich wie Seide. »Ich versuche hier, dir das Leben zu retten, kleine Hexe. Ein großer, böser Vamp wird nicht aufgeben, nur weil du es verlangst. Er wird immer wieder kommen, bis er bekommt, was er will oder es dir gelingt, ihn zu vertreiben. Ich werde dir das Leben retten - so oder so. Und am Ende wirst du mir dankbar sein.«

Sie flog auf mich zu, schnappte sich meinen Arm und versuchte, indem sie ihn mir auf den Rücken drehte, mich zu Boden zu zwingen. Keuchend trat ich ihr die Beine weg, und wir knallten beide auf die Matte. Panisch robbte ich von ihr weg und zog mich hoch.

Wieder war sie auf Abstand gegangen, wieder umkreiste sie mich. Jede ihrer Bewegungen schien von subtiler Hitze durchdrungen zu sein. Mit gesenktem Kopf beobachtete sie mich, das Haar fiel ihr in die Stirn. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, und ich konnte beinahe sehen, wie der Atem durch sie hinausströmte.

Ich wich zurück. Das Braun ihrer Augen verschwand und wich dem gefährlichen Schwarz. *Verdammt.*

Ich schluckte und versuchte vergeblich, mir ihren Schweiß abzuwischen. Ich hätte es besser wissen müssen, hätte sie nicht anspringen dürfen. Ich musste ihren Geruch loswerden, und zwar schnell. Unbeabsichtigt berührte ich die Dämonennarbe am Hals und mir stockte der Atem. Sie kribbelte von den Pheromonen, die Ivy verströmte.

Verdammt, Verdammt.

»Hör auf, Ivy«, warnte ich und verfluchte wortlos das Zittern in meiner Stimme. »Wir sind fertig.« Wohl wissend, dass die nächsten paar Sekunden über Leben und Tod entschieden, wandte ich ihr zum Beweis meines nicht vorhandenen Selbstvertrauens den Rücken zu. Entweder würde ich es zu meinem Zimmer mit seinen beruhigenden zwei Schlössern schaffen, oder nicht.

Mir stellten sich die Nackenhaare auf, als ich betont ruhig an Ivy vorbeiging.

Sie rührte sich nicht, und als ich den Flur erreichte, atmete ich erleichtert auf.

Dann hörte ich sie flüstern: »Nein, sind wir nicht.«

Ihr Angriff war lautlos. Instinktiv versuchte ich die Schläge abzuwehren - nicht einmal jetzt kämpfte sie mit voller Kraft. Dann riss sie an meinem Arm, und ich schrie schmerzerfüllt auf, als sie mich umdrehte und mit dem Rücken an ihren Körper zog. Ich lehnte mich nach vorne, und als sie versuchte, uns wieder ins Gleichgewicht zu bringen, riss ich den Kopf nach hinten und rammte ihn gegen ihr Kinn.

Mit einem gedämpften Schrei ließ sie mich los und taumelte zurück. Adrenalin schoss durch meine Adern. Sie stand zwischen mir und meinen Zaubern. Und ich würde es niemals bis zur Vordertür schaffen. Es war alles meine Schuld. Verdammt noch mal, ich hätte sie nicht anspringen dürfen. Ich hätte nicht so aggressiv werden dürfen. Ivy wurde von ihren Instinkten gelenkt, und ich hatte sie bis zum Äußersten getrieben.

Ich verharrte regungslos und beobachtete, wie sie unsicher

zum Stehen kam. Schließlich stand sie ruhig da, neigte den Kopf in meine Richtung und berührte mit dem Finger ihren Mundwinkel.

Mir wurde schlecht, als ich das Blut an ihrer Fingerspitze sah. Ohne mich aus den Augen zu lassen, verrieb sie es ge-
niissvoll zwischen den Fingern und lächelte. Beim Anblick Ihrer rasiermesserscharfen Eckzähne lief es mir kalt den Kiicken runter. »Dein erstes Blut, Rachel?«

»Ivy, nein!« Aber sie war schon über mir und packte mich, I
ji vor ich auch nur einen Finger rühren konnte. Sie krallte die Hände in meine Schultern und schleuderte mich durch den Raum. Ich landete auf dem Podest, wo früher der Altar gestanden hatte, und rutschte hilflos über den Boden. Ivy kam auf mich zu, und ich kämpfte um jeden Atemzug. Mein ganzer Körper schmerzte. Ihre Augen waren bodenlose Abgründe, und ihre Bewegungen spiegelten ihre Macht wider. Ich versuchte, mich von ihr wegzurollen, aber sie hatte mich schon erreicht und riss mich hoch.

»Na los, Hexe«, forderte sie mit einer Stimme weich wie Eulenfedern, die in völligem Kontrast zu ihrem qualvollen Griff stand. »Das kannst du besser. Du versuchst es ja nicht einmal.«

»Ich will dich nicht verletzen«, ächzte ich und hielt mir schützend den Arm vor den Bauch.

Sie drückte mich gegen die Wand, direkt unter den Um-
riss des lang verschwundenen Kreuzes. Das Blut ihrer Lippe glänzte wie ein kleiner Rubin in ihrem Mundwinkel. »Das kannst du gar nicht«, hauchte sie.

Ich versuchte vergeblich, mich zu befreien. »Lass mich los, Ivy. Du willst das nicht tun!« Der süßliche Duft des Weihrauchs, der noch immer in der Luft hing, weckte böse Erinnerungen. Letztes Frühjahr hatte sie einmal etwas Ähnliches versucht, auf dem Sessel im Wohnzimmer. »Wenn du das tust«, rief ich verzweifelt, »werde ich dich verlassen. Dann bist du ganz allein.«

Sie lehnte sich vor und stützte den freien Arm neben meinem Kopf an die Wand. »Wenn ich das tue, wirst du mich nie mehr verlassen.« Ein sinnliches Lächeln umspielte ihre Lippen und ließ ihre Zähne aufblitzen, als sie sich noch näher an mich heranschob. »Aber du könntest dich befreien, wenn du es wirklich wolltest. Was habe ich dir denn in den letzten drei Monaten beigebracht? Willst du dich befreien... Rachel?«

Die Panik stach wie ein Messer. Mein Herz schlug schneller und schneller, und Ivy holte zischend Luft, als hätte ich ihr einen Schlag versetzt. Angst war für sie ein Aphrodisiakum, und ich hatte ihr gerade eine Dosis verpasst. Gefangen in der Dunkelheit des Instinkts und des Verlangens spannte sie die Muskeln an. »Willst du dich befreien, kleine Hexe?«

Ihr Atem strich über die Dämonennarbe und löste ein angenehmes Prickeln aus.

Ich holte tief Luft. Mein Blut schien sich in Quecksilber zu verwandeln, das mit jedem Herzschlag schneller durch meine Adern strömte.

»Hau ab«, keuchte ich. Das elektrisierende Gefühl breitete sich vom Hals in den ganzen Körper aus. Es war die Narbe. Sie spielte damit, wie Piscary es getan hatte.

Ivy benetzte ihre Lippen. »Lass mich...« Sie zögerte, und das nackte Verlangen wurde zu etwas Heimtückischem, Frivolem. Sie seufzte genüsslich und sah mir wie gebannt in die Augen, während sie den Finger von meinem Ohr über den Hals bis zum Schlüsselbein gleiten ließ. »Sag mir, dass sich das nicht gut anfühlt.«

Ich bekam weiche Knie, als ihr Fingernagel über die feinen Erhebungen des Narbengewebes strich und einen weiteren wohligen Schauer auslöste. Mir fiel wieder ein, dass der Dämon ihre Gestalt angenommen hatte, als er mir an die Kehle ging und die Wunde mit einem gefährlichen Cocktail aus Neurotransmittern füllte, die den Schmerz in pure Lust verwandelten. Ich schloss die Augen.

»Ja«, flüsterte Ich stöhnend. »Gott steh mir bei. Es fühlt sich so gut an. Bitte... hör auf.«

Sie schmiegte sich an mich. »Ich kenne das Gefühl. Der Hunger rast durch deinen Körper, wird stärker, weckt diesen Drang in dir, bis du nur noch einen Gedanken hast: das Verlangen zu spüren und zu stillen.«

Ivy, hör auf. Ich kann es nicht. Ich will es nicht!«

Sie wurde still, und ich öffnete alarmiert die Augen. Der Blutstropfen in ihrem Mundwinkel war verschwunden. Ich wusste, dass meine Reaktionen von der Dämonennarbe gesteuert wurden, und dass Ivy Pheromone verströmte, die den verbliebenden Vampirspeichel in meinem System anregen sollten. Ich wusste, dass es ein Überlebensmechanismus der Vampire war, dass sie so ihre Opfer an sich banden, damit sie immer über einen frischen

Blutvorrat verfügen konnten. Ich wusste das alles, aber es wurde von Sekunde zu Sekunde schwerer, sich daran zu erinnern. Oder einen Sinn darin zu sehen. Es ging nicht um Sex. Es ging um einen inneren Drang. Hunger. Die Hitze der schwelenden Glut.

Ivy legte die Stirn an die kühlende Wand und versuchte wohl so, ihre Entschlossenheit wiederzugewinnen. Ihr Haar trennte uns wie ein seidener Vorhang. Durch ihren Trainingsbody konnte ich ihre Körperwärme spüren. Ich konnte mich nicht bewegen, war starr vor Angst und Begierde. Würde sie mich davon befreien, oder hatte ich genug Willensstärke, um sie abzuweisen?

»Du weißt gar nicht, wie es ist, mit dir zusammenzuleben, Rachel.« Ihr Flüstern drang durch den seidigen Vorhang aus Haaren wie das Bekenntnis einer Sünderin in einem Beichtstuhl. »Ich wusste, dass es dir Angst machen würde, wenn du erkennst, wie verwundbar du durch die Narbe bist. Du bist als Lustobjekt gekennzeichnet, und wenn kein Vampir Anspruch auf dich erhebt und dich beschützt, werden sie das ausnutzen. Sie werden kommen und sich nehmen, was sie wollen, und dann werden sie dich weiterreichen, von einem zum anderen, bis du nur noch eine willenlose Puppe bist, die darum bittet, gebissen zu werden. Ich hatte gehofft, du könntest dich widersetzen. Dass du dazu in der Lage sein könntest, einen hungrigen Vampir abzuwehren, wenn ich dich nur gut genug ausbilde. Aber du schaffst es nicht, mein Herz. Die Neurotoxine haben sich schon zu weit ausgebreitet. Es ist nicht deine Schuld. Es tut mir so leid...«

Ich atmete nur noch flach und trotzdem löste jeder Atemzug eine Welle der Erregung aus, die durch meinen Körper brandete, bis sie auf die vorangegangene traf und mich so in einer ewig wogenden Bewegung gefangen hielt. Ich hielt die Luft an und versuchte, irgendwie die Kraft zu finden, Ivy zurückzuweisen. *Oh Gott, ich schaffe es nicht.*

Ivys Stimme wurde sanft und schmeichelnd. »Piscary sagt, das ist der einzige Weg, um dich bei mir zu behalten. Um dich am Leben zu erhalten. Ich wäre freundlich zu dir, Rachel. Ich würde nichts von dir verlangen, das zu geben du nicht bereit bist. Du wärest nicht wie diese armseligen Schatten, die bei Piscarys rumlaufen, sondern stark, mir gleichgestellt. Als Piscary dich verzaubert hat, hat er mir gezeigt, dass es für dich vollkommen schmerzfrei wäre.« Jetzt sprach sie mit mir wie mit einem kleinen Kind. »Der Dämon hat dich schon gebrochen, jetzt tut es nicht mehr weh. Es wird nie wieder wehtun. Piscary hat mir prophezeit, dass du reagieren würdest - und wie recht er hatte, Rachel. Es ist, als hätte dich ein Meister gebrochen - und jetzt - jetzt gehörst du mir.«

Bei den letzten Worten wurde ihre Stimme hart und besitzergreifend, und dadurch kam die Angst zurück. Ivy drehte den Kopf, sodass ihr Haar zurückfiel und den Blick auf ihr Gesicht freigab. Die schwarzen Augen spiegelten den uralten Hunger und zugleich hilflose Unschuld. »Ich habe gesehen, wie du unter Piscarys Einfluss standest, was du gefühlt hast, als er dich mit nur einem Finger berührte.«

Die wieder aufgeflammete Panik und das mit jedem Pulsschlag spürbare Prickeln der Narbe lähmten mich.

»Stell dir nur vor«, flüsterte sie, »wie es erst sein wird, wenn es nicht nur ein Finger ist, wenn stattdessen meine Zähne in deinen Hals dringen, schnell und sanft.«

Allein bei dem Gedanken wurde mir heiß. Meine Muskeln erschlafften, und der Körper ließ den Geist im Stich, der sich immer noch dagegen wehrte. Warme Tränen flössen mir übers Gesicht und tropften auf mein Schlüsselbein. Ich wusste nicht, ob es Tränen der Angst oder der Sehnsucht waren.

»Weine nicht, kleine Rachel«, sagte Ivy, neigte den Kopf und strich mit den Lippen über meinen Hals. Die Berührung war so intensiv, dass ich fast ohnmächtig wurde. »Ich wollte auch nicht, dass es so geschieht. Aber für dich werde ich das Fasten brechen.«

Sie fuhr lockend mit den Zähnen über meinen Hals. Ich hörte ein leises Stöhnen und stellte erschrocken fest, dass es von mir kam. Mein ganzer Körper schrie danach, aber meine Seele widersetzte sich. Vor dem geistigen Auge sah ich die unterwürfigen, eifrigen Gesichter bei Piscarys. Verlorene Träume. Zerstörte Leben. Die Befriedigung anderer als einzige Daseinsberechtigung. Ich versuchte Ivy wegzuschieben, schaffte es aber nicht. Mein Wille war nicht stärker als ein Baumwollfaden, der bei der geringsten Belastung reißt. »Ivy«, protestierte ich flüsternd, »warte.«

»Nein« schaffe ich nicht, aber »Warte«.

Sie hörte es und rückte ein wenig von mir ab, um mich ansehen zu können. Ein Rausch aus Erwartung und Sehnsucht hatte sie erfasst. Ihr Anblick löste die nächste

Panikattacke aus, aber ich schaffte es, gegen die Angst und die Pheromone anzukämpfen und keuchend zu sagen: »Nein.«

Ich hatte es tatsächlich gesagt!

Sie wirkte verwirrt und verletzt, aber in ihrem Blick flackerte auch eine Spur der beherrschten Ivy auf, die ich kannte. »Nein?« Sie klang wie ein trauriges Kind.

Sie fuhr noch immer mit den Nägeln über meine Narbe, und ich schloss verbissen die Augen, um gegen die ekstatischen Schauer anzukämpfen. »Nein...«, wiederholte ich gequält und versuchte, mich nicht in dem Gefühl der Unwirklichkeit zu verlieren, das auf mich eindrang. Mit letzter Kraft versuchte ich sie wegzuschieben. »Nein!«

Als sie den Griff um meine Schulter verstärkte, riss ich die Augen auf. »Das meinst du doch nicht so«, knurrte sie.

»Ivy!« Ich schrie, als sie mich an sich zog. Der Schmerz kehrte zurück und bestrafte mich für meine Auflehnung. Doch die Angst verlieh mir neue Kräfte und es gelang mir, sie von meinem Hals fernzuhalten. Sie versuchte, mich zu unterwerfen, setzte immer stärker ihre Macht ein. Dann entblößte sie ihre Zähne. Ich begann zu zittern. Ihre Augen waten vollkommen leblos, seelenlos, nur der Hunger strahlte aus ihnen wie ein grausamer, zerstörerischer Gott. Meine Arme wurden schlaff.

Gott steh mir bei, dachte ich verzweifelt und suchte mit dem Blick das in der Decke eingelassene Kreuz.

Da ertönte ein schepperndes *Klonk*, und Ivy zuckte zusammen. Sie erstarrte mitten in der Bewegung. Das

Verlangen in ihren Augen wich der Verblüffung, dann wurde ihr Blick unscharf, und ich fühlte, wie sich ihre Finger von mir lösten. Schließlich verdrehte sie die Augen und brach mit einem Seufzen vor meinen Füßen zusammen.

Hinter ihr stand Nick, in der Hand meinen großen Kupferkessel.

Schluchzend flüsterte ich seinen Namen. Ich holte tief Luft, streckte die Arme nach ihm aus und verlor in dem Moment das Bewusstsein, als er meine Hand berührte.

13

Wärme und der Geruch von kaltem Kaffee. Starbucks, zwei Stück Zucker, keine Milch. Ich öffnete die Augen und sah nichts als einen Wust roter Haare. Mein Arm schmerzte, und ich zog ihn zur Seite. Es war ruhig. Nur das leise Dröhnen des Verkehrs und das vertraute Summen von Nicks Wecker durchdrangen die Stille. Ich war nicht überrascht, mich in seinem Schlafzimmer wiederzufinden, sicher auf meiner Seite des Betts, von der aus ich das Fenster und die Tür sehen konnte. Ich hatte mich noch nie so über den Anblick von Nicks schäbigem Kleiderschrank mit dem fehlenden Türknauf gefreut.

Durch die Vorhänge fiel ein fahler Lichtstrahl in den Raum. Es musste kurz vor Sonnenuntergang sein. Ich schaute auf die Uhr: Siebzehn Uhr fünfunddreißig. Der Wecker ging nie falsch.

Nick war ein Technikfreak. Immer um Mitternacht empfing der Wecker zum Abgleich ein Signal von der Atomuhr in Colorado, genauso wie seine Armbanduhr. Wie jemandem Pünktlichkeit so wichtig sein konnte, war mir schleierhaft. Ich trug noch nicht mal eine Uhr.

Ich lag unter der selbst gemachten blaugoldenen Wolldecke von Nicks Mutter; sie roch leicht nach Farnseife. Auf dem Nachtschränkchen lag ein Schmerzamulett, gleich daneben ein Fingerstick. Nick hatte an alles gedacht. Wenn er dazu in der Lage gewesen wäre, hätte er es auch aktiviert.

Ich setzte mich auf, um mich nach ihm umzusehen. Der Kaffeeduft verriet mir, dass er in der Nähe sein musste. Also wickelte ich mich in die Decke und stand auf. Meine Muskeln protestierten schmerzhaft gegen die Belastung, und ich griff nach dem Amulett. Jetzt meldeten sich auch die Rippen und der Rücken. Schnell stach ich mir in den Finger und ließ drei Tropfen Blut auf das Holz fallen. Schon bevor ich mir die Kordel umhängte, spürte ich die Erleichterung. Es waren nur Muskelschmerzen, Prellungen und Schürfwunden, nichts, was nicht heilen würde.

Ich sah mich in dem verdunkelten Zimmer um und entdeckte eine leere Kaffeetasse und daneben auf einem Stuhl einen Kleiderhaufen. Er bewegte sich leicht. Langsam erkannte ich, dass es der schlafende Nick war. Er hatte die langen Beine ausgestreckt, und seine bestrumpften Füße - Schuhe waren auf dem Teppich verboten - entlockten mir ein Lächeln.

Ich setzte mich wieder, genoss den Moment der Ruhe und

betrachtete meinen schlafenden Freund. Da er sechs Stunden früher als ich den Tag begann, war sein Kinn um diese Uhrzeit bereits wieder stoppelig. Sein Kopf war im Schlaf auf die Brust gesunken, und das dunkle Haar fiel ihm ins Gesicht. Offenbar spürte er instinktiv, dass ich ihn beobachtete, denn er öffnete die Augen. Mein Lächeln vertiefte sich, während ich zusah, wie er sich mit einem leisen Seufzen streckte.

»Hi, Ray-Ray«, begrüßte er mich zärtlich. »Wie geht es dir jetzt?«

»Ich bin okay.« Es war mir peinlich, dass er mitgekriegt hatte, was passiert war, peinlich, dass er mich retten musste, aber gleichzeitig war ich überglücklich, dass er da gewesen war.

Nick stand auf und setzte sich neben mich, und als ich näher heranrutschte, legte er den Arm um mich und drückte mich an sich. Ich lehnte den Kopf an seine Schulter und atmete tief seinen unverwechselbaren Duft: alte Bücher und Schwefel. Allein seine Anwesenheit gab mir schon Kraft.

»Bist du sicher, dass es dir gut geht?«, fragte er und fuhr mir liebevoll mit der Hand durchs Haar.

Ich rückte ein Stück von ihm ab und sah ihn an. »Ja, danke der Nachfrage. Wo ist Ivy?«

Das folgende Schweigen machte mir Angst. »Sie hat dich doch nicht verletzt, oder?«

Seine Hand glitt aus meinem Haar. »Sie liegt wohl immer noch da, wo ich sie zurückgelassen habe.«

»Nick!« Fassungslos rückte ich weiter von ihm weg. »Wie

konntest du sie einfach so da liegen lassen?«

Ich stand auf und suchte automatisch nach meiner Handtasche, bis mir klar wurde, dass er sie nicht mitgebracht hatte. Und ich war immer noch barfuß. »Bring mich nach Hause«, befahl ich, da ich wusste, dass der Bus mich nicht mitnehmen würde.

Nick war ebenfalls aufgestanden und starrte mich alarmiert an, bevor er den Blick senkte. »

Scheiße«, fluchte er tonlos. »Es tut mir leid. Ich dachte, du hättest sie abgewiesen.« Er wich meinem Blick aus, wirkte enttäuscht, verletzt und verlegen. »Scheiße, Scheiße, Scheiße«, murmelte er. »Es tut mir wirklich leid. Ja, komm, ich bringe dich nach Hause. Vielleicht ist sie ja noch nicht aufgewacht. Es tut mir so leid. Mein Gott, ich hätte mich nicht einmischen sollen. Aber ich dachte, du hättest nein gesagt!«

Vollkommen aufgelöst wandte er sich zur Tür, doch es gelang mir, ihn aufzuhalten, bevor er verschwinden konnte. »Nick?« Er blieb wie angewurzelt stehen. »Ich *habe* nein gesagt.«

Nicks Augen weiteten sich vor Erstaunen. »Aber... und du willst trotzdem zu ihr zurück?«

Ich setzte mich wieder aufs Bett und sah zu ihm hoch. »Natürlich, sie ist meine Freundin. Und ich kann nicht glauben, dass du sie da einfach so liegen gelassen hast!«

Nick zögerte, immer noch verwirrt. »Aber ich habe doch gesehen, was sie getan hat. Sie war kurz davor, dich zu beißen, und du willst zu ihr zurück?«

Ich ließ die Schultern hängen und starrte auf den mit Flecken übersäten, hässlichen, gelben Teppich. »Es war ganz allein meine Schuld«, erwiderte ich leise. »Wir haben trainiert, und ich bin wütend geworden.« Betreten schaute ich hoch. »Nicht wegen ihr, wegen Edden. Dann hat sie den Großkotz raushängen lassen, und ich bin ausgerastet. Ich bin auf sie losgegangen, als sie nicht damit rechnete... bin auf ihren Rücken gesprungen, habe sie an den Haaren gezogen, ihren Kopf zurückgerissen und mich an ihren Hals geklammert.«

Nick ließ sich betont langsam auf den Stuhl sinken und stützte die Ellbogen auf die Knie.

»Noch mal zum Mitschreiben: Du wolltest mit ihr trainieren, während du wütend warst. Dann hast du gewartet, bis ihr beide total aufgeputzt wart, und dann hast du dich auf sie gestürzt?« Er schnaubte ungläubig. »Meinst du nicht, du hast es eher darauf angelegt, dass sie dich beißt?«

Ich schaute ihn strafend an. »Ich habe dir doch gesagt, dass es nicht ihre Schuld war.« Ich wollte mich nicht mit ihm streiten, also ging ich zu ihm rüber und setzte mich auf seinen Schoß. Er grunzte überrascht, nahm mich aber sofort in die Arme, sodass ich den Kopf an seine Schulter lehnen konnte. Die Erinnerung an die vom Vampirspeichel ausgelöste Euphorie loderte kurz auf und verschwand wieder. Ich hatte nicht gewollt, dass sie mich beißt, ganz bestimmt nicht. Aber es blieb eine quälende Unsicherheit, ob nicht ein primitiver, genussüchtiger Teil von mir genau das wollte. Ich hätte vorsichtiger sein müssen, es war nicht ihre

Schuld gewesen. Und sobald ich mich selbst endgültig davon überzeugt hatte, würde ich aufstehen, sie anrufen und es ihr sagen.

Aber erst mal schmiegte ich mich an Nick und lauschte auf den Verkehr draußen, während er mir mit der Hand zärtlich über den Kopf strich. Er schien ungeheuer erleichtert zu sein. »Nick? Was hättest du getan, wenn ich sie nicht abgewiesen hätte?«

Er holte tief Luft. »Dann hätte ich den Kessel an der Tür abgestellt und wäre gegangen«, antwortete er sachlich.

Ich richtete mich auf, und er stöhnte kurz, als ich das Gewicht verlagerte. »Du hättest zugelassen, dass sie mir die Kehle zerfetzt?«

Er wich meinem Blick aus. »Ivy hätte dich nicht ausgesaugt und dem Tod überlassen«, erklärte er widerstrebend. »Nicht einmal bei dem Bluttausch, den du in ihr ausgelöst hast. Ich habe gehört, was sie dir angeboten hat. Das war kein One-Night-Stand, das sollte ein Bund für die Ewigkeit werden.«

In diesem Moment begann die Narbe wieder zu prickeln, was mich so erschreckte, dass es mir sofort gelang, das Gefühl zu unterdrücken. »Wie lange hast du da gestanden?« Mir wurde eiskalt bei dem Gedanken, dass hinter diesem Alptraum wesentlich mehr stecken könnte als ein einfacher Kontrollverlust.

Er konnte mir immer noch nicht in die Augen sehen, zog mich aber noch fester an sich. »Lange genug, um sie fragen zu hören, ob du ihr Nachkomme werden willst. Ich hätte dir nicht im Weg stehen wollen, wenn es das gewesen wäre, was

du wolltest.«

Mir fiel die Kinnlade runter, und ich löste mich aus seiner Umarmung. »Du wärst einfach weggegangen, hättest zugelassen, dass sie mich zu ihrem willenlosen Spielzeug macht?«

Jetzt wurde er wütend. »Ihr Nachkomme, Rachel. Nicht ihr Schatten oder ihr Spielzeug. Dazwischen liegen Welten.«

»Du wärst einfach so verschwunden?« Ich wollte nicht aus seinem Schoß aufstehen, denn dann wäre ich mit Sicherheit einfach aus der Wohnung gestürmt, was ich später bereuen würde. »Du hättest nichts unternommen?«

Er knirschte vor Wut mit den Zähnen, aber er behielt mich auf dem Schoß. »Ich bin nicht derjenige, der mit einem Vampir in einer Kirche lebt! Ich habe keine Ahnung, was du eigentlich willst, Rachel. Ich kann mich nur danach richten, was du sagst und was ich beobachte. Mit ihr lebst du, mit mir schläfst du. Was, bitte schön, soll ich davon halten?«

Ich antwortete nicht, und er sprach mit sanfter Stimme weiter. »An dem, was Ivy will, ist nicht Falsches oder Außergewöhnliches. Es ist einfach eine Tatsache, auch wenn es beängstigend ist. In vierzig Jahren oder so wird sie einen zuverlässigen Nachkommen brauchen, und sie mag dich. Mal ganz ehrlich - es ist ein verlockendes Angebot. Aber du solltest dich langsam mal entscheiden, was du willst, bevor die Zeit und die Vampirpheromone das für dich übernehmen.« Als er fortfuhr, war seine Stimme stockend, als koste es ihn Überwindung, es auszusprechen. »Bei Ivy wärst du kein seelenloses Spielzeug. Und du wärst in Sicherheit,

unantastbar für so ziemlich jeden Schrecken in Cincinnati.« Gedankenverloren starrte ich vor mich hin. Ich musste an all die kleinen, scheinbar zusammenhangslosen Reibereien zwischen Ivy und Nick denken und sah sie nun in einem ganz neuen Licht. »Sie hat mich also die ganze Zeit über gejagt«, flüsterte ich, und fühlte nackte Angst in mir aufsteigen.

Die Spannungsfalten um Nicks Augen vertieften sich. »Nein. Sie ist nicht nur hinter deinem Blut her, auch wenn das dazugehört. Aber ich muss ehrlich sein. Ihr ergänzt euch besser als jede Vampir-Nachkomme-Konstellation, die ich je gesehen habe.« In seinen Augen flackerte etwas auf, das ich nicht deuten konnte. »Es ist eine Chance auf wahre Größe - wenn du bereit bist, deine Träume aufzugeben und dich ganz an sie zu binden. Du wärst zwar immer die Nummer zwei, aber die Nummer zwei unter einem Vampir, der dazu ausersehen ist, über Cincinnati zu herrschen.«

Die Hand, mit der er mir übers Haar streichelte, stockte. »Wenn ich einen Fehler gemacht habe«, sagte er vorsichtig, »und du ihr Nachkomme werden willst, dann soll es so sein. Ich fahre dich und deine Zahnbürste nach Hause und verschwinde, damit ihr beenden könnt, was ich unterbrochen habe.« Seine Hand nahm die Bewegung wieder auf. »Ich hätte nichts zu bereuen, außer der Tatsache, dass ich nicht gut genug war, um dich von ihr loszueisen.«

Ich ließ den Blick über Nicks zusammengewürfelte Möbel schweifen, und der Verkehrslärm von draußen drang an mein Bewusstsein. Es war hier so ganz anders als in Ivys Kirche mit ihren hohen, weiten Räumen. Ich hatte immer nur ihre

Freundin sein wollen. Die Freundin, die sie so dringend brauchte in ihrem Selbsthass, bei ihrem ständigen Versuch, etwas Besseres zu sein, etwas Reines, etwas Unberührtes und Unbeflecktes. Sie versuchte mit aller Kraft ihrem Dasein als Vampir zu entkommen, und ich wusste, dass sie im Stillen die Hoffnung hegte, ich könnte eines Tages einen Zauber finden, der ihr dabei helfen würde. Ich konnte sie nicht einfach verlassen und damit das Einzige zerstören, das sie aufrecht hielt. Vielleicht war ich ein Idiot, aber ich bewunderte ihren unbezähmbaren Willen und ihren unerschütterlichen Glauben daran, dass sie es irgendwann schaffen würde.

Trotz der latenten Bedrohung, die sie für mich darstellte, ihres zwanghaften Organisationswahns und der manischen Ordnungsliebe war sie die erste Mitbewohnerin, die sich nicht über meine kleinen Schwächen aufregte, wie etwa, dass ich den Heißwasserboiler leer laufen ließ oder vergaß, die Heizung abzustellen, bevor ich die Fenster öffnete. Ich hatte wegen solcher Banalitäten schon viele Freunde verloren. Ich wollte einfach nicht mehr allein sein. Das Beängstigende an Nicks Theorie war, dass er recht hatte. Ivy und ich passten tatsächlich gut zusammen.

Und jetzt hatte ich einen weiteren Grund zur Angst. Bis Ivy es mir erklärt hatte, war mir nicht bewusst gewesen, wie gefährlich diese Narbe für mich war. Sie erklärte mich zum Freiwild, machte mich zum Lustobjekt der Vampire, die mich weiterreichen würden, bis ich darum bettelte, gebissen zu werden. Die Erinnerung an die Wellen der Euphorie und daran, wie schwer es mir gefallen war, nein zu sagen, machte

mir klar, wie leicht Ivys Prophezeiung Wirklichkeit werden konnte. Obwohl sie mich nicht gebissen hatte, wusste inzwischen wahrscheinlich jeder, dass ich vergeben war und dass sie besser die Finger von mir lassen sollten.

Verflucht. Wie bin ich hier nur reingeraten?

»Soll ich dich zurückbringen?«, flüsterte Nick.

Ich lehnte mich an ihn. Es wäre sicher das Klügste gewesen, ihn darum bitten, noch in dieser Nacht mein Zeug aus der Kirche zu holen, aber ich sagte nur leise: »Noch nicht. Aber ich werde sie anrufen und fragen, ob alles in Ordnung ist. Ich werde auf keinen Fall ihr Nachkomme werden, aber ich kann sie auch nicht einfach verlassen. Ich habe nein gesagt, und ich bin mir sicher, dass sie das respektieren wird.«

»Und wenn nicht?«

Ich schmiegte mich noch tiefer in seinen Schoß. »Ich weiß es nicht... vielleicht sollte ich ihr ein Glöckchen umhängen.«

Er kicherte, aber ich meinte eine Spur Traurigkeit darin zu hören. Der Anflug von guter Laune verschwand, und er seufzte schwer. Das Geschehene hatte mich stärker verängstigt, als ich zugeben wollte. »Das Thema Auftragskiller ist erledigt«, hauchte er. »Warum ziehst du nicht aus?«

Ich lauschte auf seinen Herzschlag und rührte mich nicht. »Ich kann es mir nicht leisten«, erklärte ich schließlich leise. Diese Diskussion hatten wir schon öfter geführt.

»Aber du kannst jederzeit bei mir einziehen, das weißt du doch.«

Ich lächelte, was er aber nur durch die Bewegung meiner Wange an seiner Brust erahnen konnte. Sein Apartment war ziemlich klein, aber das war nicht der eigentliche Grund, warum ich unsere gemeinsamen Nächte auf die Wochenenden beschränkte. Er führte sein eigenes Leben, und ich würde ihm nur in die Quere kommen, wenn er mich regelmäßig um sich hätte. »Das ginge genau eine Woche gut, und dann würden wir uns hassen.« Das hatten mich zumindest meine bisherigen Erfahrungen gelehrt. »Außerdem bin ich das Einzige, was sie davon abhält, es wieder zu praktizieren.«

»Lass sie doch, sie ist ein Vampir.«

Mir fehlte die Kraft, um mich aufzuregen. »Genau das will sie ja aber nicht. Ich werde einfach noch vorsichtiger sein. Es wird alles gut gehen.«

»Rachel...« Sein Atem fuhr durch meine Haare. Ich wartete und konnte beinahe hören, wie er um passende Worte rang. »Je länger du bleibst«, sagte er schließlich zögernd, »desto schwerer kannst du dich der physischen Euphorie entziehen. Der Dämon, der dich letztes Frühjahr attackiert hat, hat mehr Speichel in dich reingepumpt als ein Meistervampir. Wenn Hexen verwandelt werden könnten, wärest du längst eine von ihnen. Momentan könnte Ivy dich, glaube ich, verzaubern, indem sie einfach nur deinen Namen sagt. Und sie ist noch nicht einmal tot. Du schiebst wackelige Argumente vor, um in einer wackeligen Situation zu verharren. Wenn du sie jemals verlassen willst, tu es jetzt. Vertrau mir. Ich weiß, wie berauschend es sich anfühlt, wenn ein Biss von einem

hungrigen Vampir stimuliert wird. Ich weiß, wie tief die Lüge reicht und wie stark die Verlockung ist.«

Ich setzte mich auf und bedeckte automatisch mit der Hand die Narbe. »Du weißt es?«

Verlegen grinste er mich an. »Ich bin in den Hollows zur High School gegangen. Glaubst du wirklich, ich wäre da durchgekommen, ohne zumindest einmal gebissen zu werden?«

»Du hast einen Vampirbiss? Wo?«

Er wich meinem Blick aus. »Es war ein Sommerflirt. Sie war noch nicht tot, deshalb habe ich mich nicht infiziert. Und in der Wunde befand sich kaum Speichel, deshalb macht es mir kaum Probleme, es sei denn, ich gerate in eine Situation, in der zu viele Vampir-Pheromone durch die Gegend schwirren. Es ist eine Falle. Das weißt du, oder?«

Ich nickte und kuschelte mich wieder an ihn. Er war sicher. Die Narbe war alt und stammte von einem lebenden Vamp, der noch nicht mal ganz ausgewachsen war. Meine Narbe war frisch und so voller Neurotoxine, dass Piscary sie schon durch einen Blick stimulieren konnte. Nick schwieg, und ich fragte mich, ob seine Narbe sich gerührt hatte, als er in die Kirche gekommen war. Vielleicht hatte er deswegen so lange tatenlos zugeesehen. Wie gut hatte es sich wohl angefühlt? Ich konnte ihn dafür nicht verurteilen.

»Wo ist sie, deine Vampirnarbe?«

Nick zog mich höher auf seinen Schoß. »Das geht dich gar nichts an - Hexe«, antwortete er neckend.

Plötzlich wurde ich mir deutlich seiner Arme um meinen

Körper bewusst. Ich sah auf die Uhr. Eigentlich musste ich noch zu meiner Mutter fahren, um die Sachen für meine Hausaufgaben zu holen. Wenn ich das heute nicht machte, würde das nie mehr was. Dann sah ich Nicks Lächeln. Er wusste genau, warum ich auf die Uhr schaute.

»Ist es die da?« Ich lehnte mich ein wenig zurück und schob seinen Kragen zur Seite, um eine kleine weiße Narbe über dem Schlüsselbein freizulegen, die von einem tiefen Kratzer stammte.

Er grinste. »Weiß nicht.«

»Mmmm, ich wette, ich kann's rausfinden.«

Während er mit den Armen meine Hüfte umschlang, öffnete ich den obersten Knopf an seinem Hemd. Da das Ganze in dieser Position eher unbequem war, drehte ich mich, sodass ich rittlings auf seinem Schoß saß. Seine Hände wanderten von meiner Hüfte abwärts, und ich beugte mich vor und begann, sanft an der Narbe zu saugen.

Nick atmete hörbar ein und rutschte tiefer in den Stuhl, damit ich sicherer saß. »Das ist sie nicht«, erklärte er dann und fuhr mit den Händen an meiner Wirbelsäule entlang, bis er den Bund meiner Hose erreichte.

»Okay«, murmelte ich, während er sich mit dem Saum meines Sweatshirts beschäftigte. Als er die Finger unter den Stoff schob, begann meine Haut zu kribbeln. »Die hier Ist es auch nicht, das weiß ich.« Diesmal lehnte ich mich über seine Brust und ließ meine Zunge spielerisch über die beiden kleinen Narben gleiten, die ich ihm einige Monate zuvor verpasst hatte, als ich ihn - selbst in Nerzgestalt - für eine

mordlustige Ratte gehalten hatte.

»Nein«, bestätigte er. »Die habe ich von dir.«

»Richtig«, hauchte ich und wandte mich wieder seinem Hals zu. »Hmmm... ich glaube, ich muss das hier näher untersuchen. Sie wissen doch, Mr. Sparagmos, dass ich in den verschiedensten Untersuchungsmethoden ausgebildet bin?«

Er antwortete nicht, sondern ließ seine freie Hand wieder sanft über meine Hüften gleiten. Ich lehnte mich nach hinten, und er nutzte die Gelegenheit, um sich intensiver mit meinem Bauch zu beschäftigen. Die Dunkelheit, die Ruhe und die Wärme ließen mich seine Berührungen noch stärker genießen. Ich spürte die Erwartung in seinem Blick und flüsterte: »Schließ die Augen.«

Mit einem genüsslichen Seufzer gehorchte er. Seine Liebkosungen wurden fordernder, als ich die Stirn an seine Schulter lehnte. Mit geschlossenen Augen ertastete ich die Hemdknöpfe und fühlte, wie meine Erregung zunahm mit jedem Knopf, den ich öffnete, bis ich das Hemd aus seiner Hose zog. Er ließ mich los und versuchte, das Hemd abzustreifen, doch ich biss ihm strafend ins Ohr läppchen. »Wage es ja nicht, mir dabei zu helfen.« Daraufhin kehrten seine Hände an meinen Rücken zurück, was es mir nicht gerade leicht machte, mich zu konzentrieren, als ich meine Lippen über die feinen Narben an seinem Ohr gleiten ließ.

Mit einer schnellen Bewegung nahm er meinen Kopf und küsste mich, leidenschaftlich, drängend. Ein leises Stöhnen - von mir, von ihm, egal - stachelte mich weiter an, und ich

überließ mich seinen Händen und seinem Kuss. Seine Bewegungen wurden immer stürmischer, doch ich drückte ihn in den Stuhl zurück, und er zog mich mit sich. Ohne den Kuss zu unterbrechen packte er mich fester, stand auf und trug mich zum Bett, wo er mich sanft auf die Matratze gleiten ließ. Als er anschließend über mir kniete, schaute ich hoch und genoss den Anblick seines flachen, harten Bauches. Ich hatte einen Arm spielerisch unter den Kopf gelegt und ließ die freie Hand in einer geraden Linie vom Brustbein abwärts wandern. Ungeduldig zog ich an seinem Hosenbund. *Verdammt, Knopfleiste.* Ich hasste Knopfleisten. Sein sinnliches Lächeln verschwand, und er zitterte, als ich einen Moment innehielt, um dann seinen Rücken zu erforschen.

Nick stützte sich auf dem Ellbogen ab und schob eine Hand unter mein Sweatshirt. Mein Atem beschleunigte sich, als er das Shirt hochschob und seine Zunge über meinen Bauch gleiten ließ.

Ungeduldig zog ich mir das Sweatshirt über den Kopf und riss dabei das Amulett von meinem Hals. Nick wandte sich sofort meinen Sport-BH zu. Voller Verlangen hob ich mich ihm entgegen.

Als er mit einer Hand über meinen Hals strich, begann die Dämonennarbe zu pulsieren. Ich erstarrte. Das war noch nie passiert, wenn ich mit ihm geschlafen hatte. Ich wusste nicht, ob ich es genießen oder unterdrücken sollte, weil es auch die Erinnerungen an diesen schrecklichen Tag wachrief.

Nick spürte meine plötzliche Angst und zögerte, dann

begann er, die Narbe sanft mit den Lippen zu liebkosten. Nacktes Verlangen überflutete meine Sinne, und ich versuchte krampfhaft, diese Gefühle mit der Ekstase zu vergleichen, die Ivy in mir ausgelöst hatte. Ich konnte keinen Unterschied feststellen. Es war zu berauschend, um sich dagegen zu wehren.

Nick hielt inne, und langsam verebbte die Flut. »Soll ich aufhören?«, flüsterte er.

Ich schloss die Augen und begann, die Knopfleiste an seiner Hose zu bearbeiten. »Nein«, stöhnte ich. »Es ist nur so verdammt gut, dass es fast wehtut. Sei vorsichtig.«

Sofort begann er wieder die Narbe zu küssen, während seine Hand in meinen BH vordrang. Endlich schaffte ich es, die verdammt Knöpfe zu öffnen.

Ich befreite ihn von seiner Jeans und tastete mich langsam vor, bis ich fand, was ich suchte.

Nicks Atem stockte, als sich meine Hand um die weiche Haut schloss. Er küsste das Tal zwischen meinen Brüsten und liebte die kleinen Hügel. Mein BH war inzwischen spurlos verschwunden.

Noch immer schickte die Narbe orgiastische Wellen durch meinen Körper, obwohl Nick sie nicht einmal mehr berührte. Ich überließ mich den Gefühlen. Mit der Frage, ob es richtig oder falsch war, würde ich mich später beschäftigen. Ich konzentrierte mich wieder auf die Bewegungen meiner Hände, spürte und genoss den Unterschied zu einer männlichen Hexe.

Nick war zu meinem Hals zurückgekehrt, löste zugleich

das Band meiner Hose und zog sie mir mit einer heftigen Bewegung samt Slip aus. Ich hob das Becken, um ihm zu helfen, aber er fixierte mich mit einer Hand auf dem Kissen. »Meine Sache, Hexe.«

Endlich spürte ich ihn in mir, und wir bewegten uns in einem langsamen Rhythmus, der mein Verlangen fast bis ins Unerträgliche steigerte.

Als seine Lippen meinen Hals berührten, glaubte ich, innerlich zu zerreißen.

»Mein Handgelenk«, stöhnte er, »Rachel, sie hat mich ins Handgelenk gebissen!«

Ich fand seine Hand und saugte hungrig an der alten Narbe, während er das Gleiche mit meinem Hals machte. Hemmungslos grub ich meine Zähne in seine Haut, wollte die Narbe zu meiner machen, die Erinnerung an die alte Liebschaft auslöschen. Als ein stechender Schmerz durch meinen Hals schoss, schrie ich auf. Nick hielt kurz inne, machte dann aber weiter, und ich konzentrierte mich wieder auf sein Handgelenk. Immer stärker wurde mein Verlangen, bis ich schließlich zu allem bereit war. *Jetzt*, dachte ich, den Tränen nahe. *Bitte, jetzt!*

Die Ekstase erfasste uns wie eine mächtige Welle, unsere Körper verschmolzen, und wir wurden von ihr weggerissen, gezogen, geschleudert, bis wir den Höhepunkt erreichten und wie betäubt in diesem einen, ewigen Moment verharrten.

Nur langsam löste sich die Spannung, begleitet von einem letzten Aufflackern der sterbenden Lust. Ich spürte Nicks

Gewicht auf mir und seinen schweren Atem an meinem Ohr. Vollkommen erschöpft versuchte ich die Hände von seinem Rücken zu lösen und sah, dass meine Fingernägel rote Striemen auf seiner Haut hinterlassen hatten.

Für einen Moment lag ich reglos da und spürte ein letztes Prickeln an meinem Hals. Dann war alles vorbei. Ängstlich fuhr ich mit der Zunge über meine Zähne. Kein Blut. Ich hatte seine Haut nicht aufgerissen. *Gott sei Dank.*

Nick verlagerte sein Gewicht, damit ich leichter atmen konnte. »Ich glaube, du hast mich fast umgebracht, Rachel.«

Ich antwortete nicht. Heute konnte ich mir den Fünf-Kilometer-Lauf wohl sparen. Mein Herzschlag beruhigte sich wieder und entließ mich in absolute Entspannung. Ich griff nach Nicks Handgelenk und betrachtete die alte Narbe, die sich auf der geröteten Haut weiß abzeichnete. Irgendwie war es mir peinlich, dass ich ihm einen solchen Knutschfleck gemacht hatte. Aber ich bereute es nicht, ihn gezeichnet zu haben. Außerdem hatte er mit Sicherheit gewusst, was geschehen würde, und mein Hals sah wahrscheinlich auch nicht viel besser aus.

Muss ich mir Sorgen machen? Setzt noch nicht. Vielleicht später, wenn meine Mum ihn zu Gesicht bekam.

Ich küsste die gereizte Haut und ließ seinen Arm los. »Warum hat es sich so angefühlt, als wäre einer von uns ein Vampir? Die Dämonennarbe war noch nie so empfindlich wie heute...«

Ich unterbrach mich. Ich hatte in den letzten zwei Monaten fast jede Stelle seines Körpers erforscht, dabei aber nie eine

so heftige Reaktion ausgelöst. Nicht, dass ich mich beschweren wollte.

Erschöpft rollte er von mir runter und ließ sich stöhnend auf die Matratze fallen. »Wahrscheinlich hat Ivy die ganze Sache ins Rollen gebracht«, mutmaßte er mit geschlossenen Augen. »Mir wird morgen jedenfalls alles wehtun.«

Ich schnappte mir die Wolldecke und zog sie bis zum Hals hoch, denn ohne seinen wärmenden Körper war mir kalt. Dann rollte ich mich auf die Seite und flüsterte: »Bist du sicher, dass ich aus der Kirche ausziehen soll? Ich glaube, langsam verstehe ich, warum Dreier in Vamp-Kreisen so beliebt sind.«

Nick öffnete die Augen und ächzte: »Du willst mich umbringen, oder?«

Kichernd stand ich auf und wickelte mich in die Decke. Ein prüfender Griff an den Hals bestätigte meine Vermutung: Die Haut war wund, aber nicht aufgerissen. Ich hielt es nicht für falsch, die von Ivy ausgelösten Empfindungen so auszunutzen, aber dieses überwältigende Verlangen machte mir Sorgen. Es war fast zu intensiv, fast unkontrollierbar...

Kein Wunder, dass Ivy es so schwer hatte.

Gedankenversunken durchwühlte ich Nicks Kleiderschrank nach einem alten T-Shirt und machte mich auf den Weg ins Bad.

»Hallo«, meldete sich Nicks Stimme auf unserem Anrufbeantworter. »Sie sind mit Morgan, Tamwood und Jenks verbunden, Vampirische Hexenkunst, unabhängiger Runnerdienst. Momentan können sie Ihren Anruf leider nicht entgegennehmen. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht mit der Angabe, ob Sie einen Tages- oder Nachtranruf bevorzugen.«

Angespannt wartete ich auf den Signalton. Es war meine Idee gewesen, ihn den Text aufsprechen zu lassen. Ich mochte seine Stimme, und ich dachte mir, es wäre sowohl schick als auch seriös, den Eindruck zu erwecken, wir hätten eine männliche Empfangsdame. Natürlich war das alles für die Katz, wenn die Kunden das erste Mal die Kirche sahen.

»Ivy?«, fragte ich behutsam schuldbewusst. »Bitte nimm ab, wenn du da bist.«

Nick war auf dem Weg von der Küche ins Wohnzimmer und strich mir im Vorbeigehen sanft über den Rücken.

Am anderen Ende der Leitung blieb es still, und ich beeilte mich noch schnell etwas zu sagen, bevor sich das Band abschaltete. »Also, ich bin bei Nick. Und, äh... wegen vorhin, das tut mir leid. Es war meine Schuld.« Ich schaute nervös zu Nick, der Junggesellen-Ordnung schaffte - alles unter die Couch oder hinter die Kissen. »Ich soll dir von Nick sagen, dass es ihm leid tut, dass er dich geschlagen hat.«

»Tut es nicht«, rief er. Ich legte hastig die Hand über den

Hörer, da ich mir nicht sicher war, ob sie das mit ihren Vampohren nicht hören konnte.

»Ja, äh, ich fahr noch zu Mum, um ein paar Sachen zu holen und bin dann so um zehn zurück. Falls du früher kommst, wäre es nett, wenn du schon mal die Lasagne auftaust. Essen wir dann so um Mitternacht? Dann könnte ich hinterher noch meine Hausaufgaben machen.« Ich zögerte und wollte noch irgendetwas sagen. »Gut, ich hoffe, du kriegst die Nachricht. Bis dann.« Na, das war ja mal echt kreativ.

Ich legte auf und drehte mich zu Nick um. »Und wenn sie immer noch ohnmächtig ist?«

»So heftig habe ich nicht zugeschlagen.«

Ich ließ mich gegen die Wand fallen. Sie war kackbraun gestrichen und passte nicht zum Rest der Wohnung. Aber hier passte nichts zueinander, und so war es auf eine verdrehte Art wieder harmonisch. Nick hatte durchaus ein Gefühl für die Verbindung zwischen verschiedenen Dingen, aber er folgte dabei einer ganz eigenen Perspektive. Einmal hatte ich ihn darauf aufmerksam gemacht, dass er verschiedenfarbige Socken trug. Er hatte mich verständnislos angesehen und gemeint, sie seien aber doch gleich dick.

Genauso war es mit seinen Büchern: Sie waren nicht alphabetisch geordnet - die ältesten unter ihnen hatten weder Autor noch Titel -, sondern nach einem System sortiert, das ich erst noch entschlüsseln musste. Die Bände nahmen eine ganze Wohnzimmerwand ein und gaben mir das beunruhigende Gefühl beobachtet zu werden, wann

immer ich im Raum war. Nachdem seine Mutter sie eines frühen Morgens vor seiner Tür abgeladen hatte, schlug er vor, sie in meinem Wandschrank zu lagern. Ich gab ihm einen dicken Kuss und lehnte ab. Die Dinger waren mir unheimlich.

Bereit zum Aufbruch ging Nick in die Küche und schnappte sich seine Schlüssel, während ich mich widerstrebend von der Wand löste und mein Outfit begutachtete, bevor ich ihm in den Flur folgte: Jeans, T-Shirt und die Flip-Flops, die ich normalerweise trug, wenn wir im hausinternen Pool schwimmen gingen. Ich hatte die Klamotten letzten Monat hier gelassen und sie nun gewaschen und ordentlich aufgehängt in Nicks Schrank gefunden.

»Mit fehlt meine Tasche«, jammerte ich, als er die Tür hinter uns abschloss.

»Willst du auf dem Weg an der Kirche halten?«

Sein Angebot klang nicht sonderlich begeistert, und ich zögerte. Wir müssten quer durch die Hollows fahren, und jetzt nach Sonnenuntergang wurde es voll auf den Straßen. Wir würden eine Ewigkeit brauchen. Geld hatte ich sowieso keins mehr, Zauber brauchte ich auch keine - ich wollte schließlich nur zu Mum -, aber der Gedanke an Ivy, wie sie vielleicht noch bewusstlos auf dem Boden lag, war unerträglich. »Wärst du so lieb?«

Er nickte widerwillig.

Ich wusste, dass er es nur mir zuliebe tat, und mein schlechtes Gewissen lenkte mich so sehr ab, dass ich beinahe die letzte Stufe der Treppe verfehlt hätte, die zum Parkplatz

führte. Es war kalt. Am Himmel zeigte sich keine einzige Wolke, aber die Sterne waren durch den Lichtschein der Stadt nicht zu sehen. Ich bekam kalte Füße, und als ich sichtbar fröstelte, gab Nick mir seinen Mantel. Ich zog ihn an und spürte, wie mein Ärger über seine Gleichgültigkeit gegen Ivy nachließ.

Von einer Straßenlaterne drang ein leises Wimmern zu uns herüber. Mein Dad hätte die Beleuchtung als Diebeslicht bezeichnet: Gerade hell genug, um noch sehen zu können, was man macht, aber zu dunkel, um von anderen erkannt zu werden. Als wir beim Auto angekommen waren, versuchte Nick mir galant die Tür zu öffnen, was mich zum Lachen brachte, da es in einen Kampf ausartete. Ächzend riss und zerrte er an dem Griff, bis die Tür mit einem lauten Knall nachgab.

Nick hatte seinen neuen Job erst seit drei Monaten, hatte es aber irgendwie schon geschafft, sich einen verbeulten, blauen Ford zuzulegen. Ich mochte den Transporter. Er war groß und hässlich, aber dafür hatten wir ihn billig bekommen. Nick meinte, dass der Händler keinen anderen fahrbaren Untersatz gehabt hätte, bei dem er nicht die Beine bis unters Kinn anziehen musste. Der Lack blätterte ab, und die Heckklappe war total verrostet, aber er war fahrtüchtig.

Ich kletterte auf den Sitz und streckte die Füße auf der ziemlich fragwürdigen Fußmatte aus, die noch vom Vorbesitzer stammte. Nick knallte die Tür so fest zu, dass der ganze Wagen wackelte. Es war die einzige Möglichkeit, um sicherzugehen, dass sie nicht wieder aufginge, wenn wir die

nächsten Bahnschienen überquerten.

Während ich darauf wartete, dass Nick einstieg, bemerkte ich einen tanzenden Schatten auf der Motorhaube. Blinzelnd lehnte ich mich vor. Dann klatschte etwas gegen das Seitenfenster, und ich zuckte erschrocken zusammen.

»Jenks!« Trotz der Scheibe zwischen uns konnte ich erkennen, dass er stocksauer war. Seine Flügel blitzten im Licht der Straßenlaterne, als er empört die Stirn runzelte und die Hände in die Hüften stemmte. Auf dem Kopf trug er einen breitkrempigen roten Hut, der in dem diffusen Licht allerdings eher grau wirkte. Meine Sorge um Ivy kehrte zurück, und ich kurbelte hastig das Fenster runter, mit Ellbogen nachhelfend, als es auf halber Höhe klemmte. Jenks flitzte ins Wageninnere und nahm den Hut ab.

»Wann, zum Teufel, besorgt ihr endlich ein Telefon mit Freisprechanlage? Ich gehöre genauso zu dieser Scheißfirma wie ihr, und ich kann nicht einmal das Telefon benutzen!«

Er kam aus der Kirche? Ich wusste gar nicht, dass er so schnell fliegen konnte.

»Und was habt ihr mit Ivy gemacht?«, fuhr er wütend fort, als Nick in den Wagen stieg und die Tür zuschlug. »Ich habe den ganzen Nachmittag damit verbracht, Glenda den Guten zu beruhigen, nachdem du seinen Dad so angeschnauzt hast, und dann komme ich nach Hause und finde Ivy völlig hysterisch im Badezimmer vor.«

»Geht es ihr gut?«, fragte ich sofort und wies Nick an: »Bring mich nach Hause.«

Er ließ den Wagen an, schreckte aber zurück, als Jenks auf

dem Schalthebel landete. »Sie ist in Ordnung - so weit das bei ihr möglich ist.« Seine Wut verwandelte sich in Besorgnis. »Aber du solltest besser noch nicht zurückkommen.«

»Runter da.« Ich versuchte ihn von der Schaltung zu wedeln.

Jenks schoss in die Luft, schwebte wieder runter und warf Nick einen dermaßen giftigen Blick zu, dass dieser schnell die Hände aufs Lenkrad legte.

»Nein«, wiederholte der Pixie. »Ich meine das ernst. Gib ihr noch ein wenig Zeit. Sie hat deine Nachricht abgehört und beruhigt sich gerade wieder ein bisschen.« Er flog auf das Armaturenbrett und sah mich fragend an. »Was hast du nur mit ihr gemacht? Sie hat die ganze Zeit irgendwas erzählt, dass sie dich nicht beschützen könne, und dass Piscary mächtig sauer auf sie sein würde, und dass sie nicht weiß, was sie tun soll, wenn du gehst.« Sein kleines Gesicht verzog sich sorgenvoll. »Hör zu, Rachel, vielleicht solltest du ausziehen. Das wird alles zu schräg - sogar für dich.«

Beim Namen des untoten Vampirs stieg eine eisige Kälte in mir auf. Vielleicht war nicht ich diejenige gewesen, die sie so weit getrieben hatte. Möglicherweise hatte Piscary da seine Finger im Spiel. Es wäre alles gut gegangen, wenn Ivy bei meinem ersten Signal den Kampf abgebrochen hätte. Aber vielleicht hatte Piscary herausgefunden, dass sie nicht die dominante Partnerin in unserer merkwürdigen Beziehung war, und von Ivy verlangt, die Situation richtig zu stellen - dieser kleine Wichser. Das ging ihn, verdammt noch mal, einen Scheißdreck an.

Nick legte den Gang ein, und die Räder quälten sich aus dem Kies. »Kirche?«, fragte er knapp.

Jenks schüttelte den Kopf. Der Anflug von Angst in seinen Augen nahm mir die Entscheidung ab. »Nein.« Ich würde warten, ihr Zeit geben, sich wieder einzukriegen. Nick schien genauso erleichtert zu sein wie Jenks. Wir fädelten uns in den Verkehr ein und fuhren in Richtung Brücke.

»Gute Entscheidung«, meinte Jenks. Er bemerkte, dass ich keine Ohrringe trug und machte es sich auf dem Rückspiegel bequem. »Und jetzt erzähl mal - was ist denn überhaupt passiert?«

Ich kurbelte das Fenster wieder hoch, da der Wind schon die Kälte der hereinbrechenden Nacht mit sich trug. »Wir haben trainiert, und ich habe sie zu sehr provoziert. Sie hat versucht mich zu ihrem - äh - hat versucht mich zu beißen. Und dann hat Nick ihr mit dem Kessel eins übergebraten.«

»Sie hat versucht dich zu beißen?«

Ich blickte vom Fenster zu Jenks, dessen Flügel vom Licht des Autos hinter uns angestrahlt wurden. Sie standen still, flatterten wie wild, und standen dann wieder still. Jenks musterte erst Nicks verlegenes, dann mein besorgtes Gesicht. »Ohhh.« Seine Augen wurden groß. »Jetzt verstehe ich. Ivy wollte dich an sich binden, damit deine Narbe nur auf ihre Pheromone anspricht, und du hast abgelehnt. Gott, muss ihr das peinlich sein. Kein Wunder, dass sie so durch den Wind ist.«

»Halt die Klappe, Jenks.« Ich unterdrückte den Drang, ihn zu packen und aus dem Fenster zu schmeißen. Bei der

nächsten roten Ampel hätte er uns sowieso wieder eingeholt.

Der Pixie flitzte auf Nicks Schulter und begutachtete die leuchtenden Anzeigen auf dem Armaturenbrett. »Netter Wagen.«

»Danke.«

»Serienmodell?«

Nick löste den Blick von der Straße und sah den Pixie herausfordernd an. »Frisiert.«

Jenks surrte beeindruckt mit den Flügeln. »Höchstgeschwindigkeit?«

»Einhundertfünfzig Meilen, mit getunter Lachgas-einspritzung.«

»Wow«, meinte der Pixie anerkennend, als er wieder auf den Rückspiegel flog. »Aber überprüf besser mal die Leitungen. Ich rieche ein Leck.«

Nick sah besorgt unter dem Armaturenbrett nach. Dort befand sich eine schmierige Druckleitung, die bestimmt nicht serienmäßig war. »Danke, ich hatte mich auch schon gewundert«, meinte er, konzentrierte sich wieder auf die Straße und kurbelte das Fenster ein kleines Stück runter. »Kein Problem«, erwiderte Jenks.

Ich verkniff mir meine Frage. Das war wohl eine dieser Mörgersachen.

»Also«, wechselte Jenks das Thema, »jetzt geht's also zu deiner Mum?«

Ich nickte. »Willst du mitkommen?«

Wir fuhren durch ein Schlagloch, und er wurde ein paar Zentimeter in die Luft geschleudert, wo er im Schneidersitz

schwebend verharrte. »Na klar. Ich glaube, ihr Straucheibisch blüht noch. Was meinst du? Ob sie wohl was dagegen hätte, wenn ich ein paar Pollen mit nach Hause nehme?«

»Frag sie doch selbst.«

»Das werde ich auch.« Er grinste breit. »Du solltest übrigens ein bisschen Make-up auf den Knutschfleck tun.«

»Jenks!« Hastig hob ich die Hand an den Hals und errötete, als Nick und Jenks dämliche Machoblicke wechselten. *Willkommen zurück in der Steinzeit: Frau sein mein, also Glurg lassen die pelzigen Tatzen von ihr.*

Da ich meine Tasche nicht mit dabei hatte, fragte ich bittend: »Nick, kannst du mir ein bisschen Kohle leihen? Ich brauche was aus einem Zauberladen.« Es gibt nichts Peinlicheres, als mit einem Knutschfleck am Hals einen Make-up-Zauber zu kaufen. Besonders, wenn die meisten Ladenbesitzer einen kennen. Um mir das zu ersparen, bat ich Nick an einer Tankstelle zu halten. Natürlich war das Zauberregal an der Kasse leer, und so musste ich mich damit begnügen, mir konventionelles Make-up auf den Hals zu schmieren. Ein Covergirl der anderen Art, sozusagen.

Nick meinte, es sehe gut aus, aber Jenks lachte sich die Flügel rot. Dann setzte er sich auf Nicks Schulter und ließ sich über die Vorzüge der Pixiemädchen aus, mit denen er zusammen gewesen war, bevor er seine Frau Matalina kennengelernt hatte. Der brünstige Pixie hörte erst damit auf, als wir die Außenbezirke von Cincinnati erreichten. Ich war die ganze Fahrt über damit beschäftigt, diverse Lagen Make-up aufzutragen und begutachtete mein Werk kritisch im

Spiegel der Sonnenblende.

»Da vorne links«, wies ich Nick an, während ich versuchte, mir die Schminke von den Fingern zu wischen. »Es ist das dritte Haus auf der rechten Seite.«

Schweigend parkte Nick am Bordstein. Meine Mutter hatte das Verandalicht für uns angelassen, und ich hätte schwören können, dass die Gardinen sich bewegten. Ich war schon ein paar Wochen nicht mehr hier gewesen, und der Baum, den ich vor zwölf Jahren über der Asche meines Vaters gepflanzt hatte, begann schon seine Blätter zu verlieren. Seine Äste überschatteten bereits einen Teil der Garage.

Jenks hatte sich schon durch das offene Fenster verdrückt, und als Nick ihm folgen wollte, packte ich ihn am Arm. »Nick?« Die Besorgnis in meiner Stimme hielt ihn zurück, und er lehnte sich wieder in den Sitz. Ich zog meine Hand zurück und starrte verlegen auf meine Knie. »Hm, ich will mich für meine Mutter entschuldigen, im Voraus«, platzte ich schließlich heraus.

Er lächelte zärtlich und gab mir einen Kuss. »Mütter sind eben schrecklich.« Er stieg aus, und ich wartete ungeduldig, bis er um den Wagen herumkam und gewaltsam meine Tür aufriss.

Er nahm meine Hand, und wir gingen den schmalen Gehweg zum Haus hinauf. »Ich meine das ernst, Nick. Sie hat eine Menge durchgemacht, der Tod meines Vaters hat sie sehr mitgenommen. Sie ist keine Psychopathin oder so was, aber sie denkt nicht lange nach, bevor sie etwas sagt. Wenn ihr etwas in den Kopf kommt, lässt sie es sofort raus.«

Er wurde zusehends entspannter. »Hast du mich ihr deshalb noch nicht vorgestellt? Ich dachte, es läge an mir.«

»An dir?«, fragte ich begriffsstutzig, aber dann wurde mir klar, worum es hier ging. »Du meinst die Sache mit Mensch und Hexe?«, sprach ich es aus, damit er es nicht tun muss-te. »Nein, damit hat das überhaupt nichts zu tun.« Tatsächlich hatte ich das komplett vergessen, aber jetzt wurde ich nervös. Ich zupfte an meinen Haaren herum und griff nach meiner nicht vorhandenen Tasche.

Jenks wartete auf der Veranda und umkreiste wie eine überdimensionale Motte die Lampe. Ich drückte auf die Klingel und stellte mich dann neben Nick auf. *Lieber Gott, bitte mach, dass es einer ihrer guten Tage ist.*

»Ich bin froh, dass es nicht an mir gelegen hat«, meinte Nick.

»Genau«, unterstützte Jenks ihn, als er auf meiner Schulter landete. »Deine Mum sollte ihn wirklich mal kennenlernen, wo er doch ihre Tochter vögelt und so.«

»Jenks«, zischte ich warnend, aber da öffnete sich auch schon die Tür, und ich rang mir ein Lächeln ab.

»Rachel«, begrüßte mich Mum freudig, stürzte auf mich zu und drückte mich. Ich schloss die Augen und erwiderte die Umarmung. Da sie ein ganzes Stück kleiner war als ich, fühlte es sich merkwürdig an. Der Geruch von Haarspray stach mir in die Nase, der ihren leichten Rotholzduft überdeckte. Ich fühlte mich immer noch schlecht, da ich ihr nicht die ganze Wahrheit gesagt hatte über meinen Ausstieg bei der LS. und die folgenden Mordanschläge. Aber ich hatte sie nicht

beunruhigen wollen.

»Hi, Mum«, sagte ich und löste mich von ihr. »Darf ich dir Nick Sparagmos vorstellen, und du erinnerst dich sicher noch an Jenks?«

»Natürlich erinnere ich mich an ihn. Es freut mich dich wieder zu sehen, Jenks.« Sie trat zurück ins Haus und strich sich mit einer Hand über das glatte, rote Haar, in dem sich die ersten grauen Strähnen zeigten. Mit der anderen fuhr sie glättend über ihr schlichtes dreiviertellanges Kleid. Der Knoten in meinem Magen löste sich. Sie sah gut aus, viel besser als beim letzten Mal. Das verschmitzte Funkeln, das ich von früher kannte, war in ihre Augen zurückgekehrt, und sie bewegte sich flink und sicher, als sie uns ins Haus führte.

»Kommt rein, kommt rein«, drängelte sie und schob Nick vor sich her. »Schnell, bevor die ganzen Insekten reinkommen.« Zwar war das Licht eingeschaltet, doch es reichte nicht aus, um den düsteren grünen Flur zu erhellen. Überall an den Wänden hingen Bilder, und ich bekam ein wenig Platzangst, als sie mich ein zweites Mal drückte. Schließlich trat sie einen Schritt zurück, und ich konnte sehen, dass sie regelrecht strahlte. »Ich bin so froh, dass du gekommen bist.« Sie wandte sich an Nick. »So, und du bist also Nick.« Sie musterte ihn aufmerksam und nickte zufrieden, als sie seine leicht ramponierten, aber ordentlichen Schuhe sah, während sie meine Flip-Flops mit einem mürrischen Blick quittierte.

»Mrs. Morgan«, begrüßte er sie artig lächelnd und reichte ihr die Hand.

Sie schüttelte sie und zog ihn dann zu meinem Entsetzen so kräftig an sich, dass er beinahe gestolpert wäre. Sie war wesentlich kleiner als er, und nach einem Moment der Verblüffung grinste er mich über ihren Kopf hinweg an.

»Ich freue mich wirklich sehr, dich kennenzulernen.« Sie ließ endlich von ihm ab und sah sich nach Jenks um.

Der Pixie hatte es sich an der Decke gemütlich gemacht. »Hi, Mrs. Morgan. Sie sehen heute Abend bezaubernd aus«, meinte er vorsichtig und deutete eine Verbeugung an.

»Vielen Dank.« Sie lächelte herzlich. Im ganzen Haus hing der Duft von Tomatensoße, und ich überlegte kurz, ob ich sie hätte warnen sollen, dass Nick ein Mensch war.

»Na, dann, kommt mal alle rein und macht es euch bequem. Bleibt ihr zum Essen? Ich koche gerade Spaghetti, kein Problem, etwas mehr zu machen.«

Ich atmete auf, als Mum uns in die Küche führte. Heute schien sie tatsächlich aufzupassen, was sie sagte. Wir betraten die Küche, die von einer großen Deckenlampe erleuchtet wurde. Sie sah völlig normal aus, sogar nach menschlichen Maßstäben. Mum benutzte nicht mehr so viele Zauber wie früher, und nur der Salzwasserbottich neben dem Kühlschrank und der Kupferkessel auf dem Herd verrieten, dass hier eine Hexe lebte. Als der *Wandel* eintrat, war sie noch auf der High School gewesen, sie gehörte also noch zu der Generation, die ihre Andersartigkeit nicht an die große Glocke hängte. »Wir sind gekommen, um meine Kraftliniensachen zu holen«, erinnerte ich sie, auch wenn der Anblick des Kupferkessels voller Spaghettiwasser mir deutlich

klarmachte, dass ich meinen Rein-Raus-Weg-Plan vergessen konnte.

»Es macht gar keine Umstände«, sagte sie und gab eine Handvoll Nudeln in den Topf, der sie nach einem Blick auf Nick eine zweite folgen ließ. »Es ist schon nach sieben. Du hast doch sicher Hunger, Nick?«

»Ja, Mrs. Morgan«, antwortete er trotz meiner flehenden Blicke.

Sie drehte sich zufrieden zu uns um. »Und du, Jenks? Im Garten ist nicht mehr viel, aber du kannst dir alles nehmen, was du findest. Oder soll ich dir lieber ein wenig Zuckerwasser machen?«

Jenks strahlte. »Vielen Dank, Madam.« Er flitzte so nah an ihr Gesicht, dass einige Haarsträhnen aufgewirbelt wurden. »Ich schau mich mal um. Hätten Sie was dagegen, wenn ich etwas Pollen vom Straucheibisch mitnehme? Für meinen Jüngsten ist das zu dieser Jahreszeit das Beste.«

Meine Mutter erwiderte sein Lächeln wohlwollend. »Selbstverständlich, bedien dich ruhig. Allerdings haben die verfluchten Fairies bei der Spinnenjagd fast alles zerstört.« Sie zog die Augenbrauen hoch, und ich erstarrte. Ihr war gerade etwas eingefallen. Keine Ahnung, was.

»Hätten ein paar deiner Kinder vielleicht Interesse an einem Spätsommerjob?« Ich seufzte erleichtert. Jenks landete auf ihrer ausgestreckten Hand. Seine Flügel leuchteten pink, er war also zufrieden. »Vielen Dank, Madam. Mein Sohn Jax wird sich bestimmt gerne um Ihren Garten kümmern. Er und meine zwei ältesten Töchter müssten

ausreichen, um die Fairies zu vertreiben. Wenn Sie möchten, schicke ich die drei morgen früh vor Sonnenaufgang. Bis Sie Ihre erste Tasse Kaffee trinken, wird es hier keine Fairies mehr geben.«

»Wunderbar, diese verdammten Bastarde haben sich den ganzen Sommer über hier breitgemacht. Sie haben sogar meine Zaunkönige vertrieben!«

Nick zuckte zusammen, als er so ein Schimpfwort aus dem Mund meiner so sanft wirkenden Mutter hörte. Ich quittierte es nur mit einem Schulterzucken.

Jenks flog jetzt ungeduldig zwischen der Hintertür und mir hin und her, damit ich sie ihm öffnete. »Falls du nichts dagegen hast«, meinte er über dem Türknauf schwebend, »werde ich mal rausfliegen und die Lage checken. Ich möchte nicht, dass die Kids eine böse Überraschung erleben. Jax ist ein halbes Kind, ich muss sichergehen, dass er weiß, wovor er sich in Acht nehmen muss.«

»Großartige Idee«, antwortete Mum und ging zur Tür. Sie machte die Gartenlampe an und ließ Jenks raus. Dann drehte sie sich schwungvoll zu uns um. »Setzt euch doch. Möchtet ihr etwas trinken? Wasser? Kaffee? Ich muss auch irgendwo noch Bier haben.«

»Kaffee wäre toll, Mrs. Morgan«, antwortete Nick, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich hin. Ich öffnete den Kühlschrank und holte das Kaffeepulver raus, aber Mum nahm mir das Päckchen aus der Hand und brachte mich mit diesem typisch mütterlichen Schmonzenz dazu, mich neben Nick an den Tisch zu setzen. Mit demonstrativem Poltern

nahm ich mir einen Stuhl, wobei ich mir wünschte, sie würde nicht so ein Theater machen. Nick grinste und genoss sichtlich meine Unruhe.

»Ich schätze Männer, die Kaffee zum Essen trinken«, erklärte sie, während sie vor sich hinwerkelt. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie froh ich bin, dich endlich kennenzulernen, Nick. Es ist schon sehr lange her, dass Rachel einen Jungen mit nach Hause gebracht hat. Nicht einmal in der High School hatte sie viele Verabredungen. Ich habe mich schon langsam gefragt, ob sie vielleicht ans andere Ufer will, wenn du weißt, was ich meine.«

»Mum!« Mein Gesicht hatte inzwischen die gleiche Farbe wie meine Haare.

Sie sah mich unschuldig an. »Nicht, dass ich ein Problem damit hätte, das ist ja nichts Schlimmes«, meinte sie noch, während sie den Filter mit Kaffee füllte. Ich konnte Nick nicht ansehen, der sich nur amüsiert räusperte. Stattdessen stützte ich die Ellbogen auf den Tisch und ließ verzweifelt den Kopf auf die Hände sinken.

»Aber du weißt ja, wie ich denke«, fuhr sie seelenruhig fort, als sie den Kaffee wegstellte. Ich duckte mich und wartete auf das, was da kommen würde. »Ich war schon immer der Meinung, dass es besser ist keinen Mann zu haben, als den falschen. Dein Vater, Rachel, dass war der Richtige.«

Vorsichtig schaute ich hoch. Wenn sie über Dad sprach, war ich erst mal aus dem Schneider.

»So ein guter Mann.« Ihre Bewegungen verlangsamten sich, als sie zum Herd ging, wo sie den Deckel vom

Soßentopf nahm und kräftig umrührte. »Man braucht den richtigen Mann, um Kinder zu bekommen. Mit Rachel hatten wir viel Glück, und trotzdem hätten wir sie beinahe verloren.«

Interessiert richtete Nick sich auf. »Wie das, Mrs. Morgan?«

Auf ihrem Gesicht erschienen lang vergessene Sorgenfalten, und ich stand hastig auf, um die Kaffeemaschine einzustecken, was sie vergessen hatte. Die Geschichte, die gleich kommen würde, war peinlich, aber altbekannt und damit immer noch besser als das, was sonst aus ihr heraussprudeln könnte, besonders zum Thema Kinder. Ich setzte mich, und Mum begann ihren Vortrag mit dem üblichen Eröffnungssatz:

»Rachel wurde mit einer seltenen Blutkrankheit geboren. Wir hatten keine Ahnung davon, die Krankheit brach lange Zeit nicht aus.«

Nick drehte sich fragend zu mir um. »Du hast mir nie etwas davon erzählt.«

»Sie leidet jetzt nicht mehr daran«, warf meine Mutter ein. »Die nette Ärztin in der Klinik hat uns alles erklärt; dass wir bei Rachels älterem Bruder Glück gehabt hätten, und dass eine Wahrscheinlichkeit von fünfundzwanzig Prozent bestünde, dass unser nächstes Kind ebenfalls betroffen wäre.«

»Dann scheint es ein genetischer Defekt zu sein«, mutmaßte Nick. »Davon kann man normalerweise aber nicht geheilt werden.«

Mutter nickte und stellte die Flamme unter der kochenden Pasta kleiner. »Bei Rachel hat schließlich eine Kombitherapie

aus Kräuterheilmitteln und traditioneller Medizin angeschlagen. Sie ist unser Wunderkind.«

Nick wirkte nicht gerade überzeugt, also erklärte ich es ihm genauer: »Meine Mitochondrien haben dieses Enzym abgesondert, auf das meine weißen Blutkörperchen reagiert haben wie bei einer Infektion. Sie haben gesunde Zellen angegriffen, besonders im Knochenmark und in den Organen, die für die Blutproduktion verantwortlich sind. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass ich ständig müde war. Die Kräuter halfen, aber erst mit Beginn der Pubertät verschwanden die Symptome ganz. Bis auf eine Überempfindlichkeit gegen Schwefel geht es mir jetzt gut, aber meine Lebenserwartung wurde dadurch um zehn Jahre reduziert. Zumindest behaupten sie das.«

Nick streichelte mir zärtlich übers Knie. »Das tut mir leid für dich.«

Ich lächelte ihn beruhigend an. »Hey, was sind schon zehn Jahre? Die Ärzte hatten damit gerechnet, dass ich es nicht mal bis zur Pubertät schaffe.« Ich brachte es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass ich ihn trotz der zehn Jahre wohl um Jahrzehnte überleben würde. Wahrscheinlich wusste er es ohnehin schon.

»Monty und ich haben uns in der Universität kennengelernt, Nick«, erklärte meine Mutter nun und brachte damit das Gespräch wieder auf das ursprüngliche Thema. Ich wusste, dass sie nicht gerne über die ersten zwölf Jahre meines Lebens sprach. »Es war so romantisch. Die paranormalen Studiengänge waren gerade erst eingeführt

worden, und es gab einige Verwirrung bezüglich der Zulassungsbestimmungen. Jeder konnte alles belegen. Ich interessierte mich überhaupt nicht für Kraftlinienmagie und hatte mich nur dafür eingeschrieben, weil dieser umwerfende Typ vor mir in der Schlange es tat, und weil alle anderen Kurse schon voll waren.«

Mum rührte langsamer und starrte gedankenverloren in den dampfenden Topf.

»Es ist schon seltsam, wie das Schicksal manchmal die Wege zweier Menschen zusammenführt. Ich belegte diesen Kurs wegen eines attraktiven Mannes, verliebte mich aber dann in seinen besten Freund.« Sie lächelte mich an. »In deinen Vater, Rachel. Wir bildeten eine Laborgruppe, und ich hätte den Kurs sicher geschmissen, wenn da nicht Monty gewesen wäre. Ich bin keine gute Kraftlinienhexe, und Monty konnte keine Zauber brauen. Also hat er mir in den folgenden zwei Jahren alle meine magischen Kreise geschlossen, und im Gegenzug habe ich bis zu seinem Abschluss seine Zauber für ihn beschworen.«

Das hatte ich noch nicht gewusst. Als ich aufstand, um Kaffeebecher aus dem Schrank zu holen, warf ich einen Blick in den Topf mit der roten Soße und überlegte, ob es eine dezente Möglichkeit gab, das Zeug in den Mülleimer zu befördern. Außerdem kochte sie schon wieder mit dem Topf, der für die Zauber bestimmt war. Ich konnte nur hoffen, dass sie nicht vergessen hatte, ihn mit Salzwasser zu reinigen. Sonst würde das Essen interessanter werden als geplant.

»Wie habt ihr beiden euch eigentlich kennengelernt?« Sie

zog mich vom Topf weg und legte einen Laib gefrorenes Brot zum Auftauen in den Ofen.

Entsetzt warnte ich Nick mit einem heftigen Kopfschütteln. Er schaute verwirrt von mir zu meiner Mutter. »Ähm... bei einer Sportveranstaltung.«

»Ein Spiel der Howlers?«

Er sah mich Hilfe suchend an, und ich setzte mich neben ihn. »Wir haben uns bei den Rattenkämpfen getroffen. Ich habe auf einen Nerz gewettet, und er auf eine Ratte.«

»Rattenkämpfe?« Sie verzog angewidert das Gesicht. »Ekelerregend. Wer hat gewonnen?«

»Sie sind geflüchtet«, meinte Nick mit einem zärtlichen Blick auf mich. »Wir stellen uns immer vor, dass die beiden sich wahnsinnig ineinander verliebt haben und irgendwo in den Abwasserkanälen der Stadt ein glückliches Leben führen.«

Ich unterdrückte ein Grinsen, während meine Mutter fröhlich lachte. Mir wurde ganz warm ums Herz. Ich hatte sie schon sehr lange nicht mehr so unbekümmert erlebt.

»Ja«, sagte sie lächelnd und legte die Ofenhandschuhe zur Seite. »Das ist wirklich eine schöne Geschichte. Nerze und Ratten. Fast wie bei Monty und mir, als wir keine Kinder mehr bekamen.«

Ich blinzelte verwirrt und fragte mich, wie sie von Nerzen und Ratten auf sich und Dad gekommen war, und was das mit der Tatsache zu tun hatte, dass sie keine Kinder mehr bekommen hatten.

Nick bemerkte meinen Blick und flüsterte mir ins Ohr:

»Nerze und Ratten können sich auch nicht vermehren.«
Endlich fiel bei mir der Groschen, und ich dachte, dass Nick mit seiner merkwürdigen Art die Welt zu sehen meine Mutter vielleicht besser verstand als ich.

Sie rührte weiter - natürlich im Uhrzeigersinn - in der Soße rum und fragte schließlich: »In deiner Familie gibt es doch keine genetisch bedingten Krankheiten, oder, Nick?«

Oh nein, dachte ich panisch, während er ihr gelassen antwortete: »Nein, Mrs. Morgan.«

»Nenn mich Alice. Ich mag dich. Heirate Rachel und kriege viele Kinder mit ihr.«

»Mum!«

Nick grinste - er fand das Ganze offenbar extrem lustig.

»Aber noch nicht gleich«, erklärte sie unbekümmert. »Genießt erst mal eure gemeinsame Freiheit. Man sollte erst Kinder zur Welt bringen, wenn man auch wirklich dafür reif ist. Ihr praktiziert doch hoffentlich Safer Sex?«

»Mutter!«, schrie ich. »Hör auf damit!« *Gott, hilf mir, diese Nacht zu überstehen!*

Sie drehte sich um, eine Hand auf der Hüfte, in der anderen den tropfenden Kochlöffel. »Rachel, wenn du vermeiden wolltest, dass ich dieses Thema anschneide, hättest du deinen Knutschfleck wegzaubern sollen.«

Ich starrte sie mit offenem Mund an. Gedemütigt stand ich auf und zog sie in den Flur. »Nick, entschuldige uns für einen Augenblick.« Sein Grinsen wurde immer breiter.

»Mum!«, flüsterte ich in der Sicherheit des Flurs. »Du solltest dir wirklich mal was verschreiben lassen, weißt du

das?«

Sie ließ den Kopf hängen. »Er scheint so ein netter Mann zu sein. Ich will nicht, dass du ihn vertreibst wie deine ganzen anderen Freunde. Ich habe deinen Vater so sehr geliebt, ich will doch nur, dass du auch so glücklich wirst.«

Als ich sie da stehen sah, allein und so besorgt, verbrauchte mein Ärger. Ich seufzte schwer. *Ich sollte sie öfter besuchen.* »Mum, er ist ein Mensch.«

»Oh«, erwiderte sie leise. »Ich schätze, dann braucht ihr euch über Safer Sex keine Sorgen zu machen, oder?«

Ich fühlte mich schlecht, da sie mir mit diesem Satz zeigte, dass sie die Implikationen der Situation voll erfasste. Würde das ihre Meinung über Nick ändern? Wir konnten niemals Kinder haben. Unsere Chromosomen passten einfach nicht zusammen. Der wissenschaftliche Nachweis, dass sich Hexen, Pixies und Trolle genetisch von den Menschen unterschieden, hatte eine lang anhaltende Debatte unter den Inderlandern beendet. Vamps - egal, ob gebissene oder geborene - und Tiermenschen waren genetisch betrachtet menschlich. Aber obwohl Hexen sich äußerlich so gut wie gar nicht von den Menschen unterschieden, hatten wir auf der zellulären Ebene so viel mit ihnen gemeinsam wie eine Banane mit einer Fruchtfliege. Mit Nick als Partner war ich also unfruchtbar.

Ich hatte es ihm gesagt, als sich aus der Knutscherei das erste Mal mehr entwickelte, weil ich Angst hatte, ihm könnten Unterschiede auffallen. Mir war dabei fast schlecht vor Angst, dass ihn diese Speziessache anwidern könnte. Als

er dann einfach nur fragte: »Es sieht alles genauso aus und funktioniert auch genauso, oder?«, hätte ich fast geheult vor Erleichterung.

Ehrlich gesagt, hatte ich das zum damaligen Zeitpunkt nicht genau gewusst, aber wir haben diese Frage dann gemeinsam beantwortet.

Ich errötete, als mir wieder einfiel, dass ich hier neben meiner Mutter stand, und schenkte ihr ein schwaches Lächeln. Sie erwiderte es und richtete sich gestärkt auf. »Gut, ich werde dann jetzt mal gehen und eine andere Soße machen, ich habe irgendwo noch eine Dose.«

Ich umarmte sie erleichtert. Sie drückte mich fest, und diesmal erwiderte ich die Geste. Ich hatte sie vermisst. »Danke, Mum«, flüsterte ich.

Sie tätschelte meinen Rücken, und wir lösten uns voneinander. Ohne mir in die Augen zu sehen wandte sie sich zur Küche. »Ich habe ein Amulett im Badezimmer, falls du es möchtest. Es ist in der dritten Schublade von unten.«

Sie holte tief Luft, setzte ein fröhliches Gesicht auf und kehrte in die Küche zurück. Ich hörte einen Moment zu, wie sie sich mit Nick unbeschwert über das Wetter unterhielt und dabei die Tomatensoße entsorgte. Alles beim Alten. Erleichtert schlurfte ich in meinen Flip-Flops durch den düsteren Flur.

Das Badezimmer meiner Mutter wies eine beängstigende Ähnlichkeit mit Ivys Bad auf - bis auf den Fisch in der Wanne. Ich fand das Amulett, wusch die Teenieschminke ab und aktivierte den Zauber. Das Resultat stellte mich zufrieden. Ein

kurzer Blick in den Spiegel, ein vergeblicher Versuch, meine Haare zu bändigen, und schon eilte ich zurück in die Küche. Man konnte ja nie wissen, was Mum Nick so alles erzählte, wenn ich die beiden zu lange alleine ließ.

Na klar, das hätte ich mir denken können. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt und waren in ein Fotoalbum vertieft, zu dem Mum detaillierte Erklärungen lieferte. Nick hielt eine Tasse Kaffee in der Hand. »Mum«, beschwerte ich mich, »aus genau diesem Grund bringe ich nie jemanden mit.«

Jenks erhob sich mit klappernden Flügeln von der Schulter meiner Mutter. »Entspann dich, Hexe. Mit den Baby-Nackedei-Fotos sind wir schon durch.«

Ich schloss die Augen, um den letzten Rest meiner Selbstbeherrschung zu finden. Mum ging zum Herd, um die Fertigsoße umzurühren. Ich zeigte auf ein Foto.

»Das ist mein Bruder Robert«, erklärte ich und unterdrückte den schmerzhaften Gedanken, dass dieser meine Anrufe nicht erwiderte. »Und das hier ist mein Dad.« Beim Anblick des Bildes wurde mir bewusst, wie sehr ich ihn vermisste.

»Er sieht nett aus«, meinte Nick.

»Er war einfach der Beste.« Ich blätterte die Seite um, was Jenks zum Anlass nahm, darauf zu landen. Die Hände in die Hüften gestemmt, trampelte er über mein Leben, das hier sorgfältig in geraden Linien festgehalten war. »Das ist mein Lieblingsbild von Dad«, sagte ich und tippte auf das Foto einer wild gemischten Gruppe elf- bis zwölfjähriger

Mädchen, die vor einem gelben Bus stand. Wir waren alle stark gebräunt und hatten sonnengebleichte Haare. Meine waren damals sehr kurz gewesen und standen nach allen Seiten ab. Dad stand neben mir, hatte die Hand auf meine Schulter gelegt und lächelte in die Kamera. Unwillkürlich seufzte ich traurig.

»Das sind meine Freundinnen aus dem Camp.« Die drei Sommer, die ich dort verbracht hatte, gehörten zu den schönsten Erinnerungen in meinem Leben. »Siehst du«, erklärte ich weiter, »da hinten kann man den See erkennen. Das Lager war irgendwo oben in New York. Ich bin nur einmal geschwommen, weil es so kalt war, dass man sich fast die Zehen abgefroren hat.«

»Ich war nie in einem Ferienlager«, meinte Nick, während er sich die Gesichter auf dem Foto näher ansah.

»Es war eines dieser Feriencamps von einer Herzenswunsch-Initiative für kranke Kinder. Sie haben mich rausgeschmissen, als bekannt wurde, dass ich nicht sterben würde.«

»Nicht alle in diesen Camps waren unheilbar krank«, widersprach meine Mutter

»Aber die meisten.« Meine Stimmung verdüsterte sich, als ich die Gesichter auf dem Foto betrachtete. Wahrscheinlich war ich die Einzige auf dem Bild, die noch lebte. Ich versuchte mich an den Namen des dünnen, schwarzhaarigen Mädchens zu erinnern, das dort neben mir stand und fühlte mich mies, als es mir nicht gelang. Sie war damals meine beste Freundin gewesen.

»Sie hatten darum gebeten, dass Rachel nicht mehr kommt, weil sie die Beherrschung verloren hatte, nicht weil sie wieder gesund wurde. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt einen kleinen Jungen zu bestrafen, der immer die Mädchen ärgerte.«

»Kleiner Junge«, spottete ich. »Er war der älteste von allen und ein fieser Brutalo.«

»Was hast du gemacht?«, fragte Nick mit einem amüsierten Funkeln in den braunen Augen.

Ich stand auf, um mir einen Kaffee zu holen. »Ich habe ihn in einen Baum katapultiert.«

Jenks kicherte, und Mum klopfte den Löffel am Rand des Topfes ab. »Tu nicht so bescheiden. Sie hat die Kraftlinie unter dem Camp angezapft und ihn zehn Meter hoch in die Luft befördert.«

Jenks pfiff anerkennend, und Nicks Augen weiteten sich vor Erstaunen. Verlegen goss ich den Kaffee in meinen Becher. Das war kein besonders guter Tag gewesen. Dieses Ekelpaket war ungefähr fünfzehn gewesen und hatte das Mädchen gequält, das neben mir auf dem Foto stand. Ich hatte ihn gewarnt, aber als er dann auf mich losging, verlor ich die Kontrolle. Ich wusste damals natürlich noch nicht, wie man eine Kraftlinie benutzt; es geschah einfach. Der Junge landete in einem Baum und rutschte runter, wobei er sich den Arm aufriss. Als ich das Blut sah, geriet ich in Panik. Die jungen Vamps wurden schleunigst auf einen Übernachtungstrip ans andere Ufer des Sees geschickt, damit die Teamleiter genug Zeit hatten, die blutgetränkte

Erde aufzuhäufen und zu verbrennen.

Mein Dad musste kommen und alles regeln. Es war das erste Mal gewesen, dass ich Kraftlinienmagie benutzt hatte, und es blieb bis zum College auch das letzte Mal, da mein Dad mir kräftig den Hintern versohlte. Ich hatte Glück gehabt, dass sie mich nicht noch am gleichen Tag rausschmissen.

Ich kehrte an den Tisch zurück und betrachtete sein lächelndes Gesicht auf dem Foto. »Kann ich das haben, Mum? Ich habe meine im Frühjahr alle verloren - ein fehlgeleiteter Zauber hat sie zerstört.« Nick und ich sahen uns an, und es war klar, dass er kein Sterbenswörtchen über die Mordanschläge verlieren würde.

Mum stellte sich neben mich. »Das ist ein wirklich schönes Bild von deinem Vater«, sagte sie, zog das Foto aus dem Album und gab es mir, bevor sie wieder zum Herd rückging.

Ich setzte mich, musterte die Gesichter und versuchte verzweifelt, mich an ihre Namen zu erinnern. Mir fiel kein einziger ein. Irgendwie beunruhigte mich das.

»Äh, Rachel?« Nick sah sich immer noch das Album an.

»Was?« *Amanda?*, fragte ich das dunkelhaarige Mädchen wortlos. *War das dein Name?*

Jenks setzte seine Flügel in Bewegung und ließ meine Haare flattern. »Heilige Scheiße!«, rief er.

Erst jetzt bemerkte sich, dass unter dem Bild, das ich in der Hand hielt, noch ein anderes eingeklebt war. Ich sah es mir an und fühlte, wie ich blass wurde. Es musste am selben Tag

aufgenommen worden sein, da im Hintergrund der Bus zu sehen war. Aber diesmal war Dad nicht von heranwachsenden Mädchen umringt, sondern stand neben einem Mann, der wie eine ältere Version von Trent Kalamack aussah.

Wie gebannt hielt ich die Luft an. Die beiden Männer blinzelten in die Sonne und lächelten. Sie wirkten entspannt und glücklich und hatten sich freundschaftlich den Arm um die Schultern gelegt.

Ich wechselte einen erschrockenen Blick mit Jenks. »Mum?«, brachte ich schließlich hervor. »Wer ist das hier, der neben Dad?«

Sie kam rüber und war völlig überrascht. »Oh, ich hatte ganz vergessen, dass ich das Foto noch habe. Diesem Mann gehörte das Ferienlager, dein Dad und er waren eng befreundet. Es hat deinem Vater das Herz gebrochen, als er starb, und auch noch so tragisch, noch nicht einmal sechs Jahre, nachdem seine Frau gestorben war. Ich glaube, das war einer der Gründe, warum dein Vater seinen Kampfgeist verloren hat. Er kam nur eine Woche später ums Leben.«

»Das wusste ich nicht«, flüsterte ich, ohne die Augen von dem Bild zu lösen. Dieser Mann war nicht Trent, aber die Ähnlichkeit war fast schon unheimlich. Es musste sein Vater sein. Dad hatte Trents Vater gekannt?

Plötzlich wurde mir ganz schlecht. Ich war mit einer seltenen Blutkrankheit in das Ferienlager gekommen, und jedes Jahr ging es mir ein bisschen besser, wenn ich zurückkam. Trent beschäftigte sich mit Genforschung.

Vielleicht hatte sein Vater dasselbe getan. Meine Genesung war immer als ein Wunder bezeichnet worden. Aber vielleicht war es illegale, unmoralische Genmanipulation gewesen. »Oh, mein Gott.«

Drei Sommer im Camp. Monate, in denen ich bis Sonnenuntergang geschlafen hatte. Unerklärliche Schmerzen an der Hüfte. Alpträume von wabernden Dämpfen, die mich heute noch aus dem Schlaf rissen.

Wie viel? Wie hoch war der Preis gewesen, den Trents Vater von meinem Dad verlangt hatte für das Leben seiner Tochter? Hatte er sein eigenes dafür gegeben?

»Geht es dir gut, Rachel?«, fragte Nick besorgt.

»Nein.« Ich konzentrierte mich auf meine Atmung und starrte fassungslos auf das Bild. »Kann ich das auch haben, Mum?« Meine Stimme klang fremd in meinen Ohren.

»Sicher, ich wollte es eigentlich gar nicht«, antwortete sie und löste es mit zitternden Fingern aus dem Album. »Darum hatte ich es auch unter das andere geschoben. Aber du weißt ja, dass ich von deinem Vater nichts wegwerfen kann.«

»Danke«, flüsterte ich.

15

Ich zog einen Fuß aus dem pinken Plüschpantoffel und kratzte mich mit dem großen Zeh an der Wade. Es war schon nach Mitternacht, aber die Küche war so hell erleuchtet, dass die Kupfertöpfe und Zauberutensilien an einem Drahtgestell

das Licht in fluoreszierenden Strahlen reflektierten. Ich stand an der Metallarbeitsplatte, drückte den Stößel in den Mörser und zerquetschte die Wilden Geranien zu einem grünlichen Brei. Jenks hatte sie auf einem unbebauten Grundstück in der Nähe gefunden und gegen einen seiner kostbaren Pilze eingetauscht. Der Pixieclan, der das Grundstück bewirtschaftete, hatte dabei sicher das bessere Geschäft gemacht, aber Jenks bemitleidete sie einfach.

Nick hatte uns vor einer halben Stunde Sandwiches gemacht, die Lasagne stand fürs Erste wieder im Kühlschrank und kühlte ab. Mein Sandwich hatte nach gar nichts geschmeckt, und das lag nicht nur daran, dass Nick - obwohl ich ihn darum gebeten hatte - keinen Ketchup draufgeschmiert hatte. Stattdessen hatte er behauptet, im Kühlschrank sei keiner mehr. Die Menschen hatten wirklich eine Macke. Das wäre vielleicht sogar unterhaltsam, wenn es einem nicht so auf den Keks gehen würde.

Ivy war noch nicht aufgetaucht, und ich würde die Lasagne sicherlich nicht alleine verdrücken, solange Nick da war. Ich wollte mit ihr reden, aber ich würde wohl warten müssen, bis sie dazu bereit war. Sie war das verschlossenste Wesen, das ich je getroffen hatte. Ivy konnte sich ihre Gefühle nicht einmal selbst eingestehen, solange sie keinen logischen Grund für sie gefunden hatte.

Neben mir auf dem Tresen stand mein zweitgrößter Zauberkessel, in dem Bob der Fisch seine Runden drehte. Ich würde ihn zu meinem Schutzgeist machen. Ich brauchte ein Tier, und Fische waren schließlich Tiere. An ein Kätzchen

brauchte ich nicht einmal zu denken, weil Jenks dann ausflippen würde, und Ivys Eulen waren inzwischen zu ihrer Schwester umgezogen, nachdem eine von ihnen fast Jenks' jüngste Tochter gefressen hatte. Jezebel ging es gut, und das arme Tier würde irgendwann sicher auch wieder fliegen können. Und sich nie wieder mit einem Pixie anlegen.

Deprimiert fuhr ich fort, die Blätter zu einer zähflüssigen Soße zu zerreiben. Erdmagie war am mächtigsten, wenn der Zauber zwischen Sonnenuntergang und Mitternacht erstellt wurde. Aber heute fiel es mir schwer, mich zu konzentrieren, und so war es mittlerweile schon kurz nach eins. Meine Gedanken kreisten beständig um das Foto und das Camp. Ich seufzte frustriert.

Nick hatte es sich mir gegenüber auf einem Barhocker bequem gemacht und aß gerade das letzte Sandwich. Bei dem Geräusch schaute er hoch.

»Hör auf, Rachel«, sagte er und lächelte, um die harten Worte abzumildern. Er wusste genau, woran ich dachte. »Ich glaube nicht, dass sie damals an dir rumgedoktert haben, und selbst wenn - wie willst du das beweisen?«

Ich ließ den Stößel fallen und schob den Mörser zur Seite. »Mein Vater starb meinetwegen. Wenn ich nicht diese verfluchte Blutkrankheit gehabt hätte, wäre er noch am Leben. Ich weiß es einfach.«

Er schaute mich mitfühlend an. »Vielleicht hat er sich die Schuld an deinem Leiden gegeben.«

Na, danke, sehr hilfreich. Ich ließ die Schultern hängen.

»Vielleicht waren die beiden auch einfach nur gute

Freunde, wie deine Mum sagt«, versuchte er es weiter.

»Oder vielleicht hat Trents Vater auch versucht, meinen Dad zu erpressen, damit er etwas Illegales tut. Und er ist gestorben, weil Dad sich geweigert hat.«

Wenigstens hat Trents Dad auch dran glauben müssen.

Nick griff nach dem Foto, das immer noch auf der Theke lag, wo ich es hingeschmissen hatte. »Ich weiß nicht«, meinte er sanft, und starrte auf das Bild. »Für mich sehen die beiden wie gute Freunde aus.«

Ich wischte mir die Hände an der Jeans ab, lehnte mich über den Arbeitstresen und nahm mir das Foto. Angestrengt musterte ich das Gesicht meines Vaters, unterdrückte das aufsteigende Gefühlschaos und gab Nick das Bild zurück. »Naturarzneien und Zauber allein hätten mich nicht heilen können. Die haben irgendetwas mit mir gemacht.«

Zum ersten Mal hatte ich es laut ausgesprochen, und sofort verknotete sich mein Magen.

»Aber du lebst«, gab Nick zu bedenken.

Ich wandte mich ab und maß sechs Tassen Quellwasser ab. Als ich die Flüssigkeit in einen zweiten, den größten, Kupferkessel schüttete, durchdrang das Plätschern das angestrengte Schweigen. »Und was passiert, wenn das rauskommt?« Ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. »Dann werden sie mich schnappen und wie einen Aussätzigen auf irgendeiner verlassenen Eisinsel abladen, aus Angst, dass was auch immer er mit mir angestellt hat mutieren und eine neue Epidemie auslösen könnte.«

»Oh, Rachel...« Nick rutschte von seinem Stuhl, während ich

mechanisch den Messbecher abtrocknete. Er stellte sich hinter mich und legte zärtlich die Arme um meine Schultern, bevor er mich zu sich umdrehte, damit er mir in die Augen sehen konnte.

»Du bist kein latenter Seuchenüberträger«, sagte er nachdrücklich. »Wenn Trents Vater deine Krankheit geheilt hat, dann ist das eben so. Aber mehr auch nicht, er hat dich geheilt, und das ist alles. Es wird nichts passieren. Immerhin bin ich doch noch hier.« Nick lächelte. »Lebendig und quietschfidel.«

Es gefiel mir ja selbst nicht, dass die Geschichte mir solche Angst machte. »Ich will ihm einfach nichts schuldig sein«, erklärte ich.

»Das bist du auch nicht. Das war eine Sache zwischen deinem Dad und Trents Vater, falls da überhaupt etwas gelaufen sein sollte.«

Ich spürte die beruhigende Wärme seiner Hände an meiner Taille. Dankbar verschränkte ich die Finger hinter seinem Rücken und lehnte mich vorsichtig an seine Brust. »Nur weil die beiden sich kannten, heißt das noch lange nicht, dass da mehr dahintersteckt«, sagte Nick abschließend.

Aber sicher doch, dachte ich sarkastisch, als wir uns widerstrebend voneinander lösten. Während er mit dem Kopf in der Vorratskammer verschwand, checkte ich das Rezept für mein Transfermedium. Der Text für die Verbindung mit einem Schutzgeist war in Latein verfasst, aber ich kannte die wissenschaftlichen Namen der Pflanzen gut genug, um

mitzukommen. Und bei der Beschwörung zählte ich auf Nicks Hilfe.

»Übrigens, vielen Dank, dass du noch bleibst.« Ich wusste, dass er morgen einen anstrengenden Tag vor sich hatte, nachmittags in der Uni und dann eine komplette Nachtschicht im Museum. Wenn er nicht bald ging, würde er überhaupt keinen Schlaf mehr bekommen.

Er setzte sich mit einer Chipstüte in der Hand wieder auf den Hocker und warf einen beredten Blick in den dunklen Flur. »Ich hatte gehofft, noch hier zu sein, wenn Ivy nach Hause kommt. Warum schläfst du nicht einfach bei mir?«

Ich schenkte ihm ein beruhigendes Lächeln. »Das geht schon in Ordnung. Sie wird erst nach Hause kommen, wenn sie sich beruhigt hat. Aber wenn du sowieso noch ein bisschen bleibst, wie wäre es, wenn du ein paar Pentagramme für mich zeichnest?«

Nick hörte auf in der Chipstüte zu wühlen und musterte skeptisch das schwarze Papier und den silbernen Kreidestift, die ich auf dem Tresen platziert hatte, dann warf er mir einen spöttischen Blick zu. »Ich werde bestimmt nicht deine Hausaufgaben für dich machen, Ray-Ray.«

»Ich weiß sehr wohl, wie die Dinger aussehen«, sagte ich abwehrend, warf ein paar Haare von mir in den Kessel und drückte sie behutsam mit dem Porzellanlöffel in die Flüssigkeit, bis sie versanken. »Ich verspreche dir, dass ich sie später noch mal abzeichne. Aber wenn ich sie morgen nicht vorlegen kann, wird sie mich aus dem Seminar schmeißen und Edden zieht mir die Studiengebühren vom Honorar ab.

Das ist doch nicht fair, oder? Die Alte hat es einfach auf mich abgesehen!«

Nick aß geräuschvoll ein paar Chips und sah mich zweifelnd an. »Du kennst also die Pentagramme?« Als ich nickte, wischte er sich die Hand ab und zog sich mein Lehrbuch heran. »Okay«, meinte er herausfordernd und stellte das Buch auf, damit ich nicht schummeln konnte. »Wie sieht ein Schutzpentagramm aus?«

Ich atmete erleichtert aus und träufelte den Sanikelsud, den ich vorbereitet hatte, in die Flüssigkeit. »Standarddiagramm mit zwei verschlungenen Linien im umgebenden Kreis.«

»Na gut... und wie sieht es mit Wahrsagung aus?«

»Das Symbol für den Neumond an den fünf Spitzen, im Zentrum ein Möbiusband zur Balance.«

Nicks amüsiertes Blick verwandelte sich in Erstaunen. »Beschwörungen?«

Lächelnd kippte ich den Geranienbrei in das Gebräu. Die grünen Fasern schlängelten sich in der Flüssigkeit wie in einem Gel. Cool. »Was für eine? Beschwörung innerer Kraft oder Anrufung eines Wesens?«

»Beide.«

»Bei der inneren Kraft werden an den mittleren Schnittstellen Eicheln und Eichenblätter eingezeichnet. Für die Beschwörung eines Wesens verbindet man die Punkte mit einer keltischen Kette.« Ich freute mich diebisch über seine offensichtliche Überraschung, regulierte die Flamme unter dem Topf und wühlte in der Besteckschublade nach

einem Fingerstick.

»Okay, ich bin beeindruckt.« Er ließ das Buch auf die Platte sinken und griff sich eine Handvoll Chips.

»Heißt das, du zeichnest sie für mich?«

»Aber nur, wenn du mir versprichst, dass du sie später selber noch mal machst.«

»Versprochen.« Das hob meine Laune deutlich. Die Essays waren auch schon fertig, jetzt musste ich nur noch Bob zu meinem Schutzgeist machen, dann war alles erledigt. Ein Kinderspiel. Ich duckte mich und sah Bob zweifelnd an.

Klar, das reinste Kinderspiel. »Danke«, meinte ich noch, als Nick das schwarze Zeichenpapier auf der Arbeitsplatte ausrollte und die Enden fixierte.

»Ich zeichne sie krakelig, damit sie glaubt, dass sie von dir sind.«

Ich zog empört die Augenbrauen hoch. »Vielen Dank, Mr. Sparagmos!« Er grinste breit. Das Gebräu war fertig, also stach ich mir in den Finger und drückte drei Tropfen Blut heraus. Als sie in den Topf fielen und so den Zauber beschleunigten, stieg intensiver Rotholzduft auf. So weit, so gut.

»Erdhexen benutzen doch keine Pentagramme«, meinte Nick, während er die Kreide mit einem Fetzen Schmirgelpapier anspitzte. »Woher kennst du sie?«

Ich polierte mit einem Seidenschal, den ich mir von Ivy geliehen hatte, meinen magischen Spiegel, und konzentrierte mich darauf, ihn nicht mit meinem blutigen Finger zu verschmieren. Bei der Berührung der kalten

Oberfläche durchzog mich ein Frösteln. Ich hasste die Arbeit mit dem Spiegel. Es war irgendwie unheimlich.

»Von den Marmeladengläsern«, antwortete ich. Nick schaute hoch und die Verständnislosigkeit in seinem Gesicht baute mich irgendwie auf. »Du weißt schon, diese Marmeladengläser, die man als Saftglas benutzen kann, wenn sie leer sind. Da waren früher Pentagramme auf dem Boden aufgedruckt, und der Verwendungszweck stand an der Seite. In dem Jahr habe ich quasi von Erdnussbutter-Marmeladensandwiches gelebt.« Liebevoll erinnerte ich mich daran, wie mein Dad mich beim Frühstück immer abgefragt hatte.

Nick rollte die Ärmel hoch und begann mit den Zeichnungen. »Und ich dachte immer, ich sei schlimm gewesen, weil ich die Spielzeuge aus den Cornflakespackungen ausgegraben habe.«

Ich war mit den Vorbereitungen fertig und bereit für die ernsthafte Arbeit. Zeit, den Kreis zu schließen.

»Rein oder raus?« Nick sah fragend von meinen Hausaufgaben auf. Um ihn von seiner Verwirrung zu befreien, präzisierte ich: »Ich werde jetzt den Kreis ziehen. Willst du mit drin sein oder nicht?«

Er zögerte. »Das heißt, ich soll mich woanders hinsetzen?«

»Nur wenn du außerhalb des Kreise bleiben willst.«

Jetzt war er fassungslos. »Du willst den Kreis um die ganze Arbeitsinsel ziehen?«

»Hast du ein Problem damit?«

»Äh, nein.« Nick rutschte mit dem Barhocker näher an den

Tresen. »Anscheinend können Hexen mehr Kraftlinienenergie halten als Menschen. Ich schaffe nur Kreise mit einem Meter Durchmesser.«

»Keine Ahnung. Ich würde ja Dr. Anders fragen, aber die hält mich sowieso schon für einen Idioten. Ich glaube, das ist unterschiedlich. Meine Mutter kann auch nur kleine Kreise schließen. Also - rein oder raus?«

»Rein.«

Ich war erleichtert. »Ich hatte gehofft, dass du das sagen würdest.« Ich lehnte mich über die Tischplatte und legte ihm das Zauberbuch hin. »Ich brauche dich für die Übersetzung.«

»Erst soll ich deine Hausaufgaben machen, und jetzt soll ich dir auch noch dabei helfen, einen Schutzgeist zu binden?«, protestierte er.

Ich zuckte zusammen. »Hey, ich habe eben nur einen passenden Spruch gefunden, und der ist auf Latein.«

Nick starrte mich ungläubig an. »Rachel: Ich schlafe nachts.«

Ich schaute auf die Uhr über dem Spülbecken. »Es ist doch erst halb zwei.«

Seufzend nahm er sich das Buch. Ich wusste, dass er nicht widerstehen konnte, wenn er erst einmal angefangen hatte zu lesen, und tatsächlich verwandelte sich sein Widerwille in Begeisterung, noch bevor er mit dem ersten Absatz fertig war. »Das ist ja Altlatein!«

Ich beugte mich vor, bis mein Schatten auf die Seite fiel. »Ich kann die Pflanzennamen lesen, und ich bin mir sicher, dass ich das Transfermedium richtig vorbereitet habe, das ist

eine Standardprozedur. Bei der Beschwörung habe ich allerdings so meine Zweifel.«

Er hörte mir gar nicht mehr zu, sondern fuhr konzentriert mit dem Finger die Zeilen entlang. »Der Kreis muss modifiziert werden, um die Kräfte zu sammeln und abzuleiten.«

»Danke«, sagte ich, froh, dass er mir half. Ich hatte kein Problem damit, mich hier und da durchzumogeln, aber so ein Zauber erforderte ein Höchstmaß an Genauigkeit. Außerdem fühlte ich mich schon bei dem Gedanken, einen Schutzgeist zu haben, unwohl. Die meisten Hexen hatten einen Familiaris, aber Kraftlinienhexen konnten aus Sicherheitsgründen auf gar keinen Fall darauf verzichten. Der Trick bestand darin, seine Aura aufzuspalten, damit die Dämonen einen nicht ins Jenseits ziehen konnten. Armer Bob.

Nick war wieder zu den Pentagrammen zurückgekehrt und schaute nur einmal kurz hoch, als ich mit einem lauten Knall den Salzsack auf die Arbeitsplatte hievte. Ich spürte, dass er mich beobachtete, als ich eine Handvoll Salz aus der zusammengeklumpten Masse kratzte. Ivy hatte darauf bestanden, dass ich die Kaution opferte und einen Kreis in den Bodenbelag einritzte, sie hatte mir sogar dabei geholfen. Na ja, eigentlich hatte sie es allein gemacht. Sie hatte einen Faden gespannt, damit er perfekt rund wurde. Ich hatte mich so lange auf die Arbeitsplatte gesetzt und zugesehen, da sie ja doch nur sauer geworden wäre, wenn ich ihr dazwischenfunke. Am Schluss hatte sie sogar einen

Kompass genommen und mit schwarzem Nagellack Norden markiert, damit ich wusste, wo ich mit dem Kreis anfangen musste.

Ich starrte auf den Boden, fand den schwarzen Klecks und verstreute sorgfältig im Uhrzeigersinn das Salz. Danach fügte ich diese Schutz- und Hellsichtdinger hinzu, stellte die grünen Kerzen an die richtigen Stellen und zündete sie an der Flamme an, mit der ich auch das Transfermedium vorbereitet hatte.

Nick unterbrach ab und zu seine Arbeit an den Pentagrammen und schaute mir zu. Mir lag viel daran, dass er mich als Hexe akzeptierte. Am Anfang unserer Beziehung hatte ich mir, da er zu den wenigen Menschen gehörte, die die schwarzen Künste praktizierten, Sorgen gemacht, dass ich ihm irgendwann eine verpassen und ihn den Behörden ausliefern müsste. Aber Nick beschäftigte sich nur mit Dämonologie, um für einen Sprachkurs sein Latein zu verbessern, und nicht, um die Kreaturen des Jenseits zu beschwören. Und ich muss zugeben, die Tatsache, dass ein Mensch die Magie so selbstverständlich akzeptierte, machte mich an.

»Letzte Chance, den Kreis zu verlassen.« Ich drehte den Gasbrenner ab und stellte das Medium in die Mitte der Arbeitsplatte.

Nick brummelte nur etwas vor sich hin, legte das Blatt mit dem perfekten Pentagramm zur Seite und begann mit dem nächsten. Neidisch auf seine makellos geraden Linien schob ich mein Zubehör zur Seite und schaffte so eine freie Fläche

zwischen uns.

Plötzlich musste ich wieder daran denken, wie ich nach der unbewussten Kraftliniennutzung im Ferienlager bestraft worden war. Meine Abneigung gegen Kraftlinien ließ sich aber sicherlich nicht nur auf dieses Kindheitserlebnis zurückführen - da musste noch mehr dahinterstecken. Ich traute der Kraftlinienmagie einfach nicht. Sie machte es einem zu leicht, den Überblick zu verlieren, auf welcher Seite der Magie man sich befand.

Bei der Erdmagie war es simpel: musste man eine Ziege schlachten, konnte man davon ausgehen, dass es sich um schwarze Magie handelte. Kraftlinienmagie forderte auch einen Tod, aber hier bezahlte man mit einem Stück seiner Seele, was das Ganze wesentlich undurchsichtiger machte. Der Preis war schwieriger zu bemessen und konnte leichter außer Acht gelassen werden - bis es zu spät war.

In der weißen Kraftlinienmagie gab man nicht viel, es war vergleichbar mit dem Tod der Pflanzen, die ich für meine Erdzauber pflückte. Aber die reine Energie der Kraftlinien war verführerisch. Man musste einen starken Willen haben, um sich an die selbst auferlegten Grenzen zu halten und eine weiße Kraftlinienhexe zu bleiben. Die abgesteckten Grenzen, die anfangs so vernünftig und notwendig erschienen, wirkten oft lächerlich und kleinlich, wenn man unter dem Einfluss der Kraftlinie stand.

Ich hatte es schon bei zu vielen Freunden erlebt, dass sie sozusagen vom »Unkrautzupfen« zum Ziegenschlachten übergingen, ohne sich des Übertritts zur schwarzen Magie

bewusst zu sein. Sie hörten nicht auf mich, hielten mich für eifersüchtig oder feige. Und irgendwann musste ich sie dann einbuchen, weil sie einen schwarzen Zauber über einen harmlosen Verkehrspolizisten verhängt hatten - nur weil er sie wegen einer Tempoüberschreitung rausgewinkt hatte. Vielleicht behielt ich deswegen meine Freunde nie lange.

Das waren die Fälle, die ich bedauerte: eigentlich gute Leute, die von einer Kraft verführt wurden, für die sie nicht stark genug waren. Ich hatte Mitleid mit ihnen, denn die schwarze Magie, mit der sie spielten, zerfraß nach und nach ihre Seele. Angst machten mir nur die professionellen schwarzen Hexen, die stark genug waren, den erforderlichen Seelentod auf andere umzuleiten. Letztendlich fand der Seelentod allerdings immer zum Ursprung zurück -und brachte dann vielleicht gleich einen Dämon mit. Und dann kamen die Schreie, das Blut und ein Spektakel, das die ganze Stadt erbeben ließ.

Danach brauchte man sich um diese Hexe keine Gedanken mehr zu machen.

Mein Willen war nicht stark genug. Ich wusste das, akzeptierte es und mied das Problem, indem ich Kraftlinien nur einsetzte, wenn es absolut unumgänglich war. Und ich konnte nur hoffen, dass die Entscheidung für einen fischigen Schutzgeist keine Abzweigung in eine Einbahnstraße, sondern nur ein Schlagloch auf meinem Weg darstellte. Ich warf einen Blick auf Bob und war mir sicher, dass es so war. Schließlich hatten ja alle Hexen Schutzgeister. Außerdem enthielt der Bindungszauber nichts, was anderen schaden

konnte.

Ich holte tief Luft, schloss die Augen und bereitete mich auf das Gefühl der Orientierungslosigkeit vor, das immer einsetzte, wenn man sich mit der Kraftlinie verband. Ganz langsam öffnete ich mich dem zweiten Gesicht. Der stechende Geruch von versengtem Bernstein brannte in meiner Nase. Obwohl das Küchenfenster geschlossen war, fuhr ein Luftzug durch meine Haare. Im Jenseits wehte ein ständiger Wind. Ich stellte mir vor, wie die Mauern um mich herum durchsichtig wurden, bis vor meinem inneren Auge genau das geschah.

Das zweite Gesicht verstärkte sich, genau wie das Gefühl, sich im Freien zu befinden, bis das mentale Bild der Landschaft außerhalb der Kirchenwände genau so real war wie die Arbeitsplatte, auf der meine Finger ruhten. Ich hielt die Augen geschlossen, um die normale Sicht auszuschalten und ließ den inneren Blick durch die nicht mehr existierende Küche wandern. Nick konnte ich gar nicht mehr wahrnehmen, und die Mauern erschienen nur noch sehr verschwommen, wie verblasste Kreidestriche, eine reine Erinnerung. Dahinter sah ich eine fremdartige Landschaft.

Wo sonst die Skyline von Cincinnati aufragte, erstreckte sich nun eine Art Park, der von einem roten Leuchten erhellt und das von den tief hängenden Wolken reflektiert zu werden schien. Hinter einer Reihe verkrüppelter Bäume zeichnete sich in der Ferne eine Stadt ab. Es war allgemein bekannt, dass die Dämonen ihre eigene Stadt hatten, über denselben Kraftlinien errichtet wie Cincinnati. Die Pflanzen

schienen ebenfalls rot zu glühen, und obwohl die Blätter der Linde vor dem Küchenfenster regungslos blieben, wurden die Zweige der verkrüppelten Jenseitsbäume von dem Wind erfasst, der auch durch mein Haar fuhr. Es gab Hexen, die regelrecht scharf waren auf die Widersprüche zwischen der Realität und dem Jenseits, aber für mich war es einfach nur verdammt unangenehm. Eines Tages sollte ich vielleicht mal auf den Carew Tower steigen und mir mit dem zweiten Gesicht die leuchtende, verfallene Dämonenstadt anschauen. Allein bei dem Gedanken zog sich mein Magen zusammen. *Aber sicher doch, ganz bestimmt.*

Mein Blick wurde von den Grabsteinen auf dem Friedhof angezogen, die sich hell und klar vor dem düsteren Hintergrund abzeichneten. Der Mond und die Steine waren das Einzige, was nicht von dem roten Glühen erfasst wurde und in beiden Welten unverändert existierte. Ich unterdrückte ein Schaudern. Die Kraftlinie führte wie ein schmieriges rotes Band in nördlicher Richtung über die Grabsteine hinweg, ungefähr auf Augenhöhe. Sie war zwar klein, vielleicht zwanzig Meter lang, aber durch den seltenen Gebrauch energiereicher als die riesige Linie, die unter der Universität verlief.

Als mir bewusst wurde, dass Nick wahrscheinlich ebenfalls das zweite Gesicht einsetzte und mich beobachtete, lenkte ich meinen Willen auf das Energieband. Mein Körper geriet ins Wanken, und ich zwang mich, die Augen geschlossen zu halten, während ich den Griff um die Arbeitsplatte verstärkte. Mein Herz machte einen Sprung, und meine Atmung

beschleunigte sich. »Mist«, flüsterte ich. Die einströmende Kraft schien stärker zu sein als beim letzten Mal.

Ich stand regungslos da, während die Energie durch meinen Körper floss und versuchte, unsere Kräfte auszugleichen. Meine Fingerspitzen kribbelten, und die Zehen schmerzten, als sie in die geistigen Äquivalente meiner Extremitäten eindrang. Schließlich fand der Ausgleich statt, und ein geringer Überschuss verließ meinen Körper und schwebte zur Kraftlinie zurück. Es fühlte sich an, als wäre ich Teil eines Kreislaufs, wobei der Durchfluss der Kraftlinie in meinem Körper ein schleimiges Gefühl hinterließ.

Die Verbindung zur Linie war berauschend, und ich öffnete die Augen, unfähig sie auch nur eine Sekunde länger geschlossen zu halten. Die silbernen Linien verschwanden und wurden durch meine unordentliche Küche ersetzt. Völlig desorientiert versuchte ich das Bild des Jenseits mit dem Bild der Realität in Einklang zu bringen, sodass ich sie gleichzeitig wahrnehmen konnte. Obwohl ich Nick mit dem zweiten Gesicht nicht hatte wahrnehmen können, warf die andere Ebene ihre Schatten auf ihn. Bei manchen Leuten machten sich dadurch keine Unterschiede bemerkbar, aber ich war mir sicher, dass Nick nicht zu dieser Gruppe gehörte. Als sich unsere Blicke trafen, war ich entsetzt.

Seine Aura war von einem schwarzen Rand umgeben. Das musste nicht unbedingt schlimm sein, deutete aber in eine unangenehme Richtung. Sein schmaler Körper wirkte nun hager und ausgemergelt, und seine Gesichtszüge, die ihm sonst die Ausstrahlung eines zerstreuten Professors

verliehen, hatten jetzt etwas Bedrohliches an sich. Aber am beunruhigendsten war der kreisförmige schwarze Schatten an seiner linken Schläfe. Dort hatte der Dämon, vor dem er mich gerettet hatte, sein Mal hinterlassen, ein ins Fleisch gebrannter Schuldschein, den Nick eines Tages würde einlösen müssen. Hastig schaute ich auf mein Handgelenk.

Auf der Haut zeigte sich nur das Narbengewebe in Form eines Kreises mit einer hindurchlaufenden Linie. Vielleicht konnte Nick mehr erkennen? Ich hielt den Arm hoch und fragte ihn: »Glüht es schwarz?«

Er nickte ernst, wobei sich sein Aussehen etwas normalisierte, da die Realität das zweite Gesicht langsam verdrängte.

»Es ist das Dämonenmal, nicht wahr?«, fragte ich und strich mit den Fingern über das Handgelenk. Ich bemerkte nicht das kleinste bisschen schwarz, aber ich konnte schließlich auch nicht meine eigene Aura sehen.

»Ja«, erwiderte er leise. »Ahm, hat dir eigentlich schon mal jemand gesagt, dass du vollkommen anders aussiehst, wenn du eine Kraftlinie anzapfst?« Ich nickte und geriet ins Wanken, als die beiden Realitäten aufeinandertrafen. »Anders« war immerhin eine angenehmere Beschreibung als »höllisch beängstigend«, wie Ivy es einmal genannt hatte. »Willst du aus dem Kreis raus? Ich habe ihn noch nicht geschlossen.«

»Nein.«

Sofort fühlte ich mich besser. Ein gut geschlossener Kreis konnte nur von seinem Schöpfer durchbrochen werden, und

Nick machte es offenbar nichts aus, mit mir hier eingeschlossen zu sein. Dieser Vertrauensbeweis tat wirklich gut.

»Dann nichts wie los.« Ich atmete noch einmal tief durch und verschob dann die dünne Salzzlinie von dieser Dimension in das Jenseits. Der Übergang versetzte mir einen Schlag wie von einem zurückschnellenden Gummiband. Richtig unangenehm wurde es aber erst, als sich das Salz im Hier auflöste und durch einen Energiering des Jenseits ersetzt wurde. Ich war zwar auf den markerschütternden Stoß vorbereitet, doch es überwältigte mich jedes Mal wieder.

»Ich hasse das«, meinte ich zu Nick, aber der starrte nur auf den neu gestalteten Kreis.

»Wow«, hauchte er ehrfürchtig. »Schau mal da, machen sie das bei dir immer?«

Ich folgte seinem Blick zu den Kerzen und erstarrte.

Sie waren durchsichtig geworden. Die Flammen brannten normal weiter, aber das grüne Wachs glühte unwirklich.

Nick rutschte von seinem Hocker und schob sich, ohne den Kreis zu berühren, vorsichtig um den Tresen herum, bis er eine der Kerzen erreichte. Dann hockte er sich hin. Ich bekam fast einen Herzinfarkt, als er einen Finger ausstreckte.

»Nein!« Er zog hastig die Hand zurück. »Ich glaube, sie haben sich mit dem Salz ins Jenseits verschoben. Ich weiß nicht, was passiert, wenn du die Kerzen berührst. Bitte... fass sie nicht an, okay?«

Er stand auf, nickte, und ging zurück an seinen Platz, von wo aus er mich stumm beobachtete. Ich lächelte ihn unsicher

an; es gefiel mir überhaupt nicht, dass ich die Kraftlinie so wenig unter Kontrolle hatte. Aber wenn ich das Rezept befolgte, würde schon alles gut gehen.

Die gesamte von der Kraftlinie abgezogene Energie floss nun durch den Kreis, doch ich spürte sie wie einen leichten Druck auf der Haut. Die hauchdünne Jenseitsschicht bildete eine verschwommene rote Kuppel über meinem Kopf und trennte mich vom Rest der Welt ab. Nichts konnte die Hülle der alternierenden Realitäten durchdringen. Die Sphäre dehnte sich im gleichen Umfang nach unten aus. Wäre sie mit Wasserleitungen oder elektrischen Kabeln in Berührung gekommen, wäre an diesem Punkt eine Schwachstelle entstanden.

Obwohl ein Großteil der Energie bei der Versiegelung des Kreises verbraucht worden war, spürte ich, wie sich wieder Kraft in meinem Körper zu stauen begann, langsam und schleichend. Der Energiefluss würde so lange bestehen, bis ich den Kreis brach und mich von der Linie löste. Kraftlinienhexen verfügten über das Wissen, wie man die Energie gefahrlos im Körper speichern konnte, aber ich hatte keine Ahnung davon, und wenn ich die Verbindung zu lange aufrechterhielt, würde mich das in den Wahnsinn treiben. Die eine Stunde, die ich heute brauchte, reichte allerdings nicht einmal annähernd an die kritische Grenze heran.

Als der Kreis gesichert war, ließ ich das zweite Gesicht los, wodurch ich auch Nicks Aura nicht mehr wahrnehmen konnte. »Bereit für Schritt zwei?«, fragte er, und ich nickte.

Er legte die Zeichnungen endgültig beiseite und

konzentrierte sich ganz auf das alte Buch. Mit zusammengekniffenen Augen fuhr er mit dem Finger über die Zeilen und hinterließ dabei einen Kreidestreifen auf den Seiten. »Als Nächstes musst du alle Amulette und Zauber ablegen.« Er blickte auf. »Vielleicht hättest du besser ein Salzbad genommen.«

»Nicht nötig, ich trage nur Amulette.« Ich nahm den Kosmetikzauber ab, den Mum mir gegeben hatte, wobei sich die Kordel in meinen Haaren verfang. Während ich im Nacken rumfummelte, um sie zu lösen, konnte ich mir ein schiefes Grinsen nicht verkneifen, da ich bemerkte, wie Nick meinen Hals anstarrte. Nach einem kurzen Zögern legte ich auch den Ring ab, den ich am kleinen Finger trug.

»Ich wusste es!«, rief Nick sofort. »Ich wusste, dass du Sommersprossen hast. Sie wurden durch den Ring überdeckt, richtig?«

Er streckte die Hand aus und ich reichte ihm über das Zeug, das zwischen uns lag, hinweg den Ring. »Dad hat ihn mir zum fünfzehnten Geburtstag geschenkt. Siehst du die hölzernen Intarsien? Die müssen jedes Jahr erneuert werden.«

Nick musterte mich durch seine Ponyfransen. »Ich mag deine Sommersprossen.«

Verlegen nahm ich ihm den Ring wieder weg und legte ihn beiseite. »Wie geht es weiter?«

Er las wieder ein Stück. »Ahm... bereite das Transfermedium vor.«

»Hab ich schon.« Ich schlug gegen den Rand des Kessels.

Das war ja gar nicht so schwierig.

»Okay...« Nick hielt inne, und ich hörte das laute Ticken der Uhr. Schließlich fuhr er fort: »Jetzt musst du dich auf den magischen Spiegel stellen und deine Aura in dein Spiegelbild hinein abstreifen.« Er runzelte die Stirn. »Kannst du das?«

»Theoretisch, ja. Deshalb war ich so pingelig mit dem Kreis - Bis ich meine Aura zurück habe, werde ich extrem angreifbar sein für alles Mögliche.« Er nickte gedankenverloren. »Passt du auf und sagst mir, ob es funktioniert? Ich kann meine eigene Aura nicht sehen.«

»Na klar. Es wird doch nicht wehtun, oder?«

Ich schüttelte den Kopf, nahm den Spiegel und legte ihn auf den Boden. Der Anblick der dunklen Oberfläche erinnerte mich wieder daran, warum ich mir solche Mühe gab, der Kraftlinienmagie aus dem Weg zu gehen. Die undurchdringliche Schwärze schien alles Licht zu verschlingen, war gleichzeitig aber glatt und glänzend. Sie warf kein Abbild von mir zurück, was den Spiegel auf meiner persönlichen Gruselskala ganz nach oben brachte.

»Barfuß«, ergänzte Nick die Anweisungen. Ich streifte die Pantoffeln von den Füßen, holte tief Luft und stellte mich auf den Spiegel. Er war so kalt wie er dunkel war, und ich unterdrückte einen Schauer bei der Vorstellung, ich könnte durch ihn wie durch ein großes Loch in die Tiefe stürzen.

»Hui.« Ich verzog das Gesicht, als unter meinen Füßen ein leichter Sog zu entstehen schien. Nick starrte mich an, stand auf, und lugte über den Tisch. »Wow, es funktioniert.« Mit einem Mal sah er ziemlich blass aus.

Ich schluckte, hob die Hände und ließ sie vom Scheitel abwärts gleiten, als würde ich Wasser von meinen Haaren abstreifen. In meinem Kopf begann es schmerzhaft zu pochen.

»Ja«, meinte Nick beklommen, »so kannst du die Aura viel schneller abstreifen.«

»Es fühlt sich schrecklich an«, murmelte ich und strich mit den Händen an meinem Körper entlang, bis hinunter zu den Füßen. Ein leichter Schmerz signalisierte mir, dass die Aura sich tatsächlich löste. Mein Mund war plötzlich von einem metallischen Geschmack erfüllt, und ich war vollkommen verblüfft, als ich beim Blick auf die schwarze Fläche unter mir zum ersten Mal mein Spiegelbild darin sah. Wie erwartet hingen mir die Haare ins Gesicht, aber meine Gesichtszüge waren durch einen bernsteinfarbenen Nebel verdeckt. »Ist meine Aura braun?«

»Eher ein strahlendes Gold«, antwortete Nick, der gerade damit beschäftigt war, seinen Hocker um die Arbeitsplatte herumzuziehen. »Größtenteils zumindest. Ich glaube, du hast es geschafft. Können wir... weitermachen?«

Ich hörte das Unbehagen in seiner Stimme und sah ihn an. »Ja, sicher.«

»Gut.« Er setzte sich und zog das Buch auf den Schoß. Mit gebeugtem Kopf las er mir die nächsten Zeilen vor: »Nehmen Sie den magischen Spiegel und legen Sie ihn in das Transfermedium. Achten Sie darauf, das Medium nicht zu berühren, sonst wird sich die Aura wieder um Ihren Körper legen und Sie müssen von vorne anfangen«

Ich vermied es, in den Spiegel zu blicken, aus Angst, mich darin gefangen zu sehen. Verkrampft schob ich meine schmerzenden Füße in die Pantoffeln und versuchte die pochenden Kopfschmerzen zu ignorieren, die eine Migräne ankündigten. Wenn ich das hier nicht bald fertig kriegte, würde ich wohl den morgigen Tag mit einem kühlen Waschlappen auf dem Gesicht in einem abgedunkelten Raum verbringen müssen. Ganz vorsichtig ließ ich den Spiegel in das Medium gleiten. Die Geranienfasern in der Flüssigkeit lösten sich unter dem Einfluss meiner Aura auf. Das war wirklich unheimlich, sogar nach meinen Begriffen, und so konnte ich mir ein anerkennendes

»Oh« nicht verkneifen. »Was jetzt?« Ich wollte so schnell wie möglich fertig werden und mir meine Aura wieder holen.

»Als Nächstes musst du deinen Schutzgeist mit dem Transfermedium einreiben, ohne dabei das Medium zu berühren.« Er schaute hoch. »Wie reibt man einen Fisch ein?«

Ich war ratlos. »Keine Ahnung. Vielleicht kann ich ihn über den Spiegel in den Topf gleiten lassen?« Ich schnappte mir das Buch und blätterte darin herum. »Steht denn hier nichts darüber, wie man einen Fisch zu seinem Schutzgeist macht? Für alle anderen Tiere gibt es doch auch Anleitungen.«

Eine der Seiten bekam einen Riss, woraufhin Nick mir das Buch wegnahm. »Nein. Los, wirf den Fisch in den Kessel. Wenn das nicht funktioniert, probieren wir etwas anderes.«

Langsam bekam ich schlechte Laune. »Ich will aber nicht, dass meine Aura nach Fisch stinkt«, sagte ich, steckte aber brav eine Hand in die Schale, in die ich Bob für die Prozedur

umquartiert hatte. Nick kicherte spöttisch.

Bob wollte offenbar nicht in den Kessel und wehrte sich so gut es ging. In einer runden Schale einen wendigen Fisch zu fangen, schien ein Ding der Unmöglichkeit zu sein. Ihn aus der Badewanne rauszukriegen war einfach gewesen. Ich hatte einfach den Stöpsel rausgezogen und gewartet, bis er sich nicht mehr bewegen konnte. Jetzt, nach einigen vergeblichen Versuchen, war ich beinahe so weit, ihn einfach auf den Boden auszugießen. Schließlich schnappte ich ihn doch noch und ließ ihn unter viel Wassergetröpfel in das Medium fallen. Ich spähte in den Topf, die Kiemen pumpten die bernsteinfarbene Flüssigkeit durch seinen Körper.

»Okay«, meinte ich und hoffte, dass alles so richtig war. »Er ist eingerieben. Was kommt als Nächstes?«

»Nur noch eine Beschwörungsformel. Wenn das Transfermedium dann eine klare Farbe angenommen hat, kannst du dir den Teil Aura, der nicht von deinem Schutzgeist beansprucht wurde, zurückholen.«

»Beschwörungsformel, was?« Kraftlinienmagie war doch wirklich dämlich. In der Erdmagie brauchte man keine Beschwörungsformeln, sie war präzise und wunderschön in ihrer Einfachheit. Schauernd blickte ich zu den transparenten Kerzen.

»Pass auf, ich werde es dir vorlesen.« Nick stand mit dem Buch in der Hand auf, und ich schob ein paar Sachen zur Seite, damit er es neben den Kessel legen konnte. Als ich vorbeugte, um den Text zu entziffern, konnte ich Nicks angenehmen, männlichen Duft riechen. Mit voller Absicht

stieß ich gegen seine Hüfte und fühlte eine warme Strömung, wahrscheinlich seine Aura. Doch er war viel zu sehr mit dem Text beschäftigt und merkte nichts davon. Seufzend konzentrierte ich mich auf die Zeilen.

Nick räusperte sich und begann stirnrunzelnd Worte zu flüstern, die dunkel und gefährlich klangen. Ich verstand ungefähr nur jedes dritte. Als er fertig war, schenkte er mir ein schiefes Lächeln. »Sieh mal einer an, es reimt sich.«

Ich seufzte wieder. »Muss ich es auf Latein sagen?«

»Ich denke, nicht. Die Formeln sind meistens nur gereimt, damit die Hexe sie sich besser merken kann. Es sind die dahinter verborgenen Absichten, die die Magie ausmachen, nicht die Worte an sich.« Er beugte sich wieder über das Buch. »Gib mir einen Moment Zeit, dann übersetze ich es dir. Vielleicht bekomme ich sogar ein paar Reime für dich hin, Latein kann sehr frei ausgelegt werden.«

»Okay.« Nervös schob ich mir eine Haarsträhne hinters Ohr und schaute skeptisch in den Kessel. Bob wirkte nicht allzu glücklich.

>»Pars tibi, totum mihi. Vincit vinculis, prece factis.<« Er schaute hoch. »Ähm, >Etwas für dich, aber alles für mich. Verbunden sei mit mir, das erbitte ich von dir<.«

Gehorsam wiederholte ich die Worte und kam mir dabei ziemlich albern vor. Beschwörungsformeln. Was für ein kitschiger Hokusfokus. Wenn das so weiterging, hüpfte ich bald bei Vollmond auf einem Bein im Garten herum und wedelte mit Federbüscheln.

Nick las weiter: »>Luna servata, lux sanata. Chaos statu-

tum, pejus minutum.<« Er zog die Augenbrauen zusammen.
»Hm, lass es uns mal damit probieren: >Mondschein gefeit,
altes Licht geheilt. Das Chaos verfügt, bringt im Sturze
Verderbens«

Ich wiederholte es und war mir nun endgültig sicher, dass
Kraftlinienhexen nicht zu den kreativsten Mitgliedern unserer
Branche gehörten.

»>Mentem tegens, malum ferens. Semper servus, dum du-
ret mundus.< Ja, das wäre dann: >Den Schutz sich erinnern,
den Träger des Wahren. An mich gebunden, bevor die Welt
neu an Jahren.<«

»Oh, Nick«, beschwerte ich mich, »bist du sicher, dass du
das richtig übersetzt? Das klingt ja schrecklich.«

Er seufzte gereizt. »Dann versuch das.« Er dachte kurz
nach. >»Schatten des Geistes, Träger des Schmerzes. Als
Sklave getragen, bis die Welten zerschlagen«

Damit konnte ich leben, also wiederholte ich die Worte,
spürte dabei aber gar nichts. Wir starrten beide auf Bob und
warteten darauf, dass die Brühe klar würde. In meinem Kopf
pochte es immer noch schmerzhaft, aber ansonsten
passierte gar nichts. »Ich glaube, ich habe etwas falsch
gemacht«, gestand ich schließlich und scharrte widerwillig
mit den Füßen.

»Oh - Scheiße«, fluchte Nick. Ich schaute hoch und
bemerkte, dass er über meine Schulter hinweg in Richtung
Küchentür starrte. Er schluckte schwer.

Meine Nackenhaare stellten sich auf, und das
Dämonenmal begann zu pulsieren. Mein Atem stockte, und

ich wirbelte herum, in der Erwartung, Ivy auf der Schwelle stehen zu sehen.

Aber es war nicht Ivy. Es war ein Dämon.

16

»Nick!«, kreischte ich und stolperte zurück. Der Dämon grinste hinterhältig. Er sah aus wie ein britischer Gentleman, aber ich erkannte ihn sofort: Er war es gewesen, der im Frühjahr Ivys Gestalt angenommen und mir den Hals aufgerissen hatte.

Ich stieß mit dem Rücken gegen die Arbeitsplatte. Ich musste weglaufen, so schnell wie möglich weg von hier! Er würde mich töten! Panisch versuchte ich den Tresen zwischen uns zu bringen und stieß dabei gegen den Kessel.

»Pass auf, das Medium!«, brüllte Nick, und versuchte hastig, den kippenden Topf festzuhalten.

Keuchend wandte ich den Blick lange genug von dem Dämon ab, um zu sehen, wie die Brühe überschwappte. Auradurchtränkte Flüssigkeit ergoss sich auf den Tisch, in ihr der zuckende Bob.

»Rachel, der Fisch! Er hat deine Aura, er kann den Kreis durchbrechen!«

Ich bin in einem magischen Kreis, versuchte ich mich zu beruhigen. Der Dämon ist außerhalb. Er kann mir nichts anhaben.

»Rachel!«

Durch Nicks Schrei alarmiert, sah ich hilflos zu, wie er versuchte, den zappelnden Bob zu fangen und gleichzeitig die übergelaufene Flüssigkeit aufzuhalten. Mir wurde eiskalt. Ich war mir ziemlich sicher, dass schon die aurahaltige Brühe allein den Kreis durchbrechen konnte.

Ich schnappte mir das Küchenpapier, und während Nick weiterhin mit Bob kämpfte, hechtete ich um den Tresen und legte das Papier in dicken Lagen aus, damit die kleinen Pfützen nicht zu Rinnsalen wurden, die den Kreis erreichen könnten. Dabei sah ich immer wieder ängstlich von dem Gebräu auf dem Boden zu dem Dämon, der noch immer im Türrahmen stand und amüsiert lächelte.

»Hab ihn«, flüsterte Nick rau, als er den Fisch endlich unter Kontrolle gebracht hatte.

»Nicht ins Salzwasser«, warnte ich ihn, als er Bob über die Reinigungsschale hielt. »Hier, nimm das.« Ich schob Bobs ursprüngliche Schüssel zu ihm rüber. Das Wasser spritzte, als Nick den Fisch hineinwarf, und ich wischte es hastig auf. Schauernd sank Bob mit pumpenden Kiemen auf den Grund.

Beklemmende Stille breitete sich aus, die nur von unserem schweren Atem und dem Ticken der Wanduhr durchbrochen wurde. Nick und ich sahen uns über das Glas hinweg an, dann drehten wir uns gemeinsam zu dem Dämon um.

Er wirkte vollkommen harmlos in der Gestalt eines eleganten jungen Mannes mit einem gepflegten Schnurrbart. Der grüne, spitzenbesetzte Samtrock mit den langen Schößen erinnerte an einen Geschäftsmann aus dem 18.

Jahrhundert. Auf der schmalen Nase thronte eine Brille mit runden Gläsern. Sie waren getönt, um die roten Augen dahinter zu verbergen. Obwohl er seine Gestalt beliebig verändern konnte - zum Beispiel meine Mitbewohnerin werden, oder ein Punkrocker -, blieben seine Augen meist unverändert, es sei denn, er übernahm alle Eigenschaften und Fähigkeiten desjenigen, den er imitierte. Daher auch der Vampirspeichel in meiner Wunde. Ich zitterte, als ich mich an diese Augen erinnerte - an die geschlitzten, ziegenähnlichen Pupillen.

Ich hasste es, dass er mir Angst machte, und zwang mich, den verkrampften Griff zu lösen, mit dem ich die Arme verschränkt hielt, richtete mich auf und sah ihn herausfordernd an. »Schon mal darüber nachgedacht, dir eine neue Garderobe zuzulegen?«, spottete ich. *In einem Kreis bin ich sicher. In einem Kreis bin ich sicher.*

Mir stockte der Atem, als der Dämon plötzlich von einem roten Nebel umgeben war und seine Kleidung sich langsam verwandelte, bis er einen modernen Businessanzug trug. »Das ist so... gewöhnlich«, erklang seine volle Stimme. Sein britischer Akzent war bühnenreif. »Aber ich möchte mir schließlich nicht nachsagen lassen, ich sei nicht entgegenkommend.« Dann setzte er die Brille ab, und ich starrte wie gebannt in seine befremdlichen Augen. Als Nick meinen Arm berührte, zuckte ich zusammen.

Nick wirkte wachsam - für meinen Geschmack aber längst nicht erschrocken genug -, was dazu führte, dass ich mich meiner kopflosen Panik schämte. Aber verdammt noch mal -

Dämonen jagten mir einfach eine Heidenangst ein. Seit dem *Wandel* riskierte es niemand mehr, Dämonen zu beschwören. Außer demjenigen, der im letzten Frühjahr diesen hier gerufen hatte, um mich fertigzumachen. Und dann noch der, der Trent Kalamack angegriffen hatte. Vielleicht war Dämonenbeschwörung doch weiter verbreitet, als ich mir eingestehen wollte.

Es machte mich wahnsinnig, dass Nick zwar Respekt vor diesen Monstern hatte, sie aber nicht fürchtete. Sie faszinierten ihn, und ich hatte Angst, dass sein Wissenshunger ihn eines Tages zu einer Dummheit verleiten könnte und der gezähmte Tiger ihn verschlingen würde.

Nun musterte der Dämon nachdenklich sein Outfit, verzog den Mund zu einem breiten Lächeln und verwandelte sich erneut. Der edle Anzug wurde durch ein schwarzes T-Shirt und eine Hose aus dunklem Leder ersetzt, um die jetzt schmalen Hüften hing eine goldene Kette, und aus dem Nichts tauchte eine passende Lederjacke auf. Er streckte sich aufreizend, sodass sich wohlgeformte Muskeln unter dem Shirt abzeichneten, gleichzeitig wurde er ein ganzes Stück größer, und mit einem Schütteln des Kopfes erschien kurzes blondes Haar auf seinem Schädel.

Ich wurde leichenblass. Er hatte sich in Kist verwandelt, hatte das alte Schreckensbild aus mir herausgezogen. Es schien ihm Riesenspaß zu machen, die Gestalt meiner größten Ängste anzunehmen. Aber diesmal würde ich mich nicht vom ihm aus der Ruhe bringen lassen. Diesmal nicht.

»Oh, das ist gut«, sagte er jetzt in einem lüsternen, seiner

Rolle entsprechenden Tonfall. »Du fürchtest wirklich äußerst attraktive Leute, Rachel Mariana Morgan. Der hier gefällt mir außerordentlich.« Er benetzte lasziv seine Lippen und ließ den Blick über meinen Hals gleiten, bis er die Narbe fand, die er mir zugefügt hatte, während ich hilflos im Keller der Unibibliothek gelegen hatte, gefangen in der vom Vampspeichel ausgelösten Ekstase. Damals hatte mich das Monster fast getötet.

Die Erinnerung daran ließ mein Herz schneller schlagen, und ich hob schützend die Hand an den Hals. Sein Blick wurde so intensiv, dass ich ihn auf der Haut spüren konnte, er brachte die Narbe zum Kribbeln. »Hör auf«, forderte ich ängstlich, als er die Wirkung voll ausspielte und Schauer wie flüssiges Metall vom Hals bis in die Lendengegend flößen. Ich konzentrierte mich auf meine Atmung. »Ich sagte, hör auf!«

Kists blaue Augen verschwammen und wurden rot. Der Dämon erkannte meine Gegenwehr und begann wieder, sich zu verändern. »Vor ihm hast du also keine Angst mehr«, stellte er - nun wieder mit britischem Akzent fest. »Wie schade, ich bin so gerne jung und testosterongesteuert. Aber ich weiß, was dir Angst macht, auch wenn das erst mal unser Geheimnis bleiben sollte, hm? Nick Sparagmos braucht das nicht zu wissen. Noch nicht. Vielleicht will er sich diese Information ja irgendwann erkaufen.«

Nick stand neben mir. Sein Atem klang gepresst, als der Dämon Kists Bikerhelm losließ, der sofort in einem Schleier von Jenseitsnebel verschwand. Einen Moment später war der

englische Gentleman in Samt und Spitze zurückgekehrt. Der Dämon grinste und warf mir über die getönten Brillengläser hinweg einen vielsagenden Blick zu. »Bis dahin ist das doch auch nicht schlecht, oder?«

Wieder fuhr ich zusammen, als Nick mich berührte. »Warum bist du hier?«, fragte er. »Es hat dich niemand gerufen.«

Der Dämon antwortete nicht, sondern sah sich mit unverhohlener Neugier in der Küche um. Mit der Eleganz einer Raubkatze wanderte er durch den hell erleuchteten Raum, ohne dass seine glänzenden Schnallenschuhe auch nur den geringsten Laut verursachten. »Ich weiß, ihr habt noch nicht viel Erfahrung in diesen Dingen«, erklärte er bedächtig und klopfte an Mr. Fishs Kognakschwenker, der auf der Fensterbank stand. Das arme Tier begann zu zittern. »Aber normalerweise befindet sich der Anrufende *außerhalb* des Kreises, der Gerufene hingegen erscheint *im* Kreis.« Er machte auf dem Absatz kehrt und ließ seine langen Rockschöße flattern. »Diese Information bekommst du gratis, Rachel Mariana Morgan, weil du mich zum Lachen gebracht hast. Ich habe seit dem *Wandel* nicht mehr gelacht. Darüber haben wir damals allerdings alle herzlich gelacht.«

Mein Puls hatte sich inzwischen normalisiert, doch meine Knie fühlten sich an wie Watte. Am liebsten hätte ich mich hingesetzt, traute mich aber nicht. »Wie kannst du hier erscheinen?«, fragte ich ihn. »Das ist heiliger Boden.«

Die Vision britischer Noblesse öffnete meinen Kühlschrank, durchsuchte seinen Inhalt und gab ein

missbilligendes Geräusch von sich. Schließlich zog er eine halb leere Eispackung hervor. »Oh ja, dieses Arrangement gefällt mir. Außerhalb des Kreises zu sein, ist so viel interessanter. Ich denke, auch diese Frage werde ich dir kostenlos beantworten.«

Voll altmodischem Charme öffnete er die Packung und ließ den Deckel im Jenseits verschwinden. Dann steckte er den goldenen Löffel, der stattdessen erschienen war, in das Eis. »Wir befinden uns hier nicht auf heiligem Boden.« Seelenruhig stand er in der Aufmachung eines Edelmannes in meiner Küche und ließ sich mein Eis schmecken. »Die Küche wurde erst angebaut, nachdem die Kirche geweiht worden war. Du könntest natürlich das ganze Grundstück weihen lassen, aber dadurch würdest du dein Schlafzimmer mit der Kraftlinie auf dem Friedhof verbinden. Oh, wäre das nicht entzückend?«

Bei dieser Anspielung wurde mir schlecht. Mit hochgezogenen Augenbrauen schaute er mich über die Brille hinweg an, und plötzlich war sein Blick voller Zorn. »Ich hoffe sehr, du hast mir etwas Beachtenswertes zu sagen, ansonsten bin ich mächtig angepisst.«

Ich verstand und richtete mich auf. Er ging offenbar davon aus, ich hätte ihn gerufen, um mit Informationen meine Schuld zu tilgen. Mein Puls beschleunigte sich wieder, als die Eispackung aus der Hand des Dämons verschwand. Er näherte sich dem Kreis.

»Nicht!«, warnte ich ihn, als er die hauchdünne Jenseitsschicht berühren wollte, die uns trennte. Seine

Belustigung verschwand, als er konzentriert die Nahtstelle zwischen Kreis und Boden musterte. Ich hielt mich an Nicks Arm fest, als der Dämon verärgert vor sich hinmurmelte. Ich hörte etwas von Beschwörern, die man in der Luft zerreißen sollte, gestörten Teestunden und der Unhöflichkeit, jemanden von seinem Abendessen oder dem Mittwochskrimi wegzuholen. Aber richtig nervös wurde ich erst, als er sich in roten Nebel auflöste und im Boden versank.

Ich klammerte mich immer fester an Nick, da meine Knie nachzugeben drohten. »Er überprüft die Leitungen. Hier gibt es aber keine Leitungen, das habe ich kontrolliert.« Meine Schultern verkrampften sich schmerzhaft, während ich darauf wartete, dass er durch den Boden aufstieg und mich tötete. »Ich habe wirklich nachgeschaut!«, beteuerte ich, um mich selbst zu überzeugen.

Ich wusste, dass der Kreis durch Steine und Wurzeln verlief und oben den Dachboden berührte, aber solange keine Öffnung in Form einer Telefon- oder Gasleitung bestand, würde der Kreis halten. Sogar ein Laptop konnte einen Kreis schwächen, wenn er mit dem Internet verbunden war und gerade eine E-Mail empfing.

»Gut, er ist wieder da«, flüsterte Nick, als der Dämon außerhalb des Kreises wieder auftauchte. Ich unterdrückte ein hysterisches Kichern. Was für ein Leben führte ich eigentlich, wenn der Anblick eines Dämons etwas Gutes darstellte?

Er stand jetzt wieder vor uns und holte eine Dose aus

seinem Rock, die etwas enthielt, das höchstwahrscheinlich kein Schnupftabak war. Er nahm eine Prise schwarzes Pulver und schnupfte es in beide Nasenlöcher. »Du hast einen guten Kreis geschlossen«, sagte er zwischen zwei kultivierten Niesern. »Ebenso gut wie der deines Vaters.«

Meine Augen weiteten sich entsetzt, und ich trat an den Rand des Kreises. »Was weißt du über meinen Vater?«

»Reines Hörensagen, Rachel Mariana Morgan«, erklärte er hochtrabend. »Ich habe lediglich von ihm gehört. Solange er lebte, gehörte er nicht zu meinem Aufgabenbereich. Nun, da er tot ist, interessiert er mich sehr. Geheimnisse sind meine Leidenschaft, wie anscheinend auch die von Nick Sparagmos.« Er steckte die Dose weg, zog sich Ivys Stuhl heran und ließ sich vor dem Computer nieder. »Nun«, sagte er träge und bewegte die Maus, sodass der Internetexplorer erschien. »So amüsant das alles auch ist, können wir jetzt weitermachen? Dein Kreis ist vollkommen geschlossen, ich werde dich jetzt also nicht töten.« Die roten Augen funkelten hämisch. »Vielleicht später.«

Ich folgte seinem Blick zur Uhr. Zwanzig Minuten vor zwei. Hoffentlich kam Ivy jetzt nicht nach Hause. Ein untoter Vampir konnte einen Dämonenangriff vielleicht überleben, aber ein lebender war ebenso chancenlos wie ich.

Ich wollte ihm gerade erklären, dass ich ihn nicht gerufen hatte und er sich deshalb jetzt gerne wieder verziehen konnte, als mich eine schreckliche Erkenntnis traf: Der Dämon kannte Nicks Nachnamen. Er hatte ihn zweimal gesagt.

»Er kennt deinen Nachnamen«, wandte ich mich entsetzt an Nick. »Wie ist das möglich?«

»Äh...«

»Woher kennt er deinen Nachnamen?«, wiederholte ich gereizt und stemmte die Hände in die Hüften. Ich hatte die Schnauze voll von dem furchterregenden Theater, und Nick war ein geeignetes Opfer. »Du hast ihn doch nicht gerufen, oder etwa doch?«

»Naja...«, stotterte er und wurde rot.

»Du Idiot!«, schrie ich. »Ich habe dich davor gewarnt, du hast es mir versprochen!«

»Das stimmt so nicht.« Er legte mir beschwichtigend die Hand auf die Schulter. »Ich habe es nicht versprochen, du hast nur gesagt, ich solle es nicht tun. Außerdem ist es einfach so passiert, beim ersten Mal wollte ich ihn gar nicht beschwören.«

»Beim ersten Mal?«, brüllte ich. »Wie viele Male gab es denn?«

Nick kratzte sich die Bartstoppeln. »Hey, ich habe nur ein paar Pentagramme gezeichnet - einfach so zur Übung. Ich wollte überhaupt nichts Bestimmtes machen. Dann ist es er einfach aufgetaucht, er dachte, ich hätte Informationen für ihn, um meine Schuld zu begleichen. Zum Glück befand ich mich in einem Kreis.« Nick sah nachdenklich auf die durchweichten Blätter mit den Pentagrammskizzen. »Genauso wie heute Abend.«

Gemeinsam drehten wir uns zu dem Dämon um, aber der zuckte nur unschuldig mit den Schultern. Er schien gerne

bereit zu sein, das Ende unseres Streits abzuwarten, da im Moment Ivys Favoritenliste wesentlich fesselnder zu sein schien als wir.

»So etwas passiert nicht einfach so, das kannst du nicht mal eben dem Dämon in die Schnallenschuhe schieben!«

»Das ist ganz reizend von dir, Rachel Mariana Morgan«, meinte der Dämon, woraufhin ich ihm einen bösen Blick zuwarf. Inzwischen war auch Nick ziemlich sauer und strich sich gereizt das Haar aus der Stirn. Ich hielt die Luft an, als ich seine Schläfe sah. Zwei Linien durchzogen das Dämonenmal, wo früher nur eine gewesen war.

»Oh Gott, Nick, du weißt doch hoffentlich, was geschieht, wenn du zu viele Schuldversprechen ansammelst?«

Beunruhigt trat er einen Schritt zurück und ließ das Haar wieder in die Stirn fallen.

»Er kann dich ins Jenseits ziehen!«, schrie ich. Am liebsten hätte ich ihm eine reingehauen. Mein Dämonenmal hatte nur eine Linie, und die bereitete mir schon schlaflose Nächte.

Nick blieb stumm und sah mich nur kämpferisch an. Verdammt, er versuchte nicht einmal, sich zu rechtfertigen.

»Rede mit mir, Nick!«

»Mir wird nichts passieren, Rachel. Ich bin sehr vorsichtig.«

»Aber du hast schon zwei Schuldversprechen«, protestierte ich, »und wenn du die nicht einlösen kannst, gehörst du ihm.«

Er lächelte nur selbstsicher. Ich verfluchte seinen unerschütterlichen Glauben daran, dass die Welt der Bücher alle Antworten bereithielt, und dass er sicher wäre, solange

er sich an die Spielregeln hielt. »Es ist alles in Ordnung«, versuchte er wieder, mich zu beruhigen. »Ich habe mich nur auf einen Probevertrag eingelassen.«

»Probevertrag...«, stammelte ich fassungslos. »Das hier ist doch keines dieser bescheuerten Sonderangebote, Nick, er hat es auf deine Seele abgesehen.«

Der Dämon kicherte fröhlich.

»Er wird mich nicht kriegen«, erklärte Nick voller Überzeugung. »Ich kann ihn zwar jederzeit rufen, als hätte ich ihm meine Seele verschrieben, aber nach drei Jahren endet der Vertrag, und ich bin vollkommen frei von Verpflichtungen.«

»Wenn sich ein Geschäft so gut anhört, hat man normalerweise das Kleingedruckte übersehen!«

Er zeigte immer noch nur Selbstvertrauen, wo Angst hätte sein sollen. »Ich habe das Kleingedruckte gelesen.« Er legte einen Finger auf meine Lippen, um den Wutausbruch zu stoppen. »Ich habe alles bis ins kleinste Detail gelesen. Die Antworten auf geringfügige Fragen bekomme ich umsonst, die auf schwerwiegende auf Kredit.«

Ich schloss die Augen. »Nick - weißt du eigentlich, dass deine Aura tiefschwarz umrandet ist? Vor meinem inneren Auge siehst du aus wie ein Geist.«

»Aber das ist bei dir doch auch so, Süße«, flüsterte er und zog mich an sich.

Ich war nicht in der Lage, mich zu rühren, als er die Arme um mich schloss. Meine Aura war genauso besudelt wie seine? Aber ich hatte doch gar nichts getan, ich hatte nur

zugelassen, dass er mein Leben rettete.

»Er kennt die Antworten auf alle Fragen, Rachel«, flüsterte Nick. »Ich kann nicht anders.«

Der Dämon räusperte sich, und ich befreite mich aus Nicks Armen.

»Nick Sparagmos ist mein bester Schüler seit Benjamin Franklin«, verkündete er, und durch den kultivierten Akzent klang es vollkommen glaubhaft. Er berührte Ivys Bildschirm, der daraufhin blau flackerte. Doch er konnte mich nicht täuschen. Dieses Wesen ließ sich nicht beeinflussen, weder durch Mitleid noch durch Reue oder Schuld. Könnte er den Kreis durchbrechen, hätte er uns längst getötet, allein schon dafür, dass wir so unverschämt waren, ihn aus dem Jenseits zu rufen - egal, ob absichtlich oder nicht.

»Obwohl, Attila der Hunne wäre noch weiter gekommen, wenn er nur ein wenig über die militärischen Aspekte hinausgedacht hätte«, fuhr der Dämon fort, während er gelangweilt seine Fingernägel inspizierte. »Und es ist natürlich äußerst schwierig, Leonardo di ser Piero da Vincis brillanten Intellekt zu übertreffen.«

»Angeber«, murmelte ich, was der Dämon mit einem gemessenen Nicken quittierte. Nick konnte mir nichts vormachen; wenn ihm der Dämon erst mal drei Jahre zur freien Verfügung gestanden hatte, würde er sich auf alles einlassen, damit das auch so blieb. Und genau damit rechnete der Dämon.

»Ahm, Rachel«, lenkte Nick meine Aufmerksamkeit wieder auf sich, »wenn er jetzt schon mal hier ist, solltest du dich mit

ihm vielleicht auf einen Beschwörungsnamen einigen. Dann läufst du nicht mehr Gefahr, dass er jedes Mal erscheint, wenn du einen Kreis schließt oder ein Pentagramm zeichnest. So hat er auch meinen Namen erfahren. Ich habe ihn ihm gegeben im Tauch gegen einen Beschwörungsnamen.«

»Ich kenne alle deine Namen, Rachel Mariana Morgan«, schränkte der Dämon ein. »Ich will ein Geheimnis von dir.«

Mein Magen begann zu rebellieren. »Sicher«, erwiderte ich müde und suchte hastig nach etwas Brauchbarem. Ein paar Dinge gab es da schon. Plötzlich blieben meine Augen an dem Foto von Dad und Trents Vater hängen, und ich hielt es schweigend gegen den Schutzschild des Kreises. »Und was ist daran so geheimnisvoll?«, mokierte sich der Dämon. »Zwei Männer stehen vor einem Bus.« Doch dann blinzelte er irritiert, und ich beobachtete fasziniert, wie sich die horizontalen Schlitze erweiterten, bis seine Augen fast vollkommen schwarz waren. Er stand auf und streckte die Hand nach dem Foto aus, zog sie aber fluchend zurück, als er sich die Finger am Kreis verbrannte. Ich konnte versengten Bernstein riechen.

Sein plötzliches Interesse machte mir Hoffnung - vielleicht war das Geheimnis wertvoll genug, um meine gesamte Schuld zu tilgen. »Interessiert?«, fragte ich lockend. »Streiche meine Schuld, und ich verrate dir, wer diese beiden Männer sind.«

Der Dämon wich kichernd vom Kreis zurück. »Du hältst das für so bedeutend?«, spottete er. Doch er ließ das Foto nicht aus den Augen, als ich es hinter mir auf den Tresen

legte. Ohne Vorwarnung verwandelte er sich. Der rote Jenseitsnebel waberte um ihn herum und gab schließlich den Blick frei auf seine neue Gestalt. Mit der Faszination des Grauens sah ich in mein eigenes Gesicht, er hatte sogar die Sommersprossen perfekt kopiert. Ich hatte das Gefühl, in einen Spiegel zu blicken, und fröstelte, als sich das Abbild ohne mein Zutun bewegte. Nick wurde kreidebleich, als sein Blick von mir zu dem Dämon wanderte.

»Ich weiß, wer die beiden Männer sind«, sagte das Wesen mit meiner Stimme. »Der eine ist dein Vater, der andere Trenton Aloysius Kalamacks Vater. Aber der Campbus?« Seine Augen fixierten mich voll hinterhältiger Freude. »Rachel Mariana Morgan, du hast mir wahrlich ein Geheimnis gegeben.«

Er kannte Trents zweiten Vornamen? Dann waren wir vom selben Dämon angegriffen worden. Jemand wollte uns beide tot sehen. Für einen kurzen Augenblick war ich versucht, den Dämon nach seinem Auftraggeber zu fragen, senkte dann aber schnell den Blick. Das konnte ich auch alleine herausfinden, und dann würde es mich nicht meine Seele kosten.

»Dann sind wir quitt. Du hast mich durch die Kraftlinien gebracht, und ich habe dir das Foto gezeigt. Jetzt verschwinde und komm nie wieder.« Doch der Dämon lachte nur, und ich fragte mich unwillkürlich, ob meine Zähne wirklich so groß waren, wie es bei ihm aussah.

»Oh, du bist wirklich süß«, hörte ich meine Stimme sagen. »Mit diesem Foto kannst du dir vielleicht einen

Beschwörungsnamen erkaufen, aber wenn du deine alte Schuld tilgen willst, brauche ich schon etwas mehr. Etwas, das dich das Leben kosten kann, wenn es in die falschen Hände gerät.«

Der Gedanke, mich endgültig von ihm befreien zu können, machte mich leichtsinnig. »Und wie wäre es, wenn ich dir erzähle, warum ich dort war, in diesem Camp?« Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Nick eine abwehrende Bewegung machte, aber wenn ich mir das Monster dadurch ein für alle Mal vom Hals schaffen konnte, war es mir das wert.

Der Dämon kicherte wieder. »Du überschätzt dich. Das kann nicht den Wert deiner Seele haben.«

»Dann verrate ich dir den Grund, warum ich dort war als Gegenleistung dafür, dich in Zukunft ohne Risiko rufen zu können, und zwar ohne Kreis.« Er wollte meine Schuld nicht tilgen, und das konnte nur heißen, dass er mich irgendwann wieder angreifen wollte. Mir drehte sich beinahe der Magen um, als er sich unter grotesken Verkrümmungen wieder in den britischen Gentleman zurückverwandelte. Dabei lachte er schallend. »Garantierte Sicherheit, ohne Kreis?«, prustete er und wischte sich die Tränen aus den Augen. »Es gibt nichts auf dieser gottverfluchten Erde, das so wertvoll wäre.«

Ich schluckte. Mein Geheimnis war wertvoll, aber wenn ich ihn wirklich loswerden wollte, musste ich ihn davon überzeugen. Und das konnte ich nur, indem ich es ihm verriet. »Ich hatte eine seltene Blutkrankheit«, sagte ich kurzentschlossen. »Und ich glaube, Trents Vater hat mich mit einer illegalen Gentherapie geheilt.«

Der Dämon gluckste immer noch vor sich hin. »Dich und Tausende anderer Bälger«, erklärte er wegwerfend und stolzierte an den Rand des Kreises. Ich stolperte mit klopfendem Herzen bis zur Arbeitsplatte zurück. »Du solltest anfangen, die Sache ernst zu nehmen, sonst verliere ich noch die...« Er unterbrach sich, als er das Zauberbuch bemerkte, das noch immer aufgeschlagen auf dem Tresen lag. «...Geduld«, beendete er schließlich ausdruckslos den Satz. »Woher hast du -«, stammelte er und blinzelte verwirrt. Die geschlitzten Augen musterten zuerst mich, dann Nick. Dann gab der Dämon zu meiner Überraschung ein ungläubiges Schnauben von sich.

»Verdammt sei ich, dreifach verdammt«, sagte er schockiert.

Nick griff hinter mich, schloss das Buch und bedeckte es mit den schwarzen Zeichenblättern. Ich wurde immer nervöser. Mein Blick irrte von den transparenten Kerzen zu den Pentagrammen. Was zur Hölle tat ich hier?

Der Dämon schien völlig in Gedanken versunken und wich mit einer langsamen Bewegung zurück. Dann hob er einen behandschuhten Finger ans Kinn und sah mich durchdringend an. Ich hatte das Gefühl, als ob er durch mich hindurchsah, so wie ich durch die grünen Kerzen sehen konnte, die ich angezündet hatte, ohne ihre Bedeutung zu kennen. Sein schneller Wechsel von Wut über Erstaunen hin zu Berechnung erschütterte mich bis ins Mark.

»Nun ja, lasst uns nichts überstürzen«, erklärte er endlich und sah auf seine hochmoderne Armbanduhr, die genau in

dem Moment erschien, als er den Blick darauf senkte. Nick hatte genau die gleiche. »Was tun, was tun? Euch töten oder behalten? Die Tradition wahren oder sich dem Fortschritt beugen? Ich denke, wenn es vor Gericht Bestand haben soll, muss ich euch die Entscheidung überlassen.« Er grinste, dass mir die Haare zu Berge standen. »Und wir wollen schließlich, dass alles legal abläuft. Das Gesetz bindet uns alle.«

Verängstigt lehnte ich mich an Nick.

Seit wann war das Gesetz für einen Dämon von Bedeutung? »Ich werde dich nicht töten, wenn du mich ohne einen Kreis rufst«, verkündete er abrupt und ging mit fahrigem Bewegungen an der Kreislinie entlang. »Wenn ich recht habe, werde ich dir diese Gunst sowieso gewähren. Aber das werden wir bald wissen.« Er grinste verschlagen. »Ich kann es kaum erwarten. So oder so - du gehörst mir.«

Nick flüsterte stirnrunzelnd: »Ich habe noch nie davon gehört, dass Sicherheit ohne Kreis garantiert worden wäre, niemals.«

»Das liegt daran, dass dieses Versprechen nur den wandelnden Toten gegeben wird, Nick Sparagmos.«

Das miese Gefühl in meiner Magengrube machte sich auf den Weg nach oben. Auf dieser gottverfluchten Erde gab es nichts, das eine risikofreie Beschwörung wert wäre, und trotzdem versprach er sie mir, statt die Schulden zu tilgen? Ganz tolle Nummer.

Irgendetwas hatte ich übersehen. Ich wusste es. Entschlossen schob ich die Angst weg. Ich hatte schon öfter schlechte Deals gemacht, und sie alle überlebt.

»Gut«, sagte ich mit zittriger Stimme. »Ich bin fertig mit dir. Verschwinde zurück ins Jenseits, ohne Umwege oder Verzögerungen.«

Der Dämon sah wieder auf seine Uhr. »Was für eine strenge Gebieterin«, stellte er gut gelaunt fest, öffnete den Gefrierschrank und holte eine Packung Mikrowellenfritten heraus. »Aber leider bist du *im* Kreis, und ich *draußen*, also werde ich erst gehen, wenn es mir passt.« Roter Nebel stieg auf, und als er sich verzog, dampften die Pommes Frites in seiner Hand. Er öffnete den Kühlschrank und runzelte die Stirn. »Kein Ketchup?«

Zwei Uhr, dachte ich mit Blick auf die Uhr. *Warum ist das so wichtig?* Plötzlich wurde mir eiskalt. »Nimm die Batterien aus deiner Uhr, Nick. Sofort.«

»Was?«

Auf der Uhr über dem Waschbecken war es fünf vor zwei, aber ich war mir nicht sicher, ob sie genau ging. »Tu es einfach! Deine Uhr ist mit der Atomuhr in Colorado verbunden. Um Mitternacht ihrer Zeit senden sie ein Signal, damit alle Uhren gleich gehen. Das Signal wird den Kreis brechen -wie eine aktive Telefon- oder Gasleitung.«

»Oh... Scheiße.«

»Verdammte Hexe!«, schrie der Dämon wütend. »Ich hätte euch fast gehabt.«

Nick fummelte wie ein Verrückter an seiner Uhr herum und versuchte die Rückseite aufzukriegen. »Hast du eine Münze? Ich brauche etwas, um den Verschluss zu öffnen!« Verzweifelt schaute er auf die Küchenuhr, während er in seiner

Hosentasche nach einem Zehncentstück suchte.

»Gib her!« Ich griff nach der Uhr und warf sie auf den Tresen. Dann zog ich den Fleischklopfer aus dem Gestell über mir und holte aus.

»Nein!«, schrie Nick, als die Uhrenteile in alle Richtungen flogen. »Wir hatten doch noch drei Minuten!« Ich entzog mich seinem Griff und schlug weiter auf die Uhr ein. »Siehst du, wie clever er ist?« Wütend fuchtelte ich mit dem Hammer vor seiner Nase herum. »Er wusste, dass du die Uhr hattest. Er musste nur abwarten! Darum hat er auch dem Deal mit der sicheren Beschwörung zugestimmt!« Mit einem frustrierten Aufschrei warf ich den Hammer nach dem Dämon. Er prallte gegen die unsichtbare Hülle des Kreises, wurde zurückgeschleudert und landete vor meinen Füßen. Von der Uhr war bis auf einen verbogenen Deckel und ein paar Quarzsplitter nicht viel übrig geblieben.

Nick ließ sich gegen die Arbeitsplatte fallen und presste eine Hand gegen die Stirn. »Ich dachte immer, er *wollte* mich unterweisen«, flüsterte er. »Dabei hat er die ganze Zeit nur darauf gewartet, dass sich eine Chance bietet, den Kreis zu durchbrechen.«

Ich berührte ihn sanft an der Schulter. Er zuckte zusammen und starrte mich verzagt an. Endlich verspürte er Angst. »Versteht du es jetzt?«, fragte ich bitter. »Er wird dich töten. Er wird dich töten und sich deine Seele nehmen. Sag mir, dass du ihn nie wieder rufen wirst. Bitte, versprich es mir.«

Nick holte tief Luft. Er sah mir in die Augen und schüttelte den Kopf. »Ich werde einfach vorsichtiger sein«, flüsterte er.

Frustriert drehte ich mich zu dem Dämon um. »Ich hatte dir doch gesagt, du sollst verschwinden!«

Mit überwältigender Eleganz erhob er sich. Die Vision des englischen Gentleman zog sich gemächlich das Spitzentuch zurecht und richtete seine Manschetten. Dann schob er in aller Ruhe den Stuhl zurück an den Tisch. Schließlich neigte er den Kopf und musterte mich über seine Brille hinweg. »Herzlichen Glückwunsch zur Verbindung mit deinem Schutzgeist, Rachel Mariana Morgan. Rufe mich mit dem Namen Algaliarept. Solltest du diesen Namen irgendjemandem verraten, kann ich unverzüglich und automatisch Anspruch auf dich erheben. Und glaube nicht, dass du in Sicherheit bist, nur weil du mich auch ohne Kreis beschwören kannst. Du gehörst mir. Jetzt könntest du dir nicht einmal mehr mit deiner Seele deine Freiheit erkaufen.«

Damit verschwand er im roten Jenseitsnebel und ließ nur den leichten Geruch von Frittierfett zurück.

17

Ich saß gelangweilt auf dem Laborstuhl und klopfte mit dem Knöchel gegen die Tischverstrebung. »Was meinst du, wie lange kann sie das noch hinziehen?«, fragte ich Janine und deutete mit dem Kopf auf Dr. Anders. Die Dozentin saß an ihrem Schreibtisch vor der Tafel und prüfte gerade eine Studentin.

Janine ließ ihre Kaugummiblaste platzen und zwirbelte mit

dem Finger eine beneidenswert glatte Haarsträhne. Ihre Angst vor meinem Dämonenmal war einer rebellischen Kühnheit gewichen, nachdem ich ihr erzählt hatte, dass ich es mir bei meiner Arbeit für die I. S. geholt hatte. Ja, das war zwar sozusagen eine Lüge, aber ich konnte ihr Misstrauen einfach nicht ertragen.

»Die Einschätzung von Schutzgeistern dauert immer eine Ewigkeit«, stimmte sie mir zu, während sie mit der freien Hand ihr Katze zwischen den Ohren kraulte. Die weiße Manx hatte ihre Augen geschlossen und genoss sichtlich die Liebkosung. Unwillkürlich wanderte mein Blick zu Bob. Ich hatte ihn in ein Erdnussbutterglas bugsiert, um ihn transportieren zu können. Janine hatte ihn ausgiebig bewundert, aber mir war klar, dass es eigentlich eine Mitleidsbekundung war. Die anderen hatten fast alle Katzen mitgebracht, nur einer kam mit seinem Frettchen. Ich fand das ziemlich cool, und der Besitzer meinte, dass sie die besten Schutzgeister seien.

Bob und ich waren die Einzigen, die noch nicht geprüft worden waren. Der Raum war fast leer, bis auf Janine, und die wartete auf Paula, die gerade von Dr. Anders begutachtet wurde. Nervös fingerte ich an Bobs Glas herum und warf einen Blick aus dem Fenster auf den Parkplatz, wo gerade die Beleuchtung anging. Ich hoffte inständig, dass ich Ivy heute Nacht noch zu sehen bekommen würde. Unsere Wege hatten sich nicht mehr gekreuzt, seit Nick ihr eins übergeben hatte. Ich wusste, dass sie zwischenzeitlich zu Hause gewesen sein musste, da ich an diesem Nachmittag

einen Rest Kaffee in der Kanne gefunden hatte, und die Nachrichten auf dem Anrufbeantworter abgehört worden waren. Offensichtlich war sie aufgestanden und hatte das Haus verlassen, bevor ich wach war. Das war zwar vollkommen untypisch für sie, aber ich wollte ihr kein Gespräch aufzwingen, bevor sie dazu bereit war.

»Hey«, meinte Janine plötzlich und riss mich aus meinen Gedanken. »Paula und ich wollen vor Sonnenuntergang noch schnell zu Piscarys, bevor da die ganzen untoten Vamps aufkreuzen. Willst du mitkommen? Wir warten dann auf dich.«

Ich freute mich über das Angebot mehr als ich zugeben wollte, schüttelte aber den Kopf. »Danke, nein. Ich bin schon mit meinem Freund verabredet.« Nick arbeitete im Nebengebäude, und da wir heute ungefähr zu gleichen Zeit freihatten, wollten wir noch zu McDonald's gehen - Mittagessen für mich, Abendessen für ihn.

»Bring ihn doch einfach mit«, schlug Janine vor. Ihr zu dick aufgetragener Eyeliner ruinierte irgendwie ihre ansonsten geschmackvolle Aufmachung. »Wenn ein Kerl mit am Tisch sitzt, zieht das die gut aussehenden Typen an.«

Ich musste lächeln. »Besser nicht«, lehnte ich ab. Ich wollte ihr nicht erklären, dass Piscary mir eine Höllenangst einjagte, meinen Dämonenbiss stimulierte, und er noch dazu der Onkel meiner Mitbewohnerin war, wenn man das so nennen konnte. »Nick ist ein Mensch. Das wäre irgendwie seltsam.«

»Du datest einen Menschen?«, flüsterte Janine schroff. »Hey, ist es wahr, was so gemunkelt wird?«

Ich sah sie verständnislos an, da kam Paula von Dr. Anders zu uns rüber. »Was soll wahr sein?«, fragte ich noch, während Paula ihre Katze unter Jaulen und Kratzen in den zusammenklappbaren Tragekorb stopfte. Ich schaute mir die Prozedur schockiert an und war froh, als sie endlich das Türchen geschlossen hatte. »Du weißt schon...«, druckste Janine herum und stupste mich vielsagend an. »Haben die, äh..., ich meine, sind die wirklich...?«

Ich riss mich vom Anblick des schaukelnden Katzenkäfigs los und grinste. »Ja, haben sie und sind sie.«

»Wahnsinn!«, rief Janine und zerrte Paula am Arm. »Hast du das gehört? Ich muss mir unbedingt einen Menschen besorgen, bevor ich zu alt bin, um das zu genießen.«

Paula war knallrot geworden, was einen schönen Kontrast zu ihren blonden Haaren bildete. »Hör auf damit«, zischte sie mit einem besorgten Blick auf Dr. Anders.

»Was denn?«, erwiderte Janine unbekümmert und öffnete ihren Tragekäfig. Ihr Kätzchen ging brav hinein, rollte sich zusammen und schnurrte. »Ich würde nie einen heiraten, aber was ist denn falsch daran, ein bisschen Spaß mit ihnen zu haben, während man nach dem Richtigen sucht? Die erste Frau von meinem Vater war auch ein Mensch.«

Unser Gespräch wurde jäh beendet, als Dr. Anders sich laut räusperte. Janine schnappte sich ihre Tasche und rutschte von ihrem Laborstuhl. Ich lächelte die beiden Mädchen gequält an, nahm zögerlich Bobs Glas vom Tisch und machte mich mit Nicks Pentagrammen unter dem Arm auf den Weg nach vorne. Dr. Anders schaute nicht einmal hoch, als ich Bob

vor ihr abstellte.

Ich wollte das hier so schnell wie möglich hinter mich bringen. Nick würde mich nach dem Essen zum FIB fahren, damit ich noch einmal mit Sara Jane sprechen konnte. Glenn hatte sie zu einem Gespräch gebeten, damit er sich einen Überblick über Dans Tagesablauf verschaffen konnte, und ich wollte sie fragen, wo Trent sich in den letzten Tagen aufgehalten hatte. Glenn schien über die Richtung, in die sich meine Ermittlungen bewegten, nicht sonderlich glücklich zu sein, aber verdammt noch mal - es war auch mein Fall.

Nervös setzte ich mich auf den Stuhl, der neben Dr. Anders Tisch stand. Hatte Jenks vielleicht doch recht, und Sara Janes Zusammenarbeit mit dem FIB war nur ein Trick von Trent, um an mich heranzukommen? Eins war jedenfalls sicher, Dr. Anders war nicht der Hexenjäger. Sie war eine gemeine alte Kröte, aber keine Mörderin.

Meine beiden Kommilitoninnen standen zögernd in der Tür, vollauf damit beschäftigt, trotz der schweren Katzenkörbe nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

»Dann bis Montag, Rachel«, verabschiedete sich Janine.

Ich winkte kurz, was Dr. Anders zu einem verärgerten Räuspern veranlasste. Die verbissene Furie nahm ein Formular von einem Stapel und schrieb in Großbuchstaben meinen Namen darauf.

»Schildkröte?«, riet sie mit einem flüchtigen Blick auf das Glas.

»Fisch«, korrigierte ich sie und fühlte mich wie ein Idiot.

»Zumindest kennen Sie Ihre Grenzen. Als Erdhexe wäre es

für Sie äußerst schwierig, ausreichend Jenseitsenergie zu kanalisieren, um auch nur eine Ratte zu Ihrem Schutzgeist zu machen, ganz zu schweigen von einer Katze, die Sie sich sicherlich gewünscht hätten«, erklärte sie mit einem Hauch von Herablassung. Ich sagte nichts, sondern verschränkte nur krampfhaft die Finger unter dem Tisch.

»Wissen Sie, Ms. Morgan«, sagte Dr. Anders, als sie den Deckel des Glases abnahm und einen Blick hineinwarf, »je mehr Energie Sie kanalisieren können, desto intelligenter muss Ihr Familiaris sein. Mein Schutzgeist ist ein afrikanischer Graupapagei.« Sie sah mir direkt in die Augen. »Sind das Ihre Hausaufgaben?«

Ich unterdrückte die aufsteigende Wut und reichte ihr die pinke Mappe mit meinen Essays und Nicks Pentagrammen, die sich leicht wellten und ein paar Wasserflecken aufwiesen.

Dr. Anders presste die Lippen so fest zusammen, dass sie weiß leuchteten.

»Vielen Dank«, sagte sie knapp und legte Nicks Werk beiseite, ohne es auch nur eines Blickes zu würdigen. »Ich gewähre Ihnen eine Gnadenfrist. Aber Sie haben in meinem Kurs nach wie vor nichts zu suchen, und bei der ersten Gelegenheit werde ich Sie rausschmeißen.«

Ich versuchte, betont langsam zu atmen und mich mit dem Wissen zu beruhigen, dass sie es nie wagen würde, so etwas vor anderen zu sagen.

»Gut«, murmelte sie und klang plötzlich erschöpft. »Dann wollen wir mal sehen, wie viel von Ihrer Aura Ihr Fisch annehmen konnte.«

»Es war eine Menge.« Ich wurde immer nervöser. Nick hatte sich meine Aura angesehen, bevor er letzte Nacht gegangen war, und erklärt, sie sei ziemlich schwach. Sie würde sich nach und nach wieder aufbauen, aber bis dahin fühlte ich mich ziemlich verletztlich.

Dr. Anders bemerkte meine Aufregung, ignorierte sie aber. Ihr Blick verlor an Fokus, und sie tauchte ihre Finger in das Wasser. Mein Rücken verkrampfte sich, und für einen Moment schienen meine Haare vom endlosen Wind des Jenseits erfasst zu werden. Fasziniert beobachtete ich, wie ein blauer Schimmer von ihrer Hand ausging und sich um Bob legte. Es war die Energie der Kraftlinie, verändert durch die vorherrschende Farbe in Dr. Anders' Aura.

Es war unwahrscheinlich, dass sie sich gerade an der Kraftlinie unter der Universität bediente. Diese Energie hatte sie zu einem früheren Zeitpunkt aufgenommen und gespeichert, so stand sie ihr schneller zur Verfügung. Kein Wunder, dass sie so reizbar war, wenn sie immer einen Klumpen Jenseits im Magen hatte.

Als Dr. Anders ihre Finger aus dem Glas zog, verschwand der blaue Nebel um Bob. »Nehmen Sie den Fisch und verschwinden Sie«, befahl sie schroff. »Sie sind durchgefallen.«

Ich war sprachlos. »Wie bitte?«, brachte ich schließlich mühsam heraus.

Dr. Anders trocknete sich die Finger an einem Taschentuch ab und warf es in den Papierkorb unter dem Tisch. »Dieser Fisch ist nicht an Sie gebunden. Wenn es so wäre, hätte die

Kraftlinienenergie, mit der ich ihn umgeben habe, die Farbe Ihrer Aura angenommen.« Ihr Blick wurde wieder für einen Moment unscharf, so als schaue sie durch mich hindurch, dann sah sie mich direkt an. »Ihre Aura ist blass golden. Was haben Sie getan, Ms. Morgan, das sie so beschmutzt hat, dass sich schon ein dicker, rot-schwarzer Nebel um sie gelegt hat?«

»Aber ich habe doch alle Anweisungen befolgt!«, übergang ich ihre Frage und blieb stur sitzen, während sie etwas in das Formular eintrug. »Ich vermisse einen großen Teil meiner Aura, wo ist er?«

»Vielleicht ist irgendein Käfer in Ihren Kreis geraten«, erwiderte sie zornig. »Gehen Sie nach Hause, rufen Sie Ihren Schutzgeist und warten Sie ab, was dann kommt.«

Wie, zur Hölle, ruft man seinen Schutzgeist:'

Sie sah von ihren Notizen auf, bemerkte meinen hilflosen Blick und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Sie haben keine Ahnung, wie man einen Familiaris ruft«, stellte sie nüchtern fest. Ich hob ratlos die Schultern. Was sollte ich da noch sagen?

»Dann werde ich es machen«, murmelte sie. »Geben Sie mir Ihre Hand.«

Sie packte mein Handgelenk so plötzlich, dass ich zusammenzuckte. Der Griff ihrer knöchigen Hand war überraschend kräftig. Der Geschmack von Asche und Metall legte sich auf meine Zunge, als Dr. Anders eine Beschwörung murmelte. Es war, als würde ich Alufolie kauen, und sobald sich ihre Finger lockerten, zog ich die Hand zurück und

massierte das Gelenk. Dabei beobachtete ich Bob aufmerksam und versuchte, ihn durch reine Willenskraft dazu zu bringen, dass er reagierte - an die Oberfläche schwamm, oder zu mir oder irgendetwas. Aber er schlug nur unbeeindruckt mit den Flossen.

»Ich verstehe das nicht.« Ich fühlte mich verraten, sowohl von meinen Büchern, als auch von meinen magischen Fähigkeiten, auf die ich so vertraut hatte. »Ich habe doch die Anleitungen bis auf den letzten Buchstaben befolgt.«

Dr. Anders lächelte selbstgefällig. »Daran erkennen Sie, Ms. Morgan, dass es bei der Arbeit mit Kraftlinien im Gegensatz zur Erdmagie nicht ausreicht, ohne Sinn und Verstand Regeln und Anweisungen zu befolgen. Man benötigt Talent und eine gewisse Befähigung zur Improvisation und Anpassungsfähigkeit. Gehen Sie nach Hause. Wenn etwas auf den Ruf reagiert, behalten Sie es als Haustier. Und lassen Sie sich nie wieder in meinem Unterricht blicken.«

»Aber ich habe doch alles richtig gemacht«, protestierte ich und stand auf, als Dr. Anders demonstrativ ihre Unterlagen zu ordnen begann. »Ich habe mich auf den magischen Spiegel gestellt und die Aura abgestreift. Ich habe erst sie und dann Bob in das Transfermedium gleiten lassen, ohne es dabei zu berühren. Ich habe...«

Dr. Anders schreckte hoch und sah mich durchdringend an. »Magischer Spiegel?«

»Ich habe die Beschwörungsformel gesprochen. Nick hat gesagt, dass es nichts ausmacht, wenn ich sie nicht auf Latein rezitiere.« Frustriert brach ich ab. Wenn ich hier rausflog, war

alles vorbei. Es ging nicht mehr ums Geld, es ging darum, dass diese Frau mich für unfähig hielt.

»Latein?« Ihr Gesicht war vollkommen ausdruckslos.

»Aber ich habe sie ausgesprochen«, wiederholte ich und versuchte, mich an den genauen Ablauf zu erinnern. »Und dann...« Kurz stockte mir der Atem.

»Und dann ist der Dämon aufgetaucht«, flüsterte ich und ließ mich schnell in den Stuhl fallen, bevor meine Beine mich im Stich ließen. »Oh, mein Gott. Hat er die Aura? Hat der Dämon meine Aura an sich gerissen?«

»Dämon?« Sie wirkte schockiert. »Sie haben einen Dämon beschworen?«

Selbst jetzt noch, als ich vor dem Tisch dieser Giftspritze saß, spürte ich die Panik. Ich machte mir vor Angst fast in die Hose, und im Moment war es mir egal, ob sie es bemerkte oder nicht. Algaliarept hatte meine Aura. »Er hat irgendwie den Kreis überwunden«, stotterte ich und muss-te mich zwingen, nicht Hilfe suchend an ihrem Arm zu ziehen. »Irgendwie hat er meine Aura durch den Kreis gebracht!«

»Ms. Morgan!«, rief Dr. Anders ungeduldig. »Wenn ein Dämon in Ihren Kreis eingedrungen wäre, würden Sie jetzt nicht vor mir sitzen! Sie wären bereits mit ihm im Jenseits und würden ihn anbetteln, Sie zu töten.«

Bekommen verschränkte ich die Arme vor der Brust. Ich war nur ein Runner, kein Dämonenkiller.

Die Dozentin klopfte verärgert mit ihrem Stift auf den Tisch.

»Was haben Sie sich nur dabei gedacht, einen Dämon zu

beschwören? Diese Dinge sind äußerst gefährlich.«

»Das habe ich ja gar nicht getan«, sprudelte es aus mir heraus. »Sie müssen mir glauben, er ist von ganz alleine aufgetaucht. Wissen Sie, ich stehe in seiner Schuld, weil er mich durch die Kraftlinien geschleust hat, nachdem er geschickt worden war, um mich umzubringen. Es war die einzige Möglichkeit, es zu Ivy zurück zu schaffen, sonst wäre ich verblutet. Er dachte, ich würde ihn jetzt rufen, um meine Schuld zu begleichen, wegen dem Kreis und den Pentagrammen, die Nick für mich gezeichnet hat... äh... ja.«

Ihr Blick fiel auf die welligen Skizzen. »Ihr Freund hat die also gemacht, wie?«

Ich nickte, unfähig, sie direkt anzulügen. »Ich wollte sie später noch mal selbst zeichnen. Ich hatte einfach nicht genug Zeit, um zwei Wochen Hausaufgaben nachzuholen und gleichzeitig einen Mörder zu fangen.«

Dr. Anders erstarrte. »Ich habe meine ehemaligen Studenten nicht umgebracht.«

Ich senkte den Blick; langsam beruhigte ich mich wieder. »Das weiß ich.«

Sie holte tief Luft, hielt sie einen Moment in der Lunge und atmete dann langsam aus. Ich spürte, dass Kraftlinienenergie zwischen uns zirkulierte, und fragte mich, was sie da gerade tat. »Sie glauben also nicht, dass ich sie getötet habe«, sagte sie schließlich. Der Geschmack von Alufolie verschwand so plötzlich, wie er gekommen war. »Und warum sind Sie dann in meinem Kurs?«

»Captain Edden vom FIB hat mich beauftragt, nach

Beweisen dafür zu suchen, dass Sie der Hexenjäger sind. Er wird mich nicht bezahlen, wenn ich dem Verdacht nicht nachgehe. 6Und ich halte Sie zwar für unausstehlich und arrogant, eigentlich sogar für die niederträchtigste Person, der ich seit meinem Lehrer in der vierten Klasse begegnet bin - aber Sie sind keine Mörderin.«

Dr. Anders entspannte sich sichtlich, sie sank regelrecht in sich zusammen. »Vielen Dank«, flüsterte sie. »Es tut so gut, dass es mal jemand sagt.« Sie richtete sich wieder auf und überraschte mich mit einem schwachen Lächeln. »Das mit der Mörderin, meine ich. Den Rest habe ich einfach nicht gehört.«

Diese ungeahnte Spur von Menschlichkeit an ihr machte mir Mut, und ich sagte: »Ich kann Kraftlinien nicht ausstehen, Dr. Anders. Wo ist der Rest meiner Aura?«

Sie setzte zu einer Erklärung an, hielt aber inne und fixierte über meine Schulter hinweg die Tür. Ich hörte ein zaghaftes Klopfen am Türrahmen und drehte mich um. Nick spähte durch die offene Tür. Ich musste lächeln. »Entschuldigen Sie, Dr. Anders«, sagte er und deutete demonstrativ auf den Arbeitsausweis der Uni, den er am Hemd trug. »Dürfte ich Sie für einen Moment stören?«

»Ich bin gerade in einem Gespräch«, erwiderte sie, nun wieder ganz professionell. »Wenn Sie bitte kurz draußen warten würden, ich bin gleich für Sie da. Bitte schließen Sie doch die Tür.«

Nick zuckte unbehaglich zusammen. Mit seiner Jeans und dem Freizeithemd wirkte er etwas deplaziert. »Äh, eigentlich

müsste ich mal kurz mit Rachel sprechen. Es tut mir wirklich leid, dass ich hier so reinplatze. Ich arbeite im Nebengebäude.« Er sah sich kurz im Flur um, dann wieder zu uns. »Ich wollte mich nur vergewissern, ob es ihr gut geht. Vielleicht könnten Sie mir sagen, wie lange Sie noch brauchen?«

»Wer sind Sie?«, fragte Dr. Anders mit ausdruckslosem Gesicht.

»Das ist Nick«, erklärte ich verlegen. »Mein Freund.«

Nick war das alles furchtbar peinlich, und er meinte hastig: »Ich weiß gar nicht, warum ich Sie überhaupt gestört habe. Ich werde in der Mensa warten.«

Ein Anflug von Entsetzen blitzte in Dr. Anders' Gesicht auf. Sie sah mich an, dann Nick, und sprang plötzlich auf. Mit schnellen Schritten ging sie zur Tür, zog ihn in den Raum und schloss sie hinter ihm. »Bleiben Sie da stehen«, wies sie ihn an, nachdem sie ihn vor ihrem Pult platziert hatte. Seine Pentagramme lagen vor uns wie ein Schuldeingeständnis. Dr. Anders stand am Fenster, hatte uns den Rücken zugekehrt, und ließ den Blick über den dunklen Parkplatz schweifen. »Woher haben Sie einen lateinischen Schutzgeistbindungszauber?«

Nick streichelte mir sanft über die Schulter, und ich machte mir Vorwürfe, dass ich ihn in diese Sache mit reingezogen hatte. »Äh, aus einem meiner alten Zauberbücher«, gab ich zu. Wahrscheinlich sollte Nick ihr meine Angaben bestätigen. »Es war der einzige passende Zauber, den ich so kurzfristig finden konnte. Aber ich kenne die Pentagramme, ich hatte

nur keine Zeit, sie selbst zu zeichnen.«

»Es gibt einen Bindungszauber im Anhang Ihres Lehrbuchs«, erklärte sie mit müder Stimme. »Den hätten Sie verwenden sollen.« Es ging ihr also gar nicht um die Pentagramme. Mich durchlief ein in eiskalter Schauer, als sie sich umdrehte. In dem fluoreszierenden Licht wirkte ihr Gesicht noch strenger. »Erzählen Sie mir genau, wie Sie vorgegangen sind.«

Nick sah mich aufmunternd an, und ich erläuterte: »Äh, zuerst habe ich das Transfermedium vorbereitet, und dann den Kreis geschlossen.«

»Modifiziert für Beschwörung und Schutz«, unterbrach mich Nick. »Ich befand mich mit ihr im Kreis.«

»Einen Moment mal«, hakte Dr. Anders nach. »Wie groß war der Kreis genau?«

Ich strich mir das Haar aus dem Gesicht. Wenigstens fauchte sie mich nicht mehr an. »Vielleicht vier Meter?«, sagte ich unsicher.

»Umfang?«

»Durchmesser.«

Sie ließ sich schwer in ihren Stuhl fallen und forderte mich mit einem Wink auf, weiterzumachen.

»Äh, und dann habe ich mich auf den magischen Spiegel gestellt und meine Aura abgestreift.«

»Was war das für ein Gefühl?«, flüsterte sie, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, mit Blick zum Fenster.

»Verflucht, äh, ziemlich unangenehm. Ich habe den Spiegel dann in das Transfermedium gehalten, ohne seine

Oberfläche zu berühren. Die Aura hat sich im Medium verbreitet, und dann habe ich Bob dazugegeben.«

»In das Transfermedium?«

Ich nickte, obwohl sie mich nicht ansah. »Ich hielt das für die einzige Möglichkeit, einen Fisch einzureiben. Danach habe ich die Beschwörung gesprochen.«

»Eigentlich habe ich den Text erst auf Latein vorgelesen und dann für sie übersetzt. Beim letzten Teil habe ich ihr zwei alternative Deutungen angeboten.«

»Das stimmt«, gab ich zu. »Ich habe die Worte ausgesprochen, und plötzlich tauchte der Dämon auf.« Ich schaute verstohlen zu Nick rüber, aber die Erinnerung daran schien ihn wesentlich weniger zu beunruhigen als mich. »Dann habe ich Bobs Glas umgestoßen. Er war völlig mit meiner Aura bedeckt, und ich hatte panische Angst, dass der Kreis gebrochen wird, falls die Aura ihn berührt.«

»Das wäre auch geschehen.« Dr. Anders starrte wieder hinaus auf den Parkplatz.

»Ist das der Grund, warum ein Teil meiner Aura fehlt? Habe ich sie mit den Küchentüchern weggeschmissen?«

Endlich sah Dr. Anders mich direkt an. »Nein. Ich glaube, Sie haben Nick zu Ihrem Familiaris gemacht.«

Ich erstarrte, dann drehte ich mich zu Nick um. Er hatte die Hand von meiner Schulter genommen und wich mit weit aufgerissenen Augen vor mir zurück. »Was?«, schrie ich entsetzt.

»Ist das überhaupt möglich?«, fragte Nick.

»Normalerweise nicht«, verneinte Dr. Anders. »Fühlende

Wesen mit einem freien Willen können nicht durch Beschwörung aneinander gebunden werden. Aber Sie haben Erdmagie und Kraftlinienmagie vermischt. Ich habe noch nie gehört, dass ein Schutzgeist auf diese Weise gebunden worden wäre. Wo haben Sie das Buch her?«

»Vom Dachboden«, flüsterte ich verstört. Ich sah Nick flehend an. »Oh, Nick, das tut mir unendlich leid. Du musst meine Aura angenommen haben, als du versucht hast, Bob einzufangen.«

Nick war vollkommen verwirrt. »Ich bin dein Schutzgeist?«, flüsterte er fassungslos.

Dr. Anders lachte freudlos. »Das ist nichts, worauf Sie stolz sein sollten, Ms. Morgan. Einen Menschen als Schutzgeist zu binden ist verabscheuungswürdig. Es ist Sklaverei, nicht viel anders als das, was die Dämonen tun.«

»Hören Sie auf«, stammelte ich verzweifelt. »Es war ein Unfall.«

Doch sie blieb unbittlich. »Erinnern Sie sich an das, was ich Ihnen vorhin darüber sagte, wie die Eigenschaften des Bindenden mit denen des Familiaris korrespondieren? Dämonen benutzen Personen als Schutzgeister. Je stärker diese Person ist, desto mehr Macht kann der Dämon durch ihn ausüben. Darum versuchen die Dämonen immer wieder, die Leichtgläubigen in den dunklen Künsten zu unterrichten. Sie schulen sie, erlangen so die Kontrolle über ihre Seelen und machen sie dann zu ihren Familiäres. Sie haben Dämonenmagie angewandt, als sie Erd- und Kraftlinienmagie vermischten.«

Ich presste eine Hand auf meinen schmerzenden Magen. »Mein Gott, es tut mir so leid, Nick.« Er war kreidebleich und stand wie erstarrt neben mir. »Es war ein Unfall!«

Dr. Anders schnaubte empört. »Unfall oder nicht, ich habe noch nie von etwas so Schändlichem gehört. Sie haben Nick in große Gefahr gebracht.«

»Wieso?« Ich griff nach seiner Hand; sie war genauso kalt wie meine, aber er drückte beruhigend meine Finger.

»Weil er einen Teil Ihrer Aura in sich trägt. Kraftlinienhexen übertragen einen Teil der Aura auf ihren Familiaris, damit dieser sie beim Zugriff auf eine Kraftlinie in der Realität verankert. Sollte dabei etwas schiefgehen, wird der Schutzgeist ins Jenseits gezogen, nicht die Hexe. Aber was noch viel wichtiger ist: Sie schützen uns vor dem Wahnsinn, dem man verfällt, wenn zu viel Energie aus der Linie gezogen wird. Kraftlinienhexen speichern diese Energie nicht selbst, sondern nutzen ihre Schutzgeister dafür. Mein Papagei Simon speichert sie für mich, und bei Bedarf kann ich sie von ihm abziehen. Wenn er in meiner Nähe ist, bin ich stärker. Wenn er krank ist, schwinden meine Fähigkeiten. Wenn er sich näher an einer Linie befindet als ich, habe ich durch ihn Zugriff darauf. Und wenn alles fehlschlägt, stirbt er -nicht ich.«

Ich schluckte, als mich Dr. Anders so strafend ansah, als hätte ich das Ritual absichtlich verpfuscht.

»Darum werden Tiere zu Schutzgeistern gemacht, und nicht Menschen«, schloss sie kalt.

»Nick«, murmelte ich wieder, »es tut mir so leid.« Wie oft

hatte ich das jetzt schon gesagt, dreimal?

Die Falten in Dr. Anders Gesicht vertieften sich. »Es tut Ihnen leid? Bis wir den Pakt gelöst haben, dürfen Sie keinerlei Kraftlinienenergie speichern, das wäre viel zu gefährlich.«

»Ich weiß ja nicht mal, wie man das macht«, beteuerte ich. Ich hatte Nick tatsächlich zu meinem Schutzgeist gemacht?

»Moment mal.« Die Dozentin strich sich mit der knochigen Hand über die Stirn. »Sie wissen nicht, wie Kraftlinienenergie gespeichert wird? Sie haben keine Ahnung? Sie haben einen Kreis mit einem Durchmesser von vier Metern geschaffen, der stark genug war, einen Dämon abzuhalten, und das nur mit Energie direkt aus der Linie? Sie haben keinerlei gespeicherte Energie verbraucht?«

Ich schüttelte den Kopf.

Sie seufzte schwer. »Ihr Vater hatte also tatsächlich recht.«

»Sie kannten meinen Vater?« *Warum auch nicht. Scheinbarkannte ihn ja jeder.*

»Er besuchte eines meiner Einführungsseminare, obwohl mir das damals natürlich nicht bewusst war. Ich habe ihn dann erst vor dreizehn Jahren wiedergesehen, als er mit mir Ihre Ausbildung besprechen wollte.« Sie lehnte sich zurück und hob vielsagend die Augenbrauen. »Er hat mich gebeten, Sie abzuweisen, falls Sie jemals eines meiner Seminare besuchen wollten.«

»Aber warum das denn?«, fragte ich fassungslos.

»Anscheinend wusste er, wie viel Kraft Sie aus den Linien ziehen konnten, und wollte, dass ich Sie davon überzeuge,

sich besser der Erdmagie zuzuwenden, statt der Kraftlinienmagie. Er sagte, es wäre sicherer so. Mein Kurs war in diesem Jahr sowieso überfüllt, also war es kein Problem, dem Wunsch eines besorgten Vaters zu entsprechen. Ich ging davon aus, dass er sich um Ihre Sicherheit sorgte. Rückblickend denke ich, es ging ihm um die Sicherheit der anderen.«

»Sicherheit?«, hauchte ich. Ich fühlte mich krank.

»Es ist nicht normal, einen Menschen zu seinem Familiaris zu machen, Ms. Morgan.«

»Wären Sie dazu in der Lage?«, fragte Nick. Ich sah ihn dankbar an, froh, dass er die Frage gestellt hatte und nicht ich.

Sie wirkte beleidigt. »Möglicherweise, wenn ich diesen Zauberspruch hätte. Aber ich würde es nicht tun. Es ist dämonisch. Ich habe nur aus einem Grund nicht unverzüglich die Inderland Security gerufen, weil es ein Unfall war, dessen Folgen wir so schnell wie möglich beheben werden.«

»Danke.« Ich fühlte mich wie betäubt. Ich hatte Nick zu meinem Schutzgeist gemacht? Ich hatte Dämonenmagie benutzt, um ihn an mich zu binden? In meinem Kopf drehte sich alles, und ich schob ihn schnell zwischen die Knie, weil das weniger peinlich war als ohnmächtig zu werden und auf dem Boden zu landen. Ich spürte, wie Nick mir beruhigend über den Rücken streichelte, und unterdrückte ein hysterisches Lachen. Was hatte ich nur getan?

Ich schloss die Augen, kämpfte gegen den Brechreiz an

und hörte wie aus weiter Entfernung Nicks Stimme.

»Können Sie den Zauber überhaupt brechen? Ich dachte immer, Schutzgeister wären lebenslang gebunden.«

»Normalerweise ist das auch so.« Dr. Anders klang erschöpft. »Aber es ist möglich sich zu lösen, in die eigenen Fähigkeiten so stark werden, dass der Schutzgeist eine Beschränkung darstellt. Dann ersetzt man den alten Familiaris durch einen stärkeren. Aber was ist hier stärker als ein Mensch, Nick?«

Ich richtete mich wieder auf und sah, wie Dr. Anders das Gesicht verzog. »Ich muss mir dieses Buch ansehen. Vielleicht findet sich dort eine Passage, die erklärt, wie der Pakt wieder gelöst werden kann. Dämonen sind bekannt dafür, dass sie ihre Schutzgeister austauschen, wann immer sie etwas Besseres finden. Aber zuerst beantworten Sie mir eine Frage: wie konnte ein Buch über Dämonenmagie auf Ihrem Dachboden landen?«

»Ich lebe in einer Kirche«, flüsterte ich schwach. »Es war schon da, als ich eingezogen bin.« Ich schaute aus dem Fenster, und die Übelkeit ließ nach. Nick hatte einen Teil meiner Aura. Das war immer noch besser, als wenn der Dämon sie an sich gerissen hätte. Und irgendwie würden wir es schon schaffen, die Bindung zu lösen. Ich hatte Glenn zwar versprochen, heute Nacht noch zum FIB zu kommen, aber Nick hatte Vorrang.

»Ich werde das Buch holen«, sagte ich entschlossen. »Können wir das Ritual hier vollziehen oder brauchen wir einen ruhigeren Ort? Wir könnten meine Küche benutzen, ich

habe eine Kraftlinie im Garten.«

Dr. Anders erschien mir plötzlich überhaupt nicht mehr hässlich, sie wirkte nur noch müde. »Heute Nacht kann ich nichts mehr für Sie tun«, sagte sie mit einem entschuldigenden Lächeln zu Nick. »Aber ich werde Ihnen meine Adresse geben.«

Sie nahm einen Stift und kritzelte die Anschrift auf den zusammengefalteten Bewertungsbogen von mir und meinem Schutzgeist. »Sie können das Buch beim Pförtner abgeben, ich werde mich noch dieses Wochenende damit beschäftigen.«

»"Warum können wir es nicht sofort machen?«, fragte ich und nahm den Zettel.

»Weil ich zu tun habe. Ich habe morgen eine Präsentation, dafür muss ich noch eine aktuelle Prüfungsstatistik vorbereiten.«

Sie errötete und wirkte plötzlich einige Jahre jünger.

»Für wen ist die Präsentation gedacht?«, fragte ich mit einem unguuten Gefühl in der Magengegend.

»Mr. Kalamack.«

Ich schloss kurz die Augen, um Kraft zu schöpfen. »Dr. Anders«, setzte ich an, und ignorierte Nicks nervöses Zucken neben mir. »Trent Kalamack ist der Mörder der Kraftlinienhexen.«

Augenblicklich verschwand Dr. Anders wieder hinter ihrer unnahbaren Maske. »Erzählen Sie keinen Unsinn, Ms. Morgan. Mr. Kalamack ist genauso wenig ein Mörder wie ich es bin.«

»Nennen Sie mich doch Rachel«, bat ich, da wir uns jetzt eigentlich gut genug kannten, um uns zu duzen. »Trent Kalamack ist der Hexenjäger. Ich habe die Akten eingesehen. Er hat mit jedem der Opfer gesprochen, und das innerhalb eines Monats vor ihrem Tod.«

Dr. Anders öffnete eine Schublade und zog eine geschmackvolle schwarze Handtasche hervor. »Nun, mit mir hat er sich im vergangenen Frühjahr bei der Abschlussfeier unterhalten, und lebe immer noch. Er ist sehr an meiner Forschungsarbeit interessiert. Wenn ich ihn von meinem Projekt überzeugen kann, wird er mir finanzielle Unterstützung zukommen lassen, und ich kann mich ganz der Arbeit zuwenden, die ich machen möchte. Ich habe sechs Jahre daran gearbeitet, und ich werde mir nicht aufgrund einiger dummer Zufälle die Chance entgehen lassen, einen Sponsor zu gewinnen.«

Ich beugte mich vor, überrascht, wie schnell meine Abneigung gegen sie sich in Sorge verwandelt hatte. »Bitte, Dr. Anders«, sagte ich. »Ich weiß, dass Sie mich für eine durchgeknallte Versagerin halten. Aber treffen Sie sich nicht mit ihm. Ich habe die Autopsieberichte der Opfer gelesen. Jeder von ihnen starb einen schrecklichen Tod - und Trent hat mit allen von ihnen Kontakt.«

»Äh, Rachel?«, unterbrach mich Nick. »Das weißt du nicht sicher.«

Ich herum. »Das ist nicht hilfreich!«

Dr. Anders erhob sich und griff nach ihrer Tasche. »Besorgen Sie mir das Buch, ich werde es am Wochenende

gründlich studieren.«

»Nein!«, protestierte ich, da sie ganz offensichtlich das Gespräch beenden wollte. »Er wird Sie zerquetschen wie eine Fliege!« Ich knirschte frustriert mit den Zähnen, als Dr. Anders demonstrativ auf die Tür deutete. »Dann lassen Sie mich wenigstens mitkommen«, drängte ich sie, und erhob mich. »Ich habe schon in den Hollows als Personenschützerin für Menschen gearbeitet. Ich weiß, wie man im Hintergrund bleibt und trotzdem für Sicherheit sorgt.«

Ihre Augen verengten sich. »Ich habe einen Doktor in Kraftlinienmagie. Und Sie denken, Sie können besser auf mich aufpassen, als ich es kann?«

Ich wollte protestieren, ließ es aber dann. »Sie haben recht.« Es würde einfacher sein, sie ohne ihr Wissen zu beschatten. »Können Sie mir wenigstens verraten, wann Sie sich mit ihm treffen? Ich würde mich besser fühlen, wenn ich Sie anrufen könnte, um sicherzugehen, dass Sie wohlbehalten nach Hause gekommen sind.«

Das schien sie zu überraschen. »Morgen Abend um sieben. Wir essen im Restaurant im Carew Tower. Ist dieser Ort öffentlich genug, um Sie zufriedenzustellen?«

Ich würde mir von Ivy Geld leihen müssen, wenn ich Dr. Anders dorthin folgen wollte. Für ein Glas Wasser musste man dort drei Dollar berappen, ein einfacher Salat kostete zwölf - das hatte ich zumindest gehört. Wahrscheinlich hatte ich noch nicht einmal die angemessene Garderobe dafür, aber ich würde es auf gar keinen Fall zulassen, dass sie sich ohne Schutz mit Trent traf.

Mit einem Nicken hängte ich mir meine Tasche um und stellte mich neben Nick. »Ja, vielen Dank.«

18

Die Mittagssonne war schon fast an der Küche vorbeigezogen, nur noch ein schmaler Strahl schien auf das Waschbecken und einen Teil der Arbeitsplatte. Ich saß an Ivys antikem Tisch, blätterte durch ihre Kataloge und beendete mein Frühstück, das nur aus Kaffee bestand. Ich war erst seit einer Stunde wach und saß seitdem hier und wartete auf Ivy. Als ich aufgestanden war, hatte ich eine ganze Kanne Kaffee gekocht, in der Hoffnung, Ivy damit in ein Gespräch locken zu können. Sie war aber immer noch nicht bereit dazu und hatte sich mir mit der Ausrede entzogen, dass sie für einen aktuellen Fall noch etwas recherchieren müsse. Ich wünschte mir wirklich, sie würde mit mir reden.

Zum *Wandel* noch mal, sie könnte mir doch wenigstens zuhören. Es konnte doch nicht sein, dass sie diesem Zwischenfall so viel Gewicht beimaß. Sie hatte früher auch schon die Kontrolle verloren, und wir waren darüber hinweggekommen.

Mit einem Seufzer streckte ich die Beine unter dem Tisch aus. Ich blätterte die Seite um und starrte gelangweilt auf die angepriesenen Regalunterteiler für Wandschränke. Ich hatte heute nichts zu tun, bis Glenn, Jenks und ich Dr. Anders beschatten würden. Nick hatte mir etwas geborgt, und so

hatte ich jetzt ein passendes Kleid, das nicht allzu billig wirkte, und unter dem ich meine Splat Gun verstecken konnte.

Edden war begeistert gewesen, als ich ihm von der Beschattung erzählte. Zumindest, bis ich blöderweise erwähnte, dass Dr. Anders sich mit Trent treffen wollte. Daraufhin hätten wir uns beinahe die Köpfe eingeschlagen, und das in einer Lautstärke, die sämtliche Beamten auf der Etage in Angst und Schrecken versetzte. An diesem Punkt war es mir sogar egal gewesen, ob Edden mich verhaften ließ. Dazu musste ich schließlich erst mal etwas anstellen, und bis dahin hätte ich sowieso alles, was ich brauchte.

Glenn war im Moment auch nicht besonders gut auf mich zu sprechen, da ich ihn mit seiner Verwandtschaft zu Edden erpresst hatte, damit er mitkam und die Klappe hielt. Mir war das alles scheißegal. Trent war ein Mörder, und ich musste ihn aufhalten. Mein Blick blieb an einem altmodischen Schreibtisch hängen, wie ihn die Detectives in den Krimis vor dem *Wandel* immer hatten. Er war wunderschön, das Eichenholz glänzte in einer Art, an die Pressspan einfach nicht heranreichte. Außerdem hatte er diese ganzen praktischen kleinen Fächer, und laut Begleittext sogar ein geheimes Innenfach, das sich hinter der linken unteren Schublade verbarg. Der Tisch würde hervorragend in den Altarraum passen.

Ich zog eine Grimasse, als ich an mein schäbiges Mobiliar denken musste, von dem ein Teil immer noch eingelagert war. Ivy besaß edle, schwere Möbel mit geschmackvollen

Linien und exquisiter Ausstattung. Die Schubladen klemmten nie, und die Türen ließen sich schon mit dem sanftesten Druck schließen. So etwas wollte ich auch. Etwas dauerhaftes, das eine Einheit bildete. Möbel, die auch ein Salzwasserbad überstehen würden, falls mal wieder ein Kopfgeld auf mich ausgesetzt würde.

Das wird wohl nicht passieren, dachte ich und schob den Katalog beiseite. Also, das mit den Möbeln - mit dem Kopfgeld war ich mir da nicht so sicher. Mein Blick glitt von den Hochglanzseiten zu meinem Kraftlinienlehrbuch. Ich konnte mehr Energie kanalisieren als die meisten anderen. Mein Dad hatte nicht gewollt, dass ich es erfuhr. Und Dr. Anders hielt mich für eine Idiotin.

Mir blieb nur noch eins übrig.

Ich holte tief Luft, griff nach dem Buch und blätterte zum hinteren Teil, wo ich im Anhang tatsächlich einen Bindungszauber für Schutzgeister fand. Neben dem eigentlichen Ritual gab es Anmerkungen, die sich auf Techniken bezogen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte. Die Beschwörungsformel war auf Englisch verfasst, und es wurden weder ein Gebräu noch irgendwelche Pflanzen erwähnt. Das Ganze war mir so fremd wie Geometrie - und ich hasste es, mir dumm vorzukommen.

Schließlich blätterte ich wieder zum Anfang vor, auf der Suche nach etwas, das ich verstehen konnte. Ich hielt inne, als ich eine Formel für die Ablenkung in Bewegung begriffener Objekte fand. Bingo. Genau dafür hatte ich mir den Zauberstab zulegen wollen.

Ich richtete mich auf und studierte aufmerksam den Text. Wollte man kleinere Objekte manipulieren, musste man mit gespeicherter Energie arbeiten, nur bei schwereren oder sehr schnellen Objekten musste man direkt aus der Kraftlinie schöpfen. Als physisches Hilfsmittel brauchte ich nur einen dinglichen Schwerpunkt, der mich sozusagen erden sollte.

Ich schaute hoch, als Jenks durch das offene Küchenfenster flitzte.

»Hey, Rachel«, begrüßte er mich fröhlich. »Was machst du?«

Ich schob unauffällig den Möbelkatalog über das Buch. »Nicht viel«, antwortete ich. »Warum bist du so gut gelaunt?«

»Ich komme gerade von deiner Mum zurück. Die ist ja echt cool.«

Er flog auf die Arbeitsplatte und postierte sich so in Augenhöhe. »Jax macht sich ganz gut. Wenn deine Mum die Idee watteweich findet, werde ich ihm erlauben, daraus einen eigenen Garten zu machen, der groß genug ist, dass er davon leben kann.«

»Watteweich?«, fragte ich abwesend und schlug eine Seite mit Telefontischchen auf. Dann sah ich den Preis. Wie konnte so ein kleines Ding nur so viel kosten?

»Na, du weißt schon ... cool, okay, toll super.«

»Ich weiß, was du meinst.« Es war ein Lieblingsausdruck meiner Mutter. Komisch, dass Jenks das aufgeschnappt hatte.

»Hast du schon mit Ivy gesprochen?«, fragte er.

»Nein.«

Das eine Wort reichte, um ihm zu vermitteln, wie frustriert ich darüber war. Jenks zögerte kurz und flog einen weiten Bogen, um dann auf meiner Schulter zu landen. »Das tut mir leid.«

Ich versuchte zu lächeln, als ich den Kopf hob und mir eine Locke hinters Ohr schob. »Ja, mir auch.«

Er schlug zornig mit den Flügeln. »Also, was versteckst du unter dem Katalog? Stöberst du etwa in Ivys Leder-Outlets?«

Ich spannte meine Schultern an. »Gar nichts«, antwortete ich ruhig.

»Du willst dir Möbel kaufen?«, lachte er. »Wer's glaubt.«

Genervt wedelte ich ihn weg. »Jawohl, ich will neue Möbel, mal was anderes als Pressspan, entschuldige, behandeltes Holz. Neben Ivys Zeug sieht mein Kram aus wie Campingmöbel.«

Jenks lachte mitfühlend. »Dann kauf dir eben was schönes, wenn du wieder Geld hast.«

»Als ob ich jemals welches hätte«, murmelte ich.

Jenks flitzte unter den Tisch. Da man diesem Kerl nicht trauen konnte, bückte ich mich, um nachzusehen, was er jetzt wieder anstellte. »Hey, lass das!« Ich zog hastig den Fuß weg, als er an meinen Schnürsenkeln zog. Jenks verschwand, und nachdem ich den Schuh wieder gebunden hatte, musste ich feststellen, dass er den Katalog von dem Buch gezogen hatte. Er stand mitten auf dem Text, die Hände in die Hüften gestemmt, und las ein paar Zeilen.

»Jenks!«, beschwerte ich mich.

»Ich dachte, du stehst nicht so auf Kraftlinien«, meinte er

und flatterte kurz auf. »Besonders jetzt, wo du sie nicht benutzen kannst, ohne Nick in Gefahr zu bringen.«

»Das stimmt ja auch«, erwiderte ich. Ich hätte Jenks eben nicht erzählen dürfen, was mit Nick passiert war. »Aber schau mal, das ist kinderleicht.«

Jenks schwieg und studierte die Anweisungen. Dann ließ er die Flügel hängen. »Wirst du es ausprobieren?«

»Nein«, antwortete ich schnell.

»Wenn du die Energie direkt aus der Linie ziehst, kann Nick nichts passieren, er kriegt das nicht einmal mit.« Jenks drehte sich so, dass er sowohl mich als auch den Text im Blick hatte. »Das steht doch hier: Du musst keine gespeicherte Energie benutzen, sondern kannst sie direkt aus der Linie ziehen. Hier hast du es schwarz auf weiß.«

»Ja, schon«, erwiderte ich skeptisch.

Jenks grinste hinterhältig. »Wenn du diesen Zauber übst, kannst du es den Howlers so richtig zeigen. Du hast doch noch die Karten für das Sonntagsspiel, oder?«

»Klar.« Ich war nicht ganz überzeugt.

Jenks stolzierte über die Seite, seine Flügel leuchteten rot in der Aufregung. »So kannst du die Typen zwingen, dich zu bezahlen. Dann kannst du mit dem Scheck von Edden die Miete zahlen, und von dem anderen Geld kannst du dir ein hübsches Eichenschränkchen oder so was leisten.«

»Naja...«

Jenks blinzelte spitzbübisch unter seinem blonden Pony hervor. »Oder hast du etwa Schiss?«

Ich warf ihm einen genervten Blick zu. »Hat dir schon mal

jemand gesagt, dass du ein Arschloch bist?«

Er lachte und schoss in einer glitzernden Wolke von Pi-
xiestaub in die Höhe. »Wenn ich einmal Geld hätte...«, sagte
er dann nachdenklich und landete auf meiner Schulter. »Ist
das schwierig?«

Ich hatte mich wieder über das Buch gebeugt und strich
jetzt meine Haare zur Seite, damit er sehen konnte.
»Überhaupt nicht, und das macht mich misstrauisch. Es gibt
nur eine Beschwörungsformel, und ich brauche ein Objekt,
um einen Schwerpunkt zu haben. Ich muss eine Kraftlinie
anzapfen, und da ist noch eine rituelle Geste...« Ich zog die
Augenbrauen zusammen und klopfte auf das Buch. Konnte
es wirklich so einfach sein?

»Und, probierst du's?«

Mir schoss der Gedanke durch den Kopf, dass Algaliarept
es vielleicht spüren konnte, wenn ich eine Kraftlinie benutzte.
Andererseits war helllichter Tag, und wir hatten ein
Abkommen - das musste ausreichen.

»Okay.«

Ich setzte mich aufrecht hin, konzentrierte mich und
suchte mithilfe des zweiten Gesichts nach der Linie. Durch
das Sonnenlicht blieb mir die Jenseitslandschaft verborgen,
aber die Kraftlinie erschien klar und deutlich in meinem
Bewusstsein. Diesmal sah sie aus wie eine getrocknete
Blutspur, die über den Grabsteinen hing. Vorsichtig berührte
ich das hässliche Ding.

Ich holte keuchend Luft.

»Bist du okay, Rachel?«, fragte Jenks und schoss von

meiner Schulter.

Angestrengt nickte ich. Die Energie floss viel schneller durch meinen Körper als sonst, und der Kräfteausgleich erfolgte in Sekunden. Es kam mir fast so vor, als hätten die letzten Experimente mit der Kraftlinie die Kanäle freigeschwemmt. Aus Angst zu viel aufzunehmen, versuchte ich, einen Teil der Energie in die Erde zurückzuzwingen - ohne Erfolg. Die einströmende Kraft füllte mich sofort wieder aus.

Ich fügte mich dem unangenehmen Gefühl, löste mich aus dem zweiten Gesicht und schaute hoch. Jenks beobachtete mich besorgt, doch als ich ihn beruhigend anlächelte, nickte er erleichtert. »Wie wäre es, wenn wir es hiermit versuchen?«, fragte er schnell und flog zu meinem Vorrat wassergefüllter Paint Balls. Die roten Kugeln waren so groß wie sein Kopf und sicherlich schwer, aber es gelang ihm, eine aus dem Haufen zu ziehen.

»Warum nicht. Wirf ihn in die Luft, ich versuche dann, ihn zu verschieben.«

Mit dem Gedanken, dass diese Sache viel einfacher war als die übliche Pflanzenkocherei, sprach ich die Beschwörungsformel und malte eine geschwungene Figur in die Luft. Es war fast so, wie wenn man am Unabhängigkeitstag mit einer Wunderkerze seinen Namen schreibt. Beim letzten Wort der Formel warf Jenks den Ball.

»Autsch!« Die Energie hatte sich durch meine linke Hand entladen und sie dabei verbrannt. Verwirrt schaute ich zu Jenks, der sich vor Lachen den Bauch hielt.

»Was habe ich falsch gemacht?«

Er hatte den Ball aufgefangen und ihn sich unter den Arm geklemmt, und kam jetzt damit zu mir rübergeflogen. »Du hast das Objekt für den Schwerpunkt vergessen. Hier, versuch es damit.«

»Ach so.« Peinlich, peinlich. Er ließ den roten Ball in meine Hand fallen, und ich sagte sofort: »Zweiter Versuch.« Wie es im Buch beschrieben war, schloss ich die lädierte Hand um den Ball und konzentrierte mich auf die glatte, kühle Oberfläche, während ich die Beschwörung murmelte und mit der rechten Hand das Muster in die Luft zeichnete.

Jenks warf den zweiten Ball mit so viel Wucht, dass seine Flügel ein pfeifendes Geräusch von sich gaben. Erschrocken ließ ich den Energiestrahл los, und diesmal klappte es. Ich musste einen Aufschrei unterdrücken, als die Kraft durch meine Hand schoss und, wie ich es beabsichtigte, auf den Ball zuraste. Sie traf und schleuderte ihn an die Wand, wo er zerplatzte und einen nassen Fleck hinterließ.

»Ja!« Jenks und ich grinsten uns triumphierend an. »Schau doch mal! Es hat funktioniert!«

Er holte einen neuen Ball. »Direkt noch mal«, drängte er, und warf den Ball bis unter die Decke.

Diesmal ging es schneller. Ich sprach die Beschwörung und fuhr gleichzeitig mit der Hand durch die Luft, und es gelang mir sogar, die Energie so lange zu halten, bis ich sie gezielt freisetzen wollte. Dadurch konnte ich den Vorgang wesentlich besser kontrollieren, und bald traf ich die Bälle auch nicht mehr mit so viel Kraft, dass sie an der Wand

zerplatzten. Meine Zielgenauigkeit nahm ebenfalls zu, und so war die Spüle nach kurzer Zeit mit Bällen übersät, die ich am Fliegengitter hatte abprallen lassen. Mr. Fish war nicht gerade glücklich.

Jenks war die perfekte Ballmaschine, flitzte kreuz und quer durch die Küche und warf die roten Kugeln in allen erdenklichen Winkeln an die Decke. Ich riss die Augen auf, als einer der Bälle direkt auf mich zukam. »Hey!«, schrie ich und schickte ihn durch das Pixieloch im Gitter in den Garten. »Nicht auf mich!«

»Keine schlechte Idee«, meinte Jenks mit einem hinterhältigen Grinsen und stieß einen schrillen Pfiff aus. Drei seiner Kinder kamen aus dem Garten hereingesaut und überfielen ihn mit einem Wortschwall. Sie brachten den Geruch von Löwenzahn und Asten mit. »Werft sie auf Ms. Morgan«, wies er sie an und reichte dem in pink gekleideten Mädchen einen roten Ball.

»Moment mal«, protestierte ich und duckte mich schnell, als die Kleine den Ball mit der gleichen Geschicklichkeit und Kraft warf wie ihr Vater. Ich drehte mich kurz weg, um den Schaden an der gelben Wand zu begutachten, und als ich mich wieder den Pixies zuwandte, fiel mir die Kinnlade runter. In dem kurzen Moment hatten sie sich alle mit Splat Balls bewaffnet.

»Auf sie!«, schrie Jenks kriegerisch.

Lachend wehrte ich einen der Bälle ab, die drei anderen verfehlten mich und landeten unbeschadet auf dem Linoleum. Der kleinste Pixie flog dicht über dem Boden und

warf sie sofort wieder zu seinen Schwestern hoch, die sie geschickt auffingen. »Vier gegen einen ist nicht fair!«, schrie ich, als sie wieder auf mich zielten.

Das Telefon läutete, und ich wandte mich dankbar Richtung Flur. »Auszeit!«, erklärte ich lauthals und rettete mich ins Wohnzimmer. Noch immer grinsend nahm ich den Hörer ab. Jenks war mir gefolgt und lauerte im Türrahmen. »Hallo, Vampirische Hexenkunst, Sie sprechen mit Rachel Morgan.« Es gelang mir in letzter Sekunde, einem Ball auszuweichen. Aus der Küche war das Kichern der Pixies zu hören und ließ Böses ahnen.

»Rachel?«, meldete sich Nick. »Was, zur Hölle, geht denn bei euch ab?«

»Hi, Nick.« Ich unterbrach mich, um die Beschwörung zu murmeln und entließ die Energie genau in dem Moment, als Jenks den nächsten Ball warf. Ich wurde immer besser, diesmal traf ich ihn sogar fast mit dem abgelenkten Ball. »Das reicht jetzt, Jenks, ich telefoniere.«

Grinsend verzog er sich. Ich ließ mich in einem von Ivys bequemen Wildledersesseln nieder, da ich wusste, dass er es nicht riskieren würde, ihn mit Wasser zu bekleckern, denn dann hätte er Ivy am Hals.

»Du bist schon auf? Hast du irgendwas vor?«, fragte ich, klemmte mir den Hörer an die Schulter und machte es mir bequem. Dabei rollte ich den Schwerpunktbball zwischen den Fingern und erhöhte so lange den Druck, bis er fast platzte.

»Hmm, weiß noch nicht«, antwortete er. »Kann es übrigens sein, dass du gerade an einer Kraftlinie hängst?«

Jenks kam gerade zurück, und ich signalisierte ihm, Ruhe zu geben. »Ja«, erwiderte ich vorsichtig und setzte mich auf. »Das tut mir leid. Ich wusste nicht, dass du das spürst. Aber ich leite sie doch nicht durch dich hindurch, oder?«

Jenks landete auf einem Bilderrahmen. Obwohl der Pixie sich auf der anderen Seite des Raums befand, war ich mir sicher, dass er Nick verstehen konnte.

»Nein«, meinte dieser, und ich hörte ein Lächeln in seiner Stimme. »Das würde ich mit Sicherheit erkennen. Aber es fühlt sich merkwürdig an. Ich sitze hier und lese, und plötzlich ist es so, als wärst du hier. Es ist schwer zu beschreiben, es ist ein ähnliches Gefühl wie in Situationen, wenn du zwar hier bist, dich aber allein beschäftigst, zum Beispiel, wenn ich Essen mache und dir dabei zusehe, wie du fernsiehst; du achtest nicht auf mich, bist aber hörbar da. Auf jeden Fall ist es irgendwie störend.«

»Du beobachtetest mich, wenn ich fernsehe?«, fragte ich unbehaglich. Er lachte.

»Klar, das ist ein Riesenspaß, du zappelst immer so rum dabei.«

Jenks kicherte, und ich warf ihm einen finsternen Blick zu. »Es tut mir leid«, murmelte ich, aber plötzlich hatte ich eine böse Vorahnung. Nick war wach und las. Normalerweise verbrachte er die Samstage im Bett und holte Schlaf nach. »Nick, welches Buch liest du?«

»Äh, das von dir«, gab er zu.

Ich hatte nur ein Buch, das für ihn wirklich interessant war. »Nick!«, rief ich aufgebracht und umklammerte den Hörer.

»Du hast mir versprochen, das Buch zu Dr. Anders zu bringen.« Nach dem Gespräch mit der Dozentin hatte ich den Besuch beim FIB abgeblasen, weil ich völlig durch den Wind gewesen war, und Nick hatte mich nach Hause gebracht. Bis jetzt hatte ich geglaubt, er habe aus Rücksicht auf meine neu erwachte - berechnete - Angst vor dem im wahrsten Sinne des Wortes verdamnten Ding angeboten, das Buch zu überbringen. Aber offensichtlich hatte er andere Pläne gehabt, und der Wälzer hatte Dr. Anders gar nicht erreicht.

»Sie hätte doch gestern Abend sowieso nicht mehr reingeschaut«, verteidigte er sich. »Und das Buch ist bei mir sicherlich besser aufgehoben als in irgendeinem Pförtnerhäuschen, wo am Ende noch Kaffeeflecken drankommen. Wenn du nichts dagegen hast, würde ich es gerne noch eine Nacht behalten. Ich habe da etwas gefunden, wonach ich den Dämon fragen möchte.« Er schwieg, offenbar in der Erwartung, dass ich protestieren würde.

Ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf stieg.

»Idiot«, sagte ich und erfüllte so seine Erwartungen. »Du bist ein absoluter Idiot! Dr. Anders hat dir doch erklärt, wie der Dämon vorgeht. Er hat uns beide fast umgebracht, und du versuchst immer noch, Antworten aus ihm rauszuholen?«

Ich hörte Nick seufzen. »Ich bin doch vorsichtig«, antwortete er. Ich konnte nur noch hysterisch lachen. »Rachel, ich verspreche dir, das Buch gleich morgen früh zu Dr. Anders zu bringen. Bis dahin wird sie es sowieso nicht

brauchen.« Er zögerte, und ich konnte förmlich hören, wie er um Entschlossenheit rang. »Ich werde ihn rufen. Bitte zwing mich nicht, es hinter deinem Rücken zu machen. Ich würde mich besser fühlen, wenn jemand darüber Bescheid weiß.«

»Warum? Damit ich deiner Mutter verraten kann, was dich umgebracht hat?«, ätzte ich, riss mich aber dann zusammen. Mit geschlossenen Augen drehte ich den Ball zwischen den Fingern. Nick wartete schweigend auf eine Antwort. Wie ich das hasste: Ich hatte einfach nicht das Recht, es ihm zu verbieten, noch nicht einmal als seine Freundin. Es war nicht illegal, Dämonen zu beschwören, es war einfach nur unglaublich dämlich. »Versprich mir, mich anzurufen, wenn du fertig bist«, verlangte ich. »Ich werde bis ungefähr fünf auf sein.«

»Na klar«, versprach er sanft. »Danke. Und dann will ich auch wissen, wie das Abendessen mit Trent gelaufen ist.«

»Sicher, bis nachher dann.« *Falls du das überlebst.*

Ich legte auf und suchte Jenks' Blick. Er schwebte in der Mitte des Raums und hatte seinen Splat Ball unter den Arm geklemmt. »Ihr beide werdet noch als Schmierspuren auf einem Salzkreis enden«, prophezeite er düster, aber ich warf nur den Schwerpunktball nach ihm. Er fing ihn mit einer Hand und warf ihn zurück, verfehlte mich aber, da ich mich rechtzeitig duckte. Der Ball prallte gegen Ivys Sessel, blieb aber glücklicherweise ganz. Ich hob ihn auf und ging zurück in die Küche.

»Jetzt!«, schrie Jenks, als ich den hell erleuchteten Raum betrat.

»Auf sie!«, schrillte es aus einem Dutzend Pixiekehlen.

Besser als durch diesen Blitzangriff hätte ich gar nicht aus dem Stimmungstief gerissen werden können. Die Splat Balls prasselten wie Hagelkörner auf mich ein, sodass ich mich zusammenkauerte und den Kopf mit den Armen schützen musste. Ich hechtete zum Kühlschrank, riss die Tür auf und benutzte sie als Schutzschild. Grinsend hörte ich, wie ein halbes Dutzend Bälle gegen die Metalltür knallte. »Ihr kleinen Satansbraten!«, schrie ich, lugte über die Tür und sah sie am anderen Ende der Küche wie einen Schwärm durchgeknallter Glühwürmchen umherschwirren. Unfassbar, es mussten mindestens zwanzig von ihnen sein!

Der Boden war mit Splat Balls übersät, die träge durch die Gegend rollten. Wieder voll in Fahrt murmelte ich die Beschwörungsformel und lenkte die nächsten drei Geschosse auf sie zurück.

Jenks' Kids kreischten vor Freude und flitzten in einem solchen Tempo durcheinander, dass ihre farbenfrohen Seidenklamotten zu einem einzigen bunten Fleck verschwammen und sie den Boden mit leuchtendem Pixiestaub überzogen. Jenks stand in einer Suppenkelle, die am Metallgerüst über dem Arbeitstisch hing, und beobachtete die Schlacht. Er hatte sein Schwert, das er sonst im Kampf gegen die Fairies führte, in der Hand, und wirbelte es triumphierend durch die Luft, während er seine Kinder anfeuerte.

Auf einen lauten Befehl von ihm sammelten sie sich. Die folgende Beratung wurde immer wieder durch aufgeregtes

Gekicher und entzückte Schreie unterbrochen. Grinsend kauerte ich wieder hinter der Tür und genoss die kühle Luft aus dem Eisschrank. Ich sprach wieder und wieder die Beschwörung und merkte, wie sich die Energie der Linie in mir aufstaute. Da sie genau wussten, dass ich sie nicht alle gleichzeitig abwehren konnte, würden sie bestimmt in der Masse angreifen.

»Los!« Mit schwingendem Säbel stürzte Jenks sich von der Suppenkelle.

Ich schrie kurz auf, als der fröhliche Schwärm auf mich losging. Dann begann ich mit einem heiteren Lachen die Bälle abzuwehren, was mir allerdings nicht immer gelang. Ich rang nach Luft und rollte mich unter den Tisch, doch sie folgten mir und setzten ihr Bombardement fort. Mir fehlte der Atem für weitere Beschwörungen. »Ich kapituliere!«, schrie ich und hob vorsichtig, um keines von Jenks' Kindern zu verletzen, die Hände bis unter die Tischplatte. Ich war über und über mit Wasser bespritzt und zog mir die nassen Haarsträhnen aus dem Gesicht. »Ich ergebe mich, ihr habt gewonnen!«

Gerade, als sie in triumphierendes Geheul ausbrachen, klingelte wieder das Telefon. Jenks stimmte mit stolzgeschwellter Brust eine Siegeshymne an, in der es um die Zerschlagung der Eindringlinge und die glorreiche Rückkehr zu den Setzlingen ging. Mit hoch erhobenem Schwert drehte er eine Ehrenrunde durch die Küche und sammelte dabei seine Kinder ein. Lauthals singend schwebten sie durch das Pixieloch in den Garten.

Ich hockte in der jetzt stillen Küche auf dem Boden und atmete tief durch. »Puh.« Immer noch kichernd wischte ich mir das Gesicht ab. Kein Wunder, dass die Fairyattentäter letztes Frühjahr keine Chance gehabt hatten. Jenks' Rasselband war clever, schnell - und angriffslustig.

Ich kam auf die Füße und tapste ins Wohnzimmer, um das Telefon zu erreichen, bevor der Anrufbeantworter ansprang. Armer Nick. Den letzten Treffer hatte wahrscheinlich sogar er gespürt.

»Hey, Nick«, legte ich los, noch bevor er etwas sagen konnte, »es tut mir leid. Jenks' Kids haben mich unter dem Küchentisch in die Enge getrieben und mit Splat Balls beschossen, es war ein Riesenspaß. Jetzt ziehen sie draußen im Triumphzug um die Esche und singen Kriegsballaden.«

»Rachel?«

Es war Glenn. Meine Heiterkeit erlosch, als ich seinen besorgten Tonfall hörte. »Was ist passiert?« Ich starrte auf die Bäume vor dem Fenster. Das Wasser auf meiner Haut fühlte sich plötzlich eiskalt an.

»Ich hole dich in zehn Minuten ab«, sagte er nur. »Kannst du bis dahin fertig sein?«

Ich strich mir das feuchte Haar aus dem Gesicht. »Warum? Was ist passiert?«

Ich hörte, wie er den Hörer mit der Hand abdeckte und jemandem etwas zurief. »Du hast deinen Durchsuchungsbefehl für Kalamacks Grundstück«, erklärte er dann.

»Wie denn das?« Ich konnte nicht glauben, dass Edden

klein beigegeben hatte. »Also, nicht, dass ich etwas dagegen hätte.«

Glenn zögerte. Im Hintergrund waren aufgeregte Stimmen zu hören. »Dr. Anders hat mich gestern Abend angerufen. Ihr war klar, dass du sie beschatten wolltest, deshalb hat sie die Präsentation auf letzte Nacht vorverlegt und mich gebeten, sie zu begleiten.«

»Diese Hexe«, zischte ich und stellte mir Glenn in Abendgarderobe vor. Er hatte wahrscheinlich wieder wie geleckert ausgesehen. Als er nichts entgegnete, wurde das ungute Gefühl in meinem Magen zu einem Eisklumpen.

»Es tut mir leid, Rachel«, sagte er schließlich leise. »Ihr Wagen ist heute Morgen von der Roebling Bridge abgekommen und hat das Geländer durchbrochen. Es sieht so aus, als sei er von einem enormen Energieball hindurchgedrückt worden, anscheinend Kraftlinienenergie. Sie haben ihr Auto gerade aus dem Fluss gezogen. Wir suchen immer noch nach der Leiche.«

19

Ich wippte ungeduldig mit dem Fuß und lehnte mich gegen die mit Handbüchern und leeren Pappbechern beladene Fensterbank in Trents Pförtnerhaus. Jenks thronte auf meinem Ohrring und murmelte missgelaunt vor sich hin, während Quen einen Knopf am Telefon drückte. Ich war ihm bereits einmal, eventuell zweimal begegnet. Beim ersten Mal

war er als Gärtner verkleidet gewesen und hatte es tatsächlich geschafft, Jenks in einer Glaskugel einzusperren. Und wahrscheinlich war er der Dritte im Bunde gewesen, als Trent mich - nachdem ich eine belastende Disc von ihm gestohlen hatte, mit der ich ihn bis heute ruhig stellte - in einer Art perversen Fuchsjagd zu Tode hetzen wollte. Dieser Verdacht erhärtete sich, als Jenks mir verriet, dass Quen genauso roch wie Trent und Jonathan.

Quen griff an mir vorbei nach einem Stift. Ich schreckte zurück, um bloß nicht von ihm berührt zu werden. Ohne den Hörer aus der Hand zu legen lächelte er verbindlich und entblöbte dabei extrem weiße, ebenmäßige Zähne. *Dieser Typ*, dachte ich, *weiß genau, wozu ich fähig bin*. Er würde mich nicht ständig unterschätzen, wie Jonathan es tat. Obwohl es mich freute, endlich mal für voll genommen zu werden, wäre es mir doch lieber gewesen, wenn er genau so egoistisch und chauvinistisch gewesen wäre wie Jonathan.

Trent hatte mir einmal gesagt, dass Quen mich gerne ausbilden würde - nachdem er den Drang überwunden hätte, mich umzubringen, da es mir gelungen war, auf dem Kalamack'schen Anwesen einzudringen. Nun fragte ich mich, ob ich diese Ausbildung wohl überlebte hätte.

Quen musste ungefähr so alt sein wie mein Vater inzwischen gewesen wäre, wenn er nicht gestorben wäre. Er hatte sehr dunkles Haar, das ihm fast bis zu den Ohren reichte, grüne Augen, die mich pausenlos zu beobachten schienen und die geschmeidigen Bewegungen eines Tänzers, die, wie ich wusste, von lebenslangem Kampftraining

herrührten. In seiner schwarzen, ungekennzeichneten Securityuniform wirkte er wie ein Geschöpf der Nacht. Obwohl ich Absätze trug, überragte er mich ein wenig, und die unverkennbare Kraft seines nicht mehr ganz jungen Körpers machte mich verdammt nervös. Seine Finger flogen über die Tastatur, aber seine Augen bewegten sich noch schneller. Seine einzige erkennbare Schwäche war ein leichtes Humpeln. Und er war der Einzige im Raum, außer mir natürlich, der keine sichtbare Waffe trug.

Neben mir stand Captain Edden, wie immer in Khakihosen und weißem Hemd, unscheinbar aber kompetent. Glenn trug, ebenfalls wie immer, einen schwarzen Anzug und versuchte trotz seiner offensichtlichen Nervosität gelassen zu wirken. Auch Edden waren seine Befürchtungen anzusehen - wenn wir nichts fanden, würde er dafür geradestehen müssen.

Um meine Unruhe zu verbergen, fummelte ich an meiner Tasche herum. Sie war voller Zauber, die mir dabei helfen sollten, Dr. Anders zu finden - tot oder lebendig. Deshalb hatte Glenn auch warten müssen, als er mich abholte, da ich die Zauber mithilfe des Zettels, der ihre handschriftliche Adresse trug, auf ihre Person fokussiert hatte. Wenn auch nur ein Schuhkarton voll von ihr übrig war, würden die Amulette rot aufleuchten. Außerdem hatte ich noch ein Lügendetektoramulett, meine Kraftlinienbrille, sowie einen Zauberdetektor dabei. Damit wollte ich während des Gesprächs mit Trent prüfen, ob er einen Tarnzauber benutzte, um sein wahres Aussehen zu verbergen. Niemand sieht ohne Hilfsmittel so gut aus.

Neben dem Pförtnerhaus parkten drei Vans des FIB. Die Türen standen offen, und die Beamten schwitzten in der außergewöhnlich warmen Nachmittagssonne. Die Brise von Jenks' Flügeln an meinem Hals war richtig angenehm. »Kannst du hören, was er sagt?«, flüsterte ich ihm zu, als Quen sich abwandte und in den Hörer sprach.

»Sicher«, murmelte der Pixie. »Er spricht mit Jonathan. Er sagt, dass er mit dir und Edden im Pförtnerhaus steht, dass ihr einen Durchsuchungsbefehl für das Anwesen habt, und dass er ihn verdammt noch mal wecken soll.«

»Und dieser >er< ist dann wohl Trent?« Die Pendelbewegung meines Ohrings signalisierte mir, dass Jenks bestätigend nickte, und ich sah auf die Uhr über der Tür. Es war kurz nach zwei. Na, das war doch ganz reizend.

Quen beendete das Gespräch, und Edden räusperte sich demonstrativ. Kalamacks Securitychef machte keinen Hehl daraus, dass wir hier unerwünscht waren. Die feinen Falten in seinem Gesicht vertieften sich kaum merklich, und in seinen grünen Augen stand unnachgiebige Härte.

»Captain Edden, Mr. Kalamack ist verständlicherweise nicht gerade erfreut und möchte mit Ihnen persönlich sprechen, während Ihre Leute die Durchsuchung vornehmen.«

»Selbstverständlich«, erwiderte Edden, und ich musste mir einen schnippischen Kommentar verkneifen.

»Warum sind Sie so freundlich zu ihm?«, murmelte ich, als Quen uns durch die schwere Sicherheitsglastür nach draußen führte.

»Sie werden auch höflich und zuvorkommend sein, sonst

warten Sie im Auto«, zischte er angespannt.

Zuvorkommend, dachte ich. *Seit wann sind ehemalige Navy-Seals denn zuvorkommend?* Abgebrüht, aggressiv, politisch korrekt bis zur Pedanterie, okay. Ach so, ja, er war politisch korrekt. Als er mir die Wagentür aufhielt, fügte er leise hinzu: »Und danach werden wir Trents Arsch an einen Baum nageln.« Vermutung bestätigt. »Falls er Dr. Anders umgebracht hat, kriegen wir ihn«, fuhr er fort, ohne Quen aus den Augen zu lassen, der gerade in eines der bereitstehenden Servicefahrzeuge stieg. »Aber wenn wir uns hier wie wild gewordene Sturmtruppen aufführen, werden die Geschworenen ihn laufen lassen, selbst wenn er die Tat gesteht. Wir müssen uns an die Spielregeln halten. Ich habe den gesamten Zugangsverkehr sperren lassen. Niemand kommt hier raus, ohne durchsucht zu werden.«

Ich sah ihn nachdenklich an und legte eine Hand auf meine Kappe, damit sie nicht weggeweht wurde. Eigentlich wäre ich lieber mit einer Wagenkolonne und heulenden Sirenen reingestürmt, aber jetzt musste ich mich wohl mit dem hier zufriedengeben. Wir fuhren ohne Zwischenfall die drei Meilen lange Zugangsstraße entlang, die durch einen gepflegten Wald führte. Jenks war Glenn in das Servicefahrzeug gefolgt, um herauszufinden, welche Art Inderlander Quen wohl war. Wir folgten dem Wagen um die letzte Kurve auf den leeren Besucherparkplatz.

Gegen meinen Willen beeindruckte mich das imposante Haupthaus. Das dreistöckige Gebäude war so geschickt in die Landschaft eingefügt, dass es wirkte, als stände es schon

seit Hunderten von Jahren hier, und nicht erst seit vierzig. Der weiße Marmor der mächtigen Säulen und der breiten Eingangstreppe glänzte in der Sonne. Durch die umliegenden Bäume und Gärten strahlten die Bürogebäude eine Beständigkeit aus, die man in der Stadt vermisste. Rund um das Haupthaus waren mehrere kleinere Gebäude verteilt, die durch überdachte Gehwege mit ihm verbunden waren. Trents berühmte Gartenanlagen wurden von Mauern abgeschirmt und erstreckten sich seitlich um das Hauptgebäude herum. Die riesigen gepflegten Pflanzungen wurden von ausgedehnten Wiesen eingerahmt, die bis an den Rand des unheimlichen, künstlich angelegten Waldes heranreichten.

Ich stieg als Erste aus dem Van und sah zu dem entfernten Gebäudekomplex hinüber, in dem Trent seine edlen Rennpferde züchtete. Ein lauter, mit Werbung für Trents Gärten beklebter Besucherbus verließ gerade die Stallungen.

Jenks flitzte, da die Ohrringe, die ich heute trug, zu klein waren, um sich darauf zu setzen, auf meine Schulter. Er beschwerte sich leise darüber, dass es ihm nicht gelungen war, herauszufinden, zu welcher Inderländerspezies Quen gehörte. Ich ging nicht darauf ein, sondern wandte mich zum Hauptgebäude um und stieg die Eingangstreppe hinauf, dicht gefolgt von Edden.

Mein Magen zog sich zusammen, als ich die Gestalt erkannte, die zwischen den Marmorsäulen auf uns wartete. »Jonathan«, flüsterte ich hasserfüllt. Nur einmal wäre ich gerne diese Treppe hochgegangen, ohne von dem arrogant

en Blick des riesigen Mannes verfolgt zu werden.

Ich presste die Lippen zusammen und war plötzlich froh darüber, mich trotz der Hitze für mein elegantestes Outfit entschieden zu haben. Jonathans Anzug war erstklassig, wahrscheinlich maßgeschneidert, denn er war viel zu groß, um etwas von der Stange kaufen zu können. Sein dunkles Haar wurde an den Schläfen bereits grau, und um die Augen hatten sich tiefe Falten in seine Haut gegraben. Es wirkte fast, als ob sie mit Salzsäure eingeätzt worden wären. Er war ein Kind der *Wandelzeit*, und die Schrecken dieser Ära schienen seinen hageren Körper für immer geprägt zu haben.

Die teure, gepflegte Kleidung verlieh ihm die Ausstrahlung eines englischen Gentlemans, aber sein Akzent verriet, dass er genau wie ich aus dem Mittleren Westen stammte. Seine glatt rasierten Wangen und der schmallippige Mund schienen in ewiger Ausdruckslosigkeit eingefroren zu sein, außer es bot sich die Gelegenheit, andere leiden zu lassen. Während ich als Nerz in Trents Büro gefangen gewesen war, hatte er drei Tage lang gegrinst und seine stechenden blauen Augen hatten freudig gestrahlt, als er mich folterte.

Quen drängte sich an mir vorbei, und mein Auge begann nervös zu zucken, als die beiden Männer die Köpfe zusammensteckten, bevor sie sich zu uns umdrehten. Jonathans professionelles Lächeln zeigte eine Spur Irritation. Wie nett.

»Captain Edden«, begrüßte er den FIB-Chef und reichte ihm die schmale Hand. Neben dem knochigen Riesen wirkte Edden richtig plump. »Ich bin Jonathan, Mr. Kalamacks

Publicityberater. Mr. Kalamack erwartet Sie«, erklärte er, wobei die Herzlichkeit seines Tons nicht seinen Blick erreichte. »Er hat mir aufgetragen, Ihnen seine uneingeschränkte Unterstützung zuzusichern.«

»Dann soll er uns mal verraten, wo er Dr. Anders versteckt hat«, kicherte Jenks von meiner Schulter.

Obwohl er nur geflüstert hatte, sah ich, wie Quen und Jonathan zusammenzuckten. Ich tat so, als würde ich mir den französischen Zopf glatt streichen, in den ich meine Haare gezwungen hatte, drohte dabei unauffällig Jenks, ihm eine zu verpassen, und legte dann die Hände auf den Rücken, um einem Handschlag mit Jonathan zu entgehen. Ich wollte nichts an ihm berühren, außer vielleicht seinen Magen mit meiner Faust. Verdammt, meine Handschellen fehlten mir schmerzlich.

»Vielen Dank«, entgegnete Edden höflich und registrierte argwöhnisch, wie Jonathan und ich feindselige Blicke wechselten. »Wir werden die Durchsuchung so schnell und diskret wie möglich durchführen.«

Ich wartete misstrauisch, während Edden Glenn beiseitezog. »Nehmt euch alles gründlich vor, aber seid möglichst unauffällig«, befahl er, während Jonathan unruhig die FIB-Beamten musterte, die sich auf den breiten Stufen sammelten. Sie hatten einige Spürhunde mitgebracht, die alle eine Art blaue Schutzdecke trugen, auf der das gelbe FIB-Symbol prangte. Sie wedelten aufgeregt und warteten offenbar gespannt auf ihren Einsatz.

Glenn nickte mir kurz zu, woraufhin ich in meine Tasche

griff.

»Hier«, sagte ich, als ich ihm einige Zauber in die Hand drückte. »Ich habe sie auf dem Weg hierher schon vorbereitet. Sie sind darauf ausgerichtet, Dr. Anders zu finden, tot oder lebendig. Gib sie jedem, der sich traut, sie zu benutzen. Die Scheiben leuchten rot auf, wenn sie sich in einem Umkreis von dreißig Metern befindet.«

»Ich kümmere mich darum, dass jedes Team einen bekommt«, antwortete er überrascht und versuchte, sie sicher in den Griff zu kriegen.

»Hey, Rachel«, rief Jenks und verließ seinen Sitz. »Glenn hat mich gefragt, ob ich ihn begleiten will. Was dagegen? Ich bin zwar sehr kleidsam auf deiner Schulter, aber nutzlos.«

»Na klar, mach ruhig.« Er konnte den Garten mit Sicherheit besser durchkämmen als ein ganzes Rudel Spürhunde.

Jonathan wirkte inzwischen etwas besorgt, was ich mit einem sarkastischen Lächeln belohnte. Auf dem gesamten Anwesen bestand ein generelles Pixie- und Fairyverbot, und ich hätte mein letztes Hemd dafür gegeben, zu wissen, warum. Offenbar fürchtete Trent, dass Jenks etwas entdecken könnte, die Frage war nur: was?

Jonathan warf Quen einen vielsagenden Blick zu, woraufhin der kleinere Mann die Lippen zusammenpresste und ihn abweisend anstarrte. Ganz offensichtlich ging es ihm gegen den Strich, dass Jonathan uns allein zu Trent eskortieren wollte. Aber schließlich gab er nach und heftete sich an Jenks' Fersen. Seine Bewegungen waren so fließend, dass er die Treppe hinunterzuschweben schien. Jonathan

nahm Haltung an und konzentrierte sich wieder ganz auf uns.

»Mr. Kalamack erwartet Sie in seinem privaten Büro«, sagte er steif und öffnete uns die Tür.

Ich riss demonstrativ den anderen Türflügel auf und schenkte ihm noch einen angewiderten Blick. »Fass mich an, und du wirst es bitter bereuen«, drohte ich ihm und ging hinein.

Die große Lobby war gespenstisch leer, da jetzt am Wochenende kein Geschäftsbetrieb herrschte. Ohne auf Jonathan zu warten, machte ich mich auf den Weg durch den breiten Korridor, der zu Trents Büro führte. Ich wühlte in meiner Tasche, zog die sündhaft teure und abartig hässliche Kraftlinienbrille heraus und setzte sie auf. Jonathan hatte inzwischen sein großspuriges Gehabe aufgegeben und ließ Edden zurück, um mich einzuholen.

Zielstrebig stürmte ich den langen Flur entlang. Ich wollte Trent gegenüberstehen. Ich wollte ihm unmissverständlich sagen, was ich von ihm hielt und ins Gesicht spucken, als Dank dafür, dass er versucht hatte, meinen Willen zu brechen, indem er mich in die Rattenarena steckte.

Die Milchglastüren zu beiden Seiten des Flurs waren offen und gaben den Blick auf leere Schreibtische frei. Am Ende des Gangs, direkt gegenüber von Trents Büro, stand in einer Nische ein Empfangstisch. Sara Janes Arbeitsplatz war genau so ordentlich und gepflegt wie die Frau selbst. Mit klopfendem Herzen erreichte ich die Tür und griff nach der Klinke, wich aber dann zurück, da Jonathan neben mir

auftauchte. Er warf mir einen Blick zu, der selbst einen tollwütigen Hund gezähmt hätte, klopfte an und wartete, bis Trents Stimme gedämpft durch die schwere Tür drang, bevor er öffnete.

Jetzt hatte auch Edden mich eingeholt und warf mir einen verärgerten Blick zu, der sich jedoch in Überraschung verwandelte, als er meine Brille entdeckte. Nervös rückte ich mir meine Kappe zurecht und strich meine Jacke glatt. Vielleicht hätte ich doch Ivy anpumpen und mir etwas Schickeres zulegen sollen. Aus dem Büro war das Geräusch von plätscherndem Wasser zu hören, als ich direkt hinter Jonathan den Raum betrat.

Trent erhob sich hinter seinem Schreibtisch. Ich setzte zu einer Begrüßung an, die sowohl selbstsicher als auch abfällig werden sollte. Ich wollte ihm sagen, dass ich wusste, dass er Dr. Anders umgebracht hatte. Ich wollte ihm sagen, dass er nichts als Abschaum war. Ich wollte ihn anschreien, ihm klarmachen, dass ich besser war als er, dass er ein manipulativer Bastard war, dass er mich niemals kleinkriegen würde, sondern dass ich ihn fertigmachen würde. Aber ich sagte gar nichts. Seine Ruhe und diese unheimliche innere Kraft nahmen mir den Wind aus den Segeln. Ich kannte niemanden, der über ein solches Maß an Selbstbeherrschung verfügte. Schweigend beobachtete ich, wie er seine Aufmerksamkeit von anderen Angelegenheiten löste und auf mich richtete. Und nein, er benutzte keine Kraftlinienmagie, um sein Aussehen zu verändern. Er sah wirklich so gut aus.

Jede Strähne seines weichen, fast durchsichtigen Haars war

an ihrem Platz. Der graue Seidenanzug war vollkommen faltenfrei und betonte seine schmale Hüfte und die breiten Schultern, die ich als Nerz drei Tage lang gebührend bewundert hatte. Nun schenkte er mir sein typisches Lächeln, eine wohldosierte Mischung aus Wärme und professionellem Interesse, und knöpfte sich mit lässiger Eleganz das Jackett zu. Wie gebannt starrte ich auf die langen Finger, während sie einen Knopf nach dem anderen berührten. Er trug er nur einen Ring, an der rechten Hand, und verzichtete genau wie ich auf eine Armbanduhr.

Trent war angeblich nur drei Jahre älter als ich - und einer der reichsten Junggesellen auf dem ganzen verdammten Planeten -, aber durch den stilvollen Anzug wirkte er älter. Trotzdem passte das feingeschnittene Gesicht mit den glatten Wangen und der schmalen Nase eher zu einem Beachboy als zu einem Großunternehmer.

Er lächelte noch immer voller Wärme, als er nun den Kopf neigte, die Brille abnahm, und sie lässig auf den Tisch warf. Dadurch wurde mir bewusst, dass ich immer noch diese Monstrosität auf der Nase trug, und ließ sie schnell in dem harten Lederetui verschwinden. Als er um den Schreibtisch herum auf uns zukam, heftete sich mein Blick auf seinen rechten Arm. Bei unserer letzten Begegnung war er eingegipst gewesen, weshalb mich wohl auch die Kugel verfehlt hatte, die Trent auf mich abgefeuert hatte. An seinem Handgelenk entdeckte ich einen weißen Streifen, wo die Haut noch nicht wieder gebräunt war.

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als er mich musterte

- zunächst den Ring an meinem kleinen Finger, den er mir gestohlen und dann zurückgeschickt hatte, einfach um zu zeigen, wozu er fähig war, und dann die kaum sichtbare Dämonennarbe an meinem Hals. »Ms. Morgan, mir war gar nicht bewusst, dass Sie auch für das FIB arbeiten«, begrüßte er mich freundlich, machte aber keine Anstalten, mir die Hand zu geben.

»Ich bin eine Art Beraterin«, erwiderte ich und versuchte zu verbergen, welche Wirkung seine Stimme auf mich hatte. Das hatte ich vergessen, diese Stimme wie Bernstein und Honig, falls Farbe und Geschmack einen Klang beschreiben können. Sie klang tief und voll, jede Silbe war sorgfältig geformt und ging trotzdem fließend in die nächste über. Diese Stimme war betörend wie die eines alten Vampirs, und es gefiel mir überhaupt nicht, dass ich sie so mochte.

Ich sah ihm direkt in die Augen und versuchte genauso viel Selbstbewusstsein in meinen Blick zu legen wie er. Dann streckte ich meine zitternde Hand aus, um einen Handschlag zu erzwingen. Nach einem kaum merklichen Zögern ging er darauf ein, was für mich unheimlich befriedigend war, denn ich hatte ihn dazu gebracht, etwas zu tun, das er hatte vermeiden wollen, auch wenn es nur etwas so Banales war.

Selbstgefällig ließ ich meine Hand in seine gleiten. Obwohl ich an dem kalten Blick seiner grünen Augen erkennen konnte, dass er meine Absicht genau durchschaut hatte, war sein Griff warm und kräftig. Anscheinend hatte er Übung in so etwas. Befriedigt wollte ich meine Hand zurückziehen, doch er gab sie nur langsam frei, und die Intimität dieser

Geste war alles andere als professionell. Wären da nicht die leicht zusammengekniffenen Augen gewesen, die lauernde Vorsicht spiegelten, hätte ich schwören können, dass er mich damit anmachen wollte.

»Mr. Kalamack«, nahm ich das Gespräch wieder auf und unterdrückte den Impuls, mir die Hand am Rock abzuwischen. »Sie sehen gut aus.«

»Ebenso wie Sie.« Sein Lächeln wirkte nun angestrengt, und er hatte die rechte Hand fast hinter dem Rücken versteckt. »Wie ich gehört habe, entwickelt sich ihr kleines Ermittlungsbüro recht ordentlich. Ich kann mir vorstellen, dass es am Anfang nicht immer leicht war.«

Kleines Ermittlungsbüro? Mein Unbehagen schlug um in Gereiztheit. »Vielen Dank«, erwiderte ich steif.

In seinem Gesicht blitzte kurz ein ehrliches Lächeln auf, dann wandte er sich an Edden. Während die beiden Männer höfliche, politisch korrekte und ganz offensichtlich scheinheilige Konversation betrieben, ließ ich den Blick durch Trents Büro wandern. Das künstliche Fenster zeigte immer noch eine seiner Jährlingsweiden, und das durch den Videoschirm einfallende künstliche Licht brachte den Teppich zum Leuchten. In dem riesigen Aquarium, das gut in einen Zoo gepasst hätte, huschte ein neuer Schwärm schwarzweißer Fische zwischen den Wasserpflanzen umher. Außerdem war das ehemals frei stehende Becken in eine Nische in der Wand hinter Trents Schreibtisch gerückt worden. An dem Platz, wo mein Käfig gestanden hatte, befand sich nun ein eingetopftes Orangenbäumchen. Mir

schien wieder der Geruch der Futterpellets in die Nase zu steigen, und mein Magen rebellierte. Die Überwachungskamera an der Decke blinkte wie eh und je.

»Es freut mich, Sie kennenzulernen, Captain Edden.« Trents seidige Stimme riss mich aus meinen bösen Erinnerungen. »Auch wenn ich wünschte, wir wären uns unter angenehmeren Umständen begegnet.«

Eddens Stimme klang im Vergleich zu Kalamacks scharf und unbeholfen, als er antwortete: »Ich möchte mich zunächst einmal für sämtliche Unannehmlichkeiten entschuldigen, die Sie während der Durchsuchung des Grundstücks eventuell über sich ergehen lassen müssen.«

Jonathan reichte Trent den Gerichtsbeschluss, dieser überflog ihn und gab ihn dann zurück.

»>Aussagekräftige Beweise für mehrere Morde, bekannt als die Taten des Hexenjägers<?«, zitierte er mit einem flüchtigen Blick auf mich. »Das ist doch sehr allgemein gehalten, meinen Sie nicht auch?«

»Na ja, >Leichensuche< klingt immer gleich so krass«, schoss ich zurück, woraufhin sich Edden prompt räusperte. Trotz seines professionellen Auftretens war ihm die Sorge anzumerken, dass die Suche erfolglos bleiben könnte. Plötzlich fiel mir auf, dass Edden eine militärische Haltung eingenommen hatte, und fragte mich, ob das dem ehemaligen Soldaten überhaupt bewusst war. »Sie sind die letzte Person, die Dr. Anders gesehen hat«, fuhr ich fort, um Trents Reaktion zu testen.

»Das ist hier nicht angebracht, Ms. Morgan«, murmelte

Edden, aber das war mir egal, ich interessierte mich eher für die Gefühle, die sich in Trents Gesicht widerspiegelten: Wut, Frustration, aber keine Bestürzung. Trent blickte zu Jonathan, der nur unmerklich mit den Schultern zuckte. Betont langsam lehnte sich Trent gegen den Schreibtisch und faltete seine gebräunten Hände im Schoß. »Mir war gar nicht bewusst, dass sie tot ist.«

»Davon habe ich nichts gesagt«, stellte ich sofort fest. Mein Puls stieg auf hundertachtzig, als Edden mich warnend am Arm packte.

»Dann wird sie also vermisst?«, hakte Trent nach und heuchelte Erleichterung. »Das ist gut - dass sie nur vermisst wird und nicht, na ja, tot ist. Ich habe mich gestern Abend mit ihr zum Essen getroffen.«

Er ließ eine Spur Besorgnis erkennen, als er auf die beiden Stühle deutete, die hinter Edden und mir standen. »Bitte, nehmen Sie doch Platz«, lud er uns ein und kehrte hinter den Schreibtisch zurück. »Sie möchten mir sicherlich einige Fragen stellen, da Sie ja auch mein Grundstück durchsuchen lassen.«

»Das ist richtig, Sir, vielen Dank.« Edden setzte sich auf den Stuhl, der dem Flur am nächsten stand. Ich hingegen beobachtete Jonathan, der nun die Tür schloss und bedeutsam daneben Stellung bezog. Erst dann machte ich es mir auf dem anderen Stuhl bequem, der in dem Lichtfleck der künstlichen Sonne stand. Vollkommen selbstverständlich stellte ich meine Tasche auf den Schoß und suchte in meiner Jacke nach dem Fingerstick. Nachdem der unangenehme

Stich der Klinge überstanden war, ließ ich den blutenden Finger in der Tasche verschwinden und suchte nach dem richtigen Zauber. *Wollen wir doch mal sehen, ob er jetzt immer noch mit seinen Lügen durchkommt.*

Trents Gesicht erstarrte, als er das Klappern der Amulette hörte. »Keine Wahrheitszauber, Ms. Morgan«, sagte er warnend. »Ich habe mich bereit erklärt, Captain Eddens Fragen zu beantworten, aber das hier ist kein offizielles Verhör. Der Gerichtsbeschluss ermöglicht Ihnen eine Durchsuchung und die Beschlagnahmung von Beweismaterial, kein Kreuzverhör.«

»Morgan«, zischte Edden aufgebracht und streckte die Hand aus. »Her damit!«

Widerwillig wischte ich mir das Blut vom Finger und gab ihm das Amulett. Edden stopfte es in seine Hosentasche. »Bitte entschuldigen Sie«, sagte er mit ausdruckslosem Gesicht. »Ms. Morgan ist sehr darum bemüht, die Person oder Personen zu finden, die für all diese Morde verantwortlich sind. Sie hat eine *gefährliche* -«, das galt dann wohl mir, »Tendenz, zu vergessen, dass sie sich dabei innerhalb der gesetzlichen Grenzen bewegen muss.«

Trents feines Haar bewegte sich im Luftzug der Klimaanlage. Als er meinen Blick bemerkte, strich er sich mit der Hand über den Kopf, was aber auch eine Geste der Irritation sein konnte. »Sie hat ja nur die besten Absichten.«

Vielen Dank, geht es vielleicht noch gönnerhafter? Wütend ließ ich meine Tasche auf den Boden fallen.

»Dr. Anders hatte auch nur die besten Absichten«, fauchte

ich. »Haben Sie sie vielleicht getötet, nachdem sie Ihr Jobangebot abgelehnt hat?«

Jonathan fuhr sichtbar zusammen, und Eddens Hände zuckten, als hätte er Mühe, sie unter Kontrolle zu halten und mir nicht den Hals umzudrehen. »Das ist die allerletzte Warnung, Rachel...«, knurrte er.

Trent lächelte unverändert. Er war sicher stinksauer, versuchte aber, es zu verbergen. Da war ich doch lieber unbeherrscht und emotional - das war wesentlich befriedigender. »Nein, lassen Sie nur«, meinte er, und verschränkte die Finger vor sich auf dem Tisch. »Falls es Ms. Morgans Verdacht, dass ich zu solch schrecklichen Verbrechen fähig bin, zerstreut, werde ich Ihnen gerne erzählen, worüber ich mich gestern Abend mit Dr. Anders unterhalten habe.« Obwohl er seine Worte an Edden richtete, ließ Trent mich keine Sekunde aus den Augen. »Wir unterhielten uns über die mögliche Finanzierung ihrer Forschungen.«

»Kraftlinienforschung?«, hakte ich nach.

Er nahm sich einen Stift und ließ ihn durch die Finger gleiten. Ich kannte diese Geste, er fühlte sich offenbar nicht ganz wohl in seiner Haut. Diese dumme Angewohnheit hätte er sich mal besser abgewöhnt. »Ganz richtig, Kraftlinienforschung«, bestätigte er meinen Verdacht. »Sie hat allerdings kaum einen praktischen Nutzen, ich wollte dadurch nur meine Neugier befriedigen, mehr nicht.«

»Ich denke, Sie haben ihr einen Job angeboten«, erwiderte ich. »Und als sie Ihr Angebot ablehnte, haben Sie dafür

gesorgt, dass sie stirbt, genau wie die anderen Kraftlinienhexen von Cincinnati.«

»Morgan!«, rief Edden wütend. »Gehen Sie sofort zum Wagen und warten Sie dort!« Er erhob sich und warf Trent einen entschuldigenden Blick zu. »Mr. Kalamack, es tut mir schrecklich leid. Ich kann mich nur für Ms. Morgans Entgleisung entschuldigen und Ihnen versichern, dass ihre haltlosen Anschuldigungen in keiner Verbindung stehen zu ihrer Tätigkeit für das FIB.«

Ich starrte ihn verbittert an. »Genau das hat er bei mir doch auch versucht. Warum sollte es bei Dr. Anders nicht so gewesen sein?«

Eddens Gesicht lief gefährlich rot an. Entschlossen biss ich die Zähne zusammen, bereit, mich mit ihm anzulegen. Er holte tief Luft, wurde aber von einem Klopfen an der Tür unterbrochen. Jonathan öffnete und wich einen Schritt zurück, als Glenn hereinkam und Trent höflich zunickte. Seiner gesamten Körperhaltung war zu entnehmen, dass die Suche nicht gut lief.

Er flüsterte Edden etwas ins Ohr, woraufhin der Captain die Stirn runzelte und ebenso leise antwortete. Trent verfolgte den Austausch mit Interesse, und sowohl seine Gesichtszüge als auch seine Schultern entspannten sich zusehends. Schließlich legte er den Stift weg und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

Dann stellte sich auch noch Jonathan neben Trent, stützte eine Hand auf den Tisch und beugte sich runter, um ihm etwas zuzuflüstern. Mein Blick wanderte von Jonathans

herablassendem Lächeln zu Eddens besorgtem Stirnrunzeln. Trent würde nach dieser Aktion wohl wieder den braven Bürger spielen, der noch dazu ungerechtfertigterweise vom FIB aufs Korn genommen worden war. *Verdammt.*

Jonathan richtete sich wieder auf, und Trent warf mir einen spöttischen Blick zu. Ich wurde durch Edden abgelenkt, der Glenn die Anweisung gab, Jenks noch einmal den Garten absuchen zu lassen. Trent würde davonkommen. Er mordete fröhlich vor sich hin, und er würde damit durchkommen!

Frustriert erwiderte ich Glenns hilflosen Blick, bevor dieser die Tür hinter sich schloss. Ich wusste, dass meine Zauber fehlerfrei waren, aber es konnte sein, dass sie nicht funktionierten, wenn Trent die Leiche mithilfe von Kraftlinienmagie versteckte. Dann hatte ich eine Eingebung. Kraftlinienmagie? Wenn er Dr. Anders damit verbarg, konnte ich sie auch damit finden.

Ich sah Trent prüfend an und bemerkte, wie seine Zuversicht schwand, als er meinen Gesichtsausdruck registrierte. Er signalisierte Jonathan mit erhobenem Finger, sich ruhig zu verhalten, und konzentrierte sich ganz auf mich, in dem Versuch, herauszufinden, was in meinem Kopf vorging.

Erdmagische Suchzauber gehörten zur weißen Magie, daraus folgerte ich, dass es in der Kraftlinienmagie nicht anders sein würde. Der Preis dafür war verschwindend gering, es würde mein Karma nicht stärker beeinflussen als zum Beispiel für ein Gratisgetränk meinen Geburtstag vorzutäuschen. Und egal, welche Magie ich anwandte - ein

Suchzauber wurde durch den Gerichtsbeschluss abgedeckt.

Nervös fuhr ich mir durch die Haare. Ich kannte keine Beschwörungsformel für so etwas, aber vielleicht fand Nick etwas Passendes in seinen Büchern. Und falls Trent tatsächlich Kraftlinienmagie benutzte, um seine Spuren zu verwischen, musste es eine Linie in der Nähe geben. *Hochinteressant.*

»Ich muss mal kurz telefonieren«, verkündete ich mit zitternder Stimme.

Trent schien sprachlos zu sein. Ungewohnt, aber erfreulich. »Sie können gerne das Telefon meiner Sekretärin benutzen«, bot er mir schließlich an.

»Danke, aber ich habe mein eigenes dabei«, antwortete ich, und wühlte in meiner Tasche nach dem Handy.

Edden sah mich misstrauisch an, bevor er das Gespräch mit Trent und Jonathan wieder aufnahm. Offenbar versuchte er vorsichtshalber schon mal, die politischen Wogen zu glätten, die eine fehlgeschlagene Durchsuchung auslösen könnte. Angespannt verzog ich mich in die hinterste Ecke des Büros, um sowohl aus dem Sichtbereich der Kamera als auch außer Hörweite zu kommen.

»Bitte sei zu Hause«, flüsterte ich, während ich das Telefonbuch aufrief und Nicks Nummer wählte. »Nimm ab, Nicky, bitte, nimm ab...«

Vielleicht war er beim Einkaufen, oder er machte die Wäsche, oder er schlief, oder er war unter der Dusche ...aber eigentlich war ich bereit, mein nicht existierendes Honorar darauf zu verwetten, dass er immer noch in dieses

gottverdammte Buch vertieft war. Endlich wurde der Hörer abgenommen.

Er war zu Hause. Ich liebe berechenbare Männer.

»Ja?«, meldete er sich unkonzentriert.

»Nick«, flüsterte ich, »Gott sei Dank.«

»Rachel? Was ist los?« Er klang besorgt.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte ich und versuchte mit Blick auf Edden und Trent so leise wie möglich zu sprechen.

»Ich bin mit Captain Edden bei Trent. Wir haben einen Durchsuchungsbefehl. Kannst du in deinen Büchern nach einem Kraftlinienzauber suchen, mit dem man, äh, Tote finden kann?«

Am anderen Ende der Leitung blieb es lange still. »Das mag ich so an dir, Ray-Ray«, meinte Nick schließlich. Im Hintergrund hörte ich, wie er ein Buch aus dem Regal zog und auf den Tisch warf. »Du sagst immer die nettesten Dinge.«

Ich hörte ungeduldig zu, wie er die Seiten umblätterte.

»Tote«, murmelte er unbeeindruckt, während die Schmetterlinge in meinem Bauch den Presslufthammer rausholten. »Also, ich habe hier tote Fairies und tote Geister. Reicht eine Beschwörung für Geister?«

»Nein.« Ich kratzte an meinem abblätternden Nagellack herum und spürte, dass Trent mich nicht aus den Augen ließ, während er sich mit Edden unterhielt. »Tote Könige, tote Rinder... ah, hier ist es, Tote.«

Hektisch durchwühlte ich die Tasche nach einem Stift. »Okay...« Er las sich murmelnd den Text durch. »Es ist nicht

schwer, aber ich glaube nicht, dass man es tagsüber machen kann.«

»Warum nicht?«

»Du weißt doch, dass Grabsteine aus unserer Welt auch im Jenseits sichtbar sind. Gut, dieser Zauber ermöglicht das auch bei unmarkierten Gräbern, man kann sie dann aber nur mit dem zweiten Gesicht im Jenseits sehen, und das geht erst nach Sonnenuntergang.«

»Oder, wenn man in einer Kraftlinie steht«, flüsterte ich. Plötzlich wurde mir kalt. Das hatte ich nicht aus Büchern gelernt, mein Dad hatte es mir erzählt, als ich acht Jahre alt war.

»Rachel«, protestierte er nach kurzem Zögern. »Das kannst du nicht machen. Wenn der Dämon erfährt, dass du dich an eine Kraftlinie gehängt hast, wird er versuchen, dich vollständig ins Jenseits zu ziehen.«

»Das kann er nicht, er hat keinen Anspruch auf meine Seele«, widersprach ich ihm leise, aber heftig.

Wieder schwieg Nick lange, und ich hörte nur meinen eigenen Atem. »Ich halte nichts davon«, verkündete er schließlich.

»Ich halte auch nichts davon, dass du Dämonen beschwörst.«

Erneute Stille. Ich sah kurz prüfend zu Trent und drehte ihm dann wieder den Rücken zu. Ich konnte nur hoffen, dass er kein übersinnliches Gehör hatte.

»Okay«, gab Nick schließlich zu. »Aber ihm gehören zwei Drittel meiner Seele und ein Drittel von deiner. Was, wenn...«

»Seelen werden nicht so einfach addiert, Nick«, unterbrach ich ihn gereizt. »In solchen Fällen heißt es: alles oder nichts, und dafür kann er weder von dir noch von mir genug beanspruchen. Und ich werde hier auf keinen Fall rausgehen, ohne zu beweisen, dass Trent diese Frau umgebracht hat. Also, wie lautet die Formel?«

Ich wartete mit weichen Knien.

»Hast du einen Stift?«, fragte er endlich, und ich nickte, da ich völlig vergessen hatte, dass er mich ja nicht sehen konnte.

»Ja«, antwortete ich und klemmte mir das Telefon an die Schulter, um mir den Text wie einen Spickzettel in die Handfläche schreiben zu können.

»Okay. Sie ist nicht lang. Ich werde alles ins Englische Übersetzen, bis auf das zentrale Beschwörungswort. Wir haben keinen exakten Begriff für >Die glühende Asche der Toten*, und ich denke, es ist wichtig, das eindeutig richtig zu sagen. Warte kurz, dann kann ich mir einen passenden Reim überlegen.«

»Es geht auch ohne Reim«, versicherte ich ihm. Das Ganze wurde ja immer besser. *Die glühende Asche der Toten?* Welche Sprache hatte denn dafür ein eigenes Wort?

Er räusperte sich, und ich hielt den Stift bereit. »>Toter unter Toten, erstrahle wie der Mond. Lass alles verstummen außer den Ruhelosen.« Er zögerte kurz. »Dann kommt das eigentliche Schlüsselwort, es lautet >Favilla<.«

»>Favilla<«, wiederholte ich und schrieb es mir in Lautschrift auf. »Gibt es eine rituelle Handbewegung?«

»Nein. Der Zauber wirkt sich nicht physisch aus, deshalb brauchst du weder eine Geste noch ein Objekt für den Bezugspunkt. Soll ich alles noch mal wiederholen?«

»Nein.« Mir wurde schon schlecht, wenn ich nur den Text in meiner Hand las. Sollte ich das wirklich machen?

»Rachel«, sagte Nick besorgt. »Bitte sei vorsichtig.«

»Sicher«, versprach ich. »Danke, Nick.« Plötzlich fiel mir noch etwas ein. »Hey, ahm, bitte pass auf mein Zauberbuch auf, bis wir uns das nächste Mal sprechen, okay?«

»Ray-Ray?«, fragte er vorsichtig.

»Wir klären das später«, sagte ich knapp mit einem weiteren nervösen Blick zu Edden und Trent. Ich musste nicht mehr sagen, er hatte verstanden.

»Warte, leg noch nicht auf«, drängte Nick, und die Besorgnis in seiner Stimme ließ mich zögern. »Bitte lass mich mithören, ich kann hier nicht einfach so rumsitzen und dieses Ziehen spüren, ohne zu wissen, in welcher Gefahr du schwebst.«

Unwillkürlich hatte ich angefangen, an meinem Zopf zu spielen, jetzt zwang ich meine Hand zur Ruhe. Nick als meinen Schutzgeist zu missbrauchen verstieß gegen alle meine moralischen Grundsätze - und ich bilde mir ein, eine Menge davon zu haben -, aber ich konnte jetzt nicht mehr zurück. Und ich würde es schließlich niemals machen, wenn ich mir nicht sicher sein könnte, dass Nick nichts passierte. »Ich reiche dich an Edden weiter, okay?«

»Ausgerechnet Edden«, stöhnte er. Trotz aller Sorge funktionierte sein Selbsterhaltungstrieb also noch.

Ich drehte mich zu den drei Männern um.

»Captain?«, lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf mich. »Ich würde gerne noch einen anderen Suchzauber einsetzen, bevor wir verschwinden.«

Eddens rundes Gesicht verzog sich frustriert. »Wir sind hier fertig, Morgan«, erklärte er abweisend. »Wir haben Mr. Kalamacks Zeit lange genug beansprucht.«

Ich schluckte und versuchte so zu wirken, als wäre der Zauber reine Routine für mich. »Dieser Spruch wirkt aber anders.«

Er seufzte genervt. »Könnte ich Sie kurz draußen im Flur sprechen?«

Draußen? Ich würde mich doch nicht wie ein ungezogenes Kind in den Flur rauszerren lassen. Stattdessen drehte ich mich zu Trent um. »Mr. Kalamack wird sicherlich nichts dagegen haben. Er hat schließlich nichts zu verbergen, nicht wahr?«

Trents Maske professioneller Höflichkeit saß wie angegossen. Jonathan hinter ihm hingegen verzerrte das Gesicht. Sein schmales Gesicht war hässlich wie immer. »Sie können den Zauber nutzen, solange er durch den Durchsuchungsbefehl abgedeckt ist«, erwiderte Trent glattzünftig.

Trotzdem glaubte ich Besorgnis in seiner Stimme zu hören. Er war beunruhigt. Tja, das war ich auch.

Langsam durchquerte ich das Büro und überreichte Edden das Telefon. »Es ist ein Suchzauber, der unmarkierte Gräber anzeigt. Nick wird es Ihnen erklären, Captain, damit Sie sicher

sein können, dass auch alles legal ist. Sie erinnern sich doch an Nick?«

Edden nahm das Telefon. Das verschwand fast in seinen kräftigen Händen.

»Warum haben Sie mir nicht schon früher etwas davon gesagt, wenn es so einfach ist?«

Ich lächelte ihn nervös an. »Dafür braucht man eine Kraftlinie.«

Trents Gesicht erstarrte. Sein Blick flog zu meinem Dämonenmal, gleichzeitig lehnte er sich in seinem Stuhl zurück, als suche er Schutz bei Jonathan. Trotz meiner steinenden Unruhe registrierte ich die unwillkürliche Bewegung. Wenn er jetzt protestierte, ließ ihn das verdammt schuldig aussehen. Er griff fahrig nach seiner Brille und klopfte damit auf den Schreibtisch.

»Aktivieren Sie den Zauber ruhig«, sagte er. Als hätte er in dieser Sache überhaupt etwas zu sagen! »Ich bin gespannt, zu sehen, wie gut eine Erdhexe wie Sie sich in der Kraftlinienmagie auskennt.«

»Das bin ich auch«, meinte Edden trocken, bevor er das Telefon ans Ohr hob und leise mit Nick sprach, wohl um sich zu versichern, dass ich innerhalb der gesetzlichen Bestimmungen handelte.

»Wir werden wohl rausgehen müssen«, sagte ich, halb zu mir selbst. »Ich muss eine Kraftlinie finden, in die ich mich einklinken kann.«

»Ach wirklich, Ms. Morgan?« Trent richtete sich in seinem Stuhl auf, er war definitiv beunruhigt. Er hatte die Brille

wieder aufgesetzt und wirkte nun weniger weltmännisch, eher sanft, fast harmlos. Meiner Meinung nach sah er auch ein wenig blass aus.

Aber sicher doch, dachte ich abfällig, während ich die Augen schloss, um mich dem zweiten Gesicht zu öffnen. Als hättest du eine Kraftlinie in deinem Garten.

Ich tastete mich langsam vor und schickte meine Gedanken auf die Suche nach dem roten Glühen des Jenseits. Mir stockte der Atem, und ich riss die Augen auf. Fassungslos starrte ich Trent an.

Der Mann hatte keine Kraftlinie im Garten. Sie lief direkt durch sein verdammtes Büro.

20

Trent saß unbeweglich an seinem Schreibtisch, Jonathan neben sich. Keiner von beiden sah besonders glücklich aus, Trents Gesicht zeigte deutliche Spuren von Erschöpfung. Er wusste von der Kraftlinie, und er konnte sie benutzen. Das bedeutete, dass er entweder ein Mensch oder eine Hexe sein musste. Vamps konnten keine Kraftlinien anzapfen, und Menschen, die mit dem Vamp-Virus infiziert waren, verloren diese Fähigkeit. Ich wusste nicht, was mich mehr erschreckte - dass Trent Kraftlinien benutzte oder dass er jetzt wusste, dass ich es wusste. Gott steh mir bei, ich war kurz davor, Trents bestgehütetes Geheimnis aufzudecken, seine wahre Identität.

Als die Tür so heftig aufgestoßen wurde, dass sie laut geilen die Wand schlug, zuckte ich erschrocken zusammen und nahm automatisch Verteidigungshaltung ein. Quen platzte herein und brüllte: »Sa' - Sir!« Er schaffte es gerade noch, die Anrede Sa'han zu unterdrücken. Er kam zum Stellen und nahm mit einem schnellen Blick sowohl meine abwehrende Haltung als auch den regungslosen Edden in seinem Stuhl wahr, der immer noch das Telefon am Ohr hatte. Seine grünen Augen fixierten mich, und nur langsam lösten wir uns aus der kämpferischen Haltung, die wir beide eingenommen hatten. Dann kam Jenks hereingeflitzt, und die Tür fiel ins Schloss.

»Hey, Rachel!«, rief der Pixie mit vor Aufregung geröteten Flügeln. »Da hat jemand eine Kraftlinie entdeckt und ein ganz gewisser Jemand hat deshalb ziemlich miese Laune.« Er unterbrach sich, als er die angespannte Atmosphäre im Raum spürte. »Ach, du warst das«, stellte er grinsend fest. Mit lauten Flügelschlägen visierte er meine Schulter an, flog dann aber doch zu Edden, um dessen Gespräch mit Nick zu belauschen.

Trent lehnte sich langsam vor und stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch. An seinem Haaransatz glitzerten kleine Schweißperlen. Ich versuchte zu schlucken, aber mein Mund war völlig ausgetrocknet. »Ms. Morgan demonstriert uns gerade ihre Geschicklichkeit im Umgang mit Kraftlinien. Ich bin äußerst gespannt.«

Darauf würde ich wetten. Wie tief hatte ich in das Ameisennest gestochen? Kraftlinienmagie wurde

hauptsächlich für die Sicherheit eingesetzt, deshalb hatte Quen wohl auch sofort gemerkt, dass ich die Linie gefunden hatte.

Bekommen nutzte ich die Gelegenheit, die Aura aller Anwesenden zu prüfen. Bei Jenks waren, wie bei den meisten Pixies, alle Farben des Regenbogens vertreten. Edden umgab ein gleichmäßiges Blau, das auf Kopfhöhe leicht ins Gelbliche hineinspielte. Quens Aura leuchtete in einem tiefdunklen Grün, das im Bereich der Körpermitte und seiner Hände von orangenen Streifen durchzogen war - gar nicht gut! Jonathans war ebenfalls grün, jedoch viel heller und fast langweilig in ihrer Gleichmäßigkeit. Trents... ich zögerte fasziniert.

Trents Aura strahlte sonnengelb, durchsetzt mit klar abgegrenzten roten Streifen. Purpurrote Risse wiesen auf eine tief greifende Tragödie in der Vergangenheit hin. Die Aura lag ungewöhnlich dicht um seinen Körper, und sie war wie bei Ivy von silbernen Funken umgeben. Sie leuchteten auf und umhüllten seine Hand, mit der er sich nun glättend durchs Haar fuhr. Er war auf der Suche - die Art, wie sich die kleinen Lichter um seinen Körpermittelpunkt drängten, deutete darauf hin, dass er dieser Suche sein ganzes Leben gewidmet hatte. Das Geld, die Macht und die Rastlosigkeit dienten einem höheren Zweck. Was suchte er wohl?

Meine eigene Aura konnte ich nicht sehen, dazu hätte ich mich auf einen magischen Spiegel stellen müssen, was ich nie wieder tun würde. Aber ich war mir sicher, dass Trent sie betrachtete, und das gefiel mir überhaupt nicht. Ich wollte

nicht, dass er das Dämonenmal an meinem Handgelenk sah, behaftet mit ekelhaftem Schwarz, oder die hässlichen roten Streifen, die auch in meiner Aura zu finden waren. Oder, dass er feststellte, dass unsere Lichtkörper abgesehen von den silbernen Funken fast identisch waren.

Edden beäugte uns argwöhnisch. Er wusste, dass etwas vor sich ging, konnte es aber nicht deuten. Mit gerunzelter Stirn rutschte er auf seinem Stuhl herum und kehrte zu seinem leisen Gespräch mit Nick zurück.

»Sie haben also eine Kraftlinie hier in Ihrem Büro?«, fragte ich Trent benommen.

»Sie haben eine in Ihrem Garten«, erwiderte er trocken und sah zu Edden hinüber. Ihm war deutlich anzusehen, dass er ihn gerade zum Teufel wünschte. Als sein Blick zu mir zurückkehrte, spiegelte er eine Mischung aus Drohung und Warnung. Es war nicht allgemein bekannt, dass nur Hexen und Menschen mit Kraftlinien arbeiten konnten, aber es war ein offenes Geheimnis, und mir war klar, dass er Stillschweigen von mir verlangte. Ich war mehr als bereit dazu, denn über dieses Wissen zu verfügen war ungefähr so beruhigend wie eine Kobra am Schwanz zu packen.

Meine Finger zitterten vor Aufregung, also ballte ich sie zu Fäusten, als ich mich auf das ungefähr einen Meter breite, schmierige Jenseitsband zubewegte. Es verlief in einer exakten Ost/West-Achse vor seinem Schreibtisch, zuverlässiger als jeder Kompass, und setzte sich wahrscheinlich in sein zweites Büro fort. Sobald ich in sie eindrang, würde ich es wissen.

Mir lief der Schweiß den Rücken hinunter, als ich die Kraftlinie vorsichtig in Augenschein nahm. Ich hatte mich noch nie direkt in eine Linie begeben. Wenn man nicht gerade Energie aus ihnen zog, bemerkt man sie normalerweise nicht und konnte sie problemlos durchschreiten. Ich holte tief Luft und zwang mich zur Ruhe. Falls Algaliarept auftauchen sollte, musste ich einfach nur schnell aus der Linie treten. Solange die Sonne noch am Himmel stand, konnte er das Jenseits nicht verlassen.

Mit einem letzten wachsamen Blick auf die beiden Männer, die wie eine Leibgarde neben Trent standen, schloss ich die Augen und sandte entschlossen meinen Willen aus, um das Energieband zu berühren.

Die berauschende Kraft raste durch meinen Körper und ließ meinen Puls sprunghaft ansteigen, sodass ich für einen Moment ins Taumeln geriet. Keuchend hob ich die Hand, um Edden daran zu hindern, mich zu berühren, da ich gehört hatte, wie er aufgesprungen war. Während er Nick mit geflüsterten Fragen bestürmte, ließ ich die immer stärker werdenden Energiewellen durch meinen Körper pulsieren. Sie drangen in meine Extremitäten, wurden zurückgezwungen und kamen verstärkt wieder, was einen hämmernden Schmerz in meinem Kopf auslöste. Immer mehr Energie floss aus der Kraftlinie in meinen Körper, und ich musste einen Anflug von Panik unterdrücken. Verdammt, wie stark war dieses Ding?

Ich fühlte mich wie ein prall aufgeblasener Luftballon; entweder platzte ich bald, oder ich wurde wahnsinnig.

Deswegen haben Kraftlinienhexen also Schutzgeister. Ihre tierischen Gefährten filterten die rohe Energie, da ihr einfaches Bewusstsein besser mit der Belastung umgehen konnte. Aber ich konnte Nick nicht diesem Risiko aussetzen. Ich musste mich der Kraft alleine stellen. Und ich war noch nicht einmal bis zum Mittelpunkt der Linie vorgedrungen. Wie stark sie dort sein würde, wollte ich mir lieber gar nicht vorstellen.

Ganz langsam verringerte sich der Zustrom und wurde fast erträglich. Mein Körper kribbelte, und ich holte tief Luft, was allerdings mehr nach einem Schluchzen klang. Die Kräfte schienen sich endlich ausgeglichen zu haben. Die feinen Haare, die meinem Zopf entkommen waren, kitzelten mich im Nacken, als der Wind des Jenseits mich umspielte.

»Oh, mein Gott...«, hörte ich Edden wispern und betete, dass ich nicht gerade sein gesamtes Vertrauen verloren hatte. Wahrscheinlich hatte er bis zu diesem Moment nie richtig verstanden, wie sehr wir uns tatsächlich voneinander unterschieden. Bis jetzt, als er sah, wie meine Haare von einem Wind erfasst wurden, den nur ich wahrnehmen konnte.

»Was ist das schon für eine Hexe«, hörte ich Jonathan meckern, »die am helllichten Tag von der Energie so angegriffen wird.«

»Wenn sie die Linie so anzapfen würde wie die meisten anderen, hättest du recht«, hörte ich Quens kehliges Flüstern, und ich versuchte angestrengt, ihn zu verstehen. »Aber sie benutzt keinen Schutzgeist, Sa'han. Sie kanalisiert die

verdammte Linie ganz allein.«

Das schien Jonathan kurzzeitig aus der Fassung zu bringen, denn er schnappte hörbar nach Luft. Ich dachte schon, ich hätte mich in ihm getäuscht, doch dann sagte er: »Töte sie, noch heute Nacht. Es wird zu riskant, das ist sie nicht wert.«

Ich musste mich zwingen, die Augen geschlossen zu halten, damit sie nicht merkten, dass ich alles gehört hatte. Mein Herzschlag dröhnte mir in den Ohren und verstärkte das unangenehme Gefühl der immer noch einströmenden Kraft.

»Jonathan«, schaltete sich Trent mit müder Stimme ein. »Man tötet nichts, nur weil es stärker ist als man selbst. Man findet einen Weg, es zu benutzen.«

Mich benutzen? Nur über meine Leiche. In der Hoffnung, damit nichts heraufbeschworen zu haben, hob ich den Kopf und drückte mir selbst die Daumen. Mit einem Stoßgebet, dass ich hier keinen fatalen Fehler machte, berührte ich den Mittelpunkt der Linie.

Meine Knie zitterten, als der Energiefluss von jetzt auf gleich unterbrochen wurde. Das bedrückende Gefühl des einströmenden Jenseits war verschwunden. Das brachte mich so aus dem Konzept, dass ich erst einen Moment später bemerkte, dass ich auf die Knie gefallen war. Mit weiterhin geschlossenen Augen schlug ich Eddens Hand weg, mit der er mich stützen wollte.

Die Energie der Linie wirbelte durch meinen Körper, ließ meine Haut kribbeln und mein Haar im Jenseitswind flattern,

aber die Kräfte waren jetzt perfekt ausgeglichen. Ich fühlte mich völlig ausgelaugt, musste aber nicht mehr die Übermacht der Linie ankämpfen. Warum hatte mir das niemand gesagt? Direkt in einer Linie zu stehen war wesentlich leichter als eine Verbindung zu ihr aufrechtzuerhalten, auch wenn der schneidende Wind etwas gewöhnungsbedürftig war.

Ich ließ den inneren Blick durch das Jenseits wandern. Im Licht dessen, was für die Dämonen die Sonne war, wirkte es noch fremdartiger. Die Wände von Trents Büro waren verschwunden, und nur durch das gedämpfte Gespräch zwischen Edden und Nick wurde meinem erschöpften Bewusstsein klargemacht, dass ich noch nicht die Brücke ins Jenseits überschritten hatte, sondern nur durch eine Art Fenster einen Einblick bekam.

In alle Richtungen erstreckte sich eine hügelige Landschaft mit vereinzelt kleinen Wäldern und weiten freien Rächen. In Ost-West-Richtung wurde sie von dem trüben Energieband durchzogen. Zwischen mir und dem Ende der Linie lag ungefähr ein Drittel ihrer Gesamtlänge, sodass meine Vermutung, dass sie auch durch Trents zweites Büro verlief, wohl richtig war. Der Himmel leuchtete in verwaschenem Gelb, und die Sonne strahlte eine so unbarmherzige Hitze aus, als wollte sie die gedrunghenen Bäume niederdrücken. Es fühlte sich an, als würden ihre Strahlen durch mich hindurchscheinen, um dann vom Boden reflektiert zu werden und meine Fußsohlen zu wärmen. Sogar das trockene Gras wirkte verkümmert, es reichte mir

nicht einmal bis zum Knie. In der Ferne konnte ich eine verschwommene Ansammlung von Linien und Winkeln ausmachen, die sich über die Landschaft erhoben. Das war die Stadt der Dämonen, befremdlich, unheimlich, und eindeutig zerstört.

»Cool«, hauchte ich, während Edden Nicks drängende Fragen abwürgte.

Obwohl ich ihn nicht sehen konnte, wusste ich, dass Trent mich beobachtete, also drehte ich ihm den Rücken zu, als ich den ersten Teil der Beschwörung murmelte, damit er mir die Formel nicht von den Lippen ablesen konnte. Glücklicherweise konnte ich mich an die kurze Übersetzung erinnern, da ich sonst die Augen hätte öffnen müssen, um sie abzulesen.

Als ich die Worte aussprach, entstand ein leichtes Ungleichgewicht in der Jenseitsenergie, das als leichter Druck durch meine Füße in meinen Bauch eindrang und dort verharrte. Meine Knie begannen zu zittern, als der Wind um mich herum das Gras niederdrückte und die Kraft wieder in meinen Körper strömte. Sie erfüllte ihn mit einem angenehmen Kribbeln, das sich nach und nach intensivierte. Ich fragte mich, wie stark das Gefühl wohl noch werden würde, damit ich mich nicht damit auseinandersetzen musste, wie sehr ich es genoss.

Als ich die zweite Hälfte der Formel sprach, wirbelte ein Energiestoß meine Haare hoch, doch dann, als nur noch das Schlüsselwort fehlte, stabilisierte sich die Energie mit einem letzten, gleichmäßigen Prickeln. Für einen kurzen Moment

blieb die Kraft reglos in meinem Körper, dann schoss sie in einer strahlendgelben Welle aus mir heraus und verteilte sich gleichmäßig über das Land.

»Heilige Scheiße«, sagte ich unwillkürlich und schlug sofort die Hand vor den Mund. Hoffentlich hatte ich dadurch nicht den Zauber ruiniert, immerhin fehlte noch das Initiationswort. Ich beobachtete, wie die Energie sich ausbreitete, sie pulsierte in der Farbe meiner Aura. Das beunruhigte mich etwas, aber dann sagte ich mir, dass sie ja nur ihre Farbe, nicht ihre Substanz angenommen hatte.

Der Energiering breitete sich immer weiter aus, bis er sich in der Ferne verlor. Ich wusste nicht, ob es gut oder schlecht war, dass er offenbar auch die verschwommene Stadt erreichte. Der Impuls der Energie hatte die Jenseitslandschaft verändert, und meine Ehrfurcht verwandelte sich in Entsetzen, als ich die glitzernden grünen Flecken um mich herum sah.

Die Toten.

Sie waren überall.

In meiner Nähe konnte ich jeden einzelnen von ihnen erkennen, einige davon nicht größer als ein Fingernagel.

In der Entfernung waren nur noch die größeren Leichen auszumachen.

Ich beruhigte mich ein wenig, als mir klar wurde, dass der Zauber wirklich alle Toten enthüllte, also auch Nagetiere, Vögel und Insekten. Im Westen entdeckte ich einige große Flecken, die ordentlich aufgereiht waren. Nach einem kurzen Schreckmoment erkannte ich, dass dort ja Trents Stallungen

lagen und das vermutlich die Leichen seiner ehemaligen Siegerpferde waren.

Schon wesentlich ruhiger versuchte ich mich an das letzte Wort der Formel zu erinnern, das den Zauber so abstimmen würde, dass nur noch menschliche Überreste sichtbar blieben. Da stand ich nun in Trents Büro, die Füße fest mit einer Brücke ins Jenseits verankert, und suchte krampfhaft nach dem letzten Teil der Formel.

»Oh, ist das nicht einfach wundervoll«, erklang plötzlich eine distinguierte Stimme hinter mir.

Ich wartete darauf, dass jemand mir sagte, wer da gerade in Trents Büro gekommen war, aber niemand rührte sich. Mit stellten sich die Nackenhaare auf. Auf das Schlimmste gefasst, presste ich die Lider zusammen, damit mir das /weite Gesicht nicht entglitt, und drehte mich um. Entsetzt schlug ich die Hand vor den Mund und erstarrte. Es war ein Dämon in Morgenmantel und Slippers.

»Rachel Mariana Morgan?«, fragte er mit einem verschlagenen Lächeln. Okay - es war mein Dämon. »Was tust du liier in Trenton Aloysius Kalamacks Kraftlinie?«

Ich versuchte ruhig zu bleiben und suchte mit der Hand nach der Begrenzung der Linie. »Ich arbeite«, entgegnete ich, und merkte an dem dumpfen Pochen in meiner Hand, dass ich die Grenze zu meiner Realität gefunden hatte. »Und was treibt dich hierher?«

Er zuckte mit den Schultern und verwandelte sich übergangslos in einen schlanken, in Leder gekleideten Vampir mit blondem Haar und verletztem Ohr. Lässig

schlenderte er auf mich zu und ließ die Kette klimpern, die von seiner Gesäßtasche bis zu seinem Gürtel gespannt war. Lasziv benetzte er die geschwungenen Lippen. Mein Atem beschleunigte sich. Der Dämon wurde immer besser darin, das Bild von Kisten aus meinem Bewusstsein zu ziehen. Er glich ihm bis aufs Haar.

Eine getönte Brille mit runden Gläsern erschien in seiner Hand, und mit einer eleganten Bewegung ließ er die Bügel herausgleiten. »Ich habe dich gespürt, mein Schatz«, hauchte er, während seine Zähne auf Vampirlänge anwuchsen und er die Brille aufsetzte, um die roten Augen mit den geschlitzten Pupillen zu verstecken. »Ich musste dich einfach sehen, wenn du schon einmal hier bist. Du hast doch nichts dagegen, wenn ich er bin? Der Kerl ist bestückt wie ein Bulle.«

Gott, hilf mir. Ich erschauerte und streckte die Hand aus der Linie, obwohl das dadurch entstehende Ungleichgewicht der Kräfte stechende Schmerzen auslöste. »Ich wollte aber nicht zu dir«, flüsterte ich. »Geh weg.«

Irgendetwas berührte meine Hand, und ich zuckte zurück. Der Geruch nach verschmortem Kaffee verriet mir, dass es Edden gewesen war. Wann würde er es endlich lernen?

»Mit wem, zum Teufel, redet sie da?«, fragte der FIB-Captain leise.

»Keine Ahnung«, antwortete Jenks, »und ich werde sicher nicht in die Linie fliegen, um nachzusehen.«

»Du willst mich verlassen?«, säuselte der Dämon mit einem breiten Grinsen. »Aber nicht doch, sei nicht albern. Erst will ich sehen, wie viel Energie du bewältigen kannst. Na los,

Liebes, beende deinen kleinen Zauber.«

Im Hintergrund hörte ich, wie Trent und Quen heftig debattierten. Ich hatte die Augen immer noch geschlossen, um den Dämon nicht aus dem Blick zu verlieren, aber es klang, als würde Trent sich durchsetzen. Nervös fuhr ich mir mit der Zunge über die Lippen und sah angewidert zu, wie der falsche Kisten mich betont langsam imitierte. »Ich habe das letzte Wort vergessen«, musste ich zugeben, doch genau in diesem Moment fiel es mir wieder ein. »Favilla«, platzte ich erleichtert damit heraus, was mir einen fröhlichen Applaus von dem Dämon einbrachte.

Ich zuckte zusammen, als eine zweite Energiewelle durch meinen Körper raste, und schlang schützend die Arme um den Körper, als könnte ich so meine Aura abschirmen. Wieder entlud sich die Energie mit einem gelben Strahlen und breitete sich wellenförmig aus. Algaliarept ließ die Kraft durch sich hindurchströmen und wurde fast von ihr mitgerissen. Er stöhnte genüsslich. Seine Reaktion erfüllte mich mit schierem Entsetzen. Das Spektakel gefiel ihm offenbar, aber wenn er so an meine Aura gelangen könnte, hätte er sie bereits an sich gerissen. Vermutlich.

»Milch und Honig«, seufzte er mit geschlossenen Augen.
»Die reinste Wonne, Nektar und Ambrosia.«

Fantastisch. Ich musste hier so schnell wie möglich raus.

Während Algaliarept mit der Hand über das Gras strich und sich dann die gelben Energierückstände meines Zaubers von den Fingern leckte, scannte ich die Landschaft um uns herum. Das Ergebnis war niederschmetternd. Es war kein

einzigster glitzernder Fleck mehr zu sehen, der einen Toten angezeigt hätte. Algaliarept schien vollauf mit der Suche nach den Überresten des Zaubers beschäftigt zu sein, und so beschloss ich, einen Blick über die Schulter zu wagen. Hastig drehte ich mich um - Volltreffer.

Eines der Pferdegräber erglühte in hellem Rot. Das war kein Pferd, das war ein jemand.

Trent hat sie tatsächlich umgebracht. Meine Aufmerksamkeit wurde von der Entdeckung abgelenkt, als eine weitere Gestalt in der Linie auftauchte.

Es war Trent, der gekommen war, um das zu sehen, was ich entdeckt hatte. Als er das rote Glühen bemerkte, erstarrte er vor Entsetzen. Doch diese Reaktion war noch harmlos gegen den Schock, den er erlitt, als der Dämon nun meine Gestalt annahm. Die grazile Kopie von mir war in einen hautengen schwarzen Seidenbody gehüllt - eine gefährliche Femme fatale,

»Trenton Aloysius Kalamack«, schnurrte der Dämon betörender, als ich es jemals gekonnt hätte. Verspielt leckte er die letzten Reste meines Zaubers von seinen Fingern. Langsam fragte ich mich, ob er mich vielleicht schärfer aussehen ließ, als ich in Wirklichkeit war. »Was für eine gefährliche Richtung deine Gedanken doch eingeschlagen haben«, fuhr er neckend fort. »Du solltest besser aufpassen, wen du einlädst, mit deiner Linie zu spielen.« Er stützte eine Hand in die Hüfte, blickte über seine Brille hinweg und verglich unsere beiden Lichtkörper. »Was für ein schönes Paar ihr doch seid - ihr passt fast so gut zusammen wie mein

bestes Pferdegespann.«

Damit verschwand er und ließ nichts außer einem kurzen Prickeln auf der Haut zurück. Ich verharrte in der unwirklichen Jenseitslandschaft und schaffte es nicht, den Blick von Trent zu wenden.

21

Das laute Geräusch meiner Abätze ließ meine Schritte wesentlich energischer wirken, als ich mich fühlte, als ich den langen Holzvorbau vor Trents Fohlenstall hinunterging, dicht gefolgt von Trent und Quen. Die Reihe leerer Boxen war nach Süden ausgerichtet, sodass die Nachmittagssonne hineinschien. Über den Stallungen befanden sich die Unterkünfte der Tierärzte, die jetzt im Herbst leer standen. Obwohl Pferde das ganze Jahr über fohlen können, entwickelten die meisten Gestüte ein exaktes Zuchtprogramm, damit die Stuten möglichst gleichzeitig Nachwuchs bekamen und die kritische Phase nicht zu oft überstanden werden musste.

Ich hielt die vorübergehend verlassenen Gebäude für den perfekten Ort, um eine Leiche zu verstecken.

Plötzlich hatte ich ein schlechtes Gewissen. Wie konnte ich nur so unbekümmert bleiben? Dr. Anders war tot.

Das schwache Bellen eines Beagles zerriss die Stille des schwülen Nachmittags. Ich wendete mich in die entsprechende Richtung und zwang mein Herz, normal

weiterzuschlagen. Am Ende der unbefestigten Straße stand ein Hundezwinger von der Größe eines kleinen Apartmentkomplexes. Die Hunde standen am Zaun des Auslaufgeheftes und beobachteten uns.

Trent überholte mich, und kurz nahm ich den Geruch von Herbstlaub wahr. »Sie vergessen niemals ihre Beute«, murmelte er, was mir prompt einen Schauer über den Rücken jagte.

Während Trent und Quen mit uns zu den Ställen gekommen waren, war Jonathan im Haus geblieben, um ein Auge auf die FIB-Beamten zu haben, die nach und nach aus den Gärten zurückkehrten. Die beiden Männer gingen nun zielstrebig auf eine Art Alkoven zwischen den Boxen zu. Der holzverkleidete Raum war zu einer Seite hin nach außen offen, und die einfache Ausstattung ließ vermuten, dass es sich um eine ehemalige Box handelte, die zu einem Aufenthaltsraum umfunktioniert worden war, in dem die Tierärzte die Zeit zwischen den Geburten verbringen konnten. Es gefiel mir zwar ganz und gar nicht, dass die beiden dort mehr oder weniger unbeobachtet waren, aber ich würde ihnen bestimmt nicht folgen. Stattdessen lehnte ich mich gegen einen Pfosten des Vordachs, um sie von dort aus im Auge zu behalten.

Drei FIB-Beamte mit Leichenspürhunden warteten neben dem Transportwagen der Hundestaffel, der mit weit geöffneten Türen im Schatten einer riesigen Eiche geparkt war. Ich hörte, wie Glenn ihnen mit befehlsgewohnter Stimme Anweisungen erteilte. Edden stand ebenfalls bei der

Gruppe, doch er wirkte irgendwie deplaziert. Die Art, wie er die Hände in den Taschen vergrub und sein dezidiertes Schweigen machten deutlich, dass er seinem Sohn das Kommando überlassen hatte.

Über ihren Köpfen kreiste Jenks, der hektisch mit den rot leuchtenden Flügeln schlug und ungefragt Ratschläge erteilte, die aber niemanden interessierten. Der Rest der FIB-Truppe wartete unter der alten Eiche, die den Parkplatz überschattete. Noch während ich die Szene in mich aufnahm, fuhr ein Einsatzwagen der Spurensicherung auf den Hof. Captain Edden hatte ihn angefordert, nachdem ich die Leiche gefunden hatte.

Ich schaute verstohlen zu Trent, der gelassen in dem kleinen Raum stand. Sein Gesichtsausdruck zeigte nur leichte Beunruhigung. Also, ich wäre vollkommen zappelig, wenn eine Leiche auf meinem Grundstück gefunden würde. Und ich war mir sicher, dass er genau dort stand, wo das versteckte Grab angezeigt worden war.

Fröstelnd verließ ich den überdachten Gehweg und trat in die Sonne hinaus. Auf dem mit Sägemehl bestreuten Parkplatz blieb ich stehen, verschränkte die Arme vor der Brust und nahm die Beobachtung von Trent möglichst unauffällig wieder auf. Als festgestanden hatte, dass wir in die Stallungen gehen würden, hatte er zum Schutz vor der Sonne einen leichten, cremefarbenen Hut aufgesetzt und seine edlen Schuhe gegen Stiefel eingetauscht. An ihm sah selbst dieser Stilmix irgendwie gut aus. Es war einfach nicht richtig, dass er so ruhig blieb. Aber dann wurde eine Autotür

zugeschlagen, und er zuckte zusammen. Er war also genauso angespannt wie ich, er kaschierte es nur besser.

Nachdem Glenn die letzten Befehle erteilt hatte, brach die Gruppe auf. Wedelnd begannen die Hunde ihre systematische Arbeit: zwei auf den umliegenden Weiden, einer direkt in den Stallungen. Der Hundeführer, den man für das Gebäude abgestellt hatte, unterstützte sein Tier bei der Suche, indem er prüfend ins Dachgebälk schaute und verschlossene Verschlage öffnete.

Captain Edden signalisierte Glenn, was er vorhatte, und kam dann mit schnellen Schritten zu mir rüber.

»Rachel«, rief er, noch bevor er mich erreicht hatte. Ich schaute hoch, überrascht, dass er mich mit dem Vornamen ansprach.

Wir haben dieses Gebäude bereits durchsucht.«

»Falls sie nicht im Gebäude ist, befindet sich die Leiche zumindest in der Nähe. Vielleicht haben Ihre Männer meine Zauber nicht richtig eingesetzt.« *Oder gar nicht*, fügte ich in Gedanken hinzu. Ich wusste, dass die Menschen mit Freundlichkeit, Lügen und Heuchelei oft nur ihre Vorurteile vertuschten. Aber ich durfte keine voreiligen Schlüsse ziehen, schließlich wusste ich, dass Trent die Leiche aller Wahrscheinlichkeit nach mithilfe von Kraftlinienmagie verborgen hatte, und das machte meine Zauber wirkungslos. Meine Aufmerksamkeit wurde von den Hunden abgelenkt, als Quen sich zu Trent hinüberbeugte und ihm etwas ins Ohr flüsterte. »Sollte er nicht unter Arrest stehen, oder verhaftet sein oder so etwas?«, fragte ich.

Edden blinzelte gegen die tief stehende Sonne an. »Immer mit der Ruhe. Bei Mordfällen steht und fällt alles mit der Beweissicherung, Morgan, das sollten Sie wissen.«

»Ich bin Runner, kein Detective«, erwiderte ich säuerlich. »Die meisten, die ich geschnappt habe, waren bereits verurteilt.«

Das quittierte er nur mit einem unverständlichen Grunzen. Ich hatte das ungute Gefühl, dass Eddens Regelbesessenheit damit enden könnte, dass Trent sich auf Nimmerwiedersehen in Luft auflöste. Edden bemerkte meine Nervosität und signalisierte mir unmissverständlich, dass ich mich nicht vom Fleck rühren sollte, bevor er gemütlich zu Trent und Quen hinüberschlenderte. Der untersetzte Mann behielt die Hände in den Taschen, aber in Reichweite seiner Waffe. Quen war unbewaffnet, aber wenn ich mir seine gespannte Körperhaltung so ansah, war ich mir sicher, dass er auch keine brauchen würde.

Ich fühlte mich sofort besser, als ich sah, wie Edden die beiden Männer geschickt voneinander trennte. Er rief einen der Beamten zu sich und beauftragte ihn, sich von Quen das Sicherheitssystem erklären zu lassen, während er selbst Trent in ein Gespräch über das anstehende Spendendinner des FIB verwickelte. Sehr elegant gelöst.

Ich drehte mich beruhigt um und beobachtete, wie die Sonne das helle Fell eines Spürhundes zum Leuchten brachte. Die Wärme und der Geruch der Ställe lösten angenehme Erinnerungen an die drei Sommer im Camp aus. Der Geruch von Pferdeschweiß, Heu und Futter wirkte wie

Balsam auf die Seele.

Die Reitstunden hatten eigentlich dabei helfen sollen, meinen Gleichgewichtssinn und den Muskeltonus zu stärken und die Anzahl meiner roten Blutkörperchen zu erhöhen. Aber am meisten hatten sie mein Selbstvertrauen gestärkt, durch das Gefühl, ein so großes, schönes Tier zu beherrschen, sodass es jedem meiner Befehle folgte. Für eine Elfjährige ist dieses Machtgefühl berauschend.

Lächelnd schloss ich die Augen und genoss die Wärme der Herbstsonne auf der Haut. Damals hatten meine Freundin und ich uns heimlich aus unserer Hütte geschlichen, um bei den Pferden zu schlafen. Die leisen Atemgeräusche der Tiere waren unsagbar beruhigend gewesen.

Unsere Gruppenleiterin hatte einen Riesenaufstand gemacht, aber ich hatte während der ganzen Zeit nie besser geschlafen. Ich öffnete die Augen. Das war so ziemlich die einzige Nacht gewesen, in der ich durchgeschlafen hatte, ebenso Jasmin. Und das blasse Mädchen hatte den Schlaf dringend gebraucht. *Jasmin!* Das war der Name des dunkelhaarigen Mädchens gewesen, Jasmin.

Das Knistern der Funkgeräte ließ mich aufblicken, vertrieb aber nicht die unerwartete Melancholie der Erinnerungen. Sie hatte einen inoperablen Gehirntumor gehabt. Das hatten wahrscheinlich nicht einmal die illegalen Methoden von Trents Vater heilen können.

Ich zwang mich, meine Konzentration wieder auf Trent zu richten, der mich unablässig beobachtete, während er mit Edden sprach. Demonstrativ zog ich mir die Kappe in die

Stirn, schob mir eine Locke hinters Ohr, und starrte zurück. So leicht würde er mich nicht aus der Ruhe bringen. Doch dann schaute er über meine Schulter hinweg, und ich drehte mich um. Sara Janes roter Wagen kam in einer Wolke aus Sägespänen neben den FIB-Fahrzeugen zum Stehen.

Die zierliche Frau sprang aus dem Auto; in Jeans und Bluse wirkte sie wie ein vollkommen anderer Mensch, sozusagen. Sie schlug die Tür zu und marschierte auf mich zu.

»Sie!«, rief sie wutentbrannt und baute sich vor mir auf. Überrascht trat ich einen Schritt zurück.

»Das ist doch auf Ihrem Mist gewachsen, oder?«, schrie sie mich an.

Ich war ratlos. »Bitte?«

Sie lehnte sich so weit vor, dass ich noch einen Schritt zurückweichen musste. »Sie sollten meinen Freund finden«, zeterte sie schrill, und ihre Augen funkelten wütend. »Und was machen Sie? Sie beschuldigen meinen Arbeitgeber des Mordes! Sie sind eine böse Hexe, so böse, dass Sie... *Gott feuern würden!*«

»Äh...« Hilfe suchend sah ich mich nach Edden um. Er kam gerade mit Trent auf uns zu, und ich ging vorsichtshalber noch weiter zurück, die Tasche fest an den Körper gepresst. Darauf war ich nicht vorbereitet gewesen.

»Hören Sie, Sara Jane«, versuchte Trent sie schon von Weitem zu beruhigen. »Es ist alles in Ordnung.«

Sie drehte sich so heftig zu ihm um, dass ihr blondes Haar flog. »Mr. Kalamack«, seufzte sie. Ihre Wut verwandelte sich in Sorge, als sie händeringend vor ihm stand. »Es tut mir so

leid, als ich das von der Durchsuchung gehört habe, bin ich sofort losgefahren. Ich habe ihr nicht gesagt, dass sie herkommen soll, ich, ich...«Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann zu weinen.

Mir blieb die Spucke weg. Machte sie sich nun Sorgen um ihren Job, um ihren Freund oder um Trent?

Letzterer starrte mich finster an, so als wäre ich Schuld an ihrem Zusammenbruch. Dann wurden seine Züge weich, und er legte den Arm um die zitternden Schultern der zarten Frau.

Er neigte den Kopf, um ihr in die Augen sehen zu können. »Sie dürfen sich nun wirklich nicht schuldig fühlen, Sara Jane. Ms. Morgans Anschuldigungen haben überhaupt nichts damit zu tun, dass Sie sich wegen Dan an das FIB gewandt haben.« Seine wunderbare Stimme umschmeichelte sie wie Seide.

»A-aber sie glaubt doch, dass Sie all diese Leute umgebracht haben«, stotterte Sara Jane unter Tränen, als sie den Kopf hob. Das verschmierte Make-up bildete dunkle Flecken auf ihren Wangen.

Edden trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen. Die Funkgeräusche aus den Einsatzwagen nahmen zu und übertönten das Zirpen der Grillen. Ich weigerte mich, mich schuldig zu fühlen, weil ich Sara Jane zum Weinen gebracht hatte. Ihr Boss war der reinste Abschaum, und je eher ihr das klar wurde, desto besser. Trent hatte die Opfer zwar nicht eigenhändig umgebracht, aber er hatte die Morde arrangiert und war damit ebenso schuldig, als wenn er sie selbst

aufgeschlitzt hätte. Das Bild des ersten Opfers fiel mir wieder ein und machte es mir leicht, jedes Schuldgefühl zu unterdrücken.

Trent berührte sanft Sara Janes Kinn, damit sie ihn ansah. Sein Mitgefühl kam unerwartet. Ich fragte mich, wie es sich wohl anfühlen würde, wenn er so sanft mit mir spräche, wenn diese atemberaubende Stimme mir versprechen würde, dass alles gut wird. Dann kehrte ich zu der alten Frage zurück, ob Sara Jane auch nur die geringste Chance hatte, lebendig von ihm loszukommen.

»Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse«, redete Trent beruhigend auf sie ein und reichte ihr ein Leinentaschentuch mit seinem Monogramm. »Es wurden keinerlei Anschuldigungen erhoben. Aber Sie müssen wirklich nicht hierbleiben, warum fahren Sie nicht nach Hause? Dieses unangenehme Schauspiel wird beendet sein, sobald wir den Streuner gefunden haben, auf den Ms. Morgans Zauber reagiert hat.«

Sara Jane warf mir einen giftigen Blick zu. »Natürlich, Sir«, erwiderte sie rau.

Streuner?, dachte ich, hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis, ein Gespräch von Frau zu Frau mit ihr zu führen oder ihr ein wenig Vernunft einzuprügeln.

Edden räusperte sich. »Ich muss Sie und Ms. Gradenko bitten, das Gelände nicht zu verlassen, bevor wir zu einem abschließenden Ergebnis gekommen sind, Sir.«

Trents professionelles Lächeln bekam erste Risse. »Stehen wir unter Arrest?«

»Aber nein, Sir«, erwiderte Edden respektvoll. »Es ist lediglich eine Bitte.«

In diesem Moment rief einer der Hundeführer aus dem ersten Stock des Gebäudes nach dem Captain. Mein Herz machte einen Sprung, als ich die Aufregung in der Stimme des Mannes hörte. »Socks hat zwar nicht angeschlagen, aber hier ist eine verschlossene Tür«, rief er zu uns herunter.

Mein Adrenalinspiegel stieg. Ich sah Trent prüfend an, aber sein Gesicht blieb ausdruckslos.

Quen und irgendein kleiner Mann liefen los, gefolgt von einem der Beamten. Der kleine Typ hatte ein wettergegerbtes, faltiges Gesicht und war offensichtlich ein ehemaliger Jockey, der sich zum Manager hochgearbeitet hatte. Er trug einen Schlüsselbund, der leise klimperte, als er einen der Schlüssel abzog und an Quen übergab. Mit bedrohlicher Grazie, die zeigte, dass jeder Muskel seines Körpers angespannt war, reichte Quen ihn an Edden weiter.

Der Captain bedankte sich, mit dem Nachsatz: »Bitte warten Sie dort drüben bei meinen Leuten.« Als Quen sich nicht rührte, versuchte er es noch einmal: »Wenn Sie dann so freundlich wären, Sir.«

Schließlich winkte er zwei der Beamten heran und deutete auf Quen. Sie nahmen ihn in die Mitte.

Glenn hatte inzwischen den Einsatzwagen der Spurensicherung verlassen und kam mit dem Funkgerät in der Hand über den Hof. Jenks war bei ihm und umkreiste ihn dreimal, bevor er ihm vorausflog. »Geben Sie mir den Schlüssel«, bat er, als er in einer Wolke aus Pixiestaub

zwischen Edden und mir zum Stehen kam. »Ich bringe ihn schon mal hoch.«

Glenn warf dem Pixie einen strengen Blick zu, als er uns erreichte. »Du gehörst nicht zum FIB. Den Schlüssel, bitte.«

Edden seufzte kaum hörbar. Man konnte ihm ansehen, wie viel Selbstbeherrschung es ihn kostete, seine Neugier zu unterdrücken und seinem Sohn den Vortritt zu lassen. Rein rechtlich sollte er gar nicht hier sein, denn es war nicht sein Fall. Aber einen Abgeordneten des Mordes zu beschuldigen erweiterte sicherlich seine Befugnisse.

Jenks schlug wütend mit den Flügeln, als Edden Glenn den Schlüssel in die Hand drückte. Ich konnte trotz Rasierwasser Glenns Schweiß riechen, das deutlichste Zeichen seiner Anspannung. Eine Mensentraube hatte sich um den Hund und seinen Führer gebildet, die vor der verschlossenen Tür warteten. Ich packte meine Tasche fester und wollte mich Glenn anschließen.

»Rachel«, sagte er mahnend und hielt mich am Arm fest. »Du bleibst hier.«

»Das werde ich nicht«, erwiderte ich pampig und riss mich los. Ich sah Hilfe suchend zu Edden, aber der zuckte nur mit den Schultern. Er war wohl beleidigt, weil Glenn ihn auch nicht dabeihaben wollte.

Als er meinen Blick bemerkte, gefror Glenns Miene und er ließ mich los. »Du bleibst hier. Ich will, dass du Kalamack im Auge behältst, damit du mir später sagen kannst, wie er reagiert hat.«

»Das ist doch Schwachsinn«, fuhr ich ihn an, obwohl ich

wusste, dass es gar keine so schlechte Idee war. »Dein Va...«
Ich kriegte gerade noch die Kurve. »Captain Edden kann das doch machen.«

Gequält runzelte er die Stirn. »Okay, es ist Schwachsinn. Aber du bleibst trotzdem hier. Falls wir Dr. Anders finden, muss dieser Tatort so unantastbar sein wie...«

»...der Arsch einer Nonne?«, ergänzte Jenks frech. Er landete auf meiner Schulter, und ich ließ ihn dort sitzen. »Komm schon, Glenn«, schmeichelte ich, »ich werde auch nichts anfassen. Außerdem brauchst du mich, um magische Fallen aufzuspüren, die könnten tödlich sein.«

»Das kann Jenks machen, der muss dafür nicht den Boden berühren.«

Frustriert stemmte ich die Hand in die Hüfte. Ich wusste genau, dass Glenn hinter seiner offiziellen Maske ebenso nervös war wie ich. Er war noch nicht lange Detective, das hier war sein erster großer Fall. Viele Cops gingen in Rente, ohne jemals einen Fall zugeteilt bekommen zu haben, der so weitreichende politische Konsequenzen haben konnte. Noch ein Grund mehr, dass ich dabei sein sollte.

Verzweifelt griff ich nach dem letzten Strohalm: »Aber ich bin euer Berater in Inderlanderangelegenheiten!«

Er legte mir die Hand auf die Schulter, aber ich stieß sie weg.

»Es gibt nun einmal klare Regeln, die wir befolgen müssen. Ich habe meinen ersten Fall vor Gericht verloren, weil der Tatort kontaminiert worden war, und ich werde dieses Risiko bei Kalamack auf keinen Fall eingehen, nur weil du nicht

warten kannst. Der Tatort muss gesichert werden, abgesucht, gereinigt, fotografiert, analysiert, und was es sonst noch so alles gibt. Du kannst rein, sobald das Medium da war. Verstanden?«

»Das Medium?«, fragte ich verständnislos.

»Okay, das mit dem Medium sollte ein Scherz sein, aber wenn du ohne meine Erlaubnis auch nur einen deiner lackierten Fingernägel über die Türschwelle schiebst, werde ich dich schneller rausschmeißen, als eine Gazelle Piep sagen kann.«

Eine Gazelle Piep sagen? Wenn er die Metaphern so durcheinanderwarf, musste es ihm wohl wirklich ernst sein damit.

»Brauchst du einen AZE-Anzug?«, fragte er mit Blick auf den Hundetransporter.

Diese subtile Anspielung nahm mir den Wind aus den Segeln. Antizauber-Equipment. Bei meinem letzten Versuch Trent festzunageln, hatte er den einzigen Zeugen direkt vor meiner Nase getötet. »Nein.«

Mein bedrückter Ton schien Glenn zufriedenzustellen. »Alles klar.« Er drehte sich um und ging.

Jenks verharrte vor mir in der Luft, eingehüllt in glitzernden Pixiestaub. »Sag mir Bescheid, wenn du was findest«, wies ich ihn an, froh darüber, dass wenigstens ein Repräsentant unserer armseligen kleinen Firma dabei sein konnte.

»Darauf kannst du wetten, Rachel«, versprach er mir, bevor er hinter Glenn herflitzte.

Edden stellte sich stillschweigend neben mich. Es fühlte sich an, als wären wir wieder auf der High School und als Einzige nicht zu der großen Poolparty eingeladen worden, die wir von der anderen Straßenseite aus neidisch beobachteten. Gemeinsam mit einem nervösen Trent, einer eingeschnappten Sara Jane und einem angespannten Quen verfolgten wir, wie Glenn mit dem Warnruf »FIB« an die Tür klopfte - als ob das noch notwendig gewesen wäre - und sie öffnete.

Jenks drang als Erster in den Raum vor, kam aber sofort wieder raus und landete unsicher auf dem Geländer. Glenn lehnte sich kurz in die dunkle Öffnung.

»Holt mir einen Mundschutz«, sagte er in die gespannte Stille hinein.

Ich atmete auf. Er hatte etwas gefunden. Und es war mit Sicherheit kein Hund.

Eine der Beamtinnen bedeckte ihre Nase und reichte Glenn eine OP-Maske. Stechender Fäulnisgestank überlagerte den angenehmen Duft von Heu und Pferden. Ich rümpfte die Nase und schaute zu Trent, der noch immer keine Reaktion zeigte. Die bedrückende Stille auf dem ganzen Parkplatz wurde nur von dem Summen einzelner Insekten durchbrochen. Im oberen Stockwerk winselte Socks und kratzte an der Hose ihres Betreuers, um ihre Belohnung einzufordern. Mir wurde langsam schlecht. Warum hatte niemand den Gestank bemerkt? Der Raum musste mit einem Zauber hermetisch versiegelt gewesen sein.

Glenn trat über die Schwelle. Für einen Moment sah man

noch seinen Rücken, dann drang er weiter in den Raum vor und war verschwunden. Jetzt gab es nichts mehr zu sehen außer der dunklen Türöffnung. Eine uniformierte Beamtin reichte eine Taschenlampe in das Dunkel. Jenks sah mich nicht an, sondern stand bewegungslos auf dem Geländer. Seine Flügel hingen leblos an ihm herunter.

Mein Herz klopfte wild, als die Beamtin an der Tür zur Seite trat, um Glenn rauszulassen. »Es ist tatsächlich eine Leiche«, erklärte er einer zweiten Beamtin ruhig. »Nehmen Sie Mr. Kalamack mit zur Befragung.« Er holte tief Luft. »Und auch Ms. Gradenko.«

Die Frau bestätigte leise den Befehl und kam die Treppe herunter, um ihn auszuführen. Ich warf Trent einen triumphierenden Blick zu, doch das Gefühl hielt nicht lange an, da ich an die tote Dr. Anders denken musste. Dann erinnerte ich mich daran, wie ich mit angesehen hatte, wie Trent den Leiter seiner Forschungsabteilung umbrachte: schnell, sauber und mit einem perfekten Alibi. Aber diesmal hatte ich ihn geschnappt, hatte schnell genug gehandelt, sodass er seinen Hintern nicht mehr retten konnte.

Sara Jane klammerte sich an Trent. Sie hatte hektische Flecken auf den Wangen, und in ihren weit aufgerissenen Augen stand nackte Angst. Trent schien sie gar nicht wahrzunehmen, sein ausdrucksloser Blick ruhte auf Quen. Mit weichen Knien beobachtete ich, wie er tief durchatmete, als müsse er sich beruhigen.

»Mr. Kalamack?« Die junge Beamtin signalisierte ihm, ihr zu folgen.

Als er seinen Namen hörte, spiegelten sich vage Gefühle in seinem Gesicht. Wenn ich nicht genau gewusst hätte, wie unerschütterlich dieser Mann war, hätte ich es Angst genannt.

»Ms. Morgan«, verabschiedete er sich förmlich, nahm Sara Jane beim Arm und ging. Edden und Quen begleiteten sie. Die Emotionen des Captains waren leicht zu deuten: Erleichterung. Diese Aktion musste seinen Ruf stärker bedroht haben, als ich gedacht hatte.

Da riss Sara Jane sich von Trents Arm los und drehte sich zu mir um. »Schlampe«, fauchte sie, ihre mädchenhafte Stimme war verzerrt vor Angst und Hass. »Du hast ja keine Ahnung, was du angerichtet hast.«

Ich schwieg schockiert, während Trent sie - wie ich fand, warnend - am Ellbogen packte. Meine Hände begannen zu zittern, und mir wurde übel.

Glenn verließ seinen Platz auf der Treppe und kam auf mich zu, noch immer damit beschäftigt, sich mit einem Erfrischungstuch die Hände abzuwischen. Er gab dem Team von der Spurensicherung ein Zeichen, dass sie mit ihrer Arbeit anfangen konnten, woraufhin zwei Forensiker sich mit einem schwarzen Plastikkoffer bewaffnet auf den Weg machten.

Ich Sorge gerade dafür, dass Trent ins Gefängnis wandert, dachte ich. Werde ich das überleben?

»Es ist eine Leiche«, sagte Glenn schlicht, als er blinzelnd vor mir stand und das nächste Erfrischungstuch zückte. »Du hattest recht.«

Er muss mir meine Bedenken angesehen haben, denn er folgte meinem Blick zu Trent, der jetzt mit Edden und Quen in einiger Entfernung stand. »Er ist auch nur ein Mensch.«

Trent wirkte selbstbewusst und gelassen, ganz der kooperationsbereite Bürger, während Sara Jane inzwischen völlig hysterisch war. »Meinst du?«, flüsterte ich.

»Es wird eine Weile dauern, bis du da reinkannst«, wechselte Glenn das Thema und wischte sich mit einem dritten Tuch den Schweiß aus dem Nacken. Er war ein wenig grau im Gesicht. »Vielleicht sogar bis morgen. Soll ich dich nach Hause fahren?«

»Nein, ich bleibe hier.« Mir kam der Gedanke, dass ich vielleicht Ivy anrufen und ihr alles erzählen sollte. Falls sie mit mir sprach. »Wie schlimm ist es?«, fragte ich vorsichtig. An der geöffneten Tür waren die beiden Tatortermittler gerade dabei, einen Staubsauger aus dem ramponierten Koffer zu holen und sich Papierschner über die Schuhe zu ziehen. Dabei unterhielten sie sich entspannt mit den Wachposten.

Glenn antwortete nicht und vermied es, sowohl mich als auch die dunkle Türöffnung anzusehen. »Wenn du unbedingt bleiben willst, brauchst du das hier.« Er gab mir eine FIB-Marke mit der Aufschrift TERMINIERT. Die Beamten begannen, das Gelände mit gelbem Sicherheitsband abzusperren, und alle verfielen in die übliche Routine. Aus den Funkgeräten kamen die gewöhnlichen knappen Anfragen. Alle schienen zufrieden zu sein, alle außer mir und den Hunden. Ich musste da hoch. Ich musste sehen, was er Dr. Anders angetan hatte.

»Danke«, flüsterte ich und hängte mir die Marke um den Hals.

»Hol dir erst mal einen Kaffee«, riet er mir und deutete auf eines der Einsatzfahrzeuge, die zeitgleich mit uns hier angekommen waren. Die FIB-Leute, die gerade nichts zu tun hatten, versammelten sich bereits um den Wagen. Ich nickte, und Glenn ging zurück zur Treppe und stieg zwei Stufen auf einmal nehmend hinauf.

Im Vorbeigehen sah ich Trent in dem offenen Raum zwischen den Pferdeboxen. Er sprach mit einem Beamten, woraus ich schloss, dass er keinen Gebrauch machte von seinem Recht auf einen Anwalt. Glaubte er, dadurch weniger schuldig zu wirken? Oder hielt er sich einfach für so gerissen, dass er auf einen Verteidiger verzichten konnte?

Benommen gesellte ich mich zu den FIB-Leuten. Jemand reichte mir ein Wasser, und als ich ihren fragenden Blicken auswich, ignorierten sie mich netterweise. Ich wollte mich nicht unbedingt mit ihnen anfreunden, und ich fühlte mich unwohl, als ich ihren unbeschwerten Gesprächen zuhörte.

Jenks hingegen hatte keine Probleme damit, von einem zum anderen zu fliegen, Kaffee und Zucker von ihnen zu schnorren und sie zum Lachen zu bringen, in dem er Captain Edden imitierte.

Letztendlich stand ich am Rand der Gruppe und versuchte, drei Gesprächen gleichzeitig zu folgen. Die Sonne sank langsam, und die Luft wurde deutlich kühler. Das Geräusch des Staubsaugers drang leise zu uns herüber, und das ständige Ein- und Ausschalten zerrte an meine Nerven. Dann

verstummte er ganz, aber niemand schien es zu bemerken. Immer wieder glitt mein Blick zu den oberen Apartments, und ich zog die Jacke enger um den Körper. Gerade eben war Glenn heruntergekommen, aber sofort im Wagen der Spurensicherung verschwunden. Ich gab mir einen Ruck und schlenderte unauffällig Richtung Treppe.

Sofort saß Jenks auf meiner Schulter, was in mir den Verdacht weckte, dass er mich genau beobachtet hatte.

»Rachel«, warnte er, »geh da nicht rein!«

»Ich muss es sehen.« Ein Gefühl von Unwirklichkeit hatte mich ergriffen und ließ mich die Wärme des rauen Geländers unter meiner Hand überdeutlich wahrnehmen.

»Nein«, protestierte er und summte erbst mit den Flügeln. »Glenn hat recht. Warte, bis du an der Reihe bist.«

Ich schüttelte den Kopf und wischte ihn so mit dem Zopf von meiner Schulter. Ich musste es sehen, bevor das Grauen durch Klarsichttütchen, sauber beschriftete Registerkarten und sorgfältige Datenkolonnen gemindert wurde, die dem Wahnsinn Struktur verleihen sollten, damit er begreifbar wurde. »Geh mir aus dem Weg«, sagte ich ausdruckslos und schlug nach ihm, als er angriffslustig direkt vor meinem Gesicht auf- und abschwebte. Er wich zurück, und ich blieb ruckartig stehen, als meine Fingerspitze seinen Flügel streifte. Hatte ich ihn gerade tatsächlich geschlagen?

»Hey!« In seinem Aufschrei lagen Überraschung, Angst und schließlich Wut. »Fein«, zischte er. »Geh rein, sieh es dir an. Ich bin doch nicht dein Kindermädchen.«

Fluchend schwirrte er ab, verfolgt von irritierten Blicken, da

er eine wahre Schimpfkanonade von sich gab.

Meine Beine waren schwer wie Blei, als ich mich die Treppe hochquälte. Hastige Schritte ließen mich aufblicken, und einer der Staubsaugertypen eilte an mir vorbei. Er brachte den Gestank von verwesendem Fleisch mit sich, und ich spürte, wie mir die Galle hochkam. Ich schluckte sie runter, ging weiter und lächelte den Wachhabenden neben der Tür gequält an. Hier oben war der Geruch noch viel intensiver. Ich musste an die Bilder denken, die ich in Glenns Büro gesehen hatte, und hätte mich fast übergeben. Dr. Anders war doch erst seit wenigen Stunden tot, wie konnte die Verwesung so schnell eingesetzt haben?

»Name?«, fragte mich der Mann mit starrer Miene, in dem Versuch, trotz des süßlichen Gestanks möglichst professionell zu wirken.

Ich sah ihn regungslos an und bemerkte dabei seinen Notizblock. Er enthielt eine detaillierte Namensliste, der letzte war mit dem Zusatz »Fotograf« versehen. Außer uns befand sich nur noch ein Mann auf dem Gang, er ließ gerade seinen Koffer zuschnappen und schleifte ihn dann polternd die Treppe hinunter. Neben der Tür stand eine Videokamera, deren technischer Standard irgendwo zwischen Fernsehteam und Hobbyfilmer lag. Mein Dad hatte eine ähnliche gehabt, mit der er immer die Geburtstagsfeiern von mir und meinem Bruder aufnahm. »Äh, ja, Rachel Morgan«, antwortete ich leise. »Beraterin in Inderlanderangelegenheiten.«

»Ach ja, Sie sind doch die Hexe, richtig?« Er trug meinen Namen zusammen mit der Uhrzeit und der Nummer meiner

Besuchermarke in die Liste ein. »Brauchen Sie Maske, Überzieher und Handschuhe?«

»Ja, vielen Dank.«

Mit zitternden Fingern zog ich mir die Maske übers Gesicht. Sie roch nach Tannennadeln und hielt so den Verwesungsgestank ab. Erleichtert warf ich einen ersten Blick auf den polierten Holzfußboden, der von den letzten Sonnenstrahlen erhellt wurde. Aus einer Ecke, die ich nicht einsehen konnte, kam das metallische Klicken einer Kamera. »Ich werde ihn doch nicht stören, oder?«, fragte ich dumpf unter dem Mundschutz.

Der Wachposten schüttelte den Kopf. »Sie«, korrigierte er mich. »Und nein, Gwen stört das nicht. Passen Sie bloß auf, sonst müssen Sie noch ihr Maßband halten.«

Ich bedankte mich noch einmal bei ihm, fest entschlossen, nicht dergleichen zu tun.

Während ich meine Schuhe mit Überziehern versah, beobachtete ich den Parkplatz. Je länger ich mich hier aufhielt, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass Glenn mir auf die Schliche kam. Entschlossen presste ich die Maske gegen das Gesicht, und der künstliche Duft wurde so intensiv, dass mir Tränen in die Augen stiegen. Aber die Alternative war wesentlich schlimmer. Ich steckte meine mit Chirurgenhandschuhen versehenen Hände tief in die Taschen und betrat den Raum so vorsichtig, als würde ich einem schwarzmagischen Zauberlanden einen Besuch abstatten.

»Wer sind Sie?«, fragte eine fordernde Frauenstimme, als mein Schatten auf den Sonnenfleck am Boden fiel.

Ich bemerkte eine spindeldürre Frau mit streng zurückgebundenen dunklen Haaren. Sie hielt eine Kamera in der Hand und ließ gerade einen Film in den schwarzen Beutel an ihrer Hüfte fallen.

»Rachel Morgan«, antwortete ich. »Edden hat mich angeheuert, um-«

Ich stockte, als ich den Torso entdeckte, der an einem Stuhl mit hoher Rückenlehne festgebunden war. Schnell presste ich die Hand vor den Mund und schluckte krampfhaft.

Es ist eine Puppe, dachte ich. Es musste eine Puppe sein. Das konnte einfach nicht Dr. Anders sein. Aber ich wusste es besser. Die Leiche war mit gelben Nylonstricken an den Stuhl gefesselt, der Oberkörper war nach vorne gesackt. Der Kopf ruhte auf der Brust, und das Gesicht war durch die blutverkrusteten Haare verdeckt. Ich dankte Gott dafür. Unterhalb der Knie waren die Beine abgetrennt worden, sodass sie kaum über die Stuhlkante hinausragten und eine grauenerregende Ähnlichkeit mit kleinen Kinderbeinen hatten. Die Stümpfe waren offen und durch die Verwesung stark aufgequollen. Auch die Unterarme fehlten. Welche Farbe ihre Kleidung einmal gehabt hatte, war nicht mehr auszumachen, da der Stoff mit Blut durchtränkt war, das im Gerinnungsprozess rinnsalartige Muster hinterlassen hatte.

Vollkommen entsetzt sah ich Gwen an, die nur gleichmütig meinte: »Rühren Sie bloß nichts an, ich bin noch nicht fertig.« Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, murmelte aber noch: »Warum kann ich eigentlich nicht einmal fünf Minuten Ruhe haben, bevor hier jeder reinlatscht?«

»Entschuldigung«, stammelte ich und war überrascht, dass ich überhaupt sprechen konnte. Dr. Anders' zusammengesunkener Körper war stellenweise mit Blut bedeckt, aber unter dem Stuhl fand sich kaum etwas. Mir war schwindelig, aber ich konnte die Augen nicht von der Leiche abwenden. Rund um den Bauchnabel war die Haut aufgeschlitzt worden, sodass eine kreisrunde Öffnung entstanden war, die von einem silbernen Messer offen gehalten wurde und so den Blick auf das sorgfältig sezierte Körperinnere freigab. Der Einschnitt wies keinerlei Blutspuren auf, so als ob er säuberlich abgewaschen - oder geleckt - worden wäre. An den Stellen des Körpers, die nicht blutverschmiert waren, war die Haut auffallend weiß und wächsern. Automatisch registrierte ich den sauberen Boden und die makellosen Wände. Es passte nicht zusammen. Der Körper war an einem anderen Ort verstümmelt und dann hierhergeschafft worden.

»Das ist mal ein richtig krankes Schwein«, meinte Gwen, ohne die Kamera aus der Hand zu legen. »Schauen Sie sich mal das Fenster an.«

Sie nickte mit dem Kopf in die entsprechende Richtung, und ich drehte mich um. Es sah aus, als hätte jemand auf der breiten Fensterbank eine Miniaturstadt errichtet. Klobige Gebäude unterschiedlicher Größe waren ordentlich aufgereiht und wurden durch eine graue, klumpige Substanz - wahrscheinlich Spachtelmasse - fixiert. Es schien fast so, als wären sie angeklebt worden. Im Zentrum lag, wie ein Denkmal auf einem öffentlichen Platz, ein protziger Ring der

Art, wie sie von Privatschulen und Universitäten zum Abschluss verliehen werden. Ich sah mir das Arrangement genauer an, und mir drehte sich der Magen um. Hilflos vor Entsetzen schaute ich zwischen der Leiche und dem Fenster hin und her.

»Ganz genau«, bestätigte Gwen nüchtern meinen Verdacht. »Er hat sie da zur Schau gestellt. Die größeren Teile hat er in den Schrank geworfen.«

Ich starrte zu dem kleinen Schränkchen hinüber, dann wieder auf die Fensterbank. Es waren keine Gebäude - es waren Finger und Zehen. Er hatte ihre Finger und Zehen Glied für Glied abgeschnitten und sie wie Kinderspielzeug dort aufgebaut. Und die vermeintliche Spachtelmasse bestand aus Teilen ihrer inneren Organe.

Mit wurde erst heiß, dann kalt, mein Magen hob sich, und ich befürchtete, ohnmächtig zu werden. Als mir bewusst wurde, dass ich hyperventilierte, hielt ich verzweifelt den Atem an. Ich war mir sicher, dass sie während der gesamten Folter noch gelebt hatte.

»Raus hier«, befahl Gwen, während sie durch den Sucher blickte. »Wenn Sie hier drin kotzen, kriegt Edden einen Tobsuchtsanfall.«

»Morgan!« Der Wutschrei kam vom Parkplatz. »Ist die Hexe da drin?«

Ich hörte die gedämpfte Antwort des Wachhabenden, schaffte es aber einfach nicht, mich von dem grauenerregenden Anblick loszureißen. Fliegen krochen durch die Straßen der Horrorstadt und kletterten auf die

verstümmelten Glieder wie billige Filmmonster. Das Klicken von Gwens Kamera schien sich meinem Herzschlag anzupassen, schnell und erbarmungslos. Dann zerrte jemand an meinem Arm, und ich keuchte.

»Rachel!« Fuchsteufelswild wirbelte Glenn mich herum.
»Beweg deinen verfluchten Hexenarsch hier raus!«

»Detective Glenn«, stammelte der Beamte an der Tür. Sie ist korrekt eingetragen.«

»Dann tragen Sie sie jetzt wieder aus«, knurrte er. »Und lassen Sie sie vor allen Dingen nicht mehr rein.«

»Du tust mir weh«, flüsterte ich schwach.

Er zerrte mich zur Tür. »Ich hatte dir doch befohlen, draußen zu bleiben«, raunte er mir aufgebracht zu.

»Du tust mir weh«, wiederholte ich und versuchte, seine Finger von meinem Arm zu lösen. Ich stolperte hinaus und die untergehende Sonne traf mich wie ein Schlag, der mich aus meiner Benommenheit riss. Ich holte tief Luft. Das da drin war nicht Dr. Anders. Die Leiche war nicht frisch genug, und das auf der Fensterbank war eindeutig ein Männerring. Das eingravierte Logo schien zu einer Universität zu gehören. Offenbar hatte ich Sara Janes Freund gefunden.

Glenn zog mich zur Treppe. »Hör zu, Glenn«, setzte ich an, doch dann geriet ich ins Stolpern und wäre die restlichen Stufen runtergefallen, wenn er mich nicht gehalten hätte. Ein weiteres FIB-Fahrzeug fuhr auf den Parkplatz, diesmal von der Gerichtsmedizin. Glenn wollte nichts dem Zufall überlassen.

Je mehr Abstand ich zwischen mich und das Grauen

brachte, desto sicherer wurde mein Gang, da meine Knie nicht mehr nachzugeben drohten. Jetzt verstand ich noch viel weniger, wie die FIB-Beamten hier rumstehen und Witze reißen konnten. Ich war einfach nicht geschaffen für Tatortermittlungen. Ich war eben ein Runner und kein Ermittler. Mein Vater hatte in einer Abteilung gearbeitet, in der er viel mit Leichen zu tun hatte. Nun war mir klar, warum er beim Abendessen nie etwas von seiner Arbeit erzählt hatte.

»Glenn«, versuchte ich es noch einmal, als er mich in den Raum zwischen den Boxen schleifte. Trent stand noch immer mit Sara Jane und Quen in einer Ecke und beantwortete mit ruhiger Stimme die Fragen des Beamten. Glenn blieb ruckartig stehen, als er sie sah und warf seinem Vater einen fragenden Blick zu, doch der zuckte nur mit den Schultern. Edden saß vor einem Laptop, der auf einem Heuballen aufgebaut war. Jemand hatte von einem der Einsatzwagen eine Leitung hierher verlegt, und Eddens dicke Finger huschten über die Tasten, während er sich möglichst unauffällig benahm, um nichts zu verpassen.

Irritiert winkte Glenn den Officer heran, der Trent befragte.

»Glenn«, sagte ich drängend, während der Beamte zu uns rüberkam. »Das da oben ist nicht Dr. Anders.«

Eddens Blick wurde fragend, aber Glenn nahm mich kaum zur Kenntnis. »Ich weiß«, sagte er knapp. »Die Leiche ist zu alt. Setz dich und halt die Klappe.«

Der Officer hatte uns erreicht, und ich beobachtete verblüfft, wie Glenn ihm unsanft einen Arm um die Schultern

legte. »Ich hatte doch befohlen, die beiden zum Verhör zu bringen«, raunte er. »Was machen sie also noch hier?«

Der Mann wurde blass. »Sie meinen, ich hätte sie in den Wagen bringen sollen? Ich dachte, dass es für Mr. Kalamack so bequemer wäre.«

Glenn presste Lippen zusammen, als müsse er um Fassung ringen. »Ich sagte, Sie sollen zur Befragung mitgenommen werden, und das bedeutet, sie zum FIB zu bringen. Bei derart wichtigen Fällen verhört man die Verdächtigen nicht am Tatort. Los, bringen Sie sie weg.«

»Aber das haben Sie so nicht...« Der Mann schluckte. »Jawohl, Sir.« Er kehrte hastig zu Trent und Sara Jane zurück. Mit einem entschuldigenden Lächeln versuchte er, seine Angst zu überspielen; er wirkte auf einmal sehr jung. Aber Ich hatte keine Zeit, ihn zu bedauern.

Immer noch gereizt baute sich Glenn hinter seinem Vater auf und tippte mit steifen Fingern sein Passwort ein. Jetzt reichte es mir. Ich klappte wütend den Bildschirm des Laptops runter und klemmte Glenns Finger ein. Die beiden Männer schauten verblüfft zu mir hoch. Ich wartete, bis Trent und Sara Jane an mir vorbeikamen und Eddens und Glenns Aufmerksamkeit hatten und sagte: »Ich kann es nicht hundertprozentig sagen, aber ich glaube, es ist Dan.«

Sara Janes Gesicht blieb einen verräterischen Moment Itng vollkommen ausdruckslos, dann weiteten sich ihre Augen und sie klammerte sich an Trent. Sie setzte erfolglos dazu an, etwas zu sagen, lehnte sich schließlich an Trents Schulter und begann zu weinen. Er klopfte ihr tröstend auf den Rücken

und sah mich wütend an.

Edden spitzte nachdenklich die Lippen, sodass sein grauer Schnurrbart unter seiner Nase hervorquoll. Wir wechselten vielsagende Blicke. Sara Jane hatte Dan nicht so gut gekannt, wie sie uns hatte weismachen wollen. Warum sollte Trent sie aber mit einer gefakten Vermisstenanzeige zum FIB schicken, wenn er wusste, dass ich die Leiche auf seinem Grundstück finden könnte? Es sei denn, er hatte gar nichts davon gewusst. Aber wie konnte er davon nichts wissen?

Glenn hatte offensichtlich gar nichts verstanden, denn er packte mich wieder am Arm, zerrte mich an der hysterischen Sara Jane vorbei und schleppte mich in den Schatten der großen Eiche. »Verflucht noch mal, Rachel«, zischte er, während Sara Jane in einen Wagen verfrachtet wurde. »Ich habe dir gesagt, du sollst die Klappe halten! Verschwinde von hier, sofort! Diese Nummer da eben könnte ausreichen, damit Kalamack den Hals aus der Schlinge ziehen kann.«

Trotz meiner Absätze musste ich zu ihm aufschauen, und das brachte das Fass zum Überlaufen.

»Ach ja?«, schoss ich zurück. »Du wolltest doch, dass ich Trents Reaktion beobachte, und genau das habe ich getan! Sara Jane kann Dan Smather nicht von ihrem Milchmann unterscheiden, Trent hat ihn umbringen lassen, und der Fundort der Leiche ist nicht der Tatort!«

Glenn streckte die Hand nach mir aus, aber ich entzog mich ihm. Seine Miene versteinerte, und er trat langsam einen Schritt zurück. »Das weiß ich. Geh nach Hause.« Er deutete fordernd auf meine Marke. »Ich weiß deine Hilfe bei

der Suche nach der Leiche zu schätzen, aber wie du ja selbst gesagt hast, bist du kein Detective. Und jedes Mal, wenn du den Mund aufmachst, lieferst du Trents Verteidiger mehr Munition, um die Geschworenen auf seine Seite zu ziehen. Geh... geh einfach nach Hause. Ich rufe dich morgen an.«

Ich war noch immer wütend, aber vor allem fühlte ich mich ausgelaugt. »Ich habe die Leiche gefunden. Du kannst mich nicht so einfach wegschicken.«

»Das habe ich gerade. Und jetzt gib mir den Ausweis.«

Ich zog mir die Marke über den Kopf, bevor er sie mir vom Hals reißen konnte. »Glenn, Trent hat diese Hexe töten lassen, das ist so sicher, als hätte er ihr selbst das Messer im Magen umgedreht.«

Glenn nahm die Marke entgegen; seine Wut war der Frustration gewichen. »Ich kann mit ihm reden, ihn sogar zum Verhör festhalten, aber ich kann ihn nicht verhaften.«

»Aber er war es!«, protestierte ich. »Du hast eine Leiche. Du hast eine Waffe. Und du hast ein mögliches Motiv.«

»Ich habe einen Körper, der vom eigentlichen Tatort weggeschafft wurde«, erwiderte er gepresst. »Das mögliche Motiv ist reine Spekulation. Und ich habe eine Waffe, die jeder seiner sechshundert Angestellten dort platziert haben könnte. Zum jetzigen Zeitpunkt haben wir rein gar nichts, was Trent mit dem Mord in Verbindung bringt. Wenn ich ihn jetzt festnehme, könnte er freikommen, selbst wenn er die Tat später gesteht. Ich habe so etwas schon erlebt. Es kann sein, dass Mr. Kalamack das alles inszeniert hat, dass er die Leiche hier deponiert und alles so eingefädelt hat, dass wir

keine konkreten Hinweise finden, die auf ihn hindeuten. Aber wenn wir diesen Fall nicht wasserdicht hinkriegen, wird es doppelt so schwer, ihm einen der anderen Morde nachzuweisen, selbst wenn er einen Fehler machen sollte.«

»Du hast doch nur Angst davor, ihn hart ranzunehmen«, versuchte ich, ihn zu einer Festnahme zu provozieren.

»Jetzt hör mir mal gut zu, Rachel«, fuhr er mich an. »Ich gebe keinen Dingoarsch darauf, was du *denkst*. Ich muss ihm den Mord *nachweisen*. Und das hier ist die einzige Chance, die ich habe.« Er wandte sich ab und schaute suchend über den Parkplatz. »Jemand soll Ms. Morgan nach Hause bringen«, rief er und stampfte ohne sich noch einmal umzusehen durch das Sägemehl zum Stall zurück.

Ich starrte ihm hilflos hinterher. Dann sah ich, wie Trent einen der FIB-Wagen bestieg. In seinem teuren Anzug sah er so gar nicht wie ein Verbrecher aus. Er warf mir noch einen unergründlichen Blick zu, bevor die Tür hinter ihm geschlossen wurde. Ohne Licht fuhren beide Wagen mit den Verdächtigen langsam vom Hof.

Mein Kopf hämmerte, und das Blut rauschte mir in den Ohren. Trent würde aus dieser Sache nicht unbeschadet rauskommen. Irgendwie würde ich es schaffen, ihn mit jedem einzelnen der Morde in Verbindung zu bringen. Da Dans Leiche auf Trents Anwesen gefunden worden war, konnte Edden jetzt jeden Gerichtsbeschluss durchbringen, den ich nur haben wollte. Trent Kalamack war der elektrische Stuhl so gut wie sicher. Ich konnte es langsam angehen lassen, ich war ein Runner. Ich wusste, wie man seine Beute weich kocht.

Angewidert wandte ich mich ab. Manchmal hasste ich das Gesetz, auch wenn ich mich oft genug darauf verließ. Lieber bekämpfte ich alle schwarzen Hexen dieser Welt, als mich in einem Gerichtssaal durchzuschlagen. Den Moralkodex der Hexen konnte ich nachvollziehen, den der Anwälte nicht. Falls sie überhaupt einen hatten.

Ich rief gerade nach Jenks, als Captain Edden mit klimpernden Schlüsseln aus den Stallungen auftauchte. Großartig. Jetzt konnte ich mir auf dem ganzen Nachhauseweg weise Predigten anhören. Ich holte gerade Luft, um den Pixie noch einmal zu rufen, als er im Sturzflug auf mich herabstieß. Er glühte vor Aufregung und verteilte großzügig Pixiestaub um sich herum.

»Was ist denn, Rachel? Hey, ich habe gehört, dass Glenn dich rausgeschmissen hat. Ich hab dir doch gesagt, dass du da nicht hochgehen sollst. Aber hast du auf mich gehört? Nein. Nie hört einer auf mich. Ich habe über dreißig Kinder, und die Einzige, die auf mich hört, ist meine Libelle.«

Für einen kurzen Moment vergaß ich meine Wut und fragte mich, ob Jenks tatsächlich eine zahme Libelle hatte. Doch dann riss ich mich zusammen und überlegte, wie ich die Situation noch retten konnte. »Kommst du von hier aus auch alleine nach Hause, Jenks?«

»Klar, kein Problem. Ich fahre einfach bei Glenn oder den Hunden mit.«

»Okay.« Edden kam auf uns zu.

»Erzähl mir hinterher genau, was war, alles klar?«

»Kapiert. Ach, auch wenn es dir nichts mehr bringt: Es tut

mir leid für dich. Du solltest eben endlich mal lernen, den Mund zu halten und deine Finger bei dir zu behalten. Dann bis später.«

Und das aus dem Mund eines Pixies? »Ich habe doch gar nichts angefasst«, rief ich ihm beleidigt hinterher, aber er war schon in Glenns provisorischem Büro verschwunden.

Edden schenkte mir nur einen kurzen Blick und marschierte an mir vorbei. Mürrisch folgte ich ihm und riss die Autotür auf. Er ließ den Wagen an, ich stieg ein und knallte die Tür zu. Nachdem ich den Sicherheitsgurt angelegt hatte, streckte ich den Arm aus dem offenen Fenster und starrte auf die verlassenenen Weiden.

»Was ist los?«, motzte ich ihn an. »Hat Glenn Sie auch rausgeworfen?«

»Nein.« Edden legte den Rückwärtsgang ein. »Ich muss mit Ihnen reden.«

»Sicher«, nickte ich, da mir im Moment nichts Besseres einfiel. Mir entfuhr ein frustrierter Seufzer, als ich Quen entdeckte. Er stand reglos im Schatten der alten Eiche, sein Gesicht war vollkommen ausdruckslos. Er musste gehört haben, wie Glenn und ich uns wegen Trent stritten. Mir lief es kalt den Rücken runter, da ich mich damit bestimmt ganz nach oben auf Quens »besondere« Liste katapultiert hatte. Seine grünen Augen fixierten mich mit beängstigender Intensität. Dann griff er nach einem niedrig hängenden Ast, schwang sich hinauf und verschwand zwischen den Blättern der Eiche, als hätte er nie existiert.

Edden steuerte den Wagen schwungvoll auf den kleinen, mit Unkraut überwucherten Parkplatz der Kirche. Er hatte während der ganzen Fahrt kaum etwas gesagt. Die verkrampften Hände am Lenkrad und der rote Kopf verrieten mir allerdings, was er von meinen Überlegungen hielt, die ich ihm in einem mehr oder weniger pausenlosen Redeschwall mitgeteilt hatte, nachdem er mir den Grund für seine Chauffeurdienste verraten hatte.

Kurz nach dem Leichenfund war über Funk die Anweisung gekommen, mich »aus den Diensten des FIB zu entlassen«. Irgendwie war wohl bekannt geworden, dass sie mit einer Hexe zusammenarbeiteten, woraufhin die LS. Einspruch eingelegt hatte. Ich wäre vielleicht trotzdem damit durchgekommen, wenn Glenn sich dazu herabgelassen hätte, ihnen zu erklären, dass ich nur als Beraterin tätig war. Doch er sagte gar nichts dazu. Wahrscheinlich war er immer noch sauer, dass ich seinen ach so geliebten Tatort betreten hatte. Dass er ohne mich keinen Tatort *gehabt* hätte, schien dabei keine Rolle mehr zu spielen.

Edden schaltete den Wagen auf Parken, starrte stumm durch die Windschutzscheibe und wartete darauf, dass ich ausstieg. Eins musste ich ihm lassen: Es ist bestimmt nicht einfach, gelassen zuzuhören, während der eigene Sohn unter anderem als Tentakellutscher und Fledermausscheiße bezeichnet wird. Ich blieb reglos sitzen. Sobald ich ausstieg,

war alles vorbei, und das wollte ich nicht. Außerdem kostet so eine zwanzigminütige Hasstirade ziemlich viel Energie, und ich sollte mich dafür zumindest bei Edden entschuldigen. Also ließ ich einfach den Arm aus dem Fenster hängen und lauschte dem leisen Klavierspiel, das zu uns herüberdrang. Es war eines dieser Stücke, mit denen Komponisten mehr ihr technisches Geschick zur Schau stellen als künstlerischen Ausdruck erzeugen wollen. Ich holte tief Luft.

»Wenn ich wenigstens mit Trent reden...«

»Nein.«

»Darf ich mir dann wenigstens die Aufnahme der Vernehmung anhören?«

»Nein.«

Ich rieb mir die Schläfen, wobei sich eine Locke aus dem Zopf löste und meine Wange kitzelte.

»Das ist jetzt nicht mehr Ihr Job«, erklärte Edden gepresst. Sein Tonfall machte mich hellhörig. Ich folgte seinem Blick zu den Pixiekindern, die auf der kleinen Rutsche herumtobten, die ich ihnen gestern aus Wachspapier gebastelt hatte. Edden zog steif sein Portemonnaie aus der Gesäßtasche. Er reichte mir ein Bündel Scheine. »Man sagte mir, ich soll Sie bar bezahlen. Es ist nicht nötig, das bei der Steuer anzugeben.«

Wütend presste ich die Lippen zusammen, schnappte mir das Geld und zählte es. *Barzahlung? Vom Chef persönlich?* Da wollte wohl jemand auf Nummer sicher gehen. Enttäuscht stellte ich fest, dass es wesentlich weniger war, als "wir

vereinbart hatten. Ich hatte immerhin fast eine ganze "Woche an diesem Fall gearbeitet. »Den Rest kriege ich dann später, ja?«, fragte ich und stopfte das Geld in meine Tasche. »Die Geschäftsleitung lehnt es ab, für das abgebrochene Seminar bei Dr. Anders aufzukommen«, meinte er, ohne mich anzusehen.

Schon wieder gelinkt. Also würde ich Ivy wieder einmal sagen müssen, dass ich die Miete nicht aufbringen konnte. Frustriert öffnete ich die Tür und stieg aus. Komisch, es hörte sich fast so an, als käme die Klaviermusik aus der Kirche, aber das konnte ja gar nicht sein. Ich schlug die Wagentür zu und beugte mich noch einmal zum Fenster runter.

»Wissen Sie was, Edden? Rufen Sie mich nie wieder an!«

»Werd endlich erwachsen, Rachel«, entgegnete er. Er lehnte sich über den Beifahrersitz, um durch das offene Fenster mit mir zu sprechen. Sein rundes Gesicht war angespannt. »Wenn du das mit mir gemacht hättest, hätte ich dich verhaftet und der LS. übergeben. Er hat dir befohlen zu warten, und du hast seine Autorität mit Füßen getreten.«

Verlegen hängte ich mir die Tasche über die Schulter. So hatte ich das noch gar nicht gesehen.

»Hör mal«, fuhr Edden ruhiger fort, als er meine plötzliche Einsicht erkannte. »Ich würde unser spezielles Arbeitsverhältnis nur ungern komplett beenden. Wenn etwas Gras über die Sache gewachsen ist, könnten wir es doch noch einmal probieren. Und irgendwie komme ich bestimmt auch an das restliche Geld ran.«

»Na gut, okay.«

Ich richtete mich auf. Meine Ansichten über dämliche, mutwillige Managemententscheidungen war zwar mal wieder bestätigt worden, aber bei Glenn musste ich mich wohl entschuldigen.

»Rachel?«

Ja, ich musste mich auf jeden Fall entschuldigen. Mit einem deprimierten Seufzer meinte ich also: »Sag Glenn, dass es mir leidtut.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, stöckelte ich über den rissigen Gehweg und ging die breite Eingangstreppe hinauf. Einen Moment lang blieb alles still. Dann setzte Edden rückwärts aus der Einfahrt und fuhr davon. Die Musik kam tatsächlich aus der Kirche. Noch immer gereizt wegen der fehlenden Miete riss ich die schwere Tür auf und ging hinein.

Um diese Tageszeit musste Ivy zu Hause sein. Mein Ärger wegen Edden wurde von der Hoffnung verdrängt, endlich mit ihr reden zu können. Ich wollte ihr klarmachen, dass sich nichts zwischen uns geändert hatte, dass sie immer noch meine Freundin war - falls sie mich noch haben wollte. Vielleicht war es in der Welt der Vampire ja auch eine unverzeihliche Beleidigung, wenn man das Angebot der Nachkommenposition ausschlug. Aber das hielt ich für eher unwahrscheinlich. Bei den wenigen Gelegenheiten, zu denen ich sie seitdem gesehen hatte, wirkte sie mehr schuldbeusst als wütend.

»Ivy?«, rief ich vorsichtig. Das Klavier verstummte. »Rachel?« Ihre Stimme hallte durch den Altarraum, trotzdem hörte ich einen Hauch von Angst in der Frage. Verdammt, sie

würde wieder abhauen. Erst dann fiel bei mir der Groschen. Die Musik war gar nicht vom Band gekommen. Seit wann hatten wir ein Klavier?

Ich zog meine Jacke aus, hängte sie auf und ging nach vorne in den sonnendurchfluteten Altarraum. Wir hatten tatsächlich ein Klavier, beziehungsweise einen wunderschönen schwarzen Konzertflügel, der durch die grünen und bernsteinfarbenen Lichtstrahlen passend ausgeleuchtet wurde. Der Deckel war hochgeklappt, sodass man die glänzenden Saiten und filzüberzogenen Hämmerchen sehen konnte.

»Wann hast du dir denn einen Flügel zugelegt?«, fragte ich vorsichtig. Ivy war vollkommen verkrampft, bereit, jederzeit die Flucht zu ergreifen. *Verdammt, wenn sie mir doch nur einmal in Ruhe zuhören würde!*

Ich entspannte mich etwas, als sie nach einem Ledertuch griff und begann, das glänzende Holz zu polieren. Sie trug Jeans und ein schlichtes Top, sodass ich mir in meinem Kostüm ziemlich overdressed vorkam.

»Heute«, antwortete sie und fuhr weiter mit dem Lappen über das makellose Holz. Ein Problem zu ignorieren ist ein vollkommen legitimer Weg, damit umzugehen, solange sich beide Parteien darüber einig sind, es nie wieder anzusprechen.

»Du brauchst nicht aufzuhören, nur weil ich jetzt da bin«, sagte ich verzweifelt bemüht, etwas zu sagen, bevor sie einen Anlass fand, um zu verschwinden. Sie ging um das Instrument herum, um die Rückseite zu polieren, und ich

schlug eine Taste an. »Eingestrichenes C«, stellte sie sofort fest, und plötzlich entspannten sich ihre bleichen Züge, und sie wirkte vollkommen gelöst.

Ich wählte eine andere Taste, hielt sie gedrückt und lauschte dem Echo, das von den Dachbalken zurückgeworfen wurde. In dem hohen, kahlen Raum konnte sich der Klang voll entfalten, besonders jetzt, wo die Turnmatten verschwunden waren.

»Fis«, flüsterte sie, und ich schlug zwei Töne gleichzeitig an. »C und Dis«, antwortete sie immer noch leise, dann öffnete sie die Augen und sah mich an. »Das ist ein schrecklicher Akkord.«

Ich lächelte erleichtert, da wir uns wieder in die Augen sehen konnten. »Ich wusste gar nicht, dass du spielst.«

»Meine Mutter hat mich dazu verdonnert.«

Ich nickte gedankenverloren und kramte das Geld aus der Tasche. Als ich ihr die Scheine gab, wurde mir unwillkürlich wieder bewusst, wie unterschiedlich wir lebten: Ivy kaufte mal eben einen Konzertflügel, ich lagerte meine Klamotten in einem Sperrholzwrack.

Ivy senkte den Blick, um das Geld zu zählen. »Es fehlen noch zweihundert.«

Ich ging wortlos in die Küche, warf meine Tasche auf ihren antiken Küchentisch und ging zum Kühlschrank, um mir ein Glas Saft zu holen. Das ewige Schuldgefühl nagte an mir. »Edden hat mein Honorar gekürzt«, rief ich in den Altarraum hinüber. Vielleicht blieb sie ja, wenn ich das Gespräch beim Thema Finanzen halten konnte. »Aber ich kriege den Rest

schon irgendwie zusammen. Ich werde noch mal mit dem Baseballteam reden.«

»Rachel...« Ihre Stimme klang ganz nah. Erschrocken drehte ich mich um und sah sie im Flur stehen. Ich hatte sie nicht kommen hören. Sie registrierte meine Bestürzung, und ich sah, wie sehr es sie verletzte. Sie hatte Eddens mickrige Aufwandsentschädigung in der Hand, und plötzlich war es mir alles zu viel. Sie sollten mich einfach alle in Ruhe lassen.

»Vergiss es einfach«, meinte sie, und zog mich damit noch weiter runter. »Ich kann dir ja diesen Monat aushelfen.«

Mal wieder, ergänzte ich in Gedanken. Verflucht noch mal, ich sollte doch wohl in der Lage sein, meine eigenen, beschissenen Rechnungen zu bezahlen.

Deprimiert nahm ich die Kappe ab und hängte sie an einen Stuhl. Als Nächstes entledigte ich mich meiner Schuhe, sie flogen in hohem Bogen durch die Tür und landeten polternd irgendwo im Wohnzimmer. Dann ließ ich mich in den Stuhl fallen und umklammerte mein Saftglas wie ein Betrunkener das letzte Bier des Abends. Auf dem Tisch entdeckte ich eine geöffnete Kekstüte und griff danach. Schokoladencreme machte alles besser, solange man nur genug davon aß.

Ivy streckte sich, um das Geld in der Dose auf dem Kühlschrank zu verstauen. Es war zwar nicht gerade der sicherste Platz für eine Haushaltskasse, aber wer würde schon einen Tamwood-Vampir bestehlen? Wortlos ließ sie sich am anderen Ende des Tisches nieder. Als sie die Maus bewegte, sprang summend die Lüftung des Computers an.

Meine Laune besserte sich etwas. Immerhin war sie nicht gegangen. Sie arbeitete an ihrem Computer, ich befand mich in einem Raum mit ihr. Vielleicht fühlte sie sich jetzt sicher genug, um wenigstens zuzuhören.

»Ivy...«

»Nein«, sagte sie sofort und warf mir einen kurzen verängstigten Blick zu.

»Ich will mich doch nur entschuldigen«, sagte ich hastig. »Geh nicht. Ich werde auch nichts mehr sagen.« Wie konnte man nur so stark und mächtig sein und gleichzeitig so viel Angst vor sich selbst haben? Dieser ständige Konflikt zwischen Stärke und Verletzlichkeit war mir unbegreiflich.

Sie wich meinem Blick aus, aber nach und nach löste sich ihre Anspannung wieder. »Aber es war doch nicht deine Schuld«, flüsterte sie schließlich.

Und warum fühle ich mich dann so beschissen? »Es tut mir so leid, Ivy.« Für einen kurzen Moment begegneten sich unsere Blicke. Ihre Augen leuchteten in warmem Braun, ohne eine Spur von Schwarz.

»Es ist einfach...«

»Stopp«, unterbrach sie mich. Sie starrte auf ihre Hand, die krampfhaft die Tischkante umklammerte. Die Nägel glänzten noch von dem Lack, den sie für unseren Besuch bei Piscary aufgetragen hatte. Mühsam lockerte sie den Griff.

»Ich... ich werde dich nie wieder bitten, mein Nachkomme zu werden, wenn du jetzt einfach nichts mehr sagst«, erklärte sie stockend. Die Verwundbarkeit, die aus diesem Satz sprach, war beunruhigend.

Es kam mir so vor, als wüsste sie, was ich sagen wollte, und konnte es schlicht nicht ertragen, es zu hören. Ich würde nie ihr Nachkomme werden - ich konnte es einfach nicht.

Dieses Band würde uns zu eng aneinanderketten und mir meine Unabhängigkeit nehmen. Und auch wenn ich wusste, dass das Geben und Nehmen von Blut bei den Vampiren nicht zwangsläufig mit Sex verbunden war, sah ich diesen Unterschied nicht. Ich konnte aber auch nicht einfach fragen: »Können wir nicht Freundinnen bleiben?« Es würde abgedroschen und billig klingen, auch wenn es genau das war, was ich wollte. Sie würde es nur als die Abfuhr verstehen, die es ja meistens auch war. Und ich mochte sie viel zu sehr, um sie so zu verletzen. Außerdem wusste ich, dass sie dieses Versprechen nicht aus Verbitterung gab, sondern weil sie den Schmerz einer weiteren Zurückweisung vermeiden wollte.

Ich würde Vampire wohl nie verstehen, aber so lagen die Dinge nun mal zwischen Ivy und mir.

Sie sah mich ängstlich an, gewann aber an Sicherheit, als sie in meinem Schweigen die Bereitschaft erkannte, die Sache endgültig zu begraben. Sie entspannte sich und zumindest ein Teil ihres gewohnten Selbstvertrauens kehrte zurück. Ich hingegen fühlte mich mies, als mir bewusst wurde, wie gnadenlos ich sie eigentlich ausnutzte. Sie beschützte mich vor den vielen Vampiren, denen ich sonst aufgrund der Dämonennarbe hilflos ausgesetzt gewesen wäre, was nichts anderes hieß, als dass sie mir meinen freien Willen erhielt. Und sie erwartete nicht einmal, dass ich mich

auf dem bei Vampiren üblichen Weg dafür bedankte. Das allein war schon Grund genug zum Selbstekel. Und nun wollte sie etwas von mir, das ich ihr nicht geben konnte, und gab sich trotzdem damit zufrieden, meine Freundin zu sein, in der Hoffnung, dass ich ihr eines Tages vielleicht doch mehr geben könnte.

Ich holte tief Luft. Ivy tat so, als würde sie meine Blicke nicht bemerken, während ich langsam alles begriff. Ich konnte nicht gehen. Es ging nicht nur darum, meine einzige echte Freundin seit acht Jahren nicht zu verlieren oder sie in ihrem zermürenden inneren Kampf zu unterstützen. Ich hatte Angst davor, in einem Moment der Schwäche vom ersten dahergelaufenen Vampir in ein willenloses Spielzeug verwandelt zu werden. Ich saß in einem Käfig aus Bequemlichkeit, und der Tiger, der mit mir eingesperrt war, schnurrte und schlabberte seine Milch, bis er einen Weg fand, meine Meinung zu ändern. *Großartig. Heute Nacht würde ich sicher gut schlafen.*

Ivy schaute mir in die Augen, und ihr stockte kurz der Atem, als sie erkannte, dass ich endlich verstanden hatte. »Wo ist Jenks?«, fragte sie dann und wandte sich wieder dem Monitor zu, als wäre nichts gewesen.

Ich atmete tief durch und versuchte, mich mit meiner neuen Lage anzufreunden. Ich konnte abhauen und von da an jeden lüsternen Vampir bekämpfen, der mir über den Weg lief, oder ich konnte bleiben, weiter unter Ivys Schutz stehen und darauf vertrauen, dass es nie so weit kam, dass ich sie bekämpfen musste. Was hatte mein Dad immer

gesagt? Eine bekannte Gefahr ist immer noch besser als eine unbekannte.

»Mit Glenn bei Trent.« Mit zitternden Fingern nahm ich mir noch einen Keks. Ich würde bleiben. Wir hatten eine Abmachung. Oder hatte Nick vielleicht doch recht, und tief in mir drin wollte ich gebissen werden und konnte mir nur nicht eingestehen, dass sich meine »Vorlieben« ein wenig verändert hatten?

»Ich bin raus aus dem Fall. Ich habe eine Leiche gefunden, und dann ist irgendwie rausgekommen, dass das FIB sich von einer Hexe helfen lässt.«

Sie sah mich über den Monitor hinweg skeptisch an. »Du hast eine Leiche gefunden? Auf Trents Anwesen? Das ist nicht dein Ernst.«

Ich stützte die Ellbogen auf den Tisch, zu müde, um mich jetzt noch weiter mit meiner merkwürdigen Psyche auseinanderzusetzen, und nickte. »Ich bin ziemlich sicher, dass es Dan Smather ist, aber das spielt eigentlich keine Rolle. Glenn ist zwar verbissener als ein Pixie in einem Terrarium voller Frösche, aber Trent wird davonkommen.« Meine Gedanken verließen das Ivy-Problem und kehrten zurück zu Dans misshandeltem, gefesseltem Körper auf seinem Stuhl. »Trent ist zu clever, um Beweise zu hinterlassen, die ihn mit der Leiche in Verbindung bringen könnten. Ich verstehe nicht einmal, warum die Leiche überhaupt auf seinem Grundstück war.«

Sie nickte und konzentrierte sich wieder auf den Bildschirm.

»Vielleicht hat er sie dort platziert?«

Ich verzog das Gesicht. »Das denkt Glenn auch. Er glaubt, dass Trent der Mörder ist und geplant hat, dass wir die Leiche bei ihm finden, da er genau wusste, dass wir auch so keine Beweise gegen ihn in der Hand haben würden und es dann umso schwieriger wird, ihn dranzukriegen, selbst wenn er später einen Fehler begeht. Das würde auch zu Sara Janes Reaktion passen. Sie könnte Dan Smather nicht von einem Paketboten unterscheiden, aber irgendetwas...« Ich zögerte und versuchte das unbestimmte Gefühl in Worte zu fassen. »Irgendetwas stimmt nicht.« Ich musste an das Bild denken, dass sie mir gegeben hatte. Es war identisch gewesen mit dem Foto auf Dans Fernseher. Daran hätte ich schon erkennen müssen, dass ihre Beziehung ein Märchen war.

Langsam begann ich an meiner nicht ganz vorurteils freien Theorie zu zweifeln, nach der Trent für die Morde verantwortlich war, und das war mehr als beunruhigend. Trent war dazu fähig, zu morden - das hatte ich selbst mit erlebt -, aber der verstümmelte, blutleere Körper, gefesselt und gequält, das war etwas ganz anderes als der schnelle, saubere Tod, den er seinem Chefgenetiker beschert hatte. Nachdenklich nahm ich mir noch einen Keks, biss hinein und ging zum Kühlschrank, um unser Abendessen zusammenzustellen. Am besten ließ ich das Ganze fürs Erste ruhen, vielleicht hatte mein Unterbewusstsein ja eine Lösung parat. Jetzt würde ich uns erst mal etwas Besonderes zum Essen machen. Es war schon eine ganze Weile her, dass ich etwas serviert hatte, das nicht aus der Dose kam.

Bei Ivys Anblick fühlte ich mich schuldig und erleichtert zugleich. Kein Wunder, dass sie geglaubt hatte, ich wollte mehr sein als ihre Freundin. Ein Teil der Schuld lag bei mir. Vielleicht sogar der größte Teil.

»Und wie hat Trent reagiert, als du die Leiche gefunden hast?«, fragte sie, während sie sich durch ein paar Chat-moms klickte. »Schuldbewusst?«

»Eher nicht«, erklärte ich und verdrängte mein Unbehagen. Im Gefrierschrank fand ich eine Portion Hamburger-Fleisch, zog sie heraus und legte sie zum Auftauen in die Spüle. »Es hat ihn auch nicht überrascht, dass ich eine Leiche gefunden habe, nur, dass es die von Dan war. Deshalb glaube ich auch nicht, dass er sie dort platziert hat, um sich zu schützen. Auf jeden Fall weiß er mehr, als er zu geben will.«

Ich schaute aus dem Fenster in den sonnigen Garten und bemerkte ein Glänzen, das von Pixieflügeln stammen musste. Jenks' Rasselbande war gerade damit beschäftigt, einen verirrtten Kolibri zu verjagen, der sich an den letzten Loberre bedienen wollte. Er musste sich wohl auf dem Weg in den Süden befinden, denn sonst hätte Jenks ihn schon getötet. Er ließ nicht zu, dass irgendwelche Konkurrenz in seinem Garten Fuß fasste.

Während sich die Kinder kreischend gegen den unglückseligen Vogel zusammenrotteten, musste ich wieder daran denken, wie beunruhigt Trent gewesen war, als ich die Kraftlinie in seinem Büro entdeckte. Das hatte ihn stärker verunsichert als der Fund von Dans Leiche.

Die Kraftlinie. Das war noch so ein Rätsel. Seufzend drehte

ich mich um und wischte mir mit einem Handtuch das Kondenswasser der Hamburger von den Händen, nachdem ich sie schon fast an meinem guten Rock abgetrocknet hätte. Ich überlegte, ob ich die Fenster schließen oder mich darauf verlassen sollte, dass Jenks' Nachwuchs zu beschäftigt war, um uns zu belauschen. Als Ivy meinen nachdenklichen Blick bemerkte, lehnte sie sich abwartend in ihrem Stuhl zurück. Jenks hatte eine große Klappe, und ich wollte nicht riskieren, dass er etwas von meinen Mutmaßungen über Trents Herkunft erfuhr. Denn dann würde er sie hundertprozentig ausplaudern, und Trent würde ein Flugzeug mieten und die Gerüchte zum Schweigen bringen, indem er den gesamten Block mit Dioxinen verseuchte, zum Beispiel mit einer Ladung Agent Orange.

Ich entschloss mich zu einem Kompromiss, schloss die Vorhänge und stellte mich so vor das Fenster, dass ich ihre Schatten sehen konnte, falls sie in Hörweite kamen. »Trent hat eine Kraftlinie in seinem Büro«, erklärte ich leise.

Ivy sah mich ungläubig an. »Ernsthaft? Wie wahrscheinlich ist *das* denn?«

Sie blickt es nicht. »Das heißt, dass er sie wohl auch benutzt«, versuchte ich ihr auf die Sprünge zu helfen.

»Und...« Sie zog fragend die Augenbrauen hoch.

»Na, wer kann denn Kraftlinien benutzen?«

Plötzlich verstand sie und hauchte fassungslos: »Er ist Mensch oder Hexe.« Sie sprang auf, kam zu mir rüber und schloss mit einer heftigen Bewegung das Fenster. »Weiß Trent, dass du sie entdeckt hast?« In dem schummrigen Licht

wirkten ihre Augen schwarz.

»Ja, ich denke schon.« Unter dem Vorwand, mir noch einen Keks zu holen, schaffte ich etwas Abstand zwischen uns. »Immerhin brauchte ich die Linie, um die Leiche zu finden.«

Damit stand sie wieder voll unter Strom.

»Du riskierst also mal wieder deinen Hals und bringst dadurch Jenks, seine Familie und mich auch gleich in Gefahr. Trent wird vor nichts zurückschrecken, um das geheim zu halten.«

»Wenn ihm das so wichtig ist, hätte er sein Büro doch gar nicht erst auf eine Kraftlinie bauen lassen«, protestierte ich; hoffentlich lag ich damit richtig. »Jeder kann sie finden, er muss nur richtig hinsehen. Und es ist kein genauer Hinweis auf seine Herkunft, denn er könnte entweder Mensch oder Inderlander sein. Wir sind nicht in Gefahr, vor allem, weil ich bestimmt kein Wort darüber verlieren werde.«

»Jenks könnte eins und eins zusammenzählen«, sagte Ivy unnachgiebig. »Du weißt doch, dass er nichts für sich behalten kann. Es würde ihm enormes Ansehen einbringen, wenn er herausfindet, was Trent wirklich ist.«

Ich brauchte noch einen Keks. »Und was soll ich deiner Meinung nach tun? Wenn ich ihm verbiete, über die Linie zu reden, versucht er doch nur herauszufinden, warum.«

Ivy trommelte mit den Fingern auf die Arbeitsplatte, und Ich stopfte das Gebäck in mich hinein. Als wollte sie wieder einmal ihre verstörenden Kräfte beweisen, stemmte sie sich einhändig hoch und setzte sich auf den Tresen. Sie wirkte

endlich wieder richtig lebendig, als sie nun versuchte, dieses lang gehütete Geheimnis zu lüften. »Also, was denkst du? Ist er Mensch oder Hexe?«

Ich ging zum Spülbecken und ließ heißes Wasser über das gefrorene Fleisch laufen.

»Weder noch«, erklärte ich knapp. Ivy sagte nichts, also drehte ich das Wasser ab und fuhr fort: »Weder noch, Ivy. Ich würde mein Leben darauf setzen, dass er keine Hexe ist, und Jenks schwört, dass er mehr als ein Mensch ist.«

An dem Funkeln in ihren Augen erkannte ich, dass die Frage sie ebenso faszinierte wie mich. War das auch ein Grund, warum ich blieb? Ihr logischer Verstand und meine Intuition. Trotz aller Probleme funktionierte unsere Zusammenarbeit reibungslos. Das war schon immer so gewesen.

Ivy schüttelte den Kopf, und ich spürte, wie ihre Anspannung stieg. »Wir haben nur diese Möglichkeiten. Wenn man alles andere ausschließt, muss das, was übrig bleibt, die Lösung sein, egal, wie unwahrscheinlich sie auch sein mag.«

Es wunderte mich nicht, dass sie Sherlock Holmes zitierte. Die spitzfindige Logik und das schroffe Wesen des Romandetektivs entsprachen voll und ganz Ivys Naturell. »Na gut, wenn wir schon beim Thema unwahrscheinlich sind, kannst du auch Dämonen zu den Möglichkeiten zählen.«

»Dämonen?« Ivy unterbrach ihr Fingerstakkato.

Gedankenverloren schüttelte ich den Kopf. »Trent ist kein Dämon. Ich habe sie nur erwähnt, weil sie aus dem Jenseits

kommen und mit Kraftlinien umgehen können.«

»Oh, das hatte ich ganz vergessen«, gestand sie leise. Die Sanftheit in ihrer Stimme jagte mir einen Schauer über den Rücken, aber Ivy war so in ihre Überlegungen vertieft, dass sie nicht merkte, dass sie gerade mal wieder in den Spukmodus abrutschte. »Dass ihr verwandt seid, meine ich, Hexen und Dämonen.« Ich knurrte beleidigt, woraufhin sie entschuldigend mit den Achseln zuckte. »Sorry, ich wusste ja nicht, dass das ein wunder Punkt bei dir ist.«

»Ist es auch nicht«, erwiderte ich knapp, obwohl es natürlich genau das war. Vor ungefähr zehn Jahren hatte es eine hitzige Debatte gegeben, als eine allzu neugierige -menschliche - Ahnenforscherin mit dem Spezialgebiet Inderlander einige der wenigen genetischen Stammbäume ausgegraben hatte, die den *Wandel* unbeschadet überstanden hatten. Sie stellte die Theorie auf, dass wir aufgrund unserer Fähigkeiten in der Kraftlinienbeeinflussung ursprünglich aus dem Jenseits stammten und uns zusammen mit den Dämonen entwickelt hätten. Hexen sind definitiv nicht mit Dämonen verwandt. Aber peinlicherweise mussten wir unter dem Druck der Wissenschaft zugeben, dass wir uns parallel zu ihnen entwickelt hatten.

Diese fragwürdigen Spekulationen brachten ihr reichlich Forschungsgelder ein, und die Frau benutzte sie, um ihre Theorie auszuweiten. Aufgrund der Mutationsrate der Ribonukleinsäure datierte sie unseren Massenexodus aus dem Jenseits auf fünftausend Jahre zuvor. Die Hexenmythologie besagte, dass diese Flucht durch einen

Aufstand der Dämonen ausgelöst worden sei und nur die Elfen zurückgeblieben seien und sich in eine hoffnungslose Schlacht gestürzt hätten, um ihre geliebten Felder und Haine vor der Plünderung und Verseuchung zu schützen. Diese Theorie klang glaubhaft, und die Elfen verloren leider alle geschichtlichen Aufzeichnungen, als sie vor knapp zweitausend Jahren aufgeben mussten und uns hierherfolgten.

Die Menschen wiederum entwickelten erst ungefähr zu dieser Zeit die Fähigkeit, mit Kraftlinien umzugehen, und man ging davon aus, dass der Grund dafür in dem elfischen Versuch lag, durch die Fortpflanzung mit Menschen ihrem drohenden Aussterben entgegenzuwirken, das mit dem Dämonenaufstand begann und mit dem *Wandel* vollendet wurde. Plötzlich musste ich an Nick denken. Es war schon ganz gut, dass Menschen und Hexen genetisch so unterschiedlich waren, dass nicht einmal Magie die Lücke schließen konnte. Nicht auszudenken, wozu ein ungeschulter Mensch-Hexen-Hybrid mit Kraftlinienmagie in der Lage wäre. Es war schon schlimm genug, dass die Elfen die Menschen mit in dieses Spiel gebracht hatten. Die elfische Geschicklichkeit im Umgang mit den Linien hatte sich so nahtlos in das menschliche Genom eingefügt, als wäre es dafür geschaffen worden. Das machte einen schon nachdenklich.

Elfen? Mir wurde eiskalt. Die Antwort war die ganze Zeit direkt vor meiner Nase gewesen. »Oh - mein - Gott!«

Ivy schaute hoch und vergaß, mit den Beinen zu

schlenkern, als sie mein Gesicht sah.

»Er ist ein Elf«, flüsterte ich. Die Aufregung über diese Entdeckung ließ meinen Puls ansteigen. »Sie sind gar nicht ausgestorben während des *Wandels*. Er ist ein Elf. Trent ist ein verdammter Elf!«

»Okay, jetzt warte mal«, bremste Ivy meine Euphorie. »Sie sind Vergangenheit. Wenn es noch welche geben würde, wüsste Jenks das. Er könnte sie riechen.«

Ich war aufgesprungen und ging zur Tür, um nach geflügelten Lauschern Ausschau zu halten. »Nicht, wenn die Elfen eine Pixie- oder Fairy-Generation lang im Verborgenen gelebt haben. Ihre Zahl ist durch den *Wandel* stark dezimiert worden, und es ist nicht schwer, eine so kleine Gruppe zu verstecken, bis der letzte Pixie, der sie am Geruch erkennen kann, tot ist. Sie leben doch nur so um die zwanzig Jahre - die Pixies.« Meine Stimme überschlug sich. »Du weißt, wie sehr Trent Pixies und Fairies verabscheut, es grenzt schon an eine Phobie. Es passt alles zusammen. Ich kann es nicht glauben! Wir haben es!«

»Rachel«, meinte Ivy sanft und rutschte in meine Richtung. »Sei nicht albern, er ist kein Elf.«

Ich verschränkte die Arme und presste die Lippen aufeinander. »Er schläft mittags und in der Mitte der Nacht, in der Morgen- und Abenddämmerung ist er am aktivsten - so waren die Elfen auch. Seine Reflexe sind fast so gut wie die eines Vampirs. Er bevorzugt die Abgeschiedenheit, ist aber verdammt gut darin, andere zu manipulieren. Mein Gott, Ivy, der Mann hat versucht, mich zur Beute einer

Vollmondjagd zu machen!« Ich warf frustriert die Arme hoch. »Du hast doch seine Gärten gesehen, und den künstlichen Wald. Er ist ein Elf! Genau wie Quen und Jonathan.«

Ivy schüttelte den Kopf. »Sie sind ausgestorben, restlos. Was hätten sie für einen Vorteil davon, sogar den Inderländern ihre Existenz zu verheimlichen? Du weißt doch, wie viel Geld wir für gefährdete Spezies ausgeben, besonders für intelligente.«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich. Ihre Ignoranz machte mich rasend. »Die Menschen haben sie immer gehasst, weil sie ihre Kinder gestohlen und gegen ihre eigenen schwächlichen Neugeborenen ausgetauscht haben. Für mich wäre das Grund genug, die Klappe zu halten und den Kopf einzuziehen, bis alle denken, ich wäre tot.«

Ivys räusperte sich skeptisch, aber ich konnte sehen, dass sie ins Wanken geriet. »Er arbeitet mit Kraftlinien«, sagte ich drängend. »Und du hast es selbst gesagt: Schließe das Unmögliche aus, und was dann übrig bleibt, egal, wie unwahrscheinlich es auch sein mag, muss die Wahrheit sein. Und er ist weder ein Mensch noch eine Hexe.« Ich schloss die Augen und konzentrierte mich auf die Erinnerung an meine Zeit als Nerz, als ich sowohl Trent als auch Jonathan gebissen hatte. »Kann er gar nicht sein, denn sein Blut schmeckt nach Zimt und Wein.«

»Er ist ein Elf«, sagte Ivy tonlos. Ich öffnete die Augen und sah, dass sie strahlte. »Warum hast du mir nicht gesagt, dass er nach Zimt schmeckt?« Sie rutschte vom Tresen und kam lautlos auf dem Boden auf.

Instinktiv trat ich einen Schritt zurück. »Ich dachte, das sei eine Nebenwirkung der Drogen gewesen, mit denen er mich ruhig gestellt hatte.« Es gefiel mir nicht, dass die Erwähnung von Blut eine so energische Reaktion ausgelöst hatte. Aber das lag bestimmt nur daran, dass wir Trents Abstammung entschlüsselt hatten, und nicht an meinem rasenden Puls und den schweißnassen Händen. Trotzdem... das gefiel mir ganz und gar nicht. Meine Gedanken überschlugen sich. Ich sah sie warnend an und zog mich vorsichtshalber hinter die Arbeitsplatte zurück.

Okay, nun kannte ich also Trents Geschichte. Mit dieser Information konnte ich mir bestimmt eine Privataudienz verschaffen, aber wie erklärt man einem Serienkiller, dass man sein Geheimnis kennt, ohne hinterher in einem Sarg zu landen?

»Du wirst ihm auf keinen Fall sagen, dass du es weißt«, sagte Ivy warnend, sah mich aber gleichzeitig entschuldigend an und lehnte sich demonstrativ gegen die Spüle, um mir zu zeigen, dass sie mein Bedürfnis nach Abstand respektierte.

»Ich muss mit Trent sprechen, und wenn ich ihm das schön verpackt serviere, muss er mit mir reden. Mir kann gar nichts passieren, ich habe ihn schließlich immer noch in der Hand.«

»Edden wird dir eine Belästigungsklage an den Hals hängen, wenn du ihn auch nur anrufst«, gab Ivy zu bedenken.

Mein Blick blieb an der Kekstüte hängen, deren Logo eine ausladende Eiche mit einem kleinen Schindelhäuschen

zeigte. Wie in Zeitlupe zog ich die Tüte zu mir rüber und suchte so lange darin herum, bis ich eine Keksfigur fand, die noch vollkommen intakt war. Ivy schaute erst auf die Packung, dann zu mir. Ich konnte sehen, dass sie dasselbe dachte wie ich. Sie schenkte mir ein aufrichtiges Lächeln und ließ kurz ihre Zähne aufblitzen, was sie gleichzeitig durchtrieben und schüchtern wirken ließ.

Mich durchfuhr ein kurzer Schauer. »Ich denke, ich weiß, wie wir seine Aufmerksamkeit erregen können«, sagte ich, biss dem Keksfigürchen säuberlich den Kopf ab, und wischte mir die Schokoladenkrümel aus dem Mundwinkel. Doch in meinem Hinterkopf tauchte eine leise Stimme auf und stellte eine Frage, auf die ich ohne Nicks anhaltende Sorge wohl nie gekommen wäre: Wurde diese elektrisierende Vorfreude durch die Aussicht auf das Gespräch mit Trent ausgelöst... oder durch den flüchtigen Blick auf diese strahlendweißen Zähne?

23

Der Dieselmotor des Busses dröhnte ohrenbetäubend, als sich das Fahrzeug in Bewegung setzte und mühsam den Hügel hocharbeitete. Der Fahrer hatte alle Mühe, sie in der Spur zu halten.

Ich wartete auf dem ungepflügten Gehweg, bis ich hinter ihm die Straße überqueren konnte. Der gedämpfte Verkehrslärm im Hintergrund wurde von Vogelgesang,

Insekten und dem gelegentlichen Quaken einer Ente überlagert. Mit dem Gefühl, beobachtet zu werden, drehte ich mich um.

Es war ein Tiermensch. Das dunkle Haar reichte ihm bis zu den Schultern, und sein durchtrainierter Körper verriet, dass er nicht nur auf vier Beinen ein ausdauernder Läufer war. Sein Blick glitt von mir zum Park hinüber, dann lehnte er sich an den Baum, unter dem er stand und zog sich den abgewetzten Ledermantel zurecht. Ich zögerte, als mir einfiel, woher ich ihn kannte - ich hatte ihn in der Universität gesehen -, aber er wich meinem Blick aus und schob sich den Hut tief in die Stirn. Er wollte etwas von mir, wusste aber offensichtlich, dass ich beschäftigt war, und würde warten.

Einzelgänger verhielten sich so, und auch seine selbstbewusste, reservierte Ausstrahlung deutete darauf hin, dass er einer war. Wahrscheinlich hatte er einen Auftrag für mich, wollte aber nicht einfach vor meiner Tür auftauchen, sondern eine günstige Gelegenheit abwarten, wenn ich Zeit für ihn hätte. So etwas war schon öfter vorgekommen. Tiermenschen neigten dazu, einen für mysteriös und spirituell zu halten, wenn man auf heiligem Boden lebte.

Ich respektierte seine professionelle Einstellung, also wandte ich mich ab, schlenderte den Gehweg entlang und genoss die Mittagssonne auf meinen Schultern. Ich mochte den Eden Park, besonders diesen wenig genutzten Teil davon. Das Kunstmuseum, in dem Nick arbeitete, war nur wenige Blocks entfernt, die Straße runter und manchmal nahmen wir unser Mittag- beziehungsweise Abendessen mit

hierher, machten ein Picknick und genossen die schöne Aussicht über Cincinnati. Mein Lieblingsplatz lag allerdings an einer anderen Ecke, da man von dort aus in die entgegengesetzte Richtung sehen konnte, über den Fluss hinweg bis zu den Hollows.

Mein Dad hatte mich immer hierhin mitgenommen, fast jeden Samstag. Wir hatten Donuts gegessen und mit den Krümeln die Enten gefüttert. Meine Stimmung verdüsterte sich, als ich mich an dieses eine Mal erinnerte, als er mich nach einer der wenigen Streitereien mit meiner Mutter hierhergebracht hatte. Es war Nacht gewesen, und wir hatten die glitzernden Lichter der Hollows betrachtet, die sich im Fluss spiegelten. Während sich die Welt um uns herum weiterdrehte, war es, als stünde für uns die Zeit still, als weigere sich der Moment zu vergehen und dem nächsten Platz zu machen. Seufzend wickelte ich mich in meine kurze Lederjacke und konzentrierte mich darauf, wohin ich trat.

Ich hatte gestern noch eine der Kekstüten per Eilkurier zu Trent geschickt, versehen mit einer Karte, auf der einfach nur stand: »Ich weiß es.« Sowohl die Kekse selbst als auch die Verpackung strotzten nur so vor verklärten Klischees sowohl über Elfen als auch über Magie an sich. Kitschiges Zeug eben, das selbst in den aufgeklärten Zeiten nach dem *Wandel* nie ganz aus der Mode gekommen war. Prompt war ich am Morgen durch das Klingeln des Telefons geweckt worden. Als sich der Anrufbeantworter einschaltete, verstummte es. Und klingelte dann wieder und wieder und wieder.

Acht Uhr morgens ist für Hexen eine wahrhaft unchristliche Zeit - ich hatte nur vier Stunden geschlafen -, aber Jenks konnte den Hörer nicht abnehmen, und Ivy aufzuwecken war gar keine gute Idee. Langer Rede kurzer Sinn, Trent lud mich auf eine Tasse Tee in seinen Garten ein. Als ob ich so dämlich wäre. Ich erklärte Jonathan, dass ich Kalamack um vier an der Twin Lakes Bridge im Eden Park treffen würde, also direkt nach seinem Nickerchen.

Twin Lakes Bridge war der hochtrabende Name für einen kleinen Betonbogen, der den Vorteil hatte, dass ich den Troll kannte, der darunter hauste und ich mir ziemlich sicher war, dass ich mich im Zweifelsfall auf ihn verlassen konnte. Außerdem würde das Geräusch der künstlichen Stromschnellen jeden Lauschzauber wirkungslos machen. An diesem Sonntag fand noch dazu ein Footballspiel statt, weshalb der Park so gut wie ausgestorben sein würde - also ausreichend Diskretion bot für ein ungestörtes Gespräch, aber noch genug Zeugen, um Trent nicht auf dumme Gedanken kommen zu lassen, wie etwa, mich einfach umzubringen.

Als ich vom Gehweg hochsah, entdeckte ich mitten im Halteverbot Glenns zivilen Dienstwagen. Wahrscheinlich war er dazu abgestellt worden, Trent im Auge zu behalten. Sehr schön. Das ersparte mir die unangenehme Aufgabe, irgendeine von Edden eingesetzte Wache außer Gefecht zu tzen, damit Trent und ich nicht gestört würden.

Ich hatte darauf geachtet, bis auf meinen Ring keinerlei Zauber bei mir zu haben, ebenso wenig eine hinderliche

Tasche. So hatte ich nur meinen Busfahrerschein und meinen kaum genutzten Führerschein eingesteckt. Auf diese Weise konnte ich schneller laufen, falls Trent Mist bauen sollte, und ich gab ihm keine Möglichkeit zu behaupten, ich hätte ihm heimlich einen Zauber angehängt.

Langsam begannen meine Waden gegen den Stechschritt zu protestieren, den ich angeschlagen hatte. Ich sah mich in dem großen Park um und fand ihn so wenig besucht vor, wie ich gehofft hatte. Ich war eine Haltestelle weiter gefahren als nötig, da ich mir vor dem Treffen noch einen Überblick verschaffen wollte. Außerdem war es unmöglich, von einem Bus aus einen guten Auftritt hinzulegen. Da half nicht einmal ein Outfit aus Lederjacke, dazu passender Hose und rotem Spaghettiträgertop.

Ich ging langsamer und nahm die Umgebung in mich auf: Rund um den Teich, dessen Wasser durch das Kupfersulfat leicht grünlich war, wuchs dichtes, saftiges Gras. Die Bäume leuchteten in allen Farben des Herbstes, noch unberührt vom ersten Frost. Das Rot von Trents Decke stach deutlich hervor. Er war allein und gab vor, in ein Buch vertieft zu sein. Und wo mochte Glenn sein? Wenn er nicht auf einem der wenigen Bäume saß oder das Ganze von einem der kleinen Apartments auf der anderen Straßenseite aus beobachtete, konnte er eigentlich nur in den öffentlichen Toiletten auf der Lauer liegen.

Unbeschwert schlenderte ich den Weg entlang und winkte Jonathan fröhlich zu, der missmutig mitten in der Sonne stand und die Limousine bewachte. Er hob grimmig die

Hand und sprach in seine Armbanduhr. Mir kam der beunruhigende Gedanke, dass Quen wahrscheinlich irgendwo in den Bäumen saß und mich beobachtete. Ich zwang mich dazu, gelassen weiterzugehen und betrat so gut wie lautlos die öffentlichen Toiletten.

Das kleine Gebäude war mit seinen efeubewachsenen Mauern und dem Schindeldach überraschend hübsch, ein Relikt vergangener Zeiten. Sowohl die Dauerblüher ringsherum als auch die eisernen Fenstergitter und Türen verliehen ihm eine gewisse Zeitlosigkeit. Wie ich es geahnt hatte, fand ich Glenn in der Herrentoilette. Er stand mit dem Rücken zu mir auf einer Klobrille und beobachtete Trent durch ein Fernglas. Erleichtert stellte ich fest, dass er von hier aus auch die Brücke im Blick hatte.

»Hallo, Glenn.« Er wirbelte herum und wäre fast von der Toilette gefallen.

»Verdammt noch mal«, fluchte er und warf mir einen düsteren Blick zu, bevor er sich wieder auf Trent konzentrierte. »Was machst du denn hier?«

»Dir auch einen schönen guten Morgen«, erwiderte ich höflich, während ich ihm am liebsten eine reingehauen hätte, um ihn anschließend zu fragen, warum er sich am Tag zuvor nicht für mich eingesetzt und mich nicht in seinem Team behalten hatte. In dem nach Chlor stinkenden Raum gab es nicht einmal Trennwände. In der Damentoilette befanden sich wenigstens Kabinen.

Seine Nackenmuskeln spannten sich an, aber er ließ Trent keine Sekunde aus den Augen. Immerhin etwas.

»Geh nach Hause, Rachel. Ich weiß nicht, wie du herausgefunden hast, dass Mr. Kalamack hier ist, aber wenn du auch nur in seine Nähe kommst, werde ich dich höchstpersönlich der LS. übergeben.«

»Hör zu, das von gestern tut mir leid«, sagte ich ehrlich. Ich habe einen Fehler gemacht. Ich hätte warten müssen, bis du den Tatort frei gibst. Aber heute bin ich auf Einladung von Trent hier, also geh und *wandel* dich.«

Glenn nahm das Fernglas runter und schaute mich fassungslos an.

»Großes Pfadfinderehrenwort«, antwortete ich und salutierte ironisch.

Sein Blick wurde nachdenklich. »Das hier ist nicht mehr dein Fall, also verschwinde, bevor ich dich festnehmen lasse.«

»Du hättest mich gestern wenigstens zu der Vernehmung mitnehmen können«, erwiderte ich vorwurfsvoll. »Warum hast du zugelassen, dass sie mich abschieben? *Das war mein Fall!*«

Er legte warnend die Hand an das Funkgerät, das er neben seiner Waffe am Gürtel trug. In seinem Blick lag eine solche Wut, dass mir klar wurde, dass es hier eigentlich um irgendeinen Vorfall aus seiner Vergangenheit gehen musste, mit dem ich nichts zu tun hatte.

»Du hast den Prozess ruiniert, den ich gerade gegen ihn aufgebaut habe. Ich habe dir gesagt, dass du dich raushalten sollst, aber das war ja anscheinend zu viel verlangt.«

»Ich habe mich doch entschuldigt! Und ohne mich hättest du gar nichts, was du aufbauen könntest!« Frustriert

stemmte ich eine Hand in die Hüfte und hob die andere in einer eindeutigen Geste, doch da kam ein hässlicher Mann in einem hässlichen Mantel herein. Er blieb wie angewurzelt stehen, musterte erst den akkurat gekleideten Glenn auf dem Klo, dann mich in meinem Lederoutfit.

»Äh, ich komme dann wohl besser später wieder«, erklärte er hastig und verzog sich.

Ich wandte mich wieder Glenn zu und starrte zu ihm hoch. »Deinetwegen kann ich jetzt nicht mehr für das FIB arbeiten. Dass ich dich über mein Treffen mit Trent informiere, ist reine Höflichkeit unter Kollegen. Also halt dich zurück und komm mir nicht in die Quere, verstanden?«

»Rachel...«

Ich war kurz davor, endgültig die Beherrschung zu verlieren. »Leg dich besser nicht mit mir an, Glenn. Trent hat mich um dieses Treffen gebeten.« Die feinen Sorgenfalten um seine Augen vertieften sich. Ich konnte sehen, wie er mit sich rang. Normalerweise hätte ich ihm gar nichts von der ganzen Sache erzählt, aber dann hätte er wahrscheinlich von seinem Dad bis zum Bombenkommando alles antanzen lassen, wenn er mich mit Trent gesehen hätte.

»Haben wir uns verstanden?«, fragte ich scharf, und er sprang von seinem Aussichtsposten.

»Wenn ich rauskriege, dass du mich angelogen hast...«

»Ja, ja, alles klar.«

Er streckte die Hand aus, und sofort sprang ich mit einer Drehung zur Seite. Warnend schüttelte ich den Kopf. Glenn war vollkommen baff über die Schnelligkeit meiner Reaktion.

»Du kapiertest es einfach nicht, oder? Ich bin kein Mensch, das hier ist eine Sache zwischen Inderländern, und du bist damit hoffnungslos überfordert.« Mit dieser Weisheit, die ihm sicher schlaflose Nächte bereiten würde, schlenderte ich in die Sonne hinaus, überzeugt davon, dass er zwar ein wachsames Auge auf mich haben, mir aber nicht in die Quere kommen würde.

Ich schlenkerte mit den Armen, um die verbliebene Anspannung abzuschütteln, aber als ich Jonathans Blick spürte, begann meine Haut zu prickeln. Ich ignorierte ihn und versuchte auf dem Weg zur Brücke Quen auszumachen. Auf der anderen Seite der beiden Teiche saß Trent auf seiner Decke. Er hielt zwar immer noch das Buch in der Hand, aber er wusste jetzt, dass ich da war. Er wollte mich warten lassen, was mich nicht weiter störte, denn ich war noch nicht bereit für ihn.

Tief im Schatten unter der Brücke schäumte der kleine, schnell fließende Strom, der die beiden Teiche miteinander verband. Als mein Fuß die Brücke berührte, erbebt ein violetter Schatten in der Mitte des Bachs.

»Heydi-hey«, rief ich und blieb stehen, kurz bevor ich den höchsten Punkt des Brückenbogens erreichte. Ja, das war ein ziemlich dämlicher Gruß, aber er entsprach der Tradition der Trolle. Wenn ich Glück hatte, war Sharps noch immer Herr dieser Brücke.

»Heydi-ho«, antwortete der dunkle Wasserwirbel und erhob sich tropfend, bis ein zerklüftetes Gesicht erkennbar wurde. Die blaue Haut war mit Algen überwuchert, und die

nun auftauchenden Fingernägel waren weiß vom Mörtel, den er von der Unterseite der Brücke abkratzte, um ab und zu seinen Speiseplan zu erweitern.

»Sharps«, rief ich erfreut. Er war es tatsächlich, erkennbar an dem weiß leuchtenden Auge, das seit einem lange zurückliegenden Kampf blind war. »Na, wie fließt das Wasser?«

»Officer Morgan«, antwortete er müde. »Können wir vielleicht noch bis Sonnenuntergang warten? Ich verspreche auch, heute Nacht noch zu verschwinden. Aber jetzt ist die Sonne einfach noch zu grell.«

Ich musste lächeln. »Du kannst mich ab jetzt einfach Rachel nennen, ich bin nicht mehr bei der LS. Von mir aus brauchst du nicht umzuziehen.«

»Wirklich?« Der Wasserwirbel versank wieder, bis nur noch der Mund und das gesunde Auge zu sehen waren. »Das ist gut. Du bist nett. Nicht wie der Hexer, den sie jetzt haben. Taucht immer mittags auf, mit Elektroschockern und furchtbar lauten Glocken.«

Ich nickte mitfühlend. Die Haut der Trolle war extrem empfindlich, weshalb sie direktes Licht möglichst mieden. Leider hatten sie die Angewohnheit, die Brücken, unter denen sie hausten, auf die Dauer zu zerstören. Darum wurden sie regelmäßig von der I. S. vertrieben. Doch es war ein aussichtsloser Kampf: Sobald ein Troll ging, nahm ein anderer seinen Platz ein, und wenn der erste dann zurückkam und seine Wohnstatt wiederhaben wollte, gab es regelmäßig Ärger.

»Hey, Sharps. Du könntest mir da bei etwas helfen.«

»Ich werde tun, was ich kann.« Ein magerer, bläulich-violetter Arm erhob sich aus dem Wasser und pflückte ein Stückchen Mörtel von der Brückenunterseite.

Ich sah zu Trent, der gerade aufstand, wohl um zu mir rüberzukommen. »War heute Morgen irgendjemand in der Nähe der Brücke? Vielleicht um einen Zauber oder ein Amulett hier zu verstecken?«

Der Wirbel verlagerte sich zur gegenüberliegenden Seite der Brücke, wo er sich im Schatten verkroch, sodass ich ihn nicht mehr klar erkennen konnte. »Sechs Kinder, die Steine von der Brücke geworfen haben, ein Hund, der an das Geländer gepinkelt hat, drei erwachsene Menschen, zwei Spaziergänger, ein Tiermensch und fünf Hexen. Vor Sonnenaufgang zwei Vampire. Jemand wurde gebissen. Ich habe das Blut gerochen, in der südwestlichen Ecke.«

Ich schaute zu der angegebenen Stelle, sah aber nichts. »Aber keiner hat etwas hinterlassen?«

»Nur das Blut«, flüsterte er. Es klang wie Wasserblasen, die an Steinen zerplatzen.

Trent war inzwischen dabei, ein paar Grashalme von seiner Hose zu wischen. Nervös zog ich einen meiner Träger zurecht. »Danke, Sharps. Ich werde auf deine Brücke aufpassen, wenn du eine Runde schwimmen willst.«

»Wirklich?«, fragte er ungläubig, aber hoffnungsvoll. »Das würden Sie für mich tun, Officer Morgan? Sie sind eine so nette Frau.« Der Wasserstrudel zögerte. »Und Sie passen wirklich auf, dass niemand meine Brücke übernimmt?«

»Ich werde mich bemühen. Es kann sein, dass ich plötzlich wegmuss, aber ich werde so lange wie möglich hierbleiben.«

»So eine nette Frau«, wiederholte er. Ich lehnte mich über das Geländer und sah einen erstaunlich langen, violetten Schatten unter der Brücke hervorkommen, der um die Steine herumschwamm und dann im tiefen Wasser des hinteren Beckens verschwand. Trent und ich waren jetzt zwar ungestört, aber das Revierverhalten der Trolle war sehr ausgeprägt, und ich wusste, dass uns Sharps keine Sekunde aus den Augen lassen würde. Mit Glenn auf der einen und Sharps auf der anderen Seite fühlte ich mich sicher, auch wenn das vielleicht nicht ganz gerechtfertigt war.

Ich lehnte mich mit dem Rücken zur Sonne - und Glenn -gegen das Geländer und beobachtete, wie Trent auf mich zukam. Auf dem Rasen hinter ihm lag noch die Decke, auf der zwei Weingläser, eine eisgekühlte Flasche und eine Schale mit Erdbeeren aufgebaut worden waren. Die Früchte hatten keine Saison mehr, und dadurch sah das Arrangement mehr nach Juni als nach September aus. Trent wirkte gelassen und selbstsicher, doch ich erkannte die Nervosität hinter der Maske, und sie ließ ihn so jung wirken, wie er tatsächlich war.

Er trug einen leichten Sommerhut, der ihn vor der Sonne schützte. Zum ersten Mal sah ich ihn in Freizeitkleidung, und bei dem Anblick konnte man leicht vergessen, dass er ein Mörder und ein Drogenbaron war. Das Selbstbewusstsein des Erfolgreichen war nach wie vor spürbar, aber der flache Bauch, die breiten Schultern und die weichen Gesichtszüge

verliehen ihm die Ausstrahlung eines liebevollen - und gut durchtrainierten - Familienvaters. Die zwanglose Kleidung betonte, im Gegensatz zu den Armanianzügen, seine Jugendlichkeit. An seinem Handgelenk entdeckte ich ein paar feine blonde Härchen, die aus dem Ärmel des geschmackvollen Hemds hervorlugten, und ich ertappte mich dabei der Überlegung, ob sie wohl genauso weich waren wie die hellen Strähnen, die seine Ohren umspielten. Er hatte die grünen Augen zusammengekniffen, ob aus Sorge oder weil ihn die Lichtreflexionen auf dem Wasser blendeten, wusste Ich nicht. Ich tippte allerdings auf die Unruhe, da er die Hände hinter dem Rücken verschränkt hatte, wohl, damit ich sie nicht schüttelte.

Als er die Brücke erreichte, verlangsamte Trent seine Schritte. Er hatte die ausdrucksstarken Brauen wachsam zusammengezogen, und mir fiel wieder ein, wie schockiert er gewesen war, als Algaliarept meine Gestalt angenommen hatte. Es gab nur eine Erklärung, warum der Dämon das getan haben könnte: Trent hatte Angst vor mir. Entweder, weil er immer noch dachte, ich hätte den Dämon auf ihn angesetzt, oder, weil ich innerhalb von drei Wochen dreimal erfolgreich in sein Büro eingebrochen war, oder, weil ich wusste, was er war.

»Es ist nichts davon«, sagte er, als er schließlich vor mir stand.

»Wie bitte?«, stammelte ich, und stieß mich hastig vom Geländer ab.

»Ich habe keine Angst vor Ihnen.«

Ich starrte ihn verwirrt an. Seine sanfte Stimme verschmolz mit dem Plätschern des Wassers.

»Und ich bin auch nicht in der Lage, Ihre Gedanken zu lesen, nur Ihre Mimik.«

Ich holte vorsichtig Luft. Wie konnte es sein, dass ich so schnell die Kontrolle über die Situation verloren hatte?

»Wie ich sehe, haben Sie sich um den Troll gekümmert.«

»Und um Detective Glenn«, ergänzte ich. »Er wird uns nicht stören, es sei denn, Sie machen etwas Dummes.« Nervös prüfte ich, ob mein Zopf richtig saß. Er quittierte die Unterstellung mit einem irritierten Blick, wahrte aber weiterhin den Sicherheitsabstand zwischen uns. »Wo ist Ihr Pixie?«

Verärgert richtete ich mich auf. »Sein Name ist Jenks, und er ist nicht hier. Er weiß nichts davon, und dabei sollte es besser auch bleiben, denn er hat eine verdammt große Klappe.«

Trent entspannte sich sichtbar und stellte sich mir gegenüber an das andere Geländer. Es war verdammt schwierig gewesen, Jenks loszuwerden, und schließlich hatte Ivy eingegriffen und ihn zu einem nicht existierenden Auftrag mitgenommen. Ich glaube, sie wollte Donuts holen.

Draußen auf dem Wasser spielte Sharps mit den Enten, indem er sie kurz unter die Oberfläche zog und dann losließ, woraufhin sie unter lautem Protestquaken davonflogen.

Trent wandte sich von dem Spektakel ab, lehnte sich an das Geländer und kreuzte die Füße - eine perfekte Kopie meiner eigenen Haltung. Zwei Menschen, die sich zufällig

begegnen, ein paar Worte wechseln und den Sonnenschein genießen. Oh ja, ganz genau.

»Wenn irgendetwas davon bekannt wird«, sagte er mit einem Blick zu dem Toilettenhäuschen, »werde ich die Unterlagen über das nette Ferienlager meines Vaters veröffentlichen. Dann wird man Sie und die anderen erbärmlichen kleinen Blagen ausfindig machen und wie Aussätzige behandeln. Oder vielleicht wird man auch einfach dafür sorgen, dass ihr verbrannt werdet, aus Angst, dass es zu neuen Mutationen kommt, die einen zweiten *Wandel* auslösen könnten.«

Ich bekam weiche Knie. Ich hatte recht gehabt. Trents Vater hatte irgendetwas mit mir gemacht, hatte etwas in mir repariert. Und Trents Drohung war realistisch. Das bedeutete im besten Fall ein One-Way-Ticket in die Antarktis. Mein Mund war plötzlich völlig ausgetrocknet.

»Woher wissen Sie das?« Mein Geheimnis war viel gefährlicher als seins.

Er sah mir direkt in die Augen, zog den Ärmel hoch und entblößte einen muskulösen Arm. Auf der weichen gebräunten Haut war eine gezackte Narbe zu sehen. Als ich den Blick davon löste, sah ich Wut in seinen Augen.

»Das waren Sie«, stammelte ich, »den ich auf den Baum geschossen habe?«

Abrupt zog er den Ärmel wieder über die Narbe. »Ich habe dir nie verziehen, dass du mich vor meinem Vater zum Weinen gebracht hast.«

Ärger, den ich längst vergessen geglaubt hatte, loderte in

mir hoch. »Selbst schuld, ich hatte dich gewarnt! Ich hatte dir gesagt, dass du sie in Ruhe lassen sollst!«, schrie ich. Mir war es egal, dass ich so das Geräusch des Wassers übertönte. »Jasmin war krank. Wegen dir hat sie sich drei Wochen lang in den Schlaf geweint!«

Trent zuckte zusammen. »Du kennst ihren Namen? Schreib ihn auf. Schnell!«

Ungläubig starrte ich ihn an. »Was interessierst es dich, wie sie hieß? Sie hatte es damals schon schwer genug, auch ohne deine Gemeinheiten.«

»Ihr Name«, drängte er und suchte dabei in seinen Taschen nach einem Stift. »Wie lautet ihr Name?«

Trotzig schob ich mir eine Strähne hinters Ohr. »Sage ich dir nicht«, antwortete ich, tatsächlich hatte ich ihn schon wieder vergessen.

Trent presste die Lippen zusammen und steckte den Stift weg. »Du hast ihn schon wieder vergessen, nicht wahr?«

»Warum interessierst du dich überhaupt dafür? Du hattest damals doch nichts Besseres zu tun, als sie zu quälen.«

Verärgert zog er sich den Hut tiefer in die Stirn.

»Ich war vierzehn. Das ist ein schwieriges Alter, Ms. Morgan. Ich habe das Mädchen geärgert, weil ich sie mochte. Wenn Ihnen der Name wieder einfällt, wäre ich Ihnen überaus dankbar, wenn Sie ihn aufschreiben und mir zukommen lassen würden. Das Trinkwasser im Camp war mit starken Gedächtnisblockern versetzt. Ich möchte herausfinden, ob -«

Er versuchte, die in seinen Augen aufflackernden Gefühle

zu unterdrücken, aber ich lernte langsam, sie zu erkennen. »Du willst wissen, ob sie überlebt hat«, beendete ich den Satz für ihn. Als er meinem Blick auswich, wusste ich, dass meine Vermutung richtig war. »Wieso warst du dort?« Ich fürchtete mich vor der Antwort.

»Meinem Vater gehörte das Lager, wo sonst hätte ich den Sommer verbringen sollen?«

Sein Tonfall und ein leichtes Stirnrunzeln verrieten mir, dass da noch mehr dahintersteckte. Zufrieden stellte ich fest, dass ich den Schlüssel gefunden hatte, um zu erkennen, wann er log. Jetzt brauchte ich nur noch herausfinden, woran ich erkennen konnte, wann er die Wahrheit sagte, dann würde er mich nie mehr täuschen können.

»Sie sind genauso widerlich wie Ihr Vater«, sagte ich abschätzig. »Sie erpressten die Leute, indem Sie ihnen eine lebenswichtige Behandlung versprachen, sodass sie dann von Ihnen abhängig waren. Der Wohlstand Ihrer Eltern gründet sich auf das Leid Hunderter, wenn nicht sogar Tausender, Mr. Kalamack. Und Sie tun genau dasselbe.«

Trents Kinn zitterte kaum merklich, und ich glaubte, silberne Funken um ihn herum aufblitzen zu sehen, als würde die Erinnerung an seine Aura mir einen Streich spielen. Das war wahrscheinlich irgend so ein Elfentrick.

»Ich werde mich nicht vor Ihnen rechtfertigen«, erwiderte er. »Schließlich haben Sie ebenfalls große Fortschritte gemacht auf dem Gebiet der Erpressung. Ich bin nicht hier, um meine Zeit mit kindischen Streitereien darüber zu vergeuden, wer wen vor langer Zeit einmal verletzt hat. Ich

möchte Ihre Dienste in Anspruch nehmen.«

»Sie wollen mich buchen?« Fassungslos stemmte ich die Hände in die Hüften. »Erst versuchen Sie, mich bei den Rattenkämpfen umzubringen, und nun glauben Sie allen Ernstes, dass ich für Sie arbeiten würde? Um Ihren Namen reinzuwaschen? Sie haben diese Hexen umgebracht, und ich werde das beweisen!«

Trent lachte. Er neigte den Kopf und kicherte in sich hinein.

»Was ist daran so lustig?«, fuhr ich ihn an. Irgendwie kam ich mir blöd vor.

»Sie.« Seine Augen strahlten. »Sie waren in der Rattengrube zu keinem Zeitpunkt in Gefahr. Ich wollte Ihnen damit nur klarmachen, wie schäbig Sie sich verhalten hatten. Und ich konnte dort ein paar wertvolle Kontakte knüpfen.«

»Verdammter -« Ich biss mir auf die Lippe und ballte die Hand zur Faust.

Trents Heiterkeit schwand. Er legte warnend den Kopf schief und trat einen Schritt zurück. »Das würde ich nicht tun«, drohte er leise. »Wirklich nicht.«

Langsam zog ich mich wieder zurück. Das Gefühl der Hilflosigkeit, das ich damals empfunden hatte, die Ausweglosigkeit, die grausame Wahl zu töten oder getötet zu werden - all das stieg wieder in mir auf. Er hatte mich als Spielzeug benutzt. Im Vergleich dazu war die Jagd hoch zu Ross, bei der er mich fast umgebracht hätte, gar nichts. Immerhin hatte ich ihn bei dieser Gelegenheit ja auch bestohlen.

»Hören Sie mir gut zu, Trent«, flüsterte ich, wobei der

Gedanke an Quen mich unwillkürlich so weit zurückweichen ließ, dass sich das Gelände schmerzhaft in meinen Rücken grub. »Ich werde nicht für Sie arbeiten. Ich werde Sie fertigmachen. Ich werde mir etwas ausdenken, damit ich Sie mit jedem der Morde in Verbindung bringen kann.«

»Oh, bitte«, antwortete er wegwerfend. Ich fragte mich, wie wir uns so schnell von einem erfolgreichen Geschäftsmann und einem gewieften Runner in zwei Streithähne verwandelt hatten, die sich über vergangenes Unrecht zankten.

»Sind Sie immer noch auf diesem Trip? Selbst Captain Edden hat inzwischen begriffen, dass die Leiche von Dan Smather lediglich in meinen Stallungen abgeladen wurde. Darum lässt er mich auch nur durch seinen Sohn beschatten, anstatt Anklage erheben zu lassen. Und natürlich hatte ich Kontakt zu den Opfern, allerdings habe ich mit ihnen gesprochen, um sie einzustellen, nicht, um sie zu töten. Sie haben breit gefächerte Fähigkeiten, Ms. Morgan, aber Ermittlungsgeschick gehört nicht dazu. Sie sind viel zu ungeduldig und lassen sich nur von Ihrer Intuition leiten, die Sie immer weiter treibt, auch wenn es manchmal nötig wäre, ein Stück zurückzugehen.«

Das war doch unfassbar. *Was denkt er, wer er ist, mich so belehren zu wollen?*

Trent griff in seine Hemdtasche, zog einen weißen Umschlag heraus und hielt ihn mir hin. Mit einer schnellen, wachsamen Bewegung nahm ich ihn und machte ihn auf. Mir stockte der Atem, als ich zwanzig nagelneue

Hundertdollarscheine darin fand.

»Das sind zehn Prozent als Vorschuss, den Rest bekommen Sie bei Abschluss des Auftrags.« Mir wurde eiskalt, aber ich versuchte unbeeindruckt zu wirken. *Zwanzigtausend Dollar?*
»Ich möchte, dass Sie den Hexenjäger finden. Ich versuche jetzt bereits seit drei Monaten, eine Kraftlinienhexe einzustellen, aber jeder der möglichen Kandidaten stirbt mir sozusagen vor der Nase weg. Langsam wird die Sache lästig. Ich brauche nur einen Namen.«

»Gehen Sie zur Hölle, Kalamack«, giftete ich und ließ angewidert den Umschlag fallen, da er ihn nicht zurücknahm. Ich war mit erstklassigen Informationen hierhergekommen, sicher, ihn damit zu einem Geständnis zwingen zu können. Doch stattdessen wurde ich bedroht, beleidigt und zu guter Letzt auch noch bestochen.

Vollkommen gelassen bückte er sich, hob den Umschlag auf, klopfte den Schmutz ab und steckte ihn wieder weg.
»Ihnen ist hoffentlich bewusst, dass Sie nach der Aktion gestern wohl die Nächste auf der Liste des Killers sind. Nachdem Sie Ihre Fähigkeiten in Kraftlinienmagie unter Beweis gestellt und sich nun auch noch mit mir getroffen haben, passen Sie perfekt ins Profil.«

Verdammt. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Falls Prent wirklich nicht der Mörder war, hatte ich nichts, womit ich mir den wahren Hexenjäger vom Leib halten konnte. Die Sonne schien plötzlich an Kraft verloren zu haben. Ich bekam kaum noch Luft, und mir wurde schlecht bei dem Gedanken, dass ich nun den Mörder finden musste, bevor er mich fand.

»Also?«, begann Trent wieder, und seine Stimme war beruhigender als das Plätschern des Wassers. »Nehmen Sie das Geld, damit ich Ihnen sagen kann, was ich bisher herausfinden konnte.«

Widerwillig begegnete ich seinem spöttischen Blick. Ich würde genau das tun, was er wollte. Er hatte mich mit einer ganz miesen Tour dazu gebracht, ihm zu helfen. Verdammt, verdammt, verdammt. Ich ging zu ihm rüber und stützte die Ellbogen auf das Geländer. Glenn befand sich hinter links, und Sharps war abgetaucht, nur das Fehlen von Enten verriet seine Anwesenheit. Und neben mir stand Trent.

»Haben Sie Sara Jane nur zu Edden geschickt, um mich zu ködern?«, fragte ich verbittert.

Trent rückte so nah an mich heran, dass ich den frischen Duft seines Aftershave riechen konnte. Seine Nähe war mir unangenehm, aber wenn ich mich bewegte, würde mich das verraten.

»Ja«, gab er gelassen zu.

Seine Stimme hatte einen ganz bestimmten Klang, als er sprach, und ich wusste, dass er die Wahrheit sagte. Damit hatte ich es geschafft. Ich kannte seine Signale, von nun an konnte er mich nicht mehr belügen. Als ich mit diesem neuen Wissen im Hinterkopf an unsere bisherigen Gespräche zurückdachte, wurde mir klar, dass er mich bis auf den vorgeschobenen Grund für seine Anwesenheit im Camp seines Vaters nie angelogen hatte. Kein einziges Mal.

»Sie hat sich ein paar Mal mit ihm getroffen, um sich das Bild zu besorgen, aber nein, sie kannten sich nicht wirklich. Es

war sehr wahrscheinlich, dass er ermordet würde, nachdem er mein Stellenangebot angenommen hatte, auch wenn ich versucht habe, ihn zu beschützen. Quen ist darüber äußerst verärgert.« Trent beobachtete die kleinen Wellen, die Sharps bei seinen Runden verursachte. »Dass Mr. Smather in meinen Stallungen aufgetaucht ist, bedeutet, dass der Killer langsam dreist wird.«

Ich schloss frustriert die Augen und versuchte, mich mit der veränderten Lage zu arrangieren. Trent hatte die Hexen nicht umgebracht. Es musste jemand anders gewesen sein. Ich konnte also entweder sein Geld nehmen und Trent bei seinem kleinen Beschäftigungsproblem behilflich sein, oder das Geld ablehnen und zusehen, wie es sich umsonst für ihn löste. Ich entschied mich für das Geld.

»Sie sind ein Bastard, wissen Sie das?«

Trent erkannte meinen Sinneswandel und lächelte. Ich musste mich schwer zurückhalten, um ihm nicht ins Gesicht zu spucken. Seine schmalen, gepflegten Hände ruhten entspannt auf dem Brückengeländer, und die Sonne verlieh seiner Haut einen goldenen Glanz, nur sein Gesicht lag im Schatten. Der Wind fuhr durch seine Haare und brachte die feinen Strähnen in beängstigende Nähe zu meinen ebenfalls aufgewirbelten Locken.

Mit einer beiläufigen Bewegung holte er den Umschlag wieder hervor und schob ihn mir so zu, dass die Bewegung von unseren Körpern verdeckt wurde und von dem Toilettenhäuschen aus nicht zu sehen war. Ich fühlte mich schmutzig, als ich ihn nahm und unter meiner Jacke in den

Gürtel steckte.

»Hervorragend«, meinte er herzlich. »Ich bin froh, dass wir nun zusammenarbeiten.«

»Geh und *wandel* dich, Kalamack.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass es sich bei dem Täter um einen Meistervampir handelt«, fuhr er fort, während er von mir abrückte.

»Welcher?«, fragte ich voller Selbstekel. Warum ließ ich mich darauf ein?

»Das weiß ich nicht«, gab er zu und warf ein Stückchen Mörtel vom Geländer ins Wasser. »Wenn ich es wüsste, hätte« ich mich bereits darum gekümmert.«

»Darauf würde ich wetten«, ätzte ich. »Warum bringen Sie sie nicht einfach alle um? Dann wäre die Sache erledigt.«

»Ich kann nicht einfach durch die Gegend ziehen und wahllos Meistervampire pfählen, Ms. Morgan«, erklärte er sachlich. Es beunruhigte mich zutiefst, dass er den Sarkasmus meiner Frage so selbstverständlich ignorierte. »Das wäre illegal, außerdem könnte das einen Vampirkrieg auslösen, den die Stadt eventuell nicht überleben würde. Und darunter würden wiederum meine geschäftlichen Interessen leiden.«

Ich kicherte säuerlich. »Oh, das können wir natürlich nicht zulassen.«

Trent seufzte. »Durch die Angewohnheit, mit Sarkasmus Ihre Angst zu überspielen, wirken Sie sehr jung, Ms. Morgan.«

»Und durch Ihre Angewohnheit, mit einem Stift herumzuspielen, wirken Sie sehr nervös«, konterte ich. Es tat

gut, sich mal mit jemandem zu streiten, bei dem nicht das Risiko bestand, gebissen zu werden, wenn die Dinge außer Kontrolle gerieten.

Sein Auge begann zu zucken, und er richtete den Blick demonstrativ wieder auf den Teich. »Ich würde es sehr schätzen, wenn Sie das FIB aus dieser Sache heraushalten. Es ist eine Inderlanderangelegenheit, und ich bin mir nicht sicher, ob man der I. S. trauen kann.«

Es war schon interessant, wie mühelos er seine offizielle, unbeteiligte Haltung gegenüber den Inderlandern abstreifen konnte. Offensichtlich war ich nicht die Einzige, die über Trents Herkunft Bescheid wusste, und der Grad an Intimität, den unsere Beziehung durch dieses Wissen erreicht hatte, war mir mehr als unangenehm.

»Ich vermute, dass es sich um einen aufstrebenden Vampirclan handelt, der mich beseitigen will, um seine Macht zu erweitern. Das wäre wesentlich ungefährlicher, als eines ihrer eigenen schwächeren Häuser zu vernichten.«

Trent wollte nicht prahlen, er nannte nur die einfachen, geschmacklosen Fakten. Bei dem Gedanken, dass ich Geld von einem Mann angenommen hatte, der die Unterwelt als sein persönliches Schachbrett betrachtete, verzog ich den Mund. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich froh darüber, dass mein Vater tot war und ich mich so nicht vor ihm rechtfertigen musste. Das Bild von unseren lachenden Vätern vor dem Campus tauchte wieder vor mir auf und erinnerte mich daran, dass ich Trent nicht trauen durfte.

Mein Vater hatte diesen Fehler gemacht, und das hatte ihn

umgebracht.

Trent seufzte müde und wehmütig. »Cinnatis Unterwelt ist äußerst wandlungsfähig. All meine üblichen Verbindungen schweigen oder sind tot. Ich verliere den Kontakt zu den Geschehnissen.« Er sah mich flüchtig an. »Irgendjemand setzt alles daran zu verhindern, dass ich mein Netzwerk erweitere. Und solange ich nicht über eine Kraftlinienhexe verfüge, stecke ich in einer Sackgasse.«

»Sie armer Junge«, spottete ich. »Warum wenden Sie nicht Ihre eigene Magie an? Oder ist Ihre Blutlinie durch die ganzen menschlichen Gene schon so verwässert, dass hohe Magie Sie überfordert?«

Sein Griff um das Geländer verstärkte sich kurz, dann entspannte er sich wieder. »Ich werde eine Kraftlinienhexe bekommen. Ich würde es natürlich vorziehen, einen Freiwilligen einzustellen, statt jemanden entführen zu müssen, aber wenn weiterhin jede Hexe, der ich ein entsprechendes Angebot mache, tot aufgefunden wird, werde ich mir eben auf anderem Wege jemanden beschaffen.«

»Oh ja, richtig«, entgegnete ich. »Dafür seid ihr Elfen ja bekannt, nicht wahr?«

Jetzt knirschte er vor Wut mit den Zähnen. »Seien Sie lieber vorsichtig mit dem, was Sie sagen.«

»Ich bin immer vorsichtig«, versicherte ich ihm, da ich wusste, dass meine Kräfte nicht stark genug waren, um als Wechselbalg zu enden. Ich beobachtete interessiert, wie seine Ohren die zarte Röte verloren, die meine Sticheleien

hervorgerufen hatten. Waren sie tatsächlich ein wenig spitz oder bildete ich mir das nur ein? Mit diesem Hut konnte man das nur schlecht erkennen.

»Können Sie den Kreis der Verdächtigen etwas einschränken?« *Zwanzigtausend Dollar, um Cincinnatis Unterweit durchzukämmen und herauszufinden, wer Mr. Kalamack den Tag versaut, indem er seine zukünftigen Angestellten umbringt? Das klingt doch nach einem wirklich einfachen Job.*

»Da gibt es viele Möglichkeiten, Ms. Morgan. Ich habe viele Feinde und viele Angestellte.«

»Und keine Freunde«, ergänzte ich schnippisch, während ich Sharps dabei zusah, wie er im Wasser herumtollte und schlangenähnliche Erhebungen im Wasser produzierte, die an das Monster von Loch Ness denken ließen. Dann kam mir ein unangenehmer Gedanke: Was würde Ivy wohl sagen, wenn ich nach Hause kam und ihr sagte, dass ich jetzt für Trent arbeitete? »Wenn ich herausfinden sollte, dass Sie lügen, haben Sie mich am Hals, Kalamack. Und diesmal wird der Dämon nicht versagen.«

Er lachte spöttisch. »Netter Versuch, aber dieser Dämon letztes Frühjahr wurde nicht von Ihnen geschickt.«

Der Wind wurde langsam kühl, und ich wickelte mich fester in die Jacke. »Woher wissen Sie...?«

Trent schaute über den Teich und fixierte einen Punkt in der Ferne. »Nachdem ich in meinem Büro das Gespräch zwischen Ihnen und Ihrem Freund mit angehört und gesehen hatte, wie Sie auf den Dämon reagierten, wusste ich, dass

jemand anders ihn geschickt haben muss. Obwohl mich der Anblick Ihres zerschundenen Körpers, unmittelbar nachdem ich den Dämon befreit hatte, damit er zu seinem Beschwörer zurückkehren und ihn töten konnte, fast überzeugt hatte.«

Mich störte es gewaltig, dass er das Gespräch mit Nick belauscht hatte. Und dass er genauso reagiert hatte wie ich, nachdem er die Kontrolle über Algaliarept erlangt hatte. Trent wippte nachdenklich mit den Füßen, und ich entdeckte sanfte Neugier in seinen Augen. »Ihr Dämonenmal...«

Er zögerte und die Intensität seines Blicks verstärkte sich. »...war ein Unfall?«

Ich betrachtete die kleinen Wellen, die Sharps Spielereien zurückgelassen hatten. »Er hat mich so lange ausgesaugt, dass -« Ich hielt inne und biss mir auf die Lippe. Warum erzählte ich ihm das? »Ja, ein Unfall.«

»Gut«, antwortete er schlicht. »Ich bin froh, das zu hören.«

Arschloch. Wer auch immer Algaliarept in dieser Nacht auf uns gehetzt hatte, hatte hinterher wenigstens doppelt gelitten. »Es gab da wohl jemanden, dem es überhaupt nicht gefallen hat, dass wir Kontakt hatten«, stellte ich fest und erschrak. Eisige Kälte breitete sich in meinem Körper aus. Was, wenn es zwischen den Angriffen auf uns und den Gewalttaten der letzten Zeit eine Verbindung gab? Vielleicht war ich ursprünglich als erstes Opfer des Hexenjägers gedacht gewesen?

Ich versuchte, mich zu beruhigen und meine Gedanken zu ordnen. Jedes der Opfer war unter Bedingungen gestorben, die persönlich auf ihn zugeschnitten gewesen waren: der

Schwimmer ertrunken, der Mann von den Rattenkämpfen bei lebendigem Leib gefressen, die beiden Frauen vergewaltigt und der Mann, der mit Pferden arbeitete, zu Tode gequetscht. Algaliarept hatte den Auftrag gehabt, mich so zu töten, dass meine persönlichen Ängste dabei zum tragen kamen. Verdammt. Es war derselbe.

Trent bemerkte mein Schweigen und sah mich fragend an. »Was ist los?«

»Gar nichts.« Ich stützte mich schwer auf das Geländer, legte den Kopf in die Hände und kämpfte gegen die Ohnmacht an. Wenn ich jetzt umkippte, würde Glenn mit Verstärkung anrücken, und dann wäre alles vorbei.

Trent stieß sich vom Geländer ab. »Sie lügen. Ich habe diesen Gesichtsausdruck schon zweimal bei Ihnen gesehen. Was ist los?«

Ich schluckte schwer. »Wir sollten die ersten Opfer des Hexenjägers werden. Er hat versucht, uns beide zu töten, dann aber aufgegeben, nachdem wir bewiesen hatten, dass wir einen Dämon bezwingen können und ich mich geweigert habe, für Sie zu arbeiten. Nur die Hexen, die Ihr Angebot angenommen hatten, wurden umgebracht, ist es nicht so?«

»Sie haben alle zugestimmt«, flüsterte er, und selbst jetzt löste seine Stimme ein Schaudern in mir aus. »Ich bin nie auf den Gedanken gekommen, dass es eine Verbindung zwischen den Ereignissen von damals und den Morden geben könnte.«

Ein Dämon konnte nicht des Mordes angeklagt werden. Da es keine Möglichkeit gab, sie nach der Verurteilung

festzusetzen, hatten die Gerichte bereits vor langer Zeit entschieden, dass Dämonen vor dem Gesetz als Waffen galten, auch wenn der Vergleich hinkte. Dämonen hatten zwar so etwas wie einen freien Willen, aber so lange die Bezahlung der Aufgabe angemessen war, lehnte keiner von ihnen einen Mord ab. Wie auch immer, es gab jemanden, der ihn beschworen hatte.

»Hat der Dämon Ihnen verraten, wer ihn geschickt hatte?«, fragte ich. So leicht hatte ich noch nie zwanzigtausend Dollar verdient. *Gott steh mir bei.*

Er verzog verärgert das Gesicht. »Ich habe versucht, am Leben zu bleiben, ich hatte keinerlei Bedürfnis, mich mit ihm zu unterhalten. Aber Sie haben doch scheinbar eine gute Beziehung zu ihm. Warum fragen Sie ihn nicht selbst?«

Ich konnte kaum glauben, was er da von mir verlangte. »Ich? Ich schulde ihm schon einen Gefallen. Soviel können Sie mir gar nicht zahlen, dass ich mich da noch weiter reinreite. Aber wie wäre es dann damit: Ich beschwöre ihn, und Sie stellen ihm die Frage. Ich bin mir sicher, dass ihr euch über die Bezahlung einig werdet.«

Sein sonnengebräuntes Gesicht wurde blass. »Nein.«

Befriedigt schaute ich wieder raus auf den Teich. »Sie können mich nicht erst als Feigling bezeichnen und sich dann weigern, es selbst zu tun. Ich bin zwar leichtsinnig, aber nicht blöd.« Dann zögerte ich. Nick würde es machen.

Ein überraschend ehrliches Lächeln erschien auf Trents Gesicht. »Sie tun es schon wieder.«

»Was?«

»Sie hatten gerade einen Einfall. Es macht wirklich Spaß, Sie zu beobachten, Ms. Morgan. Es ist, als wären Sie nicht älter als fünf.«

Zutiefst beleidigt starrte ich über den kleinen See. Wenn Nick den Dämon fragen würde, wer ihn auf mich angesetzt hatte, wäre das dann eine minderwertige oder eine schwerwiegende Frage, die weitere Bezahlung erforderte? Ich beschloss, zum Museum zu gehen, um Nick selbst zu fragen.

»Also?«, fragte Trent wieder.

»Sie bekommen die Information nach Sonnenuntergang.« Trent blinzelte überrascht.

»Sie wollen ihn rufen?« Sein unverblümtes Erstaunen tat mir unheimlich gut, doch ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Trotzdem war es Balsam für mein Ego, dass Ich es geschafft hatte, ihn zu überrumpeln. Und dass er seine Verblüffung möglichst schnell zu vertuschen versuchte, machte die Sache noch besser.

»Sie haben doch eben noch gesagt, dass Sie -«

»Mr. Kalamack, Sie bezahlen für Resultate, nicht für Strategieabsprachen. Ich werde es Sie wissen lassen, wenn ich etwas herausgefunden habe.«

Er hatte sein Gesicht wieder unter Kontrolle, aber ich meinte, Respekt in seinem Blick zu sehen. »Ich habe Sie falsch eingeschätzt, Ms. Morgan.«

»Tja, ich stecke eben voller Überraschungen«, murmelte ich und hielt mit einer Hand meine Haare fest, damit der auffrischende Wind sie mir nicht ins Gesicht blies. Als eine

besonders starke Böe kam, drohte Trents Hut im Wasser zu landen, und ich streckte die Hand aus, um ihn festzuhalten, doch ich griff ins Leere. Trent war zurückgewichen, und ich starrte fassungslos auf die Stelle, wo er gerade noch gestanden hatte.

Ich entdeckte ihn schließlich zwei Meter weiter, am Fuß der Brücke. Er hatte sich bewegt wie eine Katze. Als er sich aufrichtete, wurde die Angst in seinem Gesicht von der Wut darüber verdrängt, dass ich seinen Schrecken bemerkt hatte. Die Sonne ließ sein feines Haar aufleuchten, da sein Hut nun im Wasser schwamm und bereits dessen widerliche grüne Farbe annahm.

Ich zuckte zusammen, als Quen aus einem der Bäume sprang und sicher vor Trent landete. Er richtete sich auf und blieb gelassen stehen, ein moderner Samurai in schwarzen Jeans und T-Shirt. Ich blieb reglos stehen, als das Wasser hinter mir in Bewegung geriet. Der Geruch von Kupfersulfat und Algen stieg mir in die Nase, ich spürte, wie Sharps hinter mir auftragte, kalt, nass und fast so groß, wie die Brücke, unter der er lebte. Der Troll hatte sich mit Wasser vollgesogen, um sich zu vergrößern. Ein leises Poltern aus dem Toilettenhäuschen kündigte an, dass Glenn bereits auf dem Weg war.

Niemand bewegte sich, und ich hatte das Gefühl, als würde mir gleich das Herz aus der Brust springen. *Ich hätte ihn nicht anfassen sollen. Ich hätte ihn wirklich nicht anfassen sollen.* Ich benetzte meine Lippen und zog die Jacke zurecht, froh darüber, dass Quen rechtzeitig erkannt hatte, dass ich

Trent nicht verletzen wollte.

»Ich melde mich bei Ilinen, wenn ich einen Namen für Sie habe«, versprach ich mit dünner Stimme. Ich schenkte Quen einen entschuldigenden Blick, drehte mich um und ging mit so betont resoluten Schritten auf die Straße zu, dass ich jeden Schritt bis ins Rückgrat spürte.

Und du hast sehr wohl Angst vor mir, dachte ich. Aber warum?

24

"Zum dritten Mal, Rachel. Willst du noch eine Scheibe Brot?«

Ich schaute von meinem Weinglas hoch und sah, wie Nick mir amüsiert den Brotteller unter die Nase hielt. Offenbar streckte er ihn mir schon eine ganze Weile entgegen.

»Äh, nein. Nein, danke.« Ich senkte den Blick auf meinen Teller, nur um festzustellen, dass ich das Essen, das Nick uns gemacht hatte, kaum angerührt hatte. Mit einem entschuldigenden Lächeln nahm ich die Gabel und spießte ein paar Nudeln auf. Wie üblich war es mein Mittag- und sein Abendessen. Es schmeckte köstlich, besonders, da ich nur den Salat gemacht hatte. Etwas Besseres würde ich heute auch nicht mehr kriegen, denn Ivy hatte ein Date mit Kist, was hieß, dass ich nur eine Kleinigkeit zum Abendessen haben würde, während ich mir Ben und Jerry im Fernsehen reinzog. Ich fand es seltsam, dass sie mit dem lebenden

Vampir ausging, da er absolut besessen war von Blut und Sex, aber das ging mich definitiv nichts an.

Nicks Teller war schon leer, deshalb begann er, nachdem er das Brot hingestellt hatte, mit Messer und Serviette herumzuspielen. »Ich weiß, dass es nicht an meinem Essen liegt, also, was ist los mit dir? Du hast kaum ein Wort von dir gegeben, seit du... ins Museum gekommen bist.«

Ich versteckte mein Grinsen hinter der Serviette und wischte mir den Mund ab. Ich hatte ihn dabei erwischt, wie er mit den Füßen auf dem Arbeitstisch ein Nickerchen gemacht hatte. Dazu hatte er sich das Teedeckchen aus dem 18. Jahrhundert, das er eigentlich restaurieren sollte, über das Gesicht gelegt. Solange es keine Bücher waren, brachte er überhaupt kein Interesse für die Antiquitäten auf. »Ist das so offensichtlich?«, fragte ich und biss in mein Brot.

Er grinste schief. »Du bist vieles, aber nicht still. Hat es etwas damit zu tun, dass Mr. Kalamack nicht verhaftet wurde, nachdem ihr die Leiche gefunden habt?«

Schuldbewusst schob ich den Teller weg. Er wusste noch nicht, dass ich die Seiten gewechselt hatte, was Trent anging. Was so ja auch gar nicht stimmte, und genau das beunruhigte mich. Der Mann war und blieb Abschaum.

»Du hast die Leiche gefunden«, meinte Nick jetzt, lehnte sich über den Tisch und nahm meine Hand. »Alles andere wird sich finden.«

Ich fühlte mich mies. Nick würde bestimmt sagen, dass ich mich verkauft hatte. Er musste etwas bemerkt haben, denn er drückte meine Hand so lange, bis ich hochschaute.

»Was ist los, Ray-Ray?« Er sah mich aufmunternd an, und in seinen warmen braunen Augen spiegelte sich das Licht der hässlichen Lampe, die in der winzigen Esszimmer-Küchen-Kombi hing. Ich starrte auf den halb hohen Sims, der den Raum vom Wohnzimmer abtrennte und überlegte, wie ich das Thema anschneiden sollte. Ich hatte ihm monatelang gepredigt, dass man schlafende Dämonen nicht wecken sollte, und nun saß ich hier und wollte ihn darum bitten, Algaliarept für mich zu beschwören. Die Antwort war mit Sicherheit nicht durch seinen »Probevertrag« abgedeckt, und ich wollte auf keinen Fall, dass Nick meinetwegen dafür bezahlte. Seine ritterliche Ader war mächtiger als der Ohio River.

»Du kannst es mir ruhig sagen«, versicherte er mir und neigte den Kopf, um mir besser in die Augen sehen zu können.

Ich gab mir einen Ruck. »Es geht um Big Al.« Ich wollte nicht riskieren, dass Algaliarept beschließen könnte, dass ich ihn jedesmal rief, wenn ich seinen Namen aussprach, deshalb hatte ich mir diesen nicht gerade würdevollen Spitznamen ausgedacht. Nick fand das sehr komisch - meine Angst vor seinem unerwünschten Erscheinen, nicht den Spitznamen.

Jetzt ließ er meine Finger los und griff nach seinem Weinglas. »Fang nicht schon wieder damit an«, sagte er gereizt. »Ich weiß, was ich tue, und ich werde es wieder tun, egal, ob es dir gefällt oder nicht.«

»Eigentlich... wollte ich dich bitten, ob du ihn etwas für mich fragen würdest.«

Damit hatte er nicht gerechnet. »Wie bitte?«

Ich wand mich schuldbewusst auf meinem Stuhl. »Aber nur, wenn es dich nichts kostet, sonst vergiss es, dann werde ich eine andere Lösung finden.«

Er stellte das Glas hin und lehnte sich ungläubig über den Tisch. »Du willst, dass ich ihn beschwöre?«

»Das ist so, ich habe heute mit Trent gesprochen«, erklärte ich hastig, damit er mich nicht unterbrechen konnte, und wir glauben, dass der Dämon, der uns im Frühjahr angegriffen hat, derselbe ist, der jetzt die Hexen tötet. Und dass ich eigentlich das erste Opfer des Hexenjägers sein sollte, er mich dann aber in Ruhe gelassen hat, weil ich Trents Jobangebot abgelehnt habe. Wenn ich also herausfinden kann, wer ihn geschickt hat, haben wir den Mörder.«

Nick starrte mich mit offenem Mund an. Ich konnte förmlich sehen, wie er die Puzzleteile zusammensetzte: Trent war unschuldig, und seine Freundin arbeitete für ihn, um den wahren Täter zu finden und ihn zu entlasten. Unbehaglich stocherte ich mit der Gabel auf dem Teller herum.

»Wie viel zahlt er dir?«, fragte Nick schließlich ruhig.

»Zweitausend Vorschuss«, sagte ich sofort und war mir der Scheine in meiner Hosentasche plötzlich sehr bewusst. »Und noch einmal Achtzehntausend, wenn ich ihm den Namen des Hexenjägers liefere.« *Hey, damit habe ich die Miete zusammen, wenn das kein Grund zum Feiern ist.*

»Zwanzigtausend Dollar?« Er war fassungslos. »Er bietet dir zwanzigtausend Dollar, nur für einen Namen? Du musst ihn nicht abliefern oder so was?«

Ich nickte, unsicher, ob er mich nun für käuflich hielt oder nicht. Ich fühlte mich zumindest käuflich.

Nick blieb für ein paar Sekunden vollkommen regungslos sitzen, dann schob er seinen Stuhl zurück und stand auf. »Dann sollten wir mal herausfinden, was uns das kosten würde«, meinte er, schon auf dem Weg zur Tür.

Ich starrte einen Moment auf seinen leeren Stuhl. »Nick?«, rief ich dann, stand ebenfalls auf und stellte die Teller in die Spüle. »Macht es dir gar nichts aus, dass ich für Trent arbeite? Mir nämlich schon.«

»Hat er die Morde begangen?«, erwiderte er aus dem Korridor, der zu seinem Zimmer führte. Ich ging durchs Wohnzimmer und fand ihn schließlich vor dem Wandschrank im Flur, wo er damit beschäftigt war, seine Klamotten mit routinierten Handgriffen auf sein Bett zu verlagern.

»Ich glaube nicht.« *Gott hilf mir, wenn ich falsch liege.* Nick reichte mir einen Stapel brandneuer knallgrüner Handtücher. »Wo liegt dann das Problem?«

»Der Mann handelt mit Biodrogen und Brimstone«, erinnerte ich ihn, während ich mir die Handtücher unter den Arm klemmte, um die übergroßen Gärtnerstiefel entgegenzunehmen, die er mir hinhielt. Es waren die aus unserem Glockenturm, und es wunderte mich, dass er sie noch hatte. »Trent will die Kontrolle über Cincinnatis Unterwelt, und ich arbeite für ihn. Darin liegt das Problem.«

Nick schnappte sich die Leintücher, schob sich an mir vorbei und warf sie aufs Bett. »Du würdest ihm nicht helfen, wenn du nicht davon überzeugt wärst, dass er es nicht getan

hat. Zwanzigtausend Dollar! Wenn du dich irrst, kannst du dir für zwanzigtausend Dollar einen verdammt guten Psychiater beschaffen.«

Ich verzog abschätzig das Gesicht; mit seiner Philosophie, dass Geld alle Probleme löste, konnte ich wenig anfangen. Sicher, als er noch ein Kind war, hatte seine Mutter jeden Cent zweimal umdrehen müssen, doch manchmal zweifelte ich an seinen Prioritäten. Aber ich musste den Killer ja sowieso finden, um meine Haut zu retten. Und ich würde Trent bestimmt nicht aus reiner Freundlichkeit helfen.

Ich quetschte mich gegen die Wand, als Nick mit einem Stapel Sweatshirts an mir vorbei in sein Zimmer ging. Der Schrank war jetzt leer, viel war sowieso nicht drin gewesen, und Nick nahm mir noch die Stiefel und Handtücher ab und legte sie auf den Haufen in seinem Zimmer. Dann kehrte er zum Schrank zurück, kniete sich hin und entfernte ein Stück Teppich vom Boden, unter dem ein Kreis und ein Pentagramm zum Vorschein kamen, die in den Boden eingeritzt waren. »Du beschwörst AI in deinem Wandschrank?«, fragte Ich ungläubig.

Nick schaute zu mir hoch und grinste hinterhältig. »Als ich eingezogen bin, war der Kreis schon da. Und ist er nicht schön? Die Linien sind mit Silber verstärkt. Ich habe es überprüft, und es gibt nur zwei Stellen in der ganzen Wohnung, wo keine Gas- oder Elektrizitätsleitungen verlaufen. In der Küche gibt es noch einen Kreis, den man nur unter Schwarzlicht sehen kann. Er ist viel größer, aber einen so großen Kreis kann ich nicht schließen.«

Ich sah zu, wie er geschickt die Regalbretter aus den Halterungen löste und sie im Flur gegen die Wand lehnte. Anschließend trat er in den Kreis und streckte mir die Hand hin. Überrascht starrte ich ihn an.

»AI hat doch gesagt, dass der Dämon im Kreis sein muss, und nicht derjenige, der ihn beschwört.«

Nick ließ die Hand sinken. »Das ist Teil des Probevertrags. Ich beschwöre ihn nicht im klassischen Sinne, sondern bitte um eine Audienz, die er auch ablehnen kann. Seitdem du mich auf die Idee gebracht hast, mich in den Kreis zu stellen, kommt er immer, aber hauptsächlich, um mich auszulachen.«

Nick streckte noch einmal die Hand aus. »Komm schon, ich muss sehen, ob wir hier zusammen reinpassen.«

Ich schaute ins Wohnzimmer, oder zumindest in den Teil, den ich einsehen konnte. Ich wollte nicht mit Nick in den Schrank. Na ja, zumindest nicht unter diesen Umständen. »Lass uns lieber den Kreis in der Küche benutzen«, schlug ich vor. »Es macht mir nichts aus, ihn zu schließen.«

»Du würdest riskieren, dass er denkt, du hättest ihn gerufen?«, fragte Nick überrascht.

Seine Ungeduld war mehr als deutlich, also nahm ich seine Hand und betrat den Wandschrank. Nick ließ mich sofort los und prüfte den Durchmesser des Kreises. Der Schrank war groß genug für uns beide, und im Moment war es noch recht angenehm. Mit einem Dämon, der versuchen würde, zu uns reinzukommen, würde es allerdings ziemlich klaustrophobisch werden. »Vielleicht ist das doch keine so gute Idee, Nick.«

»Es wird schon gehen.« Mit einer abrupten Bewegung trat er aus dem Schrank und streckte sich nach dem obersten Regalbrett, das noch über unseren Köpfen hing. Er holte einen Schuhkarton herunter und öffnete ihn. Darin befanden sich ein Plastikbeutel mit grauer Asche und ungefähr ein Dutzend halb abgebrannter, milchig-grüner Kerzen. Irritiert erkannte ich, dass es dieselben waren, die er benutzt hatte, um in Ivys Badezimmer romantisches Licht zu schaffen, als wir einmal einen, na ja, anregenden Abend in der Badewanne verbracht hatten. Warum waren sie jetzt mit einem Beutel Asche in diesem Karton?

»Hey, das sind meine Kerzen«, beschwerte ich mich. Jetzt wusste ich wenigstens, wohin sie verschwunden waren.

Er stellte den Karton auf sein Bett, nahm den Aschebeutel und die längste Kerze raus und verdrückte sich ins Wohnzimmer. Ich hörte ein dumpfes Geräusch, und als er zurückkam, zog er die Fußbank hinter sich her, auf der normalerweise seine einzige Pflanze stand, die ihm wohl mal jemand zum Einzug geschenkt hatte. Wortlos stellte er die Kerze auf den Platz, den sonst die Blattfahne einnahm.

»Kauf dir zur Dämonenbeschwörung demnächst deine eigenen Kerzen«, motzte ich.

Er runzelte die Stirn, zog die Schublade unter der Fußbank auf und kramte eine Streichholzschachtel hervor. »Sie müssen beim ersten Mal auf heiligem Boden angezündet werden, sonst funktioniert es nicht.«

»Na, du kennst dich ja bestens aus.« Verärgert fragte ich mich, ob diese ganze Nacht nur ein Vorwand gewesen war,

um an die Kerzen ranzukommen. Wie lange lief das überhaupt schon mit den Beschwörungen? Schmollend sah ich zu, wie er die Kerze anzündete und mit dem Streichholz durch die Luft wedelte, bis es erlosch. Erst als er eine Hand voll Asche aus dem Beutel nahm, wurde ich nervös.

»Was ist das?«, fragte ich besorgt.

»Das willst du lieber nicht wissen«, sagte er warnend.

Jetzt wurde ich wütend. Typen wie ihn hatte ich bei der LS. wegen Grabplünderung hochgenommen. »Und ob ich das will!«

Er sah mich genervt an. »Die Asche dient als Konzentrationspunkt, damit Algaliarept sich außerhalb des Kreises materialisiert, nicht innen bei uns. Und die Kerze soll sicherstellen, dass seine Aufmerksamkeit wirklich nur der Asche auf dem Tisch gilt. Ich habe sie gekauft, zufrieden?«

Ich murmelte eine Entschuldigung. Anscheinend hatte ich Nicks einzigen wunden Punkt gefunden und mit Schwung darauf herumgetrampelt. Im Gegensatz zu ihm hatte ich eben keine Ahnung von Dämonenbeschwörung. »Ich dachte immer, man müsste nur einen Kreis schließen und sie dann rufen«, meinte ich schockiert. Irgendjemand hatte die Asche seiner Großmutter verkauft, nur damit Nick mit ihren sterblichen Überresten einen Dämon beschwören konnte.

Nick klopfte sich den Staub von den Händen und verschloss die Tüte. »Bei dir mag das funktionieren, bei mir nicht. Der Typ im Zauberland hat sogar versucht, mir ein unverschämt teures Amulett anzudrehen, weil er nicht glauben wollte, dass ein Mensch einen magischen Kreis

schließen kann. Nachdem ich ihn in einen Kreis eingesperrt hatte, den er nicht brechen konnte, hat er mir zehn Prozent Rabatt auf meinen Einkauf gegeben. Wahrscheinlich hat er sich gesagt, dass ich gut genug bin, um zu überleben und dann wiederzukommen.«

Seine Gereiztheit war in dem Moment verschwunden, als ich aufgehört hatte, ihn anzuschmauzen. Das hier war die erste - na gut, die zweite - Gelegenheit für ihn, mir sein Können zu beweisen, auf das er offenbar sehr stolz war. Menschen mussten sich unglaublich anstrengen, um die Kraftlinien so gut zu beherrschen wie Hexen, deshalb ließen sie sich auch oft auf einen Pakt mit einem Dämon ein, um mithalten zu können. Natürlich überlebten sie das in der Regel nicht lange, da sie irgendwann einen Fehler machten und ins Jenseits gezogen wurden.

Es ist verdammt gefährlich. Und ich ermutige ihn auch noch dazu!

Nick sah meine Zweifel, kam zu mir und legte seine Hände auf meine Schultern. Ich spürte die Reste der Asche auf meiner Haut. »Es wird schon gut gehen«, beruhigte er mich lächelnd. »Ich habe das schon mal gemacht.«

»Und genau das macht mir Angst«, flüsterte ich und trat zurück, um ihm Platz zu machen.

Nick warf den Plastikbeutel neben den Schuhkarton, während ich versuchte mir die Asche von den Schultern zu wischen.

Danach quetschten wir uns beide in den Wandschrank, und Nick klemmte mit einem Holzkeil die Tür fest.

»Er hat mich einmal hier drin eingesperrt«, erklärte er achselzuckend.

Das ist gar nicht gut, dachte ich und spürte, wie sich Schweißperlen zwischen meinen Schulterblättern sammelten.

»Fertig?«

Ich starrte auf die brennende Kerze und das Aschehäufchen.

»Nein.«

Als Nick die Augen schloss und sich dem zweiten Gesicht öffnete, begannen meine Fingerspitzen zu kribbeln. Ich hatte das unheimliche Gefühl, als würden meine inneren Organe verknotet, bis zum Hals hochgedrückt und dort in einem Kloß stecken bleiben. »Hey, halt, stop!«, schrie ich, als sich das Gefühl in einen unangenehmen inneren Sog verwandelte. »Was ist das?«

Nick öffnete die Augen. Sie wirkten glasig, woran ich erkannte, dass er jetzt alles durch die verwirrende Überschneidung von Jenseits und Realität wahrnahm. »Genau das habe ich versucht, dir zu erklären«, sagte er dumpf. »Das kommt von dem Bindungszauber. Nett, nicht wahr?«

Ich trat von einem Fuß auf den anderen, achtete aber darauf im Kreis zu bleiben. »Das ist schrecklich«, gab ich zu. »Es tut mir leid. Warum hast du mir nicht gesagt, dass es so unangenehm ist?«

Er zuckte nur mit den Schultern und schloss die Augen.

Dieses Ziehen in meinem Körper verstärkte sich, und ich versuchte krampfhaft, damit fertig zu werden. Ich spürte die

Energie des Jenseits, die sich langsam in Nick aufstaute, und es fühlte sich genauso an, als würde ich eine Kraftlinie anzapfen. Die Energie floss weiter, und obwohl es nur ein Bruchteil dessen war, was ich in Trents Büro kanalisiert hatte, zog sie an mir.

Quälend langsam näherte sich das Energielevel dem erforderlichen Maß. Meine Hände waren schweißnass und mir war übel. Ich wollte nur noch, dass Nick sich beeilte und den Kreis schloss. Der Druck der durch mich hindurchfließenden Kraft machte mich ganz kribbelig; ich musste etwas tun.

»Kann ich dir helfen?« Ich verschränkte die Hände, damit sie nicht krampfhaft zuckten.

»Nein.«

Das Kribbeln in meinen Handflächen verstärkte sich zu einem Jucken. »Es tut mir so leid, ich wusste wirklich nicht, dass du das so stark spürst. Hast du deswegen nicht geschlafen? Habe ich dich dadurch wachgehalten?«

»Nein, mach dir einfach keine Gedanken.«

Meine Fersen begannen zu zittern und ein glühender Schmerz schoss in meine Waden. »Wir müssen den Zauber brechen«, sagte ich zittrig. »Wie hältst du das bloß aus?«

»Halt die Klappe, Rachel. Ich versuche hier, mich zu konzentrieren.«

»Tut mir leid.«

Er atmete langsam aus, und es überraschte mich nicht, als er heftig zusammenzuckte, da in diesem Moment der Zufluss der Energie, die durch ihn, beziehungsweise durch uns,

strömte, abrupt aussetzte.

»Der Kreis ist geschlossen«, erklärte er keuchend. Ich widerstand dem Drang, nachzusehen. Das hätte Nick gekränkt, außerdem spürte ich, dass er gut war. »Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich glaube, da ich einen Teil deiner Aura in mir trage, kannst du den Kreis wahrscheinlich auch durchbrechen«, fuhr er fort.

»Ich werde aufpassen«, versprach ich unruhig. »Und was passiert jetzt?« Widerwillig betrachtete ich die Kerze auf der Fußbank.

»Jetzt werde ich ihn einladen.«

Ich unterdrückte ein Zittern, als Nick lateinische Worte zu murmeln begann, die furchtbar fremd in meinen Ohren klangen. Während er sprach, schien Nick sich zu verändern, dunkle Schatten tauchten unter seinen Augen auf und ließen ihn krank aussehen. Sogar seine Stimme veränderte sich, sie klang jetzt tiefer und schien in meinem Kopf widerzuhallen. Erneut spürte ich den Anstieg der Jenseitsenergie, bis es fast unerträglich wurde. Mein ganzer Körper kribbelte, und ich war so angespannt, dass ich fast erleichtert war, als Nick mit vorsichtigen, präzise gesetzten Lauten Algaliarepts Namen nannte.

Er ließ erschöpft die Schultern hängen und atmete tief durch. Auf so engem Raum konnte ich unter dem Deo seinen Schweiß riechen. Er drückte kurz meine Hand.

Aus dem Wohnzimmer konnte ich das Ticken der Uhr und den gedämpften Verkehrslärm hören. Es geschah nichts.

»Sollte jetzt nicht was passieren?« Ich kam mir langsam

dämlich vor in dem Wandschrank.

»Es kann ein bisschen dauern. Wie ich schon sagte, es ist ein Probevertrag, nicht das volle Programm.«

Ich atmete möglichst leise und lauschte gespannt. »Und wie lange genau kann das dauern?«

»Seit ich die Kreisgeschichte umgedreht habe, normalerweise fünf bis zehn Minuten.«

Nicks Stimmung besserte sich langsam wieder, und ich spürte die Wärme seines Körpers neben mir. In der Ferne heulte die Sirene eines Rettungswagens auf und verklang wieder.

Ich beäugte kritisch die brennende Kerze. »Und wenn er nicht auftaucht? Wie lange müssen wir warten, bis wir aus dem Schrank kommen können?«

Nick lächelte mich freundlich aber unverbindlich an wie ein Fremder im Fahrstuhl. »Äh, ich würde besser nicht vor Sonnenaufgang aus dem Kreis treten. Solange er nicht erschienen ist und wir ihn dem Ritus entsprechend wieder gebannt haben, kann er die ganze Nacht über auftauchen.«

»Wenn er also nicht kommt, stecken wir bis zum Morgen in diesem Schrank?«

Er nickte, wandte aber den Blick ab, als sich der Geruch von verschmortem Bernstein auszubreiten begann. »Oh, gut, da kommt er«, flüsterte Nick und richtete sich kerzengerade auf.

Oh gut, da kommt er, wiederholte ich in Gedanken sarkastisch. Oh Gott, mein Leben war eine Katastrophe.

Der Aschehaufen war plötzlich von rotem Jenseitsnebel

umgeben. Der Nebel verdichtete sich mit rasanter Geschwindigkeit und nahm die groben Umrisse eines Tiers an. Ich hielt die Luft an, als ein Paar rotglühender Augen mit geschlitzten Pupillen auftauchte. Dann formte sich ein brutales Maul, aus dem der Sabber auf den Teppich tropfte, noch bevor die Gestalt fertig modelliert war. Schließlich stand der riesige Köter vor uns, den ich damals im Bücherarchiv der Universität das erste Mal gesehen hatte: Nicks personifizierte Angst vor Hunden.

Sein rasselndes Hecheln weckte eine instinktive Angst in mir, von der ich bisher nicht einmal gewusst hatte, dass es sie gab. Als sich das Tier schüttelte, erschienen krallenbesetzte Pfoten und kräftige Hinterläufe, aus dem letzten Rest des Nebels bildete sich eine dicke blonde Mähne. Nick begann zu zittern. »Alles in Ordnung?«, fragte ich besorgt, und er nickte mit kreidebleichem Gesicht.

»Nicholas Gregory Sparagmos«, knurrte das Biest, hockte sich auf die Hinterläufe und zog die Lefzen hoch. »Schon wieder, kleiner Zauberer? Ich war doch gerade erst hier.«

Gregory? Nick grinste mich verlegen an. Sein zweiter Vorname war Gregory? Und was hatte er wohl von dem Dämon für diese Information bekommen?

»Oder hast du mich nur gerufen, um Rachel Mariana Morgan zu beeindrucken?«, ergänzte er, richtete den Blick auf mich und ließ die lange rote Zunge aus dem Maul hängen. Das sollte wohl ein Grinsen sein.

»Ich habe ein paar Fragen«, sagte Nick wesentlich forscher, als es seine Haltung vermuten ließ. Ihm stockte allerdings der

Atem, als der Hund sich erhob und durch den Flur auf uns zu trottete, den er in seiner Breite fast vollständig ausfüllte. Entsetzt sah ich, wie er prüfend über den Boden vor dem Kreis leckte. Die Jenseitsbarriere zischte, als er mit der Zunge die unsichtbare Schwelle berührte. Heißender Rauch stieg auf, und durch den Dunstschleier konnte ich sehen, wie an Algaliarepts Zunge kleine Flammen aufloderten. Nick erstarrte, und glaubte einen leisen Fluch oder vielleicht auch ein Gebet zu hören. Der Dämon stieß ein irritiertes Knurren aus, und seine Umrisse verschwammen.

Mit klopfendem Herzen beobachtete ich die Verwandlung in den üblichen englischen Gentleman. »Rachel Mariana Morgan«, begrüßte er mich schmeichelnd. »Ich muss dich wirklich beglückwünschen, Liebes, dass du diese Leiche gefunden hast. Das war die geschickteste Anwendung der Kraftlinienmagie, die ich in den letzten zwölf Jahren gesehen habe.« Er lehnte sich ein wenig vor, und ich roch den Duft von Lavendel. »Du hast für ziemlich viel Aufsehen gesorgt«, flüsterte er. »Ich wurde plötzlich zu jeder Party eingeladen, da es meine Hexe war, deren Zauber es bis auf den Marktplatz geschafft und die Glocken zum Klingen gebracht hat. Sie haben alle etwas von der Köstlichkeit abbekommen, wenn auch nicht so viel wie ich.«

Der Dämon schloss die Augen und gab sich einem wohligen Schauern hin, woraufhin seine Umrisse flackerten, wohl weil er sich nicht mehr ausreichend konzentrierte.

Ich schluckte schwer. »Ich bin nicht deine Hexe.«

Nicks Finger schlossen sich um meinen Ellbogen. »Du wirst

in dieser Gestalt bleiben«, befahl er dem Dämon mit sicherer Stimme, »und du wirst aufhören, Rachel zu belästigen. Ich habe Fragen, und ich will den Preis erfahren, bevor ich sie stelle.«

»Wenn deine Dreistigkeit dich nicht umbringt, wird es deine Neugier tun«, erwiderte Algaliarept gelassen, drehte sich mit fliegenden Rockschoßen um und betrat das Wohnzimmer. Von meiner Position aus konnte ich gerade noch sehen, wie er die Glastüren von Nicks Bücherschrank öffnete. Seine behandschuhten Finger glitten über die Buchrücken, dann zog er einen Band heraus. »Oh, ich habe mich immer gefragt, wohin dieses Buch verschwunden sein mag«, sagte er freudig, ohne sich umzudrehen. »Wie grandios, dass du es hast. Beim nächsten Mal werden wir daraus lesen.«

Nick sah mich verlegen an. »Das machen wir normalerweise so«, flüsterte er. »Algaliarept entschlüsselt für mich die unverständlichen lateinischen Passagen, und dabei rutscht ihm immer wieder die ein oder andere Zusatzinfo raus.«

»Und du traust ihm?« Trotz meiner Nervosität runzelte ich missbilligend die Stirn. »Frag ihn jetzt.«

Algaliarept hatte den Wälzer wieder an seinen Platz gestellt und ein anderes Buch herausgezogen. Er wurde immer ausgelassener, blätterte murmelnd darin herum und wirkte, als hätte er einen alten Freund wiedergefunden.

»Algaliarept«, unterbrach Nick seine Studien. Der Dämon drehte sich um, ohne das Buch aus der Hand zu legen. »Ich

möchte wissen, ob du der Dämon bist, der im Frühjahr Prent Kalamack angegriffen hat.«

Algaliarept zeigte keine Reaktion, sondern blickte weiterhin auf das Buch, das aufgeschlagen in seinen Händen lag. Mir wurde flau im Magen, als ich entdeckte, dass er seine Finger verlängert hatte, um es besser halten zu können. «Das ist durch unseren Vertrag abgedeckt«, antwortete er schließlich geistesabwesend, »da Rachel Mariana Morgan die Antwort bereits erraten hat.« Er schaute hoch und sah mich über die getönte Brille hinweg an. »Oh ja, ich habe in dieser Nacht Trenton Aloysius Kalamack gekostet, genau wie dich. Ich hätte ihn eigentlich ohne große Umstände töten sollen, aber seine Andersartigkeit war so exquisit, dass ich mich zu lange aufgehalten habe und er mich in einem Kreis bannen konnte.«

»Habe ich deswegen überlebt?«, fragte ich. »Weil du einen Fehler gemacht hast?«

»Ist das eine Frage, die du mir da stellst?«

Ich fuhr mir nervös mit der Zunge über die Lippen. »Nein.«

Algaliarept schloss das Buch. »Dein Blut ist gewöhnlich, Rachel Mariana Morgan. Delikat, mit feinen Nuancen, die ich nicht entschlüsseln kann, aber dennoch gewöhnlich. Ich habe nicht mit dir gespielt, ich habe versucht, dich zu töten. Hätte ich gewusst, dass du die Turmglocken läuten kannst, wäre ich wahrscheinlich anders vorgegangen.« Er lächelte, und ich spürte seinen Blick wie Öl auf meiner Haut. »Vielleicht aber auch nicht. Ich hätte wissen müssen, dass du deinem Vater ähnlich bist. Er hat ebenfalls die Glocken geläutet. Einmal.

Danach starb er. Du solltest wohl hoffen, dass es kein Zeichen ist.«

Mir wurde übel. Nick packte meinen Arm, bevor ich den Kreis berühren konnte. »Du hast doch gesagt, du kanntest ihn nicht«, sagte ich rau.

Der Dämon schenkte mir ein geziertes Lächeln. »Oh, ist das jetzt eine Frage?«

Ich schüttelte den Kopf, hoffte aber, dass er mir trotzdem mehr verraten würde.

Er tippte sich mit dem Finger an die Nase. »Dann sollte Nicholas Gregory Sparagmos lieber eine Frage stellen, bevor ich von jemandem weggerufen werde, der auch bereit ist, mich für meine Dienste zu entlohnen.«

»Du bist nichts anderes als ein jämmerlicher kleiner Spitzel, weißt du das?«, stieß ich zitternd hervor.

Algaliarepts Blick blieb an meinem Hals hängen, und ich musste automatisch daran denken, wie ich blutüberströmt in diesem Keller gelegen hatte. »Nur an meinen schlechten Tagen.«

Nick richtete sich steif auf. »Ich möchte wissen, wer dich beschworen hat, um Rachel zu töten, und ob es derjenige oder diejenige dich zurzeit wieder beschwört, um Kraftlinienhexen zu töten.«

Algaliarept wanderte den Flur entlang, bis ich ihn fast nicht mehr sehen konnte, und murmelte: »Das sind sehr wertvolle Fragen. Beide zusammen liegen weit außerhalb unserer Vereinbarung.« Er schaute wieder auf das Buch in seinen Händen und blätterte eine Seite um.

Besorgt sah ich, wie Nick Luft holte, um zu sprechen. »Nein«, sagte ich schnell, »das ist es nicht wert.«

Nick ignorierte mich und fragte: »Was verlangst du für die Antworten?«

»Deine Seele?«, kam die unbeschwerte Antwort.

Nick schüttelte den Kopf. »Nenn mir einen vernünftigen Preis, oder ich schicke dich sofort zurück und du kannst dich nicht weiter mit Rachel unterhalten.«

Algaliarept strahlte ihn an. »Du wirst langsam dreist, kleiner Zauberer, das gefällt mir. Dadurch gehörst du schon so gut wie mir.« Mit einem lauten Knall schloss er das Buch. »Gib mir die Erlaubnis, das Buch mit über die Grenze zu nehmen, und ich verrate dir, wer mich beauftragt hat, Rachel Mariana Morgan zu töten. Ob es dieselbe Person ist, die mich beschwört, um Trenton Aloysius Kalamacks Hexen zu töten, bleibt mein Geheimnis. Für diese Information ist deine Seele nicht kostbar genug. Es ist schon tragisch, wenn die Vorlieben eines jungen Mannes seine Möglichkeit zu übersteigen, nicht wahr?«

Die Erkenntnis, dass er gerade zugegeben hatte, die Hexen getötet zu haben, konnte mich nicht aufheitern. Es war anscheinend pures Glück gewesen, dass Trent und ich überlebt hatten, wenn die anderen Hexen ihn alle nicht hätten abwehren können. Nein, kein Glück, sondern Quen und Nick.

»Und warum willst du ausgerechnet dieses Buch?«, fragte ich vorsichtig.

»Ich habe es geschrieben«, erwiderte er so scharf, dass

sich die Worte in mein Gehirn einzubrennen schienen.

Nicht gut! Nicht gut, nicht gut, nicht gut! »Gib es ihm nicht, Nick!«

Er drehte sich umständlich um, und wir prallten in der Enge aufeinander. »Es ist doch nur ein Buch.«

»Es ist dein Buch«, korrigierte ich ihn, »aber meine Frage. Ich werde schon einen anderen Weg finden, um an den Namen zu kommen.«

Algaliarept lachte leise, trat ans Fenster und schob den Vorhang ein Stück zurück, um auf die Straße zu sehen. »Bevor ich das nächste Mal geschickt werde, dich zu töten? Du bist das Gesprächsthema Nummer eins auf beiden Seiten der Grenze, solltest du wissen. Also beeil dich mit deiner Frage. Du möchtest doch sicher nicht, dass ich plötzlich weggerufen werde und deine Angelegenheiten dann noch nicht geregelt sind.«

Nick schaute mich entsetzt an. »Du bist die Nächste, Rachel?«

»Nein«, protestierte ich und hätte Algaliarept am liebsten eine reingehauen. »Er will dich nur verunsichern, damit du ihm das Buch gibst.«

»Du hast die Kraftlinien benutzt, um Dan zu finden«, meinte Nick aufgebracht, »und jetzt arbeitest du für Trent! Du stehst auf seiner verdammten Liste, Rachel. Nimm das Buch, AI. Wer hat dich geschickt, um Rachel zu töten?«

»AI?« Der Dämon grinste fröhlich. »Oh, das gefällt mir. AI! Ja, du darfst mich AI nennen.«

»Wer hat dich geschickt, um Rachel umzubringen?«,

wiederholte Nick fordernd.

Algaliarept strahlte ihn an und verkündete: »Ptah Amnion Fineas Horton Madison Parker Piscary.«

Ich drohte zusammenzubrechen.

»Piscary?«, flüsterte ich schwach. Ivys Onkel war der Hexenjäger? Und er hatte sieben Namen? Wie alt war er eigentlich?

»Algaliarept, verlasse uns jetzt und störe uns nicht mehr In dieser Nacht«, befahl Nick plötzlich.

Das Grinsen des Dämons jagte mir kalte Schauer über den Rücken. »Das kann ich dir aber nicht versprechen«, säuselte er anzüglich und verschwand. Das Buch in seiner Hand fiel auf den Teppich, zugleich drang vom Bücherschrank ein dumpfes Geräusch zu uns herüber. Ich fühlte mich vollkommen ausgelaugt. Was sollte ich nur Ivy sagen? Wie sollte ich mich vor Piscary schützen? Ich hatte mich schon einmal in einer Kirche verkrochen, das wollte ich nicht schon wieder.

»Warte«, meinte Nick und zog mich zurück, bevor ich den Kreis berühren konnte. Ich folgte seinem Blick zu dem Aschehäufchen. »Er ist noch nicht weg.«

Ich hörte Algaliarept fluchen, dann verschwand die Asche.

Nick seufzte erleichtert und trat mit dem Fuß auf die Kreislinie, um den Zauber zu brechen.

»Jetzt kannst du raus.«

Vielleicht war Nick doch besser in so was, als ich angenommen hatte.

Bedrückt blies er die Kerze aus, ließ sich aufs Sofa fallen

und blieb zusammengesunken sitzen, den Kopf in die Hände gestützt.

»Piscary«, sagte er, und starrte gedankenverloren auf den Teppich. »Warum kann ich keine normale Freundin haben, die sich nur vor ihrer ehemaligen Jugendliebe verstecken muss?«

»Du bist es doch, der Dämonen beschwört«, konterte ich mit schlotternden Knien. Das Dunkel der Nacht wirkte plötzlich viel bedrohlicher. Nun, da Nick nicht mehr neben mir stand, war im Schrank ausreichend Platz, und am liebsten wäre ich einfach drin geblieben. »Am besten gehe ich zurück in meine Kirche.« Ich dachte darüber nach, mein altes Klappbett aufzubauen und direkt auf dem ehemaligen Altar zu schlafen.

Also, nachdem ich Trent angerufen hatte. Er hatte immerhin gesagt, er werde sich darum kümmern. *Sich darum kümmern*. Hoffentlich meinte er damit, Piscary zu pfählen. Der alte Vampir scherte sich einen Dreck um das Gesetz - warum sollte ich mich also daran halten? Flüchtig prüfte ich mein Gewissen, fand aber nicht die leisesten Skrupel.

Ich schnappte mir meine Jacke und ging in Richtung Tür. Ich wollte in meine Kirche - mich in die AZE-Decke einhüllen, die ich Edden geklaut hatte, und es mir mitten in der gesegneten Kirche bequem machen. »Ich muss telefonieren«, sagte ich mühsam und stoppte auf halbem Weg durch das Wohnzimmer.

»Trent?«, fragte Nick unnötigerweise und reichte mir das schnurlose Telefon.

Nachdem ich die Nummer eingetippt hatte, ballte ich die Hand zu einer Faust, um meine zitternden Finger unter Kontrolle zu kriegen. Jonathans missmutige Stimme meldete sich. Ich schnauzte ihn so lange an, bis er mich zu Trent durchstellte. Endlich hörte ich ein Klicken und das Freizeichen eines Nebenanschlusses. Trent begrüßte mich in freundlichem, professionellem Tonfall: »Guten Abend, Ms. Morgan.«

»Es ist Piscary«, sagte ich statt einer Begrüßung. Am anderen Ende der Leitung blieb es so lange still, das ich schon befürchtete, er hätte einfach aufgelegt.

»Er hat Ihnen gesagt, dass Piscary ihn losschickt, um meine Hexen zu töten?«, hakte Trent nach, und ich hörte, wie er gebieterisch mit den Fingern schnippte, anschließend das Kratzen einer Feder auf Papier. Kurz fragte ich mich, ob Quen wohl bei ihm war. Die vorgetäuschte Erschöpfung in seiner Stimme, mit der er seine Besorgnis zu vertuschen versuchte, funktionierte bei mir nicht.

»Ich habe ihn gefragt, ob er im letzten Frühjahr geschickt wurde, um Sie zu töten, und wer ihn für diese Aufgabe beschworen hat.« Mein Magen verknotete sich vor Angst, während ich im Zimmer auf und ab tigerte. »Ich würde vorschlagen, Sie bleiben fürs Erste nach Sonnenuntergang auf heiligem Boden. Sie können doch heiligen Boden betreten, oder?«, fragte ich, unsicher, welche Regeln bei Elfen galten.

»Machen Sie sich nicht lächerlich«, erwiderte er schroff. »Ich habe ebenso eine Seele wie Sie auch. Und vielen Dank.

Sobald Sie die Information bestätigt haben, schicke ich einen Kurier mit dem Rest Ihres Honorars.«

Hilflos drehte ich mich zu Nick um. »Bestätigt? Was meinen Sie mit bestätigt?« Meine Hände wollten einfach nicht aufhören zu zittern.

»Bisher habe ich nur einen Hinweis von Ihnen bekommen«, erklärte er. »Der Einzige, den ich für Hinweise bezahle, ist mein Börsenmakler. Liefern Sie mir einen Beweis, dann wird Jonathan Ihnen einen Scheck ausstellen.«

»Ich habe Ihnen einen verfluchten Beweis geliefert!«, rief ich fassungslos. »Ich habe eben mit dem verdammten Dämon gesprochen, und er hat zugegeben, dass er die Hexen tötet. Was für Beweise brauchen Sie denn noch?«

»Ein Dämon kann von mehr als einer Person beschworen werden, Ms. Morgan. Falls Sie ihn nicht direkt gefragt haben, ob Piscary ihn gerufen hat, um diese Hexen zu töten, ist das reine Spekulation.«

Ich wandte Nick den Rücken zu, als ich leise sagte: »Dafür hat er zu viel verlangt.« Fahrig strich ich mit der Hand über meinen Zopf. »Aber er hat uns beide auf Piscarys Geheiß hin angegriffen, und er hat zugegeben, die Hexen ermordet zu haben.«

»Das reicht nicht. Ich brauche unwiderlegbare Beweise, bevor ich einen Meistervampir pfähle. Ich würde vorschlagen, Sie besorgen sie unverzüglich.«

»Sie wollen mich doch nur abzocken!«, schrie ich und wanderte zum Fenster, während die Angst in Frustration umschlug. »Und warum auch nicht? Die Howlers haben es

getan, das FIB ebenfalls. Warum sollte es bei Ihnen anders sein?«

»Ich betrüge Sie nicht«, sagte er abwehrend, und die seidenweiche Stimme war plötzlich hart wie Stahl. »Aber ich zahle nicht für schlampige Arbeit. Wie Sie selbst angemerkt haben, zahle ich für Resultate, nicht für Strategiebesprechungen, und auch nicht für Spekulationen.«

»Für mich hört sich das so an, als würden Sie mir gar nichts bezahlen! Ich habe Ihnen gesagt, dass es Piscary war. Aber für lausige zwanzigtausend Dollar werde ich bestimmt nicht in den Schlupfwinkel eines über vierhundertjährigen Vampirs marschieren und ihn fragen, ob er einen Dämon losschickt, um die Bürger von Cincinnati umzubringen!«

»Wenn Sie den Auftrag ablehnen, erwarte ich, dass Sie mir meinen Vorschuss zurückerstatten.«

Kommentarlos beendete ich das Gespräch.

Ich löste meinen verkrampften Griff um das Telefon und legte es vorsichtig auf den Sims zwischen Küche und Wohnzimmer. Am liebsten hätte ich es an die Wand geschleudert. »Fährst du mich bitte nach Hause?«, fragte ich gepresst.

Nick starrte wie gebannt in sein Bücherregal und ließ den Finger über die Buchrücken gleiten.

»Nick«, rief ich gereizt. »Ich will jetzt wirklich nach Hause.«

»Warte kurz«, murmelte er, ohne sich von den Büchern ablenken zu lassen.

»Nick!« Ich schrie jetzt und verschränkte aggressiv die Arme vor der Brust. »Du kannst dir deine Bettlektüre ja wohl

auch später aussuchen. Ich will jetzt endlich nach Hause!«

Endlich drehte er sich um. In seinem Gesicht stand blankes Entsetzen. »Er hat es mitgenommen.«

»Was mitgenommen?«

»Ich dachte, er meint das Buch, das er in der Hand hatte. Aber er das Buch mitgenommen, mit dem du mich zu deinem Schutzgeist gemacht hast.«

Ich zog einen Schmollmund. »AI hat ein Buch über die Bindung von Menschen als Schutzgeister geschrieben? Soll er es doch haben.«

Nick schüttelte erschöpft den Kopf. »Dann verrate mir mal, wie wir ohne das Buch den Bund rückgängig machen sollen?

Mir fiel die Kinnlade runter. »Oh.« Daran hatte ich nicht gedacht.

25

Als draußen ein Motorengeräusch laut wurde, sah ich von meinem Buch auf. Dem typischen rhythmischen Tuckern nach zu urteilen war es Kists Motorrad. Ich rollte mich enger zusammen, zog die Decke bis ans Kinn und schaltete die Nachttischlampe aus. Hinter den angelehnten Buntglasfenstern wurde die Dunkelheit von einem Scheinwerfer durchbrochen.

Ivy war zurück. Falls Kist mit reinkam, würde ich einfach vorgeben zu schlafen, bis er wieder ging. Doch das Motorrad hielt nur kurz, bevor es sich wieder entfernte. Ich schaute auf

die leuchtenden Neonziffern der Uhr. Vier Uhr morgens. Sie war früh dran.

Ich klemmte einen Finger in mein Buch und lauschte auf ihre Schritte auf dem Gehweg. Die Kälte des frühen Septembermorgens hatte sich in meinem Zimmer ausgebreitet. Es wäre wohl schlauer, aufzustehen und das Fenster zu schließen, Ivy würde sowieso gleich die Heizung anmachen.

Ich dankte allen Heiligen dafür, dass mein Schlafzimmer zum ursprünglichen Teil der Kirche gehörte und sich somit auf gesegnetem Boden befand - garantierter Schutz gegen untote Vampire, Dämonen und böse Schwiegermütter. Bis zum Sonnenaufgang war ich in meinem Bett also sicher. Kist war dann zwar immer noch eine Gefahr, aber er würde mich nicht anrühren, solange Ivy lebte. Und wohl auch nicht, wenn sie tot war. Ein ungutes Gefühl stieg in mir auf.

Ich zog den Finger aus dem Buch und legte es auf die mit einem Tuch bedeckte Kiste, die ich als Tisch benutzte. Ivy war immer noch nicht reingekommen. Aber ich hatte doch gehört, wie Kists Bike weggefahren war...

Mit klopfendem Herzen wartete ich darauf, Ivys leise Schritte zu hören, oder das Geräusch der zufallenden Kirchentür. Aber ich hörte nur leise Würgegeräusche, die durch die Stille der Nacht drangen.

»Ivy?« Ich warf die Decke zurück, stieg fröstelnd aus dem Bett, schlüpfte in meinen Bademantel, schob die Füße in die pinken Plüschslipper und eilte in den Flur. Schon halb aus der Tür, kam ich rutschend zum Stehen und ging in mein

Badezimmer. Hastig suchte ich in der Dunkelheit aus der Parfümauswahl auf der schäbigen Kommode den richtigen Flakon heraus. Endlich fand ich den neuen Duft, der erst gestern hier aufgetaucht war, und nebelte mich damit ein. Ein stechender Zitrusgeruch stieg auf, während ich die Flasche so hektisch abstellte, dass dabei die Hälfte der anderen umgestoßen wurde. Ich rannte durch den Altarraum und band mir dabei den Bademantel zu. Hoffentlich funktionierte dieses Zeug besser als das letzte.

Mit einem scharfen Flügelklappern stürzte plötzlich Jenks von der Decke herab und stoppte direkt vor meinem Gesicht. Ein schwarzes Glühen ging von ihm aus. Ich blinzelte schockiert. Er glühte *schwarz*?

»Geh da nicht raus«, warnte er mich, und ich hörte Angst in seiner Stimme. »Geh hinten raus, nimm den nächsten Bus, versteck dich bei Nick.«

Mein Blick flog zur Eingangstür, als ich Ivy erneut würgen hörte und neben dem gequälten Keuchen Schluchzer laut wurden.

»Was ist passiert?«, fragte ich zaghaft.

»Sie ist wieder drauf.«

Ich starrte ihn verständnislos an. »Was?«

»Sie ist wieder drauf«, wiederholte er. »Sie zieht sich den H-Saft rein, sie verkostet den Wein. Sie praktiziert wieder, Rachel, und ist deswegen vollkommen durchgedreht. Hau ab. Meine Familie wartet an der hinteren Gartenmauer, bring sie für mich zu Nick. Ich werde hierbleiben und sie im Auge behalten. Damit sie nicht -« Er schaute ängstlich zur Tür. »Ich

werde aufpassen, dass sie dir nicht folgt.«

Draußen hörte Ivy plötzlich auf zu würgen. Ich stand in Schlafanzug und Bademantel mitten im Altarraum und lauschte. Totenstille hatte sich ausgebreitet, und mit ihr kam die Panik und zog an meinen Eingeweiden. Dann war da ein leises Geräusch zu hören, das ich bald als Weinen identifizierte.

»Lass mich durch«, flüsterte ich und ging an Jenks vorbei. Mit klopfendem Herzen und weichen Knien öffnete ich die schwere Tür.

Das schwache Licht der Straßenlaternen reichte aus, um mir den bemitleidenswerten Anblick zu zeigen: Tief im Schatten der Eichen lag Ivy in ihren Motorradklamotten auf dem Boden. Sie hatte es nur bis zur untersten Stufe der Treppe geschafft, bevor sie zusammengebrochen und hilflos liegen geblieben war. Das dunkle, zähflüssige Ergebnis ihrer Würgeattacken war über die Treppe verteilt und tropfte in dicken Klumpen auf den Gehweg. Der süßliche Geruch von Blut überlagerte sogar meine Zitruswolke.

Ich raffte den Bademantel und ging die Treppe hinunter, mit einer Ruhe und Entschlossenheit, die sich nur nach der schlimmsten Angst einstellt.

»Rachel!«, schrie Jenks. »Du kannst ihr nicht helfen, hau ab!«

Ich zögerte, als ich Ivy erreichte und sie betrachtete. Ihre langen Beine waren merkwürdig verdreht, und ihre Haare hingen in der widerlichen dunklen Brühe. Das heftige Schluchzen war zu einem lautlosen, krampfartigen Weinen

geworden. *Gott steh mir bei. Lass mich das durchhalten.*

Mit angehaltenem Atem packte ich sie von hinten unter den Armen und versuchte, sie auf die Füße zu stellen. Sie zuckte zusammen, als ich sie berührte, aber dann schien sie mich für einen Moment wahrzunehmen. Taumelnd versuchte sie aufzustehen. »Ich habe ihm gesagt, dass ich nicht will«, krächzte sie. »Ich habe nein gesagt.«

In mir zog sich alles zusammen, als ich ihre Stimme hörte, sie klang vollkommen verwirrt. Der stechende Geruch des Erbrochenen drang in meinen Hals, doch darunter erkannte ich den Geruch feuchter Erde und Ivys eigenen Ascheduft. Als ich sie aufrichtete, kam Jenks zu uns raus und begann, mich zu umkreisen. »Vorsichtig«, flüsterte er mir immer wieder ins Ohr. »Sei vorsichtig. Ich kann sie nicht aufhalten, wenn sie dich angreift.«

»Sie wird mir nichts tun«, erwiderte ich gereizt. »Sie ist nicht rückfällig geworden, hör ihr doch zu. Jemand hat sie gezwungen.«

Als wir die oberste Stufe erreichten, wurde Ivy von Krämpfen geschüttelt. Sie wollte sich an der Tür abstützen, riss aber die Hand zurück, als hätte sie sich verbrannt. Wie ein verletztes Tier wand sie sich aus meinem Griff. Keuchend wich ich vor ihr zurück. Ihr Kruzifix war verschwunden.

Sie richtete sich langsam auf und starrte mich an. Mir wurde eiskalt. Ihre schwarzen Augen waren vollkommen leer. Dann flackerte Hunger in ihnen auf, und sie sprang.

Ich hatte nicht die geringste Chance.

Ivy packte mich am Hals und drückte mich mit dem

Rücken an die Kirchentür. Mir schoss das Adrenalin ins Blut. Unerbittlich presste sie mich gegen das Holz, und ich versuchte verzweifelt Luft zu holen. Ich wollte um mich treten, aber Ivy schob sich näher heran und drückte sich an mich, sodass ich durch den Stoff ihre Körperwärme spürte. Heiß, sie war viel zu heiß. Panisch zerrte ich an ihren Fingern, um den eisernen Griff um meine Kehle zu lockern.

Hilflos starrte ich in ihre Augen. Sie waren vollkommen schwarz. Angst, Verzweiflung und Hunger brannten darin, aber von Ivy selbst war nichts übrig geblieben. Überhaupt nichts.

»Er hat es mir befohlen«, sagte sie weich. Ihr Ton passte so gar nicht zu dem von Hunger verzerrten Gesicht. »Ich habe ihm gesagt, dass ich nicht will.«

»Ivy«, krächzte ich, »lass mich runter.« Sie krallte die Hand noch fester in meinen Hals, und ich keuchte.

»Nicht so!«, schrie Jenks. »Ivy! Das ist nicht das, was du willst.«

Die Finger an meiner Kehle verkrampften sich. Meine Lunge brannte. Das Schwarz von Ivys Augen schien sich auszudehnen, als mein Körper den Kampf langsam aufgab. Mit letzter Kraft suchte ich nach der Linie, fand sie und stellte die Verbindung her. Der Sauerstoffmangel dämpfte in meine Sinne, aber es gelang mir, die einströmende Energie zu halten und mit einem mächtigen Schlag freizusetzen.

Ivy wurde zurückgeschleudert, und ich stürzte auf die Knie. Röchelnd pumpte ich Sauerstoff in meine Lunge. Der Schmerz von dem heftigen Aufprall breitete sich in meinem

Körper aus. Hustend tastete ich meinen Hals ab und versuchte gleichmäßig zu atmen. Jenks war nicht mehr als ein grün-schwarzer Fleck, zumindest, bis sich die schwarzen Punkte vor meinen Augen auflösten.

Als ich schließlich hochschaute, sah ich Ivy, wie sie zusammengekauert vor der Tür hockte, die Arme über den Kopf gelegt, als müsse sie sich vor Schlägen schützen, und monoton vor und zurück schaukelte. »Ich habe nein gesagt, ich habe nein gesagt, ich habe nein gesagt«, flüsterte sie wieder und wieder.

»Jenks«, keuchte ich, ohne den Blick von Ivy abzuwenden. »Flieg los und hol Nick.«

Als ich mich aufrappelte, schwebte der Pixie vor mir. »Ich werde nicht gehen.«

Ich schluckte vorsichtig und griff mir noch einmal prüfend an den Hals. »Na los, hol ihn, falls er nicht sowieso schon auf dem Weg ist. Er muss gespürt haben, dass ich die Linie benutzt habe.«

Jenks blieb unnachgiebig: »Du solltest abhauen. Lauf weg, solange du noch kannst.«

Ich schüttelte nur den Kopf und konzentrierte mich wieder auf Ivy. Ihr gesamtes Selbstvertrauen, ihre Zuversicht, es war alles zerstört, zurückgeblieben war nur dieses Häufchen Elend, das nicht aufhören wollte zu weinen. Ich konnte nicht gehen. Ich konnte sie nicht zurücklassen, nur weil es sicherer war. Sie brauchte Hilfe, und ich war die Einzige, die sie ihr geben und das vielleicht sogar überleben konnte.

»Verdammt noch mal«, schrie Jenks. »Sie wird dich

umbringen!«

»Wir kommen schon klar«, beruhigte ich ihn, während ich zu ihr rüberhumpelte. »Hol Nick. Bitte. Ich brauche ihn jetzt.«

Sein unregelmäßiger Flügelschlag spiegelte seine Unentschlossenheit. Endlich nickte er und sauste ab, und ließ eine Stille zurück, die so bedrückend war wie die in einem Sterbezimmer. Schwer schluckend zog ich den Gürtel meines Bademantels enger und flüsterte vorsichtig: »Ivy? Komm, Ivy. Ich bringe dich rein.« Entschlossen legte ich die Hand auf ihre Schulter, zog sie aber sofort zurück, als Ivy anfang zu zittern.

»Lauf«, flüsterte sie noch, bevor sie aufhörte, sich zu wiegen und in eine angespannte Starre verfiel. Dann hob sie mühsam den Kopf und sah mich an. Ihr Augen waren leer, das Haar hing ihr wirr ins Gesicht. »Lauf«, wiederholte sie. »Wenn du wegläufst, weiß ich, was ich zu tun habe.«

Ich zitterte, rührte mich aber nicht vom Fleck, da ich sonst eine Instinktreaktion ausgelöst hätte.

Ihr Gesicht verlor jeglichen Ausdruck, dann runzelte sie ganz leicht die Stirn. Das Schwarz ihrer Augen wurde von einer Spur Braun durchbrochen. »Oh Gott, Rachel. Hilf mir!«, wimmerte sie.

Das war angsteinflößender als alles andere.

Meine Beine fühlten sich an wie Gummi, und alles in mir schrie danach wegzulaufen, sie auf den Treppenstufen liegen zu lassen und zu verschwinden. Niemand würde mir Vorwürfe machen deswegen. Doch stattdessen packte ich sie wieder unter den Armen und zog sie hoch. »Komm schon«,

sagte ich behutsam. Meine Alarmglocken schrillten, als ich ihre heiße Haut berührte. »Ich bringe dich erst mal rein.«

Sie hing schlaff in meinen Armen. »Ich habe nein gesagt«, fing sie wieder an, und ihre Stimme wurde undeutlich. »Ich habe nein gesagt.«

Ivy war zwar größer als ich, aber ich konnte sie gut mit der Schulter stützen und ihr so das Gehen erleichtern. Ich zog mühsam die schwere Tür auf.

»Er hat mir nicht zugehört«, lallte sie zusammenhanglos, als ich sie über die Schwelle zog und die Tür hinter uns zufallen ließ, sodass die ekelhaften Gerüche der Überreste auf der Treppe ausgesperrt wurden.

Die Dunkelheit des Foyers war mir unheimlich, also stolperte ich vorwärts, bis wir den schwach beleuchteten Alttarraum erreichten. Ivy krümmte sich und keuchte wie unter Schmerzen. Auf meinem Bademantel entdeckte ich eine dunkle Schliere. Ich sah genauer hin. »Ivy, du blutest ja!«

Mir lief ein Schauer über den Rücken, als sie ihre neueste Litanei von »Er hat gesagt, es wäre in Ordnung« unterbrach und anfang zu kichern. Es war ein kehliges, gruseliges Geräusch. Mein Mund wurde trocken.

»Ja«, sagte sie lasziv, »ich blute. Willst du mal kosten?« Entsetzt beobachtete ich, wie sie das Gesicht verzog und sich das Kichern in ein verzweifelt Stöhnen verwandelte. »Jeder sollte es kosten«, wimmerte sie. »Es spielt sowieso keine Rolle mehr.«

Ich biss die Zähne zusammen und verstärkte meinen Griff um ihre Schultern. Jemand hatte sie benutzt. Jemand hatte

sie gegen ihren Willen gezwungen, Blut zu trinken. Sie war nicht zurechnungsfähig, wie ein Drogensüchtiger, der von einem Trip runterkommt.

»Rachel?«, fragte sie unsicher und wollte stehen bleiben.
»Ich glaube, mir wird schlecht...«

»Wir sind schon fast da«, erwiderte ich grimmig. »Halt durch. Halt einfach durch.« Wir schafften es gerade noch rechtzeitig, und ich hielt ihr die verklebten Haare aus dem Gesicht, während sie sich würgend in ihre schwarze Toilette übergab. Im Schein der Nachttischlampe aus dem Nebenraum sah ich undeutlich, wie das zähflüssige schwarze Blut aus ihrem Mund brach und schloss die Augen. Jetzt schluchzte sie wieder so heftig, dass ihr ganzer Körper bebte. Als sie fertig war, betätigte ich schnell die Spülung, damit wenigstens ein Teil des Grauens verschwand.

Ich schaltete das Licht ein, und in der sanften Beleuchtung sah ich das ganze Ausmaß ihres Elends. Ivy hockte weinend auf dem Boden und presste die Stirn gegen den Rand der Toilette. Ihre lederne Hose war bis zu den Knien mit Blut beschmiert, und die Seidenbluse unter ihrer Jacke war zerrissen. Die Fetzen klebten an ihrem Körper, feucht von dem Blut, das von ihrem Hals tropfte. Ich ignorierte die warnende Stimme in meinem Hinterkopf und strich ihr behutsam das Haar aus dem Nacken, um sie besser zu untersuchen.

Mein Magen verknotete sich. Ivys makelloser Hals war brutal ausgerissen worden, der lange, tiefe Riss leuchtete auf ihrer ansonsten bleichen Haut. Er blutete immer noch, und

ich hielt den Atem an, denn falls noch Vampirspeichel in der Wunde war, konnte selbst dieser sanfte Lufthauch sie stimulieren.

Schockiert ließ ich ihre Haare los und wich zurück. In der Welt der Vampire entsprach das einer Vergewaltigung.

»Ich habe ihm gesagt, dass ich nicht will«, schluchzte Ivy wieder, beruhigte sich aber ein wenig, als sie merkte, dass ich nicht mehr ganz so nah bei ihr stand. »Ich habe nein gesagt.«

Ich schaute in den Spiegel, und ein kreidebleiches, verängstigtes Gesicht starrte mich an. Ich holte tief Luft. Plötzlich wollte ich einfach nur, dass alles vorbei war. Aber erst musste ich ihr das Blut abwaschen. Ich musste sie ins Bett bringen und ihr ein Kissen zum Reinheulen geben. Ich musste ihr eine Tasse heiße Schokolade machen und einen guten Psychiater besorgen. Gab es überhaupt Psychiater für vergewaltigte Vampire?

Ich legte ihr behutsam die Hand auf die Schulter. »Komm, Ivy. Wir machen dich erst mal sauber.« Ich schaute zweifelnd auf die Badewanne, in der inzwischen wieder der blöde Fisch herumdümpelte. Nein, sie brauchte eine ordentliche Dusche, kein Bad. Da würde sie nur in dem Dreck sitzen, den sie loswerden musste. »Na los, Ivy«, sagte ich aufmunternd. »Du gehst jetzt in mein Bad und stellst dich unter die Dusche. Ich hole dir in der Zwischenzeit dein Nachthemd. Also, gehen wir...«

»Nein«, sagte sie abwehrend. Ihre Augen waren wieder glasig geworden, und sie blieb vollkommen apathisch, als ich

sie auf die Beine zog. »Ich konnte nicht aufhören, ich habe doch nein gesagt, warum hat er nicht aufgehört?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte ich, und in mir begann es zu brodeln. Ich schleppte sie über den Flur in mein Badezimmer und machte mit dem Ellbogen das Licht an. Dann stellte ich Ivy neben dem Trockner ab und stellte die Dusche an.

Das Rauschen des Wassers schien sie wiederzubeleben. »Ich stinke«, flüsterte sie tonlos und schaute an sich herab. Sie konnte mir nicht in die Augen sehen. »Meinst du, du schaffst es, allein zu duschen?«, fragte ich in der Hoffnung, irgendeinen Impuls auszulösen.

Erst jetzt schien sie zu bemerken, dass ihre Kleidung mit erbrochenem Blut getränkt war. Vorsichtig tunkte sie den Finger in die klebrige Flüssigkeit, führte ihn zum Mund und leckte ihn ab. Automatisch verkrampfte sich alles in mir.

Ivy begann wieder zu weinen. »Drei Jahre«, stieß sie erschöpft hervor. Tränen liefen über ihr Gesicht, und als sie sie mit dem Handrücken abwischte, beschmierte sie ihr Kinn mit Blut. »Drei Jahre...«

Sie ließ den Kopf hängen und begann mechanisch am Reißverschluss an ihrer Hose rumzufummeln. Ich humpelte zur Tür. »Ich mache dir erst mal einen heißen Kakao«, versprach ich und zuckte innerlich zusammen, weil es so absolut unpassend klang. Zögerlich fragte ich: »Kann ich dich ein paar Minuten allein lassen?«

»Sicher«, hauchte sie, und ich zog leise die Tür zu.

Auf dem Weg in die Küche fühlte ich mich wie in einem bösen Traum gefangen. Der Raum erdrückte mich fast mit

seiner beängstigenden Stille. Ivys improvisierter Schreibtisch mit seiner modernen technologischen Ausstattung bildete eine merkwürdig stimmige Ergänzung zu meinen glänzenden Kupferkesseln, den Porzellanlöffeln und den Kräutern am Trockenregal. Die Küche spiegelte uns perfekt wider - alles war sorgfältig räumlich getrennt, wurde aber durch die gemeinsamen Wände zusammengehalten. Ich hatte das Bedürfnis, jemanden anzurufen, zu schreien, zu fluchen und um Hilfe zu betteln. Aber sie würden mir ja doch nur alle raten, so schnell wie möglich zu verschwinden und Ivy im Stich zu lassen.

Mit zitternden Fingern holte ich die Milch und das Kakaopulver aus dem Schrank und begann, das Getränk anzurühren. *Heißer Kakao*, dachte ich verbittert. Ivy war vergewaltigt worden, und ich konnte nichts tun, außer ihr eine beschissene Tasse Kakao zu machen.

Es musste Piscary gewesen sein. Nur Piscary verfügte über die Stärke und war furchtlos genug, um sie zu vergewaltigen. Und es war Vergewaltigung gewesen. Sie hatte ihn gebeten aufzuhören, und er hatte es gegen ihren Willen getan. So etwas nennt man Vergewaltigung.

Der Timer an der Mikrowelle piepste, und ich zog den Gürtel meines Bademantels enger. Dabei entdeckte ich Blutspuren auf dem Mantel und auch auf meinen Hausschuhen. Zum Teil war es schon geronnen, doch es war auch frisches Blut aus der Halswunde dabei. Die dunkleren Flecken schienen den Stoff zu versengen; es war offenbar das Blut des toten Vampirs. Kein Wunder, dass Ivy sich die

Seele aus dem Leib kotzte, das Blut musste wie Feuer in ihrem Körper brennen.

Entschlossen ignorierte ich den Gestank des schwelenden Blutes, machte den Kakao fertig und brachte ihn in Ivys Zimmer. Die Dusche lief immer noch.

Die Strahlen der Nachttischlampe tauchten den in Weiß- und Rosatönen gehaltenen Raum in sanftes Licht. Ivys Schlafzimmer entsprach, ebenso wie ihr Bad, so überhaupt nicht der klassischen Vorstellung vom Unterschlupf eines Vampirs. Die lichtabweisenden Ledervorhänge waren hinter weißen Gardinen versteckt, und eine ganze Wand war komplett mit geschmackvoll gerahmten Familienfotos bedeckt, sodass es fast wie eine Art Schrein wirkte.

Da gab es grobkörnige Aufnahmen von der versammelten Familie vor dem Weihnachtsbaum, alle noch im Bademantel und mit ungekämmten Haaren. Urlaubsbilder, auf denen sie mit breiten Hüten und sonnenverbrannten Nasen vor einer Achterbahn standen. Ein Sonnenaufgang am Strand, Ivy und ihre Schwester im Arm ihres Vaters, der sie so vor der morgendlichen Kälte schützte. Die aktuelleren Fotos waren zwar schärfer und kräftiger in der Farbe, aber lange nicht so schön. Das Lächeln der Abgebildeten wirkte mechanisch. Ivys Vater sah erschöpft aus. Die noch frische Distanzierung Ivys von ihrer Mutter war spürbar. Auf den neuesten Fotos tauchte ihre Mutter gar nicht mehr auf.

Ich wandte mich von den Bildern ab und schlug Ivys weiche Tagesdecke weg, um die schwarze Satinbettwäsche aufzudecken. Ein feiner Geruch von Holzasche stieg auf. Das

Buch auf dem Nachttisch befasste sich mit Tiefenmeditation und Praktiken, die einen auf eine andere Bewusstseinsebene führen sollten. Meine Wut flammte wieder auf. Sie hatte sich so sehr angestrengt, und jetzt war sie wieder bei Null. Warum? Was hatte es ihr jetzt noch gebracht?

Ich stellte die Tasse neben das Buch und ging über den Flur, um den blutverschmierten Bademantel loszuwerden. Mit fahrigen Bewegungen bürstete ich mir die Haare und zog mir eine Jeans und ein schwarzes, rückenfreies Top an. Das waren die wärmsten Klamotten, die ich momentan hatte, da die meisten meiner Wintersachen noch eingelagert waren und alles andere schmutzig war. Den Bademantel und die Hausschuhe ließ ich auf dem Boden liegen, und tapste barfuss durch den Flur, um Ivys Nachthemd zu holen, das an ihrer Badezimmertür hing.

»Ivy?« Ich klopfte zaghaft, hörte aber nur das Wasser laufen. Als keine Antwort kam, klopfte ich noch mal und öffnete schließlich die Tür. Die Dampfschwaden trübten die Sicht und machten es mir schwer, richtig zu atmen. »Ivy?« Langsam bekam ich Angst. »Ivy, ist alles klar?«

Ich fand sie zusammengekauert auf dem Boden der Duschkabine. Das Wasser floss über ihren gebeugten Nacken und vereinigte sich mit dem Blut aus der Wunde zu einem pinken Rinnsal, das in den Abfluss strömte. Aber auch das Wasser auf dem Boden der Kabine war rötlich gefärbt, hauptsächlich rund um ihre Beine. Entsetzt starrte ich auf ihre Oberschenkel, an deren Innenseiten einige tiefe Kratzwunden zu sehen waren. Anscheinend war sie auch im

herkömmlichen Sinn vergewaltigt worden.

Ich hatte das Gefühl, mich gleich übergeben zu müssen.

Ivys Haare klebten am Körper, ihre Gliedmaßen waren merkwürdig verrenkt, und ihre Haut war so bleich, dass die beiden schwarzen Fußkettchen sich abzeichneten wie eiserne Fesseln. Obwohl das Wasser siedend heiß war, zitterte sie wie Espenlaub. Sie hatte die Augen geschlossen, und ihr verzerrtes Gesicht spiegelte eine Erinnerung, die sie ihr Leben lang und bis über den Tod hinaus verfolgen würde. Wer hat behauptet, dass Vampirismus etwas Glamouröses sei? Es war eine Lüge, eine Täuschung, um die hässliche Realität zu verschleiern.

Ich holte tief Luft. »Ivy?«

Sie riss die Augen auf, und ich zuckte zurück.

»Ich will nicht mehr nachdenken«, sagte sie leise und starrte mich an ohne zu blinzeln, obwohl ihr das Wasser übers Gesicht lief. »Wenn ich dich töte, muss ich nicht mehr nachdenken.«

Ich stand wie erstarrt. »Soll ich gehen?«, flüsterte ich.

Sie schloss die Augen wieder und verzog schmerzerfüllt das Gesicht. Dann zog sie die Knie an, umschlang sie mit den Armen und begann wieder zu weinen. »Ja.«

Unsicher streckte ich mich nach dem Hahn und stellte das Wasser ab. Dann griff ich nach dem Badetuch, das sich plötzlich furchtbar rau anfühlte, und fragte ängstlich: »Ivy? Ich will dich nicht anfassen. Bitte steh auf.«

Noch immer weinend rappelte sie sich auf und nahm das Handtuch. Nachdem ich ihr das Versprechen abgenommen

hatte, sich abzutrocknen und das Nachthemd anzuziehen, raffte ich ihre blutgetränkte Kleidung zusammen und warf sie mit meinem Bademantel und den Hausschuhen auf die hintere Veranda. Das weiterhin schwelende Blut stank wie verdorbener Weihrauch. Ich würde die Sachen später auf dem Friedhof vergraben.

Als ich zurückkam, fand ich Ivy in ihrem Bett. Sie hatte sich eng zusammengerollt, mit dem Gesicht zur Wand, und ihr feuchtes Haar durchnässte das Kopfkissen. Der Kakao stand unberührt auf dem Nachttisch. Sie lag vollkommen regungslos da, aber als ich die Wolldecke vom Fußende des Bettes über sie zog, begann sie wieder zu zittern. »Ivy?« Ich fühlte mich so verdammt hilflos.

»Ich habe nein gesagt.« Ihr Flüstern hallte durch den stillen Raum.

Ich setzte mich auf die hübsch dekorierte Kommode an der Wand. *Piscary*. Aber ich schwieg, aus Angst, durch diesen Namen etwas Schlimmes auszulösen.

»Kist hat mich zu ihm gebracht«, fuhr sie monoton fort, als erzähle sie eine Geschichte, die bereits lange zurücklag. Sie hatte die Arme vor der Brust gekreuzt und krallte sich an ihre Schulter. Mir wurde ganz anders, als ich rote Spuren unter ihren Nägeln bemerkte, die nur von selbstzugefügten Kratzern stammen konnten. Ich ging zum Bett, zog die Decke bis zu ihrem Hals hoch und setzte mich dann wieder.

»Kisten hat mich abgeholt, er hatte ihn geschickt, weil er mich sehen wollte«, begann sie noch einmal. Die Worte kamen nur langsam aus ihr heraus, als müsse sie sich

überwinden, sie auszusprechen. »Er war wütend. Er sagte, du würdest ihm Ärger machen. Ich erklärte ihm, dass du ihm nichts tun würdest, aber er war so wütend. Er war so böse auf mich.«

Beunruhigt lehnte ich mich zu ihr.

»Er sagte«, fuhr Ivy kaum hörbar fort, »wenn ich dich nicht zähmen könnte, würde er es tun. Ich hatte ihm gesagt, dass ich dich zu meinem Nachkommen machen würde, dass du dich benehmen würdest und dass er dich nicht töten müsste, aber ich habe es nicht geschafft.« Sie sprach jetzt schneller, fast hektisch. »Es sollte doch ein Geschenk sein, aber du wolltest es nicht. Es tut mir so leid, so leid. Ich wollte es dir immer sagen, wollte immer dein Leben beschützen, aber jetzt will er dich sehen. Er will mit dir reden. Außer...« Sie schien sich ein wenig zu beruhigen. »Rachel? Gestern... als du mir gesagt hast, es täte dir leid... war das, weil du dachtest, mich zu stark provoziert zu haben, oder weil du mein Angebot abgelehnt hast?«

Ich wollte ihr antworten und war entsetzt, als ich es nicht konnte.

»Willst du mein Nachkomme werden?«, hauchte sie, verschämt wie bei einer Beichte.

»Nein«, flüsterte ich behutsam, obwohl ich vor Angst fast durchdrehte.

Ihr Rücken bebte, und sie weinte wieder.

»Ich habe auch nein gesagt«, schluchzte sie. »Ich wollte es nicht, aber ihm war das egal. Ich glaube, ich bin tot, Rachel. Bin ich tot?«

Die plötzliche Furcht ließ ihre Tränen versiegen.
Ich schlang schützend die Arme um den Körper.
»Was ist passiert?«

Sie schnappte nach Luft, brauchte aber noch einen Moment, bevor sie fortfahren konnte: »Er war so wütend. Er sagte, ich hätte ihn enttäuscht. Aber dann sagte er, dass alles gut sei. Dass ich das Kind seines Herzens sei, dass er mich liebe und mir vergeben würde. Er erzählte mir, dass er genau wisse, wie es mit Spielzeugen sei, dass er sich früher selbst welche gehalten hätte, dass sie sich aber immer irgendwann gegen ihre Meister wenden, und dass er seine schließlich töten musste. Wie es ihn verletzt hätte, wenn sie ihn immer wieder betrogen. Er sagte, wenn ich dich nicht ruhig stellen könnte, würde er es für mich tun. Ich sagte, ich würde es tun, aber er wusste, dass ich log.« Sie stöhnte verzweifelt. »Er wusste, dass ich log.«

Ich war also ein Spielzeug. Ein gefährliches Spielzeug, das gezähmt werden musste. So dachte Piscary also über mich.

»Er sagte, dass er mein Bedürfnis nach einer richtigen Freundin, nicht nach einem Spielzeug, verstehen könne, dass es aber zu gefährlich sei, dich so sein zu lassen, wie du jetzt bist. Er sagte, ich hätte die Kontrolle verloren, und die Leute würden schon anfangen reden. Und dann fing ich an zu weinen, weil er so lieb war und ich ihn so enttäuscht hatte.« Sie sprach jetzt abgehackt, als würde es mit jedem Wort schwerer. »Ich musste mich neben ihn setzen, und er nahm mich in den Arm und flüsterte, wie stolz er auf mich sei und dass er meine Urgroßmutter fast so sehr geliebt hätte, wie er

mich liebe. Und das wollte ich doch immer nur, dass er stolz auf mich ist.«

Ivy lachte gequält. »Er sagte, er könne verstehen, dass ich mich nach einer Freundin sehne«, wiederholte sie in Richtung Wand, das Gesicht von den langen Haaren verdeckt. »Er erzählte mir, dass er seit Jahrhunderten auf der Suche nach jemandem sei, der stark genug sei, mit ihm zu überleben. Dass meine Mutter, meine Großmutter und meine Urgroßmutter zu schwach gewesen seien, aber dass mein Wille stark genug sei, um zu überleben, aber er hat nur gesagt, ich solle still sein, und dass ich seine Auserwählte sei, und dass ich für immer bei ihm bleiben würde.«

Ihre Schultern zuckten krampfhaft unter der Decke. »Er hielt mich fest, nahm mir meine Angst vor der Zukunft, sagte immer wieder, dass er mich liebe und stolz auf mich sei. Und dann nahm er meinen Finger und ritzte sich eine Ader auf.«

Mir drehte sich der Magen um, und ich schluckte fieberhaft.

Ihre Stimme veränderte sich, wurde sanft und gleichzeitig hart vor Hunger und Gier. »Oh Gott, Rachel Er ist so alt. Es war, als quelle flüssige, reine Energie aus ihm hervor. Ich versuchte zu gehen. Ich wollte es, versuchte zu entkommen, aber er ließ mich nicht. Ich sagte nein und lief weg, aber er fing mich wieder ein. Ich versuchte zu kämpfen, doch es half alles nichts. Dann bettelte ich, dass er mich gehen lassen soll, aber er hielt mich fest und zwang mich, sein Blut zu trinken.«

Ihre Stimme klang heiser, und sie zitterte am ganzen Körper. Bestürzt setzte mich auf die Bettkante. Ivy beruhigte

sich ein wenig, und ich wartete geduldig. Ich konnte ihr Gesicht nicht sehen, wollte es aber auch gar nicht; ich hatte Angst vor dem, was ich dort entdecken könnte.

»Und dann musste ich nicht mehr nachdenken«, flüsterte sie erschreckend gefühllos. »Ich glaube, ich wurde kurz ohnmächtig. Ich wollte es. Diese Macht, diese Leidenschaft. Er ist so alt. Ich zog ihn auf den Boden und klemmte ihn zwischen meinen Beinen ein. Er presste mich an seinen Körper, und ich nahm mir alles, während er mich drängte, immer weiter zu gehen, immer mehr zu trinken. Und ich nahm es, Rachel. Ich nahm mehr, als ich hätte nehmen sollen. Er hätte mich aufhalten müssen, aber er ließ es geschehen.«

Der Schrecken des Ganzen lähmte mich.

»Kist versuchte, uns aufzuhalten. Er versuchte uns zu trennen, Piscary daran zu hindern, mir immer noch mehr zu geben. Aber mit jedem Schluck verlor ich einen Teil von mir. Ich glaube, ich... habe Kist verletzt. Ich glaube, ich habe ihn zerbrochen. Ich weiß nur noch, dass er irgendwann ging und Piscary...« Als sie den Namen des Meistervampirs aussprach, wurde ihre Stimme weich und kehlig. »Piscary holte mich zurück.« Sie räkelte sich lasziv unter der schwarzen Bettdecke. »Er legte sanft meinen Kopf an seine Schulter und hielt mich fest, und schließlich erkannte ich, dass er mich wollte, und dann fand ich heraus, dass er mir noch so viel mehr geben konnte.«

Ein erschrecktes Keuchen drang aus ihrer Kehle, und sie kauerte sich wieder krampfhaft zusammen, verwandelte sich von der gesättigten Geliebten zurück in das geschlagene

Kind. »Ich nahm alles, und er ließ mich. Ich wusste, warum er es zuließ, aber ich tat es trotzdem.«

Ivy schwieg, aber ich spürte, dass das noch nicht alles war. Ich wollte nichts mehr davon hören, aber sie musste es loswerden, sonst würde es ihr langsam, aber stetig den Verstand rauben.

»Mit jedem Zug, den ich nahm, spürte ich, wie sein Hunger größer wurde. Mit jedem Schluck stieg seine Gier. Ich wusste, was passieren würde, wenn ich nicht aufhörte, aber er sagte, dass es nicht schlimm sei, und es war doch so lange her«, flüsterte sie gequält. »Ich wollte nicht aufhören. Ich wusste, was geschehen würde, aber ich wollte einfach nicht aufhören. Es war alles meine Schuld, allein meine Schuld.«

Der klassische Satz eines Vergewaltigungsopfers. »Es war nicht deine Schuld«, widersprach ich und legte vorsichtig die Hand auf die Bettdecke, in Höhe ihrer Schulter.

»Doch, war es«, beharrte sie, und wieder wechselte ihre Stimmlage, wurde tief und sinnlich, sodass ich hastig die Hand wegzog. »Ich wusste, was geschehen würde. Als ich ihn vollständig in mich eingesogen hatte, forderte er sein Blut zurück, genau, wie ich es erwartet hatte. Und ich gab es ihm. Ich wollte es tun, und es war fantastisch.«

Ich holte zitternd Luft.

»Oh Gott, ja«, flüsterte Ivy. »Ich fühlte mich so lebendig. Ich hatte drei Jahre lang nicht mehr wirklich gelebt. Ich war eine Göttin. Ich konnte Leben spenden, und ich konnte es nehmen. Ich sah bis auf den Grund seines Wesens und wollte so sein wie er. Und als sein Blut in meinen Adern brannte als

wäre es mein eigenes, als seine Kraft und seine Macht mich erfüllten und mir die grässliche, wundervolle Wahrheit seines Daseins offenbarten, fragte er mich, ob ich sein Nachkomme sein würde. Er bat mich, Kistens Platz einzunehmen, erklärte mir, dass er nur darauf gewartet habe, dass ich erkenne, welche Bedeutung es habe, bevor er es mir anbot. Und dass ich nach meinem Tod ihm ebenbürtig sein werde.«

Ich streichelte ihr beruhigend über den Kopf, bis sie die Augen schloss und aufhörte zu zittern. Sie wurde schläfrig, und ihr Gesicht entspannte sich, als ihr Bewusstsein einen Weg fand, mit diesem Alptraum umzugehen. Oder hing ihre Müdigkeit vielleicht damit zusammen, dass der Himmel hinter den Vorhängen langsam heller wurde?

»Ich ging zu ihm, Rachel«, flüsterte sie, und ihre Lippen bekamen wieder etwas Farbe. »Ich ging zu ihm, und er riss mich wie ein wildes Tier. Ich begrüßte den Schmerz. In seinen Zähnen lag die Wahrheit Gottes, die sich tief in meine Seele grub. Er fiel über mich her, völlig hemmungslos und voller Freude, sich seine Macht wieder zu holen, nachdem er sie mir geschenkt hatte. Und ich genoss jeden Moment davon, sogar, als er meine Arme zerquetschte und mir den Hals zerfetzte.«

Ich zwang mich dazu, weiter ihren Kopf zu streicheln.

»Es tat so weh«, wisperte sie mit ganz kleiner Stimme, und ihre Lider flatterten. »Niemand hat genügend Vampirspeichel in sich, um solche Schmerzen zu lindern, und mit meinem Blut nahm er auch meine Qualen in sich auf. Ich wollte ihm mehr geben, ihm meine Loyalität beweisen, ihm zeigen, dass

ich sein Nachkomme sein wollte, auch wenn ich ihn enttäuscht hatte, weil es mir nicht gelungen war, dich zu zähmen. Und Blut schmeckt so viel besser, wenn es beim Sex getrunken wird, die Hormone verleihen ihm Süße. Also bot ich mich ihm an. Er lehnte ab, obwohl er es so sehr wollte. Er hatte Angst, mich versehentlich zu töten. Aber ich reizte ihn immer mehr, bis er sich nicht mehr zurückhalten konnte. Ich wollte es. Ich wollte es sogar noch, als er mich verletzte. Er kostete es voll aus, und wir erreichten den Höhepunkt in dem Moment, als er mich tötete.« Ein Schauer durchlief sie. »Oh Gott, Rachel. Ich glaube, er hat mich umgebracht.«

»Du bist nicht tot«, flüsterte ich, doch ich hatte Angst, dass sie recht haben könnte. Aber wenn sie tot war, konnte sie sich doch nicht in einer Kirche aufhalten, oder? Es sei denn, sie war noch in der Übergangsphase. Es gab keine festen Regeln, wie lange es dauerte, bis die Körperchemie sich umgestellt hatte. Was, zum Teufel, sollte ich tun?

»Ich glaube, er hat mich umgebracht«, wiederholte sie schlaftrunken. »Ich glaube, ich habe mich selbst umgebracht.« Nun klang sie wieder wie ein verängstigtes kleines Mädchen. »Bin ich tot, Rachel? Wirst du über mich wachen? Aufpassen, dass die Sonne mich nicht verbrennt, während ich schlafe? Wirst du mich beschützen?«

»Shhh«, flüsterte ich. »Schlaf jetzt, Ivy.«

»Ich will nicht tot sein«, murmelte sie. »Ich habe einen Fehler gemacht. Ich will nicht Piscarys Nachkomme sein. Ich will hier bei dir bleiben. Darf ich bei dir bleiben? Wirst du auf mich aufpassen?«

»Ganz ruhig«, raunte ich und strich sanft über ihre Haare.
»Versuch zu schlafen.«

»Du riechst so gut... nach Orangen«, nuschelte sie. Mein Herz machte einen ängstlichen Sprung, aber wenigstens roch ich nicht nach ihr. Ich streichelte sie immer weiter, bis ihre Atmung tief und regelmäßig wurde. Sofort fragte ich mich, ob sie im Schlaf vielleicht aufhören würde zu atmen. Ich war mir nicht sicher, ob Ivy noch lebte.

Mein Blick glitt zum Fenster, hinter dem sich die beginnende Morgendämmerung abzeichnete. Die Sonne würde bald aufgehen. Und ich wusste überhaupt nichts über Vampire in der Wandlung, außer, dass sie unter der Erde begraben oder in einem lichtlosen Raum sein mussten. Ach ja, und dass sie bei Sonnenuntergang hungrig erwachten. Oh Gott. Was, wenn Ivy wirklich tot war? Ich schaute nachdenklich zu dem Schmuckkästchen auf dem Mahagonitisch, in dem sich ihr Notfallarmband befand, das zu tragen sie sich weigerte. Ivy war gut versichert. Wenn ich die Nummer auf dem Silberarmband anrief, wäre innerhalb von fünf Minuten ein Krankenwagen hier, der sie in einen netten unterirdischen Raum schaffen würde, aus dem sie bei Einbruch der Nacht als wunderschöne Untote auferstehen würde.

Ich stand auf und ging in mein Zimmer, um mein kleines Kruzifix zu holen. Falls Ivy tot war, würde sie darauf reagieren, auch wenn sie sich noch im Übergang befand. In einer Kirche ohnmächtig zu werden ist eine Sache, ein geweihtes Kreuz auf der Haut eine ganz andere.

Nervös kehrte ich an ihr Bett zurück und hielt mein Amulettarmband über ihren Kopf. Keine Reaktion. Ich nahm das Kreuz und hielt es direkt hinter dem Ohr über ihren Hals. Beruhigt stellte ich fest, dass sie darauf auch nicht reagierte. Für den Fall, dass ich mich irrte, bat ich sie wortlos um Verzeihung und berührte mit dem Kreuz die bleiche Haut. Sie rührte sich nicht, und ihr Puls schlug gleichmäßig weiter. Als ich das Kreuz wegzog, war ihre Haut unversehrt.

Ich richtete mich auf und sprach ein stilles Dankgebet. Sie war wohl doch nicht tot.

Langsam schlich ich aus dem Zimmer und schloss die Tür hinter mir. Piscary hatte Ivy nur aus einem Grund vergewaltigt: Er wusste, dass ich es herausfinden würde. Ivy hatte gesagt, er wolle mit mir reden. Wenn ich mich hier in der Kirche verkroch, würde er sich als Nächstes meine Mutter vornehmen, dann Nick, und anschließend würde er sich wahrscheinlich auf die Suche machen und meinen Bruder aufspüren. Ich musste an Ivy denken, zusammengekauert unter ihrer Decke, vollkommen erschöpft von diesem Alptraum. Meine Mutter würde die Nächste sein. Und sie würde sterben, ohne auch nur den Grund für die schreckliche Folter zu erfahren.

Vollkommen aufgewühlt ging ich ins Wohnzimmer und griff zum Telefon. Meine Finger zitterten so stark, dass ich zweimal ansetzen musste, bevor es mir gelang, die Nummer zu wählen. Dann musste ich mich drei kostbare Minuten lang mit diversen Leuten rumstreiten, bis ich endlich zu Rose durchgestellt wurde.

»Es tut mir leid, Ms. Morgan«, antwortete sie mit eisiger Höflichkeit. »Captain Edden ist nicht hier, und Detective Glenn möchte nicht gestört werden.«

»Nicht ge-«, stammelte ich aufgebracht. »Jetzt hören Sie mir mal zu. Ich weiß, wer sie alle umgebracht hat. Wir müssen sofort handeln, bevor er jemanden auf meine Mutter ansetzt!«

»Es tut mir leid, Ms. Morgan«, wiederholte sie unbeeindruckt. »Sie sind nicht mehr länger als Berater für uns tätig. Falls Sie eine Beschwerde haben oder einen Notfall melden möchten, verbinde ich Sie gerne mit der Zentrale.«

»Nein, warten Sie!«, flehte ich. »Sie verstehen mich nicht. Lassen Sie mich doch bitte einfach mit Detective Glenn sprechen!«

»Nein, Morgan.« Roses ruhige Stimme wurde scharf. »Sie verstehen nicht. Niemand hier will mit Ihnen sprechen!«

»Aber ich weiß, wer der Hexenjäger ist!«, schrie ich, doch die Leitung wurde unterbrochen.

»Ihr erbärmlichen Vollidioten!«, brüllte ich und warf das Telefon quer durchs Zimmer. Es knallte gegen die Wand, die Batterien fielen heraus und rollten über den Boden. Frustriert stampfte ich in die Küche, kippte Ivys Stiftebecher aus und griff mir einen davon. Damit kritzelte ich eine Nachricht auf einen Zettel, um ihn an der Kirchentür zu befestigen.

Nick war bereits auf dem Weg hierher. Mit Nick würde Glenn reden. Er würde das FIB davon überzeugen, dass ich recht hatte, und ihnen sagen, wohin ich gegangen war. Dann würden sie ausrücken müssen, und sei es nur, um mich zu

verhaften. Am liebsten hätte ich Nick zur LS. geschickt, aber die waren wahrscheinlich alle von Piscary geschmiert. Menschen hatten zwar genauso wenig Chancen, einen Meistervampir zu überwältigen wie ich, doch vielleicht reichte die Ablenkung schon aus, um mir den Arsch zu retten.

Entschlossen öffnete ich den Schrank, nahm wahllos Amulette von den Haken und warf sie in meine Tasche. Dann zog ich eine der unteren Schubladen auf und schnappte mir drei Holzpfähle. Vorsichtshalber packte ich auch noch das Fleischermesser dazu. Als Nächstes kam die Splat Gun. Ich lud sie mit dem stärksten Zauber, über den eine weiße Hexe verfügt - Schlaftränken. Aus einer Schublade unter der Arbeitsplatte kramte ich eine Flasche mit Weihwasser hervor. Ich überlegte einen Moment lang, dann öffnete ich sie, nahm einen kräftigen Schluck, schraubte sie wieder zu und stopfte sie zu den restlichen Sachen in die Tasche. Normalerweise nützte Weihwasser nicht viel, solange es nicht das Einzige war, was man in den drei Tagen zuvor getrunken hatte, aber mir war jedes Abschreckungsmittel recht.

Sobald ich alles beisammen hatte, ging ich in den Flur, schlüpfte in meine Stiefel und machte mich ohne sie zuzubinden auf den Weg zur Tür. Im Vorraum drehte ich um und ging zurück in die Küche. Nachdem ich mir eine Handvoll Kleingeld für den Bus geschnappt hatte, verließ ich die Kirche. Piscary wollte mit mir reden? Gut. Ich hatte ihm einiges zu sagen.

Um fünf Uhr morgens war der Bus randvoll mit lebenden Vamps und Möchtegern-Vampiren, die auf dem Heimweg waren. Sie wichen mir alle so gut wie möglich aus. Wahrscheinlich stank ich nach Weihwasser. Vielleicht sah ich in meinem hässlichen Wintermantel mit dem Kunstpelzkragen aber auch nur so ätzend aus. Ich hatte ihn angezogen, damit der Busfahrer mich nicht erkannte und ich mitgenommen wurde. Aber höchstwahrscheinlich lag es an den Pfählen.

An der Haltstelle bei Piscarys stieg ich aus, wartete aber noch, bis sich die Türen geschlossen hatten und der Bus weiterfuhr. Mit dröhnendem Motor entfernte er sich, bis das Geräusch im zunehmenden Verkehr unterging. Ich kniff die Augen zusammen und schaute in den heller werdenden Himmel. Mein dampfender Atem legte sich über das zarte Blau. Vielleicht war es das letzte Mal, dass ich den Himmel sah. Bald würde die Sonne über den Horizont steigen. Es wäre sicherlich klüger zu warten, bis sie aufgegangen war, bevor ich da reinging.

Ich gab mir einen Ruck und ging auf das zweistöckige Gebäude zu. Die Fenster waren alle verdunkelt, aber die Jacht lag noch am Kai, und das Wasser schlug sanft gegen den Bug. Auf dem hinteren Parkplatz standen noch ein paar Autos. Wahrscheinlich die der Mitarbeiter. Während ich entschlossen auf die Tür zuing, öffnete ich meine Tasche.

Ich zog die Pfähle raus und schmiss sie weg, sodass mit einem lauten Klappern auf dem Asphalt aufschlugen. Es war albern gewesen, sie mitzunehmen. Als ob ich einen untoten Vampir pfählen könnte. Die Splat Gun an meinem Rücken war auch nicht mehr als eine leere Geste, da ich bestimmt durchsucht würde, bevor sie mich zu Piscary brachten. Der Meistervampir wollte mit mir reden, aber ich war nicht so naiv zu glauben, dass es dabei bleiben würde. Wenn ich ihm mit meinen Zaubern und Amuletten entgegentreten wollte, würde ich mir den Weg freikämpfen müssen. Wenn ich zuließ, dass sie mir alles abnahmen, würde ich zwar unbeschadet reinkommen, wäre ihm aber dann hilflos ausgeliefert.

Ich öffnete die Weihwasserflasche, trank den Rest, spritzte mir die letzten Tropfen in die Hände und rieb mir damit den Hals ein. Dann ließ ich die leere Flasche den Pfählen folgen. Die Angst um meine Mutter und der Hass auf Ivys Peiniger beschleunigten meine Schritte. Wenn es zu viele waren, würde ich ohne Zauber reingehen. Mit Nick und dem FIB hatte ich ja noch ein Ass im Ärmel.

Als ich die schwere Tür aufzog, begann das bekannte Ziehen im Magen. Die schwache Hoffnung, dass niemand hier sein könnte, hatte sich erledigt, als sich ungefähr sechs lebende Vampire, die noch mit diversen Arbeiten beschäftigt waren, nach mir umdrehten. Die menschlichen Angestellten waren schon weg. Wahrscheinlich hatten diese hübschen, narbigen, hingebungsvollen Mitarbeiter ihre bevorzugten Gäste nach Hause begleitet. Jetzt, während der

Aufräumarbeiten, war die Pizzeria hell erleuchtet. Der große getäfelte Raum, der sonst so mysteriös und elektrisierend wirkte, war nur noch dreckig und verlassen. Hier sah es ein bisschen so aus, wie ich mich fühlte.

Die schulterhohe Wand aus Buntglas, die den Raum unterteilt hatte, war zerbrochen. Eine zierliche Frau mit langen Haaren kehrte die grünen und goldenen Scherben an die Wand. Sie unterbrach ihre Arbeit und lehnte sich auf ihren Besen, als ich hereinkam. Ein intensiver, süßlicher Geruch drang in meine Nase, und ich wäre am liebsten rückwärts wieder rausgegangen, als ich ihn erkannte. Vamp-Pheromone - die Luft war voll davon.

Zumindest hat sich Ivy heftig gewehrt, dachte ich, als ich sah, dass die meisten Anwesenden Verbände oder Prellungen aufwiesen, und dass sie alle, bis auf den Vampir an der Bar, so richtig mies gelaunt waren. Einer war gebissen worden, sein Hals war zerfetzt und der Kragen seiner Uniform war zerrissen. Im hellen Morgenlicht waren der Glamour und die Verführungskraft der Vamps wie weggewischt, jetzt wirkten sie nur noch müde und irgendwie hässlich. Ja, so waren sie regelrecht abstoßend. Trotzdem begann die Narbe an meinem Hals zu prickeln.

»Na, sieh mal an, wer kommt denn da?«, fragte der Vampir an der Bar gedehnt. Seine Uniform war ein wenig edler als die der anderen. Als er merkte, dass ich auf sein Namensschild starrte, nahm er es ab. Samuel - das war also der Vampir, der Tarra erlaubt hatte, oben zu arbeiten, als wir hier waren. Er stand auf, lehnte sich über den Tresen und

legte einen Schalter um. Das »Geöffnet«-Schild hinter mir erlosch.

»Du bist also Rachel Morgan?«, fragte er herablassend.

Ich klammerte mich an meine Tasche und marschierte dreist an dem BITTE WARTEN SIE, WIR BEGLEITEN SIE ZU IHREM TISCH-Schild vorbei. Oh ja, ich war ein ganz böses Mädchen. »So ist es«, erwiderte ich, während ich mir wünschte, hier würden nicht so viele sperrige Tische rumstehen. Dann gelang es meiner Vorsicht, sich gegen die Wut durchzusetzen, und ich zögerte. Ich hatte Regel Nummer eins verletzt: Nähere dich ihnen nie, wenn du aufgebracht bist. Was noch nicht so schlimm gewesen wäre, wenn ich nicht auch noch Regel Nummer zwei missachtet hätte: Versuche nie, einen untoten Vampir auf seinem eigenen Terrain zu stellen.

Die Kellner beobachteten mich reglos, und meine Anspannung stieg, als Samuel die Eingangstür abschloss, sich umdrehte, und den Schlüsselbund quer durch den Raum warf. Neben dem ungenutzten Kamin bewegte sich etwas, und ich erkannte, dass dort jemand den Arm hob. Es war Kisten, der bis dahin im Schatten verborgen geblieben war. Er fing den Schlüssel mühelos auf und ließ ihn verschwinden. Ich wusste nicht, ob ich ihn nun hassen sollte oder nicht. Er hatte Ivy wie ein Stück Müll bei uns abgeladen, aber er hatte auch versucht, die beiden aufzuhalten.

»Und wegen der macht Piscary sich Sorgen?«, höhnte der süße Samuel. »Die besteht ja nur aus Haut und Knochen. Hat oben rum nicht viel zu bieten...«, er grinste anzüglich, »...und

hintenrum auch nicht. Ich dachte, du wärst größer.«

Er griff nach mir. Instinktiv schlug ich seine Hand weg und wollte ihm eine verpassen, aber er fing meine Faust ab. Ich drehte mich aus seinem Griff, packte sein Handgelenk und trat ihm mit Wucht in den Magen. Keuchend taumelte er zurück und brach zusammen. Ich setzte ihm nach und verpasste ihm noch einen Tritt in den Unterleib. »Und ich dachte, du wärst cleverer«, konterte ich, als ich zurücktrat. Er krümmte sich röchelnd auf dem Boden.

Das hätte ich wohl besser nicht getan.

Die Kellner ließen ihre Putzlappen und Besen fallen und näherten sich mir bedächtig. Sie kreisten mich ein. Hastig schlüpfte ich aus dem Mantel und schob mit dem Fuß einen Tisch zur Seite, um mir mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Sieben Ladungen in der Splat Gun. Neun Vampire. Damit würde ich sie nicht alle erledigen können. Ich zitterte in dem Luftzug, der meine nackten Schultern umspielte.

»Nein«, sagte Kist in seiner Ecke. Die Vampire zögerten. »Ich habe nein gesagt!«, brüllte er, stand auf und kam zu uns rüber. Er ging langsam, um ein Humpeln zu kaschieren.

Die Gesichter der anderen verzerrten sich wütend, aber sie blieben stehen, in einem Abstand von ungefähr drei Metern. *Drei Meter.* Ich musste an das Training mit Ivy denken. Das entsprach ziemlich genau der Sprungreichweite lebender Vampire.

Der Junge mit den angeschlagenen Eiern erhob sich mit schmerzverzerrtem Gesicht vom Boden. Kist drängte sich in

den Kreis und baute sich breitbeinig vor ihm auf. In dem dunklen Seidenhemd und der Anzugshose wirkte er um einiges eindrucksvoller als in seiner Lederkluft. Seine stoppelige Wange war durch eine große Prellung entstellt, die knapp unter dem Auge endete. Aus seiner Haltung konnte ich schließen, dass ihm die Rippen wehtun mussten, doch das war sicher alles nicht so gravierend wie sein verletzter Stolz. Er hatte seinen Nachkommenstatus an Ivy verloren.

»Er sagte, wir sollen sie runterbringen, nicht aufmischen«, sagte er und funkelte mich wütend an, als mein Blick an den Kratzern auf seiner Stirn hängen blieb. Das sah stark nach Fingernägeln aus.

Obwohl Samuel größer war als er, wurde Kists Autorität nicht infrage gestellt. Seine übliche verführerische Unbeschwertheit war einer Unbarmherzigkeit gewichen, die ihm die Art von Härte verlieh, die ich bei Männern unglaublich sexy fand. Wie jede Führungskraft hatte Kist Probleme mit seinen Untergebenen, und die Tatsache, dass er sich mit so banalem Mist herumschlagen musste, machte ihn irgendwie noch anziehender. Ich musterte ihn unverhohlen und meine Gedanken verselbstständigten sich dabei. *Verdammte Vamp-Pheromone.*

Immer noch keuchend, schaute Samuel zwischen Kist und mir hin und her. »Sie muss durchsucht werden.« Er leckte sich über die Lippen und sah mich herausfordernd an. Mein Puls raste. »Ich werde das machen.«

Ich dachte daran, meine Splat Gun zu ziehen, aber es

waren einfach zu viele.

»Ich werde sie durchsuchen«, widersprach Kist, und in seinen blauen Augen breitete sich Schwärze aus.

Fantastisch.

Samuel zog sich schmollend zurück, und Kist forderte mich wortlos auf, ihm meine Tasche zu geben. Ich zögerte, aber als er warnend eine Augenbraue hob, reichte ich sie ihm doch. Er ließ sie unsanft auf den nächsten Tisch fallen. »Und jetzt die Sachen, die du am Körper trägst«, bat er ruhig.

Ich sah ihm direkt in die Augen, griff langsam nach der Splat Gun und gab sie ihm. Keiner der Vampire reagierte. Sie hatten offenbar keinerlei Respekt vor der kleinen roten Waffe. Aber sie hatten ja auch keine Ahnung, womit sie geladen war. Mir war von Anfang an klar gewesen, dass ich sie nicht würde einsetzen können, als hatte ich nur eine Möglichkeit verloren, die nie wirklich existiert hatte.

»Was ist mit dem Kreuz?«, fragte Kist, und ich streifte das Amulettarmband ab und ließ es in seine Hand fallen. Kommentarlos legte er es zusammen mit der Waffe hinter sich auf den Tisch. Dann kam er auf mich zu und bedeutete mir, die Arme auszubreiten, was ich auch brav tat. Er begann mich abzutasten.

Zähneknirschend fühlte ich, wie er mit den Händen über meinen Körper strich. Wo er mich berührte, spürte ich ein Kribbeln, das sich langsam zur Körpermitte hin ausbreitete.

Nicht die Narbe, nicht die Narbe, dachte ich verzweifelt, da ich genau wusste, was passieren würde, falls er sie berührte. Hier schwebten so viele Vamp-Pheromone herum, dass man

sie beinahe sehen konnte, und allein der sanfte Luftzug der Klimaanlage löste leichte, wohlige Schauer aus, die von meinem Hals abwärts wanderten. Ich war erleichtert, als er die Hände zurückzog.

»Den Ring an deinem kleinen Finger«, forderte er. Ich nahm ihn ab und drückte ihn ihm unsanft in die Hand. Er warf ihn neben meine Waffe. Dann baute er sich wieder vor mir auf, musterte mich ausdruckslos und erklärte unverblümt: »Wenn du dich bewegst, stirbst du.«

Ich verstand überhaupt nichts und starrte ihn wortlos an.

Er näherte sich vorsichtig, und ich konnte seine Anspannung spüren, sah seine verhaltenen Bewegungen, während er abzuschätzen versuchte, wie ich mich verhalten würde. Als er ganz dicht vor mir stand, spürte ich seinen Atem auf meinem Schlüsselbein und musste daran denken, wie er vier Tage zuvor mein Ohr liebkost hatte. Er neigte den Kopf und sah mich an, zögerte. Seine Augen waren wieder blau, doch sie waren vollkommen leer, ich konnte keinen Hunger darin erkennen.

Mit einem Finger strich er sanft über mein Ohr und ließ ihn dann den Hals hinab und über die Narbe wandern. Ich taumelte kurz, atmete dann aber tief ein und richtete mich auf. Die Erregung brannte in meinem Körper, als ich zum Schlag ausholte, doch Kist fing meine Hand ab und zog mich an sich. Ich duckte mich in eine Drehung und riss den Fuß hoch, aber wieder kam er mir zuvor, hob mich blitzschnell hoch und ließ mich einfach fallen.

Ich prallte schmerzhaft mit dem Hintern auf den Boden.

Die anderen Vampire lachten, aber Kists Gesicht war wie versteinert. Keine Wut, keine Berechnung, nichts.

»Du riechst wie Ivy«, sagte er, als ich wieder auf die Füße kam. »Aber du bist nicht an sie gebunden.« Ein Hauch von Befriedigung brach durch die ausdruckslose Maske. »Sie konnte es nicht.«

»Was redest du da eigentlich?«, fauchte ich, während ich mir wütend und erniedrigt den Staub von den Klamotten klopfte.

Seine Augen wurden schmal. »Das hat sich gut angefühlt, nicht wahr? Als ich deine Narbe berührt habe? Wenn ein Vampir dich mit Blut an sich gebunden hat, kann nur noch er so eine Reaktion auslösen. Wer hat dich gebissen und sich dann nicht die Mühe gemacht, Anspruch auf dich zu erheben?« Er wirkte jetzt nachdenklich, und ich entdeckte Lust in seinen Augen. »Oder hast du ihn hinterher getötet, damit er dich nicht an sich binden kann? Du bist wirklich ein böses Mädchen.«

Ich schwieg, sollte der doch glauben, was er wollte. Schließlich meinte er achselzuckend: »Da du an niemanden gebunden bist, kann jeder Vamp diese Reaktion bei dir auslösen.« Er zog die Augenbrauen hoch. »Wirklich jeder Vampir«, wiederholte er vielsagend. Bei dem Gedanken, dass Piscary auf mich wartete, lief mir ein eisiger Schauer über den Rücken. »Das sollte ein interessanter Morgen für dich werden«, fügte Kist hinzu.

Damit griff er hinter sich und nahm meine Tasche vom Tisch. Die Vampire hatten angefangen, miteinander zu

tuscheln und stellten Spekulationen darüber an, wie lange ich wohl durchhalten würde. Kist zog zunächst das Fleischermesser hervor, und die Vamps brachen in schallendes Gelächter aus. Ich sah mir in Ruhe die Spuren der Verwüstung um uns herum an. Kist holte in der Zwischenzeit eine Handvoll Amulette aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

»Hat Ivy hier so gewütet?«, fragte ich, um wenigstens ein kleines bisschen Selbstbewusstsein zurückzugewinnen. Je länger ich sie ins Gespräch verwickeln konnte, desto größer war die Chance, dass Nick und das FIB noch rechtzeitig kamen.

Der Vamp, dem ich die Kronjuwelen poliert hatte, lachte hämisch. »So könnte man es ausdrücken.« Er schaute zu Kist rüber, und ich hatte den Eindruck, dass der blonde Vamp innerlich kochte. »Deine Mitbewohnerin ist eine echt heiße Nummer«, fuhr Samuel triumphierend fort, als er sah, dass Kist immer aggressiver in meiner Tasche wühlte. »Sie und Piscary haben das gesamte Restaurant bis unters Dach mit Pheromonen vollgepumpt. Am Ende hatten wir drei Schlägereien und einige Bisse.« Er lehnte sich gegen einen Tisch, verschränkte die Arme vor der Brust und grinste. »Einer ist gestorben und in die städtische Übergangsgruft gebracht worden. Damit hat er sich ein Bild an der Wand und einen Gutschein für ein kostenloses Essen verdient. Wir haben verdammt viel Glück gehabt, dass wir rechtzeitig gemerkt haben, was abging, so konnten wir die nicht-vampirischen Gäste nach Hause schicken, bevor hier die

Hölle ausbrach. Hoffentlich hat das Piscary nicht die LGP gekostet. Sonst muss er eine neue beantragen, und das hat beim letzten Mal fast ein ganzes Jahr gedauert.« Samuel nahm sich eine Erdnuss aus der Schale auf dem Tisch, warf sie in die Luft und fing sie geschickt mit dem Mund auf. Er konnte gar nicht mehr aufhören zu grinsen.

Kist lief rot an vor Wut. »Halt's Maul«, sagte er gepresst, als er meine Tasche wieder schloss.

»Was denn?«, spottete Samuel. »Nur weil du es nie geschafft hast, Piscary so drauf zu bringen, heißt das doch noch lange nicht, dass er sie gleich zu seinem Nachkommen macht.«

Kist erstarrte. Er hatte also noch niemandem gesagt, dass Piscary das bereits getan hatte. Ich sah ihn erstaunt an, verkniff mir aber jeglichen Kommentar. Er war auch so schon wütend genug.

»Ich sagte, du sollst die Klappe halten«, zischte Kist warnend.

Die anderen Vampire zogen sich möglichst unauffällig zurück, aber Samuel lachte nur. Offenbar wollte er Kist bis aufs Blut reizen. »Kist ist eifersüchtig«, erklärte er mir nun. »Wenn er und Piscary zugange waren, gab es nie mehr als eine kleine Kneipenprügelei.« Seine vollen Lippen verzogen sich zu einem abschätzigen Lächeln und er sah sich beifallheischend nach den anderen um. »Keine Sorge, alter Mann«, wandte er sich an Kist. »Sobald sie tot ist, wird Piscary sich mit ihr langweilen. Und dann bist du wieder ganz oben - oder unten, wie es dir lieber ist. Vielleicht hast du

auch Glück, und sie lassen dich zusehen, von Ivy kannst du sicher noch was lernen.«

Kists Finger begannen zu zittern und im nächsten Moment war er bei Samuel, packte ihn am Kragen und knallte ihn gegen einen der dicken Stützpfeiler. Das alte Holz knarrte bedrohlich. Dann hörte ich ein Knacken in Samuels Brustkorb. Er riss die Augen auf und öffnete den Mund, um zu schreien, obwohl er keine Zeit mehr gehabt hatte, den Schmerz zu spüren.

»Halt's Maul«, wiederholte Kist leise. Seine Kiefer mahlten und eines seiner Augen hatte begonnen zu zucken. Dann ließ er Samuel fallen und drehte ihm den Arm auf den Rücken, bis der andere vor ihm kniete. Mit einem hörbaren Ploppen kugelte er ihm den Arm aus.

Samuels Augen traten aus den Höhlen, aber er gab keinen Laut von sich, während er dort kniete, den Arm immer noch in Kists unnachgiebigem Griff. Schließlich ließ Kist ihn los, und er rang nach Luft.

Ich stand regungslos da, vollkommen schockiert, wie schnell das alles gegangen war.

Kist tauchte so plötzlich vor mir auf, dass ich zusammenzuckte. »Hier ist deine Tasche.« Ich schnappte sie mir, und er signalisierte mir, voranzugehen. Die anderen Vampire machten gehorsam Platz, sie waren vorerst eingeschüchtert. Keiner von ihnen versuchte auch nur, Samuel zu helfen, der reglos auf dem Boden kauerte. Sein Keuchen traf mich bis ins Mark.

»Fass mich bloß nicht an«, warnte ich Kist, als ich an ihm

vorbeiging. »Und ihr solltet besser die Griffel von meinen Sachen lassen, während ich weg bin«, drohte ich den anderen, um meine Angst zu überspielen. Ich schaute noch einmal auf den Tisch, und wäre fast gestolpert, als ich sah, dass dort nur ungefähr die Hälfte der Amulette lag, die ich mitgebracht hatte. Kisten fasste mich am Ellbogen und zog mich weiter. »Lass mich los«, zischte ich und wollte mich losreißen, dachte dann aber daran, was er mit Samuel gemacht hatte.

»Sei still.« Die Anspannung in seiner Stimme ließ mich aufhören.

Verwirrt folgte ich seinen Anweisungen und ging zwischen den Tischen hindurch, dann durch eine Schwingtür in die Küche. Hinter uns machten sich die Kellner tuschelnd wieder an die Arbeit. Samuel ignorierten sie.

Obwohl meine Küche viel kleiner war, gefiel sie mir besser als Piscarys. Kist führte mich zu einer stählernen Feuerschutztür. Er öffnete sie und betätigte einen Lichtschalter, woraufhin ein kleiner Raum mit Parkettfußboden sichtbar wurde. In einer Ecke entdeckte ich die silbernen Türen eines Aufzugs, doch der Blick wurde angezogen von einer breiten Wendeltreppe, deren Einstieg fast eine gesamte Wand einnahm. Der elegante Kronleuchter darüber klimperte leise, als er von einem Luftzug erfasst wurde, der von unten aufstieg. Der Treppe gegenüber hing eine riesige Wanduhr, die laut tickte.

»Nach unten?«, fragte ich sarkastisch, um mir meine wachsende Angst nicht anmerken zu lassen. Falls Nick

meinen Zettel nicht fand, würde ich diese Treppe wohl nicht wieder hochsteigen.

Mit einem Klicken schloss sich die Feuertür hinter uns, und ich spürte, wie sich der Luftdruck veränderte. Die Luft war vollkommen geruchlos, als sei selbst nur ein Hohlraum.

»Wir nehmen den Aufzug«, sagte Kist überraschend sanft. Es schien an etwas Bestimmtes zu denken, und seine gesamte Haltung veränderte sich. *Er hat mir einige meiner Zauber gelassen...*

Er drückte den Knopf, und die Fahrstuhltüren öffneten sich. Ich betrat die Kabine, Kist folgte mir, und wir drehten uns synchron um, sodass wir auf die sich schließenden Türen starrten. Sobald sich der Fahrstuhl in Bewegung gesetzt hatte, griff ich nach meiner Tasche und wollte sie öffnen.

»Idiot«, zischte er.

Ich schrie auf, als er auf mich zukam und mich in eine Ecke drückte. Ich hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren und blieb regungslos, aber angespannt stehen. Kists Zähne waren nur wenige Zentimeter von meinem Hals entfernt, und der Dämonenbiss begann zu pulsieren. Ich hielt den Atem an. Hier drin war die Luft nicht so pheromongetränkt, aber das schien überhaupt keine Rolle zu spielen. Wenn jetzt noch Fahrstuhlmusik kam, würde ich schreien.

»Stell dich nicht so blöd an. Schon mal daran gedacht, dass Piscary hier Kameras installiert haben könnte?«

Ich begann zu keuchen. »Lass mich in Ruhe!«

»Eher nicht, Liebes«, flüsterte er. Sein Atem löste ein

ekstatisches Prickeln an meinem Hals aus, das sich sofort ausbreitete. »Ich werde jetzt herausfinden, wie weit die Narbe an deinem Hals dich treiben kann... und wenn ich damit fertig bin, wirst du eine Phiole in deiner Tasche finden.«

Mein ganzer Körper verkrampfte sich, als er sich noch enger an mich schmiegte. Der Geruch von Leder und Seide umschmeichelte mich. Als er mir das Haar aus dem Nacken schob, stockte mir der Atem. »Es ist ägyptische Einbalsamierungsflüssigkeit«, hauchte er und ließ seine Lippen über meinen Hals gleiten. Ich traute mich nicht, mich zu bewegen, und wenn ich ehrlich war, wollte ich es auch nicht. Die Narbe schickte immer stärkere, immer erregendere Impulse durch meine Adern. »Wenn es in seine Augen kommt, verliert er das Bewusstsein.«

Ich konnte nicht anders, alles in mir schrie förmlich danach. Also ergab ich mich, schloss die Augen und fuhr mit den Händen über seinen breiten Rücken. Er zögerte verblüfft, dann umschlang er meine Taille. Ich spürte die glatten Muskeln unter dem Seidenhemd, ließ meine Finger wieder nach oben gleiten und spielte mit den blonden Strähnen in seinem Nacken. Ihre Farbe war so gleichmäßig, dass sie eigentlich nur künstlich sein konnte.

»Warum hilfst du mir?«, flüsterte ich und ließ seine schwarze Halskette durch meine Finger gleiten, sie mich stark an Ivys Fußkettchen erinnerte.

Ich spürte, wie er sich verkrampfte. »Er hat immer gesagt, ich solle sein Nachkomme werden«, erwiderte Kist und

vergrub das Gesicht in meinen Haaren, um die Bewegung seiner Lippen vor der versteckten Kamera zu verbergen - zumindest redete ich mir das ein. »Er versprach mir, dass wir für immer zusammen sein würden, und hat er mich wegen Ivy einfach fallen gelassen. Sie verdient ihn nicht«, erklärte er mit schmerzverzerrter Stimme. »Sie liebt ihn ja noch nicht mal.«

Erschöpft schloss ich die Augen. Ich würde Vampire niemals verstehen. Ohne genau zu wissen warum, streichelte ich tröstend über sein Haar, während sein Atem die Narbe immer stärker stimulierte. Ich hätte mich schleunigst von ihm lösen sollen, aber er war verletzt worden, und ich kannte diesen Schmerz nur zu gut.

Kists Atem wurde unregelmäßig, als ich mit den Fingernägeln sanft seinen Kiefer entlangfuhr. Ein leises Stöhnen drang aus seiner Kehle, und er drückte sich an mich. Durch mein dünnes Top spürte ich die Hitze seines Körpers. Seine Anspannung verstärkte sich, wurde gefährlich. »Mein Gott«, flüsterte er kehlig. »Ivy hatte recht. Dich frei und ungebunden zu lassen ist ungefähr so, als würde man einen Tiger ficken.«

»Pass auf, was du sagst«, erwiderte ich atemlos. »Ich stehe nicht so auf Gossenslang.« Ich war schon so gut wie tot. Warum also nicht die letzten Momente genießen?

»Jawohl, Madam«, erwiderte er gehorsam. Die Unterwürfigkeit in seiner Stimme bestürzte mich, aber dann küsste er mich so heftig, dass ich mit dem Kopf gegen die Fahrstuhlwand schlug. Ich erwiderte den Kuss stürmisch.

»Nenn mich nicht so«, murmelte ich schließlich, da mir wieder eingefallen war, was Ivy über ihn erzählt hatte, dass er sich gerne dominieren ließ. Vielleicht konnte man einen unterwürfigen Vampir ja überleben.

Er löste sich von meinen Lippen, und ich sah ihm in die Augen - diese perfekten blauen Augen -, und plötzlich erkannte ich, dass ich keine Ahnung hatte, was als Nächstes passieren würde, dass ich mich aber danach sehnte, egal, was es war. »Lass mich einfach machen«, raunte er, fasste mich unterm Kinn und fixierte so meinen Kopf in seiner Hand. Ich sah seine Zähne aufblitzen, dann beugte er sich vor, und ich sah nichts mehr. Als er mich wieder küsste, verspürte ich überhaupt keine Furcht, denn ich hatte plötzlich erkannt, was er wollte.

Er wollte nicht mein Blut; Ivy wollte mein Blut. Kist wollte Sex. Und gerade das Risiko, dass seine Lust in Blutdurst umschlagen könnte, machte mich waghalsig und ließ mich meine Ängste vergessen.

Seine Lippen waren warm und feucht, seine Bartstoppeln bildeten einen erregenden Kontrast dazu, als sie über meine Wange kratzten. Ich schlang ein Bein um seinen Oberschenkel und zog ihn an mich. Er keuchte, und mir entfuhr ein lustvolles Stöhnen. Als ich meine Zunge über seine glatten Zähne wandern ließ, spürte ich, wie sich seine Muskeln unter meinen Händen strafften. Neckisch zog ich die Zunge zurück.

In seinen Augen spiegelte sich fiebriges Verlangen. Noch immer fühlte ich keine Angst.

»Gib mir nur das...«, hauchte Kist. »Ich werde deine Haut unangetastet lassen, wenn... du mir nur das gibst.«

»Halt die Klappe, Kisten«, erwiderte ich zärtlich und schloss die Augen, um die verwirrende Spannung, die sich um uns herum aufbaute, auszuschalten.

»Jawohl, Ms. Morgan.«

Es war ein so leises Flüstern, dass ich mir nicht sicher war, es überhaupt gehört zu haben. Ich wusste, dass ich das Ganze beenden sollte, doch stattdessen fuhr ich mit meinen Nägeln über seinen Hals und hinterließ rote Striemen auf seiner Haut. Kist ließ seine Hände meinen Rücken hinuntergleiten und schloss sie drängend um meinen Hintern. Als er den Kopf neigte und die Narbe küsste, raste flüssiges Feuer durch meine Adern. Er atmete schwer. »Nein, das nicht... ich werde nicht...«

Ich erkannte, dass er auf einem schmalen Grat wandelte. Ein Schauer durchzog mich, als er seine Zähne über meinen Nacken führte. Ein kaum auszumachendes Flüstern durchdrang mein Bewusstsein und weckte etwas in mir.

»Sag ja...«, drängte Kist verheißungsvoll. »Sag es, Liebes. Bitte... gib mir auch das.«

Meine Knie begannen zu zittern, als die kühlen Zähne sich über meine Haut bewegten, suchend, lockend. Er hatte seine Hände auf meine Schultern gelegt und hielt mich fest. Wollte ich das? Mir stiegen Tränen in die Augen, als ich mir eingestehen musste, dass ich mir nicht mehr sicher war. Bei Ivy war es keine Frage gewesen, aber Kist löste etwas in mir aus... Ich klammerte mich an seine Arme, als wäre er das

Einziges, was mich jetzt noch bei Verstand halten könnte, und hoffte gleichzeitig, dass er nichts von meinem inneren Zwiespalt mitkriegt.

»Du musst hören, wie ich es sage?«, fragte ich und registrierte wie aus großer Distanz die Leidenschaft in meiner Stimme. Lieber starb ich hier bei Kisten als voller Angst bei Piscary.

Der Fahrstuhl gab sein typisches »Bing« von sich und die Türen glitten auf.

Ein kalter Luftzug wehte um meine Knöchel. Die Realität brach schmerzhaft über uns herein. Es war zu spät. Ich hatte zu lange gezögert. »Habe ich die Phiole?«, fragte ich atemlos, und vergrub noch einmal die Hände in seinen Haaren. Er stand immer noch fest an mich geschmiegt; der Geruch von Leder und Seide würde für mich von nun an untrennbar mit Kist verbunden sein. Ich wollte mich nicht bewegen, diesen Fahrstuhl nicht verlassen.

Kist schluckte schwer, und ich spürte, wie sein Herz raste. »Sie ist in deiner Tasche.«

»Gut.« Mit zusammengebißenen Zähnen packte ich seine Haare, riss seinen Kopf zurück und zog das Knie hoch. Kist warf sich nach hinten und die Fahrstuhlkabine schaukelte, als er gegen die gegenüberliegende Wand prallte. Ich hatte ihn verfehlt. Verdammt.

Atemlos und mit zerzausten Haaren richtete er sich auf und tastete seine Rippen ab.

»Dazu musst du schon schneller sein, Hexe.« Lässig strich er sich das Haar aus dem Gesicht und signalisierte mir,

auszusteigen. Ich befahl meinen Knien, sich zu beruhigen und marschierte auf wackeligen Beinen aus dem Fahrstuhl.

27

Piscarys Tagesquartier entsprach überhaupt nicht meinen Vorstellungen. Als ich aus dem Fahrstuhl trat, sah ich mich neugierig um. Die Decken waren sehr hoch - schätzungsweise vier Meter - und weiß gestrichen. An einigen Stellen hingen Stoffbahnen in warmen Farben, die geschmackvoll drapiert waren. Hinter eleganten Torbögen waren weitere große Räume zu erkennen, insgesamt wirkte es so luxuriös wie eine Millionärsvilla gepaart mit der Atmosphäre eines Museums. Es überraschte mich nicht, dass mein Versuch, eine Kraftlinie zu finden, erfolglos blieb; dafür waren wir hier zu tief unter der Erde.

Ich ging über den weichen, eierschalenfarbenen Teppich, vorbei an geschmackvollen Möbeln und diversen, geschickt ausgeleuchteten Kunstobjekten. Die bodenlangen Vorhänge, die in regelmäßigen Abständen an den Wänden angebracht waren, schufen die Illusion von Fenstern. Dazwischen standen Vitrinen, in denen Bücher aufgereiht waren, die alle lange vor dem *Wandel* erschienen sein mussten. Nick hätte sie geliebt, was mich an meine verzweifelte Hoffnung erinnerte, dass er die Nachricht gefunden haben möge.

Dieser Hauch von Zuversicht gab mir mehr Selbstvertrauen als angebracht war, aber mit Kistens Phiole

und der Nachricht an Nick hatte ich vielleicht doch eine Chance, hier lebendig rauszukommen.

Die Aufzugtüren schlossen sich, und als ich mich noch einmal umdrehte, entdeckte ich, dass es hier keinen Knopf gab, mit dem man sie wieder öffnen konnte. Auch die Wendeltreppe war nirgendwo zu sehen, sie musste wohl in einen anderen Raum führen. Lebendig rauskommen? Vielleicht.

»Zieh deine Schuhe aus«, befahl Kist.

Ungläubig starrte ich ihn an. »Wie bitte?«

»Sie sind schmutzig.« Sein Blick war auf meine Füße gerichtet, doch ich merkte, dass seine Wangen immer noch leicht gerötet waren. »Zieh sie aus.«

Ich schaute verständnislos auf den hellen Teppich. Er wollte, dass ich Piscary tötete, und machte sich gleichzeitig Sorgen, dass ich den Teppich versauen könnte?

Ich verzog das Gesicht, schlüpfte aus den Schuhen und ließ sie beim Fahrstuhl stehen. Es war unfassbar, ich würde barfuß sterben.

Der Teppich fühlte sich allerdings sehr angenehm an, als ich Kisten folgte, wobei ich den Impuls unterdrückte, in meiner Tasche nach der versprochenen Phiole zu suchen. Kist wirkte jetzt wieder angespannt und missmutig, von dem dominanten Vampir, der mich bis an den Rand der Kapitulation gebracht hatte, war nichts mehr zu sehen. Er war wieder ganz der betrogene Liebhaber, eifersüchtig und verletzt.

Gib mir auch das... Die Erinnerung an seine Worte ließ

mich erschauern. Mir war klar, dass er mich damit um mein Blut gebeten hatte und fragte mich nun, ob er Piscary auch so anbettelte. War das Saugen von Blut für Kisten eine unverbindliche Angelegenheit oder mehr?

Im Vorbeigehen entdeckte ich ein Bild, auf dem Piscary mit einem Mann, der wie Lindbergh aussah, in einem englischen Pub ein Bier trank. Langsam, da er immer noch sein Humpeln zu verbergen versuchte, führte Kisten mich in einen Salon.

An einem Ende des Raums war eine Frühstücksecke eingerichtet worden, hinter der sich ein täuschend echtes Fenster befand, das einem eine Aussicht auf den Fluss vorspiegelte, als befände man sich im ersten Stock. Piscary hatte es sich an einem kleinen, kunstvoll geschmiedeten Metalltisch in der Mitte des runden Alkovens bequem gemacht, dessen Fliesenboden an den ihn umgebenden Teppich grenzte. Ich wusste, dass ich mich unter der Erdoberfläche befand und der Ausblick nur eine Videoübertragung war, aber auf mich wirkte es wie ein echtes Fenster.

Die Vorboten des Sonnenaufgangs ließen den grauen Fluss sanft schimmern. Die Hochhäuser Cincinnatis zeichneten sich dunkel vor dem heller werdenden Himmel ab, leicht getrübt durch den Rauch aus den Schornsteinen der Schaufelraddampfer, die in Erwartung der ersten Touristen ihre Kessel anheizten. Es war Sonntag, also war kaum Verkehr auf den Straßen, und das Dröhnen der wenigen Autos ging in der üblichen Geräuschkulisse der Stadt unter. Ich betrachtete den Fluss, dessen Oberfläche von

einer leichten Brise gekräuselt wurde, die auch meine Haare zu erfassen schien. Verwundert suchte ich Decke und Boden ab, bis ich die Lüftungsschlitze entdeckte. In der Ferne hörte ich die Sirene eines Dampfers.

»Hattest du Spaß, Kist?«, fragte Piscary und lenkte so meine Aufmerksamkeit von dem Jogger mit Hund ab, der auf dem schmalen Fußweg neben dem Fluss seine Runde drehte.

Kist wurde rot und senkte den Kopf. »Ich wollte wissen, was Ivy gemeint hat«, murmelte er wie ein Kind, das dabei ertappt wird, wie es das Nachbarsmädchen küsst.

Piscary lächelte. »Aufregend, nicht wahr? Sie ungebunden zu lassen bedeutet eine Menge Spaß, bis zu dem Moment, wenn sie dich töten will. Andererseits liegt ja genau darin der Reiz, nicht wahr?«

Meine Anspannung kehrte zurück. Piscary saß vollkommen entspannt auf einem der beiden Chromstühle. Er trug einen leichten, nachtblauen Hausmantel, die Morgenausgabe der Zeitung lag griffbereit vor ihm auf dem Tisch. Die kräftige Farbe des Gewands passte perfekt zu seiner bernsteinfarbenen Haut. Unter dem Tisch waren seine nackten, schmalen Füße zu sehen, die genauso honigbraun waren wie sein Schädel. Seine ungezwungen-intime Aufmachung machte mich noch nervöser. *Na großartig. Das ist genau das, was ich jetzt brauche.*

»Nettes Fenster«, sagte ich mit dem Hintergedanken, dass es viel schöner war als das von Trent, dieser Mistkröte. Der hätte das alles hier erledigen können, wenn er gehandelt

hätte, als ich ihm sagte, dass Piscary der Hexenjäger war. Typisch Mann: Nimm, was du kriegen kannst, scheiß auf die Bezahlung und ansonsten lüg, dass sich die Balken biegen.

Piscary verlagerte sein Gewicht, und der Hausmantel öffnete sich ein wenig, sodass ein Knie sichtbar wurde. Ich schaute schnell weg. »Vielen Dank. Als ich noch lebte, habe ich Sonnenaufgänge gehasst, jetzt sind sie die schönste Zeit des Tages für mich.« Ich grinste spöttisch, und er bot mir einen Stuhl an. »Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

»Kaffee? Ich dachte immer, das widerspricht dem Gangsterkodex, mit jemandem Kaffee zu trinken, bevor man ihn umbringt.«

Er sah mich fragend an, und plötzlich wurde mir klar, dass er irgendetwas von mir wollte. Sonst hätte er einfach Algaliarept geschickt und mich schon im Bus töten lassen.

»Schwarz. Kein Zucker.«

Piscary nickte Kisten auffordernd zu und dieser verschwand lautlos. Ich zog mir den zweiten Stuhl heran und setzte mich Piscary gegenüber, meine Tasche behielt ich auf dem Schoß. Dann schaute ich wieder aus dem Fenster und meinte sarkastisch: »Ihr Schlupfwinkel gefällt mir.«

Der Vampir zog eine Augenbraue hoch. Unwillkürlich wünschte ich mir, ich könnte das auch. Wahrscheinlich war es jetzt zu spät, es noch zu lernen. »Ursprünglich waren diese Räumlichkeiten Teil des U-Bahnnetzes, ein feuchtes Loch unter den Docks. Das entbehrt nicht einer gewissen Ironie, finden Sie nicht auch?« Ich antwortete ihm nicht, also fuhr er fort: »Für viele war es das Tor zur freien Welt, und manchmal

ist es das immer noch. Nichts befreit einen so umfassend wie der Tod.«

Ich konnte mir einen Seufzer nicht verkneifen. Wie viel von diesem neunmalklugen Scheiß musste ich mir noch anhören, bevor er mich tötete? Piscary räusperte sich, und ich sah ihn an. Plötzlich wurde ich mir der feinen dunklen Haare bewusst, die im Ausschnitt seines Haumantels zu sehen waren, und der muskulösen Beine unter dem Tisch. Die Erinnerung an die überwältigende Lust, die mich mit Kisten im Fahrstuhl ergriffen hatte, stieg in mir auf, zusammen mit dem Wissen, dass sie hauptsächlich durch die Vamp-Pheromone verursacht worden war. *Lügner*. Mir drehte sich der Magen um, wenn ich daran dachte, dass Piscary mich mit nicht mehr als einem kleinen Geräusch in eine noch schlimmere Verfassung bringen konnte.

Unfähig zu widerstehen, strich ich mir mit der Hand über den Hals, versuchte aber es so aussehen zu lassen, als würde ich mein Haar ordnen. Am liebsten hätte ich die Narbe irgendwie versteckt, aber Piscary nahm das Mal sicherlich bewusster wahr als die Nase in meinem Gesicht. »Sie hätten sie nicht vergewaltigen müssen, nur damit ich hierherkomme«, sagte ich entschlossen. Wut war besser als Angst. »Sie hätten mir auch einfach einen Pferdekopf ins Bett legen können!«

»Ich wollte es tun«, erwiderte er. Seine tiefe Stimme hatte die Macht eines Orkans. »Auch wenn du es vielleicht anders sehen willst, Rachel, hierbei geht es nicht nur um dich. Auch, aber nicht nur.«

»Für Sie immer noch Ms. Morgan.«

Er nahm meinen Einwand mit einer kurzen, spöttischen Pause zur Kenntnis. »Ich habe Ivy verwöhnt. Die Leute fingen bereits an zu reden, also wurde es Zeit, sie wieder in den Schoß der Familie zurückzuholen. Und es war ein Genuss - für uns beide.« Bei der Erinnerung daran lächelte er, ließ seine Zähne aufblitzen und seufzte kaum hörbar. »Sie ging viel weiter, als ich beabsichtigt hatte, das war eine angenehme Überraschung. Seit über dreihundert Jahren habe ich nicht mehr so die Kontrolle verloren.«

Ich spürte ein Ziehen im Magen, als er ein kurzes, heftiges Verlangen durch meine Adern schickte. Die Intensität des Gefühls raubte mir den Atem, und ich stellte entsetzt fest, dass mein Körper darauf reagieren wollte.

»Bastard«, zischte ich, während das Blut drängend durch meine Venen pulsierte.

»Sie schmeicheln mir«, entgegnete er ruhig.

»Sie hat ihre Meinung geändert«, antwortete ich, als die Begierde in mir abebbte. »Sie will nicht ihr Nachkomme werden. Lassen Sie sie in Ruhe.«

»Es ist zu spät. Und sie will es. Ich habe sie nicht zu dieser Entscheidung gezwungen, das war gar nicht nötig. Sie ist dafür geboren und dazu erzogen worden, diesen Platz einzunehmen. Und wenn sie stirbt, wird sie die nötigen Voraussetzungen haben, mir eine angemessene Gefährtin zu sein - vielschichtig und reif genug in ihrem Wesen, damit wir uns nicht gegenseitig langweilen. Weißt du, Rachel, es stimmt nicht, dass ein Mangel an Blut einem Vampir den

Verstand nimmt und ihn in die Sonne treten lässt. Es ist die Langeweile, die uns den Appetit raubt und uns so in den Wahnsinn führt. Durch die Arbeit an Ivys Erziehung konnte ich dieser Langeweile bisher entgehen. Und nun, wo sie bereit ist, ihr Potenzial auszuschöpfen, wird sie mich vor diesem Schicksal bewahren.« Er neigte anmutig den Kopf. »Und ich werde dasselbe für sie tun.«

Er sah über meine Schulter, und mir stellten sich die Nackenhaare auf - Kisten war zurück. Als er an mir vorbeiging, musste ich ein Schaudern unterdrücken.

Der geprügelte Vampir stellte eine Tasse Kaffee vor mir ab und zog sich dann wortlos von mir zurück. Er vermied jeglichen Augenkontakt, seine Körperhaltung verriet, dass er immer noch Schmerzen hatte. Ich rührte die Tasse nicht an, sondern versuchte, mich auf die Zauber in meiner Tasche zu konzentrieren. Müdigkeit und Anspannung begannen, ihren Tribut zu fordern. Worauf wartete Piscary noch?

»Kist?«, fragte der untote Vampir sanft, und Kisten drehte sich zu ihm um. »Gib es mir.«

Piscary streckte die Hand aus und Kisten ließ ein zerknülltes Stück Papier hineinfallen. Als ich es erkannte, wurde ich panisch: Es war die Notiz, die ich für Nick hinterlassen hatte.

»Hat sie jemanden angerufen?«, fragte Piscary, und der junge Vampir zog unwillkürlich den Kopf ein.

»Sie hat das FIB angerufen, sie haben ihr aber nicht zugehört.«

Schockiert starrte ich Kisten an. Er hatte alles beobachtet.

Er hatte in den Schatten gelauert und zugesehen, wie ich Ivys Haare gehalten hatte, als sie sich übergab, beobachtet, wie ich ihren Kakao machte und zugehört, als ich auf ihrer Bettkante saß und sie noch einmal ihren Alptraum durchlebte. Während ich eine Ewigkeit im Bus verbrachte, hatte Kisten meine einzige Rettung von der Kirchentür gerissen. Sie würden nicht kommen. Niemand würde mich retten.

Ohne mir in die Augen zu sehen ging er, und schließlich hörte ich eine Tür zufallen. Als ich mich wieder Piscary zuwandte, stockte mir der Atem. Seine Augen waren pechschwarz. *Scheiße!*

Beim Anblick der reglosen obsidianfarbenen Mandelaugen brach mir der Schweiß aus. Mit der Eleganz eines Raubtiers auf dem Sprung lehnte er sich in seinem Stuhl zurück. Der künstliche Wind fuhr durch die feinen Haare auf seinem Unterarm, der durch die leichte Bräune so lebendig wirkte, und der blaue Stoff auf seiner Brust bewegte sich geräuschlos, als Piscary tief einatmete, um beruhigend auf mein Unterbewusstsein einzuwirken. In diesem Moment wurde mir das Ausmaß dessen, was hier vorging, bewusst. Ich hielt den Atem an. Als Piscary sah, dass ich erkannt hatte, wie nah ich dem Tod war, blinzelte er langsam und lächelte wissend. Noch war es nicht so weit, aber bald. Wenn er sich nicht mehr halten konnte.

»Es ist amüsant, dass sie dir so wichtig ist.« Die Macht seiner Stimme schien sich um mein Herz zu legen und es langsam abzuschnüren. »Dabei hat sie dich doch so

grundlegend betrogen. Meine schöne, gefährliche *filiola custos*. Vor vier Jahren beauftragte ich sie, dich zu beobachten, also ging sie zur I. S. Ich kaufte eine Kirche, und sie zog auf mein Geheiß hin dort ein. Ich bat sie, eine Hexenküche einzurichten und passende Bücher zu beschaffen, und sie legte sogar einen Garten an, der das Ganze unwiderstehlich machte.«

Kälte durchdrang mich bis ins Mark. *Ihre Freundschaft war eine Lüge? Ein Vorwand, um mich zu beschatten?* Das konnte ich nicht glauben. Ich hörte noch die Verzweiflung in ihrer Stimme, als sie mich bat, sie vor der Sonne zu beschützen. Es konnte nicht wahr sein, dass ihre Freundschaft eine Lüge gewesen sein sollte.

»Ich befahl ihr, dir zu folgen, als du die LS. verlassen hast«, fuhr Piscary fort, und seine schwarzen Augen spiegelten eine leidenschaftliche Erinnerung wider. »Das war unser erster Streit, und ich dachte damals, die Zeit wäre gekommen, sie zu meinem Nachkommen zu machen. Dass sie nun ihre Stärke beweisen und mir zeigen würde, dass sie mir ebenbürtig war. Aber sie fügte sich. Eine Zeit lang glaubte ich sogar, einen Fehler gemacht zu haben, glaubte, dass ihr die Willensstärke fehlte, um die Unendlichkeit mit mir zu verbringen, und dass ich noch eine Generation warten und meine Hoffnungen auf die Tochter setzen müsste, die sie mir von Kisten gebären würde. Ich war furchtbar enttäuscht. Und nun stell dir meine Freude vor, als ich erkannte, dass Ivy ihren eigenen Plan hatte und mich benutzte.«

Er lächelte, offener diesmal. »Ivy glaubte, in dir einen Weg

gefunden zu haben, um der Zukunft zu entgehen, die ich für sie plante. Sie war davon überzeugt, dass du ihr dabei helfen könntest, ihre Seele zu behalten, wenn sie stirbt.« Er schüttelte bedächtig den Kopf. »Das ist unmöglich, aber sie will es einfach nicht wahrhaben.«

Das Gefühl, verraten worden zu sein, verschwand. Sie hatte ihn benutzt und nicht einfach seine Anweisungen befolgt. »Weiß Ivy, dass Sie die Hexen umgebracht haben?«, flüsterte ich in der Befürchtung, dass sie es möglicherweise gewusst und mir nicht gesagt hatte.

»Nein. Ich bin mir sicher, dass sie es vermutet, aber mein Interesse an dir hat andere, ältere Gründe, die in keinerlei Verbindung stehen mit Kalamacks derzeitiger Gralssuche nach einer Kraftlinienhexe.«

Ich umklammerte meine Tasche, vermied es aber, den Blick darauf zu senken. So käme ich nie an die Phiole heran. Wenn es nicht um die Morde ging, warum wollte Piscary mich dann töten?

»Es muss sie viel gekostet haben, zu mir zu kommen und um Gnade für dich zu bitten, nachdem du den Angriff des Dämons überlebt hattest. Sie war völlig aufgelöst. Es ist nicht leicht, so jung zu sein. Ich verstand so gut, warum sie eine ebenbürtige Freundin wollte, besser, als sie ahnen konnte. Und als ich erkannte, dass sie mich ohne mein Wissen benutzt hatte, war ich geneigt, ihr noch einmal ihren Willen zu lassen. Also habe ich dich am Leben gelassen, Rachel, unter der Bedingung, dass sie ihre Enthaltksamkeit aufgibt und dich an sich bindet. Die Vorstellung von dir als ihrem

Schatten gefiel mir, sie beinhaltete eine gewisse, verquere Ironie. Ivy versprach mir, es zu tun, aber ich wusste, dass sie mich belog. Doch selbst darüber konnte ich hinwegsehen, solange sie dich von Kalamack fernhielt.«

»Aber ich bin keine Kraftlinienhexe«, sagte ich leise, um das Zittern in meiner Stimme zu vertuschen. Außerdem hätte ich die Worte auch nur hauchen können, er hätte mich trotzdem gehört. »Warum also?«

Piscary hatte keine einziges Mal Luft geholt, seit er aufgehört hatte zu sprechen. Seine Füße waren nun auf den Boden gepresst, die Beine angespannt. *Fast*, dachte ich und tastete mich langsam in meine Tasche vor. *Er ist fast so weit. Worauf wartet er noch?*

»Du bist die Tochter deines Vaters«, sagte er, und seine Augen wurden schmal. »Trent ist seines Vaters Sohn. Getrennt seid ihr lästig. Zusammen... könntet ihr zu einem Problem werden.«

Ich schaute ihm direkt in die Augen und erkannte an seinem Blick, dass sich der Horror dieser neuen Erkenntnis in meinem Gesicht widerspiegelte: Das Bild unserer Väter vor dem gelben Campbus - Piscary hatte sie getötet. Er hatte es getan.

Das Blut pochte schmerzhaft in meinen Schläfen, und ich verspürte den mächtigen Drang, etwas zu unternehmen, aber ich rührte mich nicht, denn ich wusste: Sobald ich mich bewegte, würde er reagieren.

Piscary zuckte mit den Schultern und die Bewegung lenkte meinen Blick auf die honigfarbene Haut im Ausschnitt seines

Mantels. »Die beiden waren zu nahe dran, das Rätsel um die Elfen zu lösen.« Er beobachtete meine Reaktion darauf, dass er Trents dunkelstes Geheimnis ansprach. Ich blieb regungslos, woraus er schließen konnte, dass ich es ebenfalls kannte. Das schien die richtige Reaktion zu sein.

»Ich werde nicht zulassen, dass ihr diese Arbeit weiterführt«, ergänzte er lauernd.

Ich sagte noch immer nichts, doch in mir begann es zu brodeln. Piscary hatte sie umgebracht. Trents Vater und mein Dad waren Freunde gewesen. Sie hatten zusammengearbeitet. Sie hatten zusammen gegen Piscary gearbeitet.

Sein Tonfall veränderte sich, als er fragte: »Hat er dich schon ins Jenseits geschickt?«

Das war es. Das war die Frage, deren Antwort er brauchte, und die er zwischen all den anderen versteckt hatte, damit ich es nicht merkte. Sobald er die Antwort bekam, war ich tot.

»Es gehört nicht zu meiner Geschäftspraxis, die Schweigepflicht bezüglich meiner Klienten zu brechen«, antwortete ich steif.

Seine aufgesetzte Gleichgültigkeit bekam einen feinen, aber spürbaren Sprung, als er tief Luft holte. »Er hat also. Hast du eines gefunden?«, fragte er und schien den Impuls unterdrücken zu müssen, sich über den Tisch zu lehnen. »War es lesbar?«

Es? Lesbar? Ich schwieg und versuchte verzweifelt, meinen Puls unter Kontrolle zu kriegen. Aber obwohl seine Augen vollkommen schwarz waren, interessierte er sich nicht für

mein Blut. Das war fast noch beängstigender. Ich hatte keine Ahnung, was ich ihm sagen sollte. Würde ein Ja mein Leben retten oder beenden?

Er beobachtete mich stirnrunzelnd. »Dein Schweigen sagt mir gar nichts«, stellte er schließlich irritiert fest. Ich holte tief Luft.

Piscary stand auf.

In blinder Panik lehnte ich mich so weit zurück, dass mein Stuhl umkippte und ich fiel. Piscary stieß mit einer mühelosen Bewegung den Tisch zur Seite und der Kaffee aus meiner Tasse spritzte auf den hellen Teppich.

Ich krabbelte rückwärts, versuchte mit den nackten Füßen auf den glatten Fliesen Halt zu finden, erreichte endlich den Teppich und rollte mich herum, um auf die Beine zu kommen.

Als er mich am Handgelenk hochriss, schrie ich auf. Instinktiv schlug ich nach ihm, doch er nahm vollkommen unbeeindruckt meinen Arm und ritzte entlang der Vene mit dem Fingernagel meine Haut auf. Die Wunde brannte erst wie Feuer, doch dann kam das Glücksgefühl. Mit wilder Entschlossenheit versuchte ich mich aus seinem eisernen Griff zu befreien. Das Blut lief in kleinen Rinnsalen aus der Ader, und ich spürte, dass ich gleich durchdrehen würde. *Nicht noch einmal. Ich kann doch nicht noch einmal von einem Vampir missbraucht werden...*

Piscary sah das Blut und schaute mir dann in die Augen, während er es mit der freien Hand auf meinem Arm verteilte.

»Nein!«

Er ließ mich los, und ich fiel auf den Teppich. Keuchend versuchte ich von ihm wegzurobben, kam auf die Füße und wandte mich zum Fahrstuhl.

Piscary riss mich zurück.

»Lass mich los, du Wichser.«

Er schlug so fest zu, dass Sterne vor meinen Augen tanzten.

Ich brach zusammen und blieb zu seinen Füßen liegen. Plötzlich hatte er ein Amulett in der Hand, schmierte mein Blut darauf, und es begann rot zu glühen. Als er mit dem Fuß den umgefallenen Stuhl wegstieß, bildete sich bereits roter Nebel um seine Hand. Unter Schmerzen hob ich den Kopf und erkannte mit einem Mal, dass die Fliesen einen perfekten Kreis bildeten. Der dekorative blaue Ring, der sie umschloss, bestand aus einem nahtlosen Stück Marmor. Es war ein Beschwörungskreis.

»Gott hilf mir.«

Als Piscary das Amulett in die Mitte des Kreises warf, wusste ich, was nun kommen würde. Ich beobachtete, wie die Jenseitsenergie sich ausbreitete und eine Schutzhülle bildete. Meine Haut kribbelte, als die Energie einer anderen Hexe durch mein Blut aktiviert wurde und Piscary sich darauf vorbereitete, seinen Dämon zu rufen.

Blut ab. »Weihwasser?«, fragte er mit einer Spur Ekel auf dem ansonsten ausdruckslosen Gesicht. Er nahm den Saum seines Mantels und wischte sich die letzten Blutreste ab, bis nur noch ein leichter roter Film auf seiner Hand zurückblieb. »Damit kannst du mich verärgern, mehr aber auch nicht. Und bilde dir nichts ein, ich hätte dich nicht gebissen, ich mag dich ja nicht einmal. Für dich wäre es allerdings ein Genuss gewesen. Aber du wirst langsam und qualvoll sterben.«

»Na los, dann mach schon...«, keuchte ich, zusammengekauert vor seinen Füßen. Ich musste gegen Schwindelanfälle ankämpfen.

Er wich diese verhassten drei Meter zurück, positionierte sich zwischen mir und dem Aufzug und begann, lateinische Silben zu murmeln. Einige der Wörter kannte ich von Nicks Beschwörung. Panisch sah ich mich in dem luxuriösen Raum um, auf der Suche nach irgendetwas, das mir helfen könnte. Ich war zu weit unter der Oberfläche, um eine Kraftlinie anzuzapfen, Algaliarept war auf dem Weg, und Piscary würde mich ihm ausliefern.

Ich erstarrte, als Piscary seinen Namen aussprach. Der Geschmack von verbranntem Bernstein lag auf meiner Zunge und im Kreis nahm der rote Jenseitsnebel langsam Gestalt an. »Na, sieh mal, ein Dämon«, flüsterte ich und zog mich an dem Metalltisch hoch. »Das wird ja immer besser.«

Schwankend beobachtete ich den Dunst, aus dem eine zwei Meter hohe Form erwuchs. Die Jenseitssubstanz blähte sich auf und verdichtete sich schließlich zu einem athletischen, bernsteinfarbenen Körper, bekleidet mit einem

Schurz, an dem Edelsteine und farbige Bänder sichtbar wurden. Algaliarept hatte nun muskulöse nackte Beine, einen unglaublich flachen Bauch und beeindruckend geformten Brustkorb, um den ihn sogar Schwarzenegger beneidet hätte. Über den Schultern erschien jedoch der Kopf eines Schakals, komplett mit spitzen Ohren und langer, schmaler Schnauze.

Als ich diese Verkörperung des ägyptischen Totengottes mit Piscary verglich, war ich sprachlos. Piscary war Ägypter?

Der Meistervampir war nicht erfreut. »Ich habe dir befohlen, nicht in dieser Gestalt vor mir zu erscheinen«, sagte er steif.

Die Totenmaske grinste; sie war faszinierend in ihrer Lebendigkeit als Körperteil des dämonischen Gottes. »Ich vergaß«, antwortete der Dämon mit sonorer Stimme, die tief in mir zu vibrieren schien, und fuhr sich mit der schmalen roten Zunge über die Schnauze.

Mein Herz pochte. Als könnte er es hören, drehte Algaliarept sich zu mir um. »Rachel Mariana Morgan«, begrüßte er mich und stellte die Ohren auf. »Hier bist du also, du kleine Herumtreiberin.«

»Halt den Mund«, herrschte Piscary ihn an. Die Augen des Dämons verengten sich. »Was verlangst du dafür, sie dazu zu bringen, mir zu sagen, was sie über Kalamacks Fortschritte weiß?«

»Sechs Sekunden mit dir außerhalb des Kreises.« Sein unverhülltes Verlangen danach, Piscary zu töten, jagte mir kalte Schauer über den Rücken.

Piscary schüttelte unbeeindruckt den Kopf. »Ich biete dir etwas anderes an: Nimm sie. Mir ist egal, was du mit ihr anstellst, solange sie nie wieder einen Fuß auf diese Seite der Linien setzt. Als Gegenleistung verlange ich, dass du aus ihr rausholst, wie weit Trent Kalamack mit seinen Forschungen ist. Bevor du sie mitnimmst. Einverstanden?«

Nicht ins Jenseits. Nicht mit Algaliarept.

Das hündische Grinsen des Dämons drückte Zufriedenheit aus. »Rachel Mariana Morgan als Bezahlung? Hmmm, ich akzeptiere.« Der ägyptische Gott rieb sich die Hände und trat an die Kreislinie. Die Schakalohren stellten sich wachsam auf, und er hob die feinen Augenbrauen.

»Das kannst du nicht machen!«, protestierte ich. Ich schaute verzweifelt zu Piscary. »Das dürfen Sie nicht! Ich stimme dem nicht zu.« Ich wandte mich wieder an Algaliarept. »Meine Seele gehört ihm nicht, er kann sie dir nicht geben!«

Der Dämon schenkte mir einen beiläufigen Blick. »Er hat deinen Körper. Kontrollierst du den Körper, kontrollierst du die Seele.«

»Das ist nicht fair!«

Piscary näherte sich dem magischen Kreis und stemmte aggressiv die Hände in die Hüften. »Du wirst weder versuchen, mich zu töten, noch mich in irgendeiner Weise anzurühren. Und wenn ich es befehle, wirst du sofort und ohne Umwege ins Jenseits verschwinden.«

»Ich akzeptiere«, erwiderte der Schakal. Speichel tropfte von seinen Fangzähnen und zischte, als er die Jenseitshülle

berührte.

Ohne den Blick von dem Dämon zu wenden, schob Piscary einen Zeh über die Linie und brach so den Bann.

Algaliarept sprang aus dem Kreis.

Keuchend wich ich zurück, aber sofort packte eine kräftige Hand meine Kehle.

»Stopp«, rief Piscary.

Ich bekam keine Luft mehr und zerrte an den goldenen Fingern, die mit drei Ringen geschmückt waren, die sich in meine Haut bohrten. Als ich versuchte, ihn zu treten, hob Algaliarept mich einfach ein wenig höher und wich meinem Fuß aus. Ein Röcheln war alles, was ich noch schaffte.

»Lass sie fallen«, befahl Piscary. »Du bekommst sie erst, wenn ich die Information habe.«

»Ich werde sie dir auf anderem Wege beschaffen.« Die donnernden Worte des Dämons verschwammen in dem lauten Rauschen in meinen Ohren. Ich glaubte, mein Kopf müsste gleich explodieren.

»Ich habe dich gerufen, um die Information von *ihr* zu bekommen. Wenn du sie jetzt tötest, brichst du das Beschwörungsabkommen. Ich will es jetzt wissen, nicht nächste Woche oder nächstes Jahr!«

Die Finger um meinen Hals lösten sich. Ich fiel auf den Teppich, rang um Luft und starrte blicklos auf die Sandalen des Dämons, die aus Leder und breiten Zierbändern gefertigt waren. Langsam hob ich den Kopf und tastete meinen Hals ab.

»Nur eine kurze Verzögerung, Rachel Mariana Morgan«,

erklärte der Dämon liebenswürdig. »Du wirst mir heute Nacht das Bett wärmen.«

Ich kniete vor ihm, noch immer röchelnd, und versuchte, mich nicht mit der Frage zu beschäftigen, wie ich als Tote sein Bett wärmen sollte.

»Weißt du«, keuchte ich, »langsam geht mir das hier auf die Nerven.« Mit klopfendem Herzen stand ich auf. Er hatte einen Pakt geschlossen, er konnte also erneut gerufen werden. »Algaliarept«, sagte ich deshalb mit möglichst fester Stimme, »hiermit rufe ich dich, du blutrünstiges bestialisches Arschloch.«

Piscary wirkte fassungslos, und ich hätte schwören können, dass Big AI mir amüsiert zuzwinkerte. »Oh, darf ich der Kerl in Leder sein?«, fragte der Schakal eifrig. »Bitte hab Angst vor ihm, ich bin so gerne er.«

»Was auch immer«, erwiderte ich erschöpft.

Über den goldbraunen Händen erschienen schwarze Motorradhandschuhe, und aus dem stolzen schakalköpfigen Gott wurde Kisten in all seiner Lässigkeit, vom Hals bis zu den schweren Stiefeln ganz in Leder. Eine Kette klimperte, und in der Luft lag ein Hauch von Benzin. »Ah, das ist schön.« Der Dämon ließ seine Reißzähne aufblitzen, als er sich das blonde Haar zurückstrich, das daraufhin feucht wurde, als käme er gerade aus der Dusche.

Ja, schön war das richtige Wort. Leider.

Mit einem zufriedenen Seufzer biss sich der neu geschaffene Kisten auf die Unterlippe, damit sie sich rötete. Automatisch dachte ich daran, wie weich Kists Lippen waren.

Als hätte er meine Gedanken gelesen, seufzte der Dämon erneut und lenkte meine Aufmerksamkeit auf seine Hände, die langsam über seine Hüften strichen. Über einem Auge bildete sich ein Kratzer, der Kistens frischer Verletzung entsprach.

»Verdammte Vamp-Pheromone«, flüsterte ich und versuchte, die Szene im Fahrstuhl aus meinen Gedanken zu schieben.

»Diesmal nicht«, widersprach Algaliarept grinsend.

Piscary starrte uns verwirrt an. »Ich habe dich beschworen, du folgst meinem Befehl!«

Das Kisten-Double drehte sich irritiert zu ihm um und erteilte ihm eine Abfuhr: »Rachel Mariana Morgan hat mich ebenfalls beschworen. Die Hexe und ich haben noch eine ältere Rechnung offen. Sie war raffiniert genug, mir eine kreisfreie Beschwörung abzurufen, also werde ich mich auch daran halten!«

Piscary knirschte frustriert mit den Zähnen. Dann sprang er.

Ich wich zurück, spürte ein schmerzhaftes Ziehen und sah, wie der Vampir gegen eine Wand aus Jenseitsenergie prallte und zu Boden fiel. Oh mein Gott, Algaliarept hatte einen Kreis um uns errichtet.

Der dicke rote Nebel pulsierte und verursachte einen unangenehmen Druck auf meine Haut, obwohl ich einen Meter davon entfernt stand. Als Piscary wieder auf die Füße kam und sich den Mantel zurechtzog, drückte ich einen Finger gegen die Barriere. Sie war eiskalt und bewegte sich

wie schmieriges, zähflüssiges Wasser, als ich sie berührte. Es war die stärkste Jenseitsbarriere, die ich je gesehen hatte. Als ich Algaliarepts Blick auf mir spürte, zog ich schnell die Hand zurück und wischte sie an meiner Jeans ab.

»Ich wusste gar nicht, dass du das kannst«, meinte ich, und der Dämon kicherte. Eigentlich war es nur logisch. Er war ein Dämon, er lebte im Jenseits. Natürlich wusste er, wie man so was macht.

»Und ich bin sogar bereit, dir zu zeigen, wie man mit solchen Energiemengen umgeht, Rachel Mariana Morgan«, sagte er, wieder in Reaktion auf meine Gedanken. »Aber natürlich hat alles seinen Preis.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Vielleicht später?«

Mit einem frustrierten Schrei packte Piscary einen der Metallstühle und schlug damit gegen die Energieblase. Ich zuckte reflexartig zusammen.

Algaliarept beobachtete interessiert, wie der wütende Vampir ein Stuhlbein abbrach und die Blase damit wie mit einem Schert zu durchbohren versuchte. Dann bezog er direkt vor der Barriere Stellung, wobei ich einen guten Ausblick auf sein dekorativ verpacktes Hinterteil bekam, und spottete mit Kistens Stimme: »Verpiss dich, alter Mann.« Das brachte Piscary noch mehr in Rage. »Nicht mehr lange bis Sonnenaufgang. In drei Minuten kriegst du die nächste Chance, wenn du die Hexe noch haben willst.«

Drei Minuten? War es schon so kurz vor Sonnenaufgang?

In einem letzten Anfall von Wut warf Piscary das Stuhlbein

auf den Teppich und begann, uns lauend zu umkreisen. Seine Augen hatten sich in bodenlose schwarze Abgründe verwandelt.

Für den Augenblick war ich in Algaliarepts Kreis sicher. Was stimmte nicht an diesem Bild?

Ich schaute zu Piscarys künstlichem Fenster hinüber und sah die ersten Sonnenstrahlen über die Dächer kriechen. Drei Minuten. Nachdenklich rieb ich mir die Schläfen. »Wenn ich dich bitten würde, Piscary zu töten, wären wir dann quitt?«

»Nein. Obwohl die Tötung von Ptah Ammon Fineas Horton Madison Parker Piscary auf meiner To-Do-Liste ganz weit oben steht, ist es immer noch ein Gefallen und würde dich etwas kosten, nicht deine Schuld begleichen. Außerdem würde er mich, wenn du mich auf ihn ansetzt, nur erneut beschwören - so wie du es getan hast -, und du wärst wieder da, wo du angefangen hast. Er kann mich im Moment nur deshalb nicht beschwören, weil wir beide noch keinen Pakt geschlossen haben und ich jetzt noch auf zwei Hochzeiten tanze, wenn man es so ausdrücken möchte«, erklärte Algaliarept grinsend.

Piscary hörte uns aufmerksam zu, und ich konnte sehen, wie er fieberhaft nachdachte.

»Kannst du mich hier rausbringen?«

»Natürlich, durch eine Kraftlinie. Aber diesmal kostet es dich deine Seele.« Er leckte sich die Lippen. »Und dann gehörst du mir.«

Wer die Wahl hat, hat die Qual.

»Kannst du mir etwas geben, das mich vor ihm schützt?«,

fragte ich verzweifelt.

»Zum selben Preis...« Er zupfte an seinen Handschuhen. »Außerdem hast du schon alles, was du brauchst. Tick-Tack, Rachel Mariana Morgan. Deine Seele gegen dein Leben.«

Piscary grinste, baute sich in drei Metern Entfernung auf und wartete. Hektisch schaute ich zu meiner Tasche, in der sich die Phiole befand - unmöglich zu erreichen, da sie auf der anderen Seite der Barriere lag. »Worum soll ich bitten?«, schrie ich hilflos.

»Wenn ich dir diese Frage beantworte, bleibt dir nicht mehr genug, um es zu bezahlen, Liebes«, hauchte der Dämon und kam mir so nah, dass sein Atem durch meine Haare fuhr. Ich zog mich zurück, als ich Brimstone an ihm roch. »Du bist eine überaus begabte Hexe. Wer die Glocken der Stadt erklingen lassen kann, wird auch mit einem Vampir fertig. Sogar mit einem, der so alt ist wie Ptah Ammon Fineas Horton Madison Parker Piscary.«

»Aber ich bin zu tief unter der Erde«, protestierte ich. »Hier kann ich keine Kraftlinie benutzen!«

Das Leder knarrte, als der Dämon die Hände hinter dem Rücken verschränkte und um mich herumschlich. »Oh je; was sollst du nur tun?«

Ich fluchte. Außerhalb des Kreises wartete Piscary. Selbst wenn ich hier lebend rauskäme - der Vampir würde auf freiem Fuß bleiben. Ich konnte ja schlecht Algaliarept als Zeugen vorladen lassen.

Moment mal. »Wie viel Zeit?«

Kistens Doppelgänger schaute auf sein Handgelenk, wo

eine Uhr erschien, identisch mit der, die ich in meiner Küche zerstört hatte. »Eine Minute und dreißig Sekunden.«

»Was verlangst du für eine Aussage vor einem I. S. oder FIB-Gericht, in der du bestätigst, dass Piscary der Hexenjäger ist?«

Algaliarept grinste. »Es gefällt mir, wie du denkst, Rachel Mariana Morgan.«

»Wie viel?«, wiederholte ich mit einem gehetzten Blick auf die Sonne, die immer deutlicher zu sehen war.

»Mein Preis hat sich nicht geändert. Ich brauche einen neuen Familiaris, und es dauert mir einfach zu lange, mir Nicholas Gregory Sparagmos' Seele zu holen.«

Meine Seele. Ich konnte es nicht. Auch wenn ich Algaliarept damit loswürde und Nick davor bewahren konnte, seine Seele zu verlieren und als Dämonenschutzgeist im Jenseits zu enden. Ich konnte es einfach nicht.

Ich starrte Algaliarept so intensiv an, dass er überrascht blinzelte. Ich hatte eine Idee. Sie war albern und verdammt riskant, aber vielleicht verrückt genug, um zu funktionieren.

»Ich werde freiwillig dein Familiaris«, schlug ich flüsternd vor, ohne zu wissen, ob ich es überleben konnte, wenn er ungezügelt Energie durch mich leitete oder in mir speicherte. »Ich werde freiwillig dein Schutzgeist, behalte dafür aber meine Seele.« Vielleicht konnte er mich dann ja nicht ins Jenseits ziehen, und ich konnte auf dieser Seite der Linien bleiben. Und er könnte nur nachts auf mich zurückgreifen. Hoffentlich. Aber hatte Algaliarept noch genug Zeit, das Ganze zu überdenken? »Außerdem verlange ich, dass du

deine Aussage machst, bevor mein Teil des Pakts in Kraft tritt«, fügte ich hinzu, nur für den Fall, dass ich das hier überleben sollte.

»Freiwillig?« Er war so irritiert, dass er kurz an Form verlor, und sogar Piscary sah schockiert aus. »So läuft das aber nicht. Es hat noch nie einen freiwilligen Schutzgeist gegeben, ich weiß gar nicht, was das bedeutet.«

»Es bedeutet, dass ich dein verfluchter Schutzgeist werde«, schrie ich. Mir war klar, dass er, wenn er länger darüber nachdachte, erkennen würde, dass er so nur einen Teil von mir bekam. »Du musst dich entscheiden. In dreißig Sekunden werden entweder Piscary oder ich tot sein, und dann kriegst du nichts, gar nichts! Also, sind wir uns einig?«

Er lehnte sich vor, und ich wich automatisch zurück. Dann schaute er noch einmal auf die Uhr. »Freiwillig?« In seinem Blick rangen Vorsicht und Habgier miteinander.

Panisch nickte ich. Über die Konsequenzen würde ich mir später den Kopf zerbrechen. Wenn es ein später gab.

»Abgemacht.« Die Antwort kam so schnell, dass ich mir sicher war, einen Fehler gemacht zu haben. Trotzdem war ich erleichtert, zumindest bis ich endgültig realisierte, was gerade geschehen war. *Gott hilf mir. Ich werde der Schutzgeist eines Dämons sein.*

Ich wehrte mich, als er nach meinem Handgelenk griff.

»Wir haben ein Abkommen«, sagte er mahnend und schnappte sich mit übermenschlicher Geschwindigkeit meinen Arm.

Ich trat ihn mit voller Wucht in den Magen, er taumelte

kurz, blieb aber ansonsten unbeeindruckt, und ritzte eine frische Linie in mein Dämonenmal. Ich schrie entsetzt auf, als Blut floss. Algaliarept beugte sich über meinen Arm und pustete beruhigend auf die Wunde.

Wieder versuchte ich, mich aus seinem Griff zu winden, aber er war stärker als ich. Ich hatte es plötzlich alles satt -das Blut, den Kampf, einfach alles. Als er mich losließ, fiel ich mit dem Rücken gegen die Jenseitsbarriere und rutschte daran herunter; meine Haut kribbelte unangenehm. Ich untersuchte mein Handgelenk und fand zwei Linien, wo vorher nur eine gewesen war. Die neue Markierung wirkte genauso alt wie die erste.

»Es hat gar nicht wehgetan.« Ich war zu fertig, um noch Angst zu haben.

»Beim ersten Mal hätte es auch nicht wehgetan, wenn du nicht versucht hättest, die Wunde zu nähen. Du hast gespürt, wie die Fäden sich auflösten, das hat den Schmerz verursacht. Ich bin ein Dämon, kein Sadist.«

»Algaliarept!« Piscary war außer sich, dass unser Pakt nun besiegelt war.

»Zu spät«, grinste der Dämon und verschwand.

Ich fiel auf den Rücken, als die Energiebarriere sich auflöste. Piscary stürzte sich auf mich, doch ich rammte ihm die Beine in den Bauch und schleuderte ihn über mich hinweg. Dann schnappte ich mir meine Tasche. Als ich hektisch nach der Phiole zu suchen begann, riss mich der Vampir zurück.

»Hör mir gut zu, Hexe«, zischte er und grub seine Finger in

meine Schultern. »Ich werde bekommen, was ich will, und dann wirst du sterben.«

»Fahr zur Hölle, Piscary.« Mit einem leisen Plopp öffnete ich die Phiole und spritzte ihm die Flüssigkeit ins Gesicht.

Schreiend stieß er mich von sich, torkelte ein Stück zurück und rieb sich wild das Gesicht. Mir klopfte das Herz bis zum Hals, während ich darauf wartete, dass er endlich zusammenbrach und ohnmächtig wurde. Er tat keins von beidem. Stattdessen fuhr er sich noch einmal durchs Gesicht und roch dann an der Flüssigkeit. »Kisten!« Sein Ekel verwandelte sich in Enttäuschung. »Oh, Kisten, nicht du!«

Ich schluckte schwer. »Es ist ungefährlich, nicht wahr?«

Er sah mich an. »Glaubst du wirklich, ich hätte so lange überlebt, wenn ich meinen Kindern erzählen würde, was mich tötet?«

Jetzt blieb mir nichts mehr. Wortlos starrte ich ihn an, und er lächelte.

Dieses Lächeln ließ mich aufspringen, doch Piscary griff gelassen nach meinem Knöchel und brachte mich aus dem Gleichgewicht. Ich ging zu Boden, trat um mich und schaffte es, ihn zweimal im Gesicht zu treffen, bevor er mich unter seinem Gewicht begrub.

Die Narbe an meinem Hals pulsierte und schuf eine lähmende Mischung aus Angst und Lust.

»Nein«, hauchte Piscary sanft und drückte mich auf den Teppich. »Dafür sollst du leiden.«

Er hatte seine Reißzähne entblößt.

Ich wand mich unter ihm, bis er sein Gewicht verlagerte

und meinen linken Arm auf dem Boden fixierte. Meine rechte Hand war noch frei, und damit zielte ich auf seine Augen.

Piscary wich dem Schlag aus, packte den Arm und brach ihn mühelos. Mein Schmerzensschrei wurde von der hohen Decke zurückgeworfen. Ich drückte gequält den Rücken durch und rang um Luft.

Piscarys Augen verdunkelten sich. »Sag mir, ob Kalamack eine brauchbare Probe hat«, befahl er.

Die Schmerzen breiteten sich wie Feuer vom Arm in den gesamten Körper aus. »Fahr zur Hölle...«, röchelte ich.

Ohne mich loszulassen, griff er nach dem gebrochenen Arm und drückte zu.

Ich wand mich hin und her, da die Qualen in den ganzen Körper ausstrahlten. Ein kehliger Laut kam über meine Lippen, ein Laut der Qualen und der Entschlossenheit. Ich würde es ihm nicht sagen. Ich wusste ja nicht einmal, *was* ich ihm sagen sollte. Er drückte fester zu, und ich schrie, einfach um nicht wahnsinnig zu werden. Als ich Piscarys Augen wieder erkennen konnte, sah ich Hunger in der bodenlosen Schwärze. Mein Widerstand hatte seine Instinkte aktiviert. Die Pupillen leuchteten in einem eisigen Schwarz. Ich hörte meine Schmerzensschreie wie aus weiter Entfernung und vor meinen Augen erschienen silberne Funken. Erleichtert realisierte ich, dass ich kurz davor stand, das Bewusstsein zu verlieren. *Gott sei Dank.*

Auch Piscary bemerkte die Veränderung. »Oh nein«, flüsterte er, »das kann ich besser.« Er ließ meinen Arm los, und ich stöhnte erleichtert, als der Schmerz zu einem

dumpfen Pochen wurde.

Dann beugte er sich vor und studierte mit kühlem Interesse meine Pupillen. Die Funken verschwanden und meine Sicht wurde wieder klar. Hinter der Teilnahmslosigkeit wuchs die Erregung des Meistervampirs. Wenn er seinen Blutdurst nicht schon an Ivy gestillt gehabt hätte, wäre er nun hemmungslos über mich hergefallen. Er merkte, dass meine Lebensgeister zurückkehrten und lächelte erwartungsfroh.

Ich holte Luft und spuckte ihm ins Gesicht.

Piscary schloss in einer Mischung aus Ärger und Müdigkeit die Augen, dann ließ er mein Handgelenk los, um sich den Speichel abzuwischen. Ich holte aus und zielte mit der Handkante auf seine Nase, doch er konnte den Schlag abfangen und umklammerte den unverletzten Arm. Der Schnitt, den er mir zugefügt hatte, war wieder aufgegangen, und in einem dünnen Rinnsal lief Blut bis zu meinem Ellbogen hinunter und tropfte dann auf meine Brust.

Atemlos starrte ich ihn an. Ich spürte, wie seine Muskeln sich anspannten, während er mein Handgelenk fixierte. Ein weiterer Tropfen löste sich.

Als ein tierisches Stöhnen aus seiner Kehle aufstieg, schrie ich.

»Ah, jetzt wird mir einiges klar.« Seine Stimme klang beängstigend sanft, die kontrollierte Erregung war kaum zu spüren. »Kein Wunder, dass Algaliarept so lange gebraucht hat, um deine Ängste herauszufinden.« Er beugte sich so weit über mich, dass seine Lippen fast meine Wange

berührten. Ich konnte mich nicht bewegen, nicht atmen.

»Du fürchtest die Leidenschaft«, flüsterte er. »Sag mir, was ich wissen will, kleine Hexe, oder ich werde dich aufschlitzen, deine Adern mit meinem Blut füllen und dich zu meinem Spielzeug machen. Und ich werde dafür sorgen, dass du dich an das Gefühl der Freiheit erinnerst, wenn du für immer mir gehörst.«

»Fahr zur Hölle...«

Er wich ein wenig zurück, um mir ins Gesicht zu sehen. Sein Hausmantel hatte sich verschoben, und ich spürte seine Haut auf meiner; sie glühte. »Ich werde hier beginnen.«

Er zog meinen linken Arm hoch, sodass ich ihn sehen konnte.

»Nein...« In meiner Stimme lag die nackte Angst, aber ich konnte nicht anders. Ich versuchte, ihm den Arm zu entziehen, aber er hob ihn nur noch näher an sein Gesicht. Schließlich versuchte ich sogar, ihn mit dem gebrochenen Arm aufzuhalten, aber die kraftlose Bewegung brachte mir nur höllische Schmerzen ein.

»Oh Gott, nein, nein!« Ich schrie und verdoppelte meine Anstrengungen, als Piscary den Kopf neigte und mit der Zunge vom Ellbogen aus über meinen Unterarm fuhr, um das Blut aufzulecken. Wenn sein Speichel die Wunde erreichte und in meinen Blutkreislauf gelangte, wäre ich sein. Bis in alle Ewigkeit.

Ich zappelte und kämpfte, die Wärme seiner Zunge verschwand und wurde durch den kühlen sanften Druck seiner Zähne ersetzt.

»Sag es mir«, hauchte er und drehte den Kopf zur Seite, um mir in die Augen zu sehen. »Dann werde ich dich gleich töten, nicht erst in hundert Jahren.«

Ich konnte nicht mehr klar denken, bäumte mich auf, fand mit den Fingern der rechten Hand sein Ohr. Trotz der Schmerzen riss ich daran und versuchte nach seinen Augen zu schlagen. Ich kämpfte wie ein Tier, rein instinktiv, am Rande des Wahnsinns. Piscary begann zu keuchen; mein Widerstand und meine offensichtlichen Schmerzen hatten ihn an die Grenzen seiner Selbstbeherrschung getrieben, ein Zustand, den ich von Ivy kannte.

»Oh, zur Hölle«, sagte er rau. »Ich werde dich bis auf den letzten Tropfen aussaugen. Ich kann auch anders herausfinden, was ich wissen will. Ich bin zwar tot, aber immer noch ein Mann.«

»Nein!«

Doch es war zu spät.

Piscary entblößte seine Zähne und drückte meinen blutenden Arm zu Boden. Dann neigte er den Kopf, um sich meiner Kehle zuzuwenden. Der Schmerz verwandelte sich in Ekstase, als er die Finger in meinen gebrochenen Arm krallte. Mein Schrei mischte sich mit seinem erwartungsvollen Stöhnen.

In diesem Moment hörte ich einen dumpfen Knall, und der Boden vibrierte. Das riss mich aus meiner Ergebenheit und sofort kehrte der Schmerz in meinen Arm zurück. Trotz der überwältigenden Übelkeit, die darauf folgte, konnte ich die Rufe mehrerer Männer hören.

»Sie werden nicht rechtzeitig hier sein«, murmelte Piscary.
»Sie kommen zu spät, um dich zu retten.«

Nicht so, dachte ich, völlig verängstigt, aber trotzdem wütend, weil das alles so erbärmlich war. So wollte ich nicht sterben. Er beugte sich über meinen Hals, das Gesicht vor Gier verzerrt, und ich holte noch einmal tief Luft.

Plötzlich wurde Piscary von einem grünen Ball aus Jenseitsenergie getroffen und taumelte. Ich versuchte, mich zu befreien, schaffte es aber nicht. Der Vampir knurrte und sah hoch. Mein Arm kam frei, und ich zog die Knie an, um ihn von mir runterzuschieben. Tränen verschleierten mir die Sicht, als ich verzweifelt gegen ihn ankämpfte. Es war jemand hier. Jemand war hier, um mir zu helfen.

Ein zweiter Energieball schoss heran und traf Piscary. Er wurde weit genug zurückgeworfen, dass ich ihn von mir stoßen konnte. Hastig rappelte ich mich auf, schnappte mir einen Stuhl und holte aus. Die Wucht des Aufpralls brannte wie Feuer in meinem Arm.

Piscary drehte sich zu mir um, verzog wütend das Gesicht und setzte zum Sprung an. Ich stolperte rückwärts, den gebrochenen Arm vor die Brust gepresst. Ein dritter Energiestoß zischte an mir vorbei, traf den Vampir und schleuderte ihn gegen die Wand. Verwirrt drehte ich mich zum Fahrstuhl um.

Quen.

Er stand neben einem großen Loch in der Wand, umgeben von einer Staubwolke, und in seiner Handfläche wartete bereits der nächste Energieball, dessen rote Färbung gerade

zum grün von Quens Aura verblasste. Er musste die Energie in seinem Chi gespeichert haben, da wir uns ja außerhalb der Reichweite einer Kraftlinie befanden. Neben ihm stand eine schwarze Tasche, aus der einige schwertähnliche Holzpfähle ragten. Hinter dem Loch entdeckte ich die Treppe. »Es wurde aber auch Zeit, dass du auftauchst«, keuchte ich, immer noch taumelnd.

»Ich musste an einem Bahnübergang warten«, erwiderte er trocken, während er einige rituelle Handbewegungen vollzog. »Es war ein Fehler, das FIB einzubeziehen.«

»Das wäre auch nicht nötig gewesen, wenn dein Boss nicht so ein Arschloch wäre!«, schrie ich und verschluckte mich dabei fast, als ich Staub atmete. Kist hatte doch meine Nachricht gestohlen, wie kam also das FIB hierher, wenn Quen sie nicht mitgebracht hatte?

Piscary war wieder auf die Beine gekommen. Er nahm uns ins Visier und bleckte die Zähne in einem breiten Grinsen. »Ah, und nun auch noch Elfenblut? So gut habe ich seit dem *Wandel* nicht mehr gegessen.«

Mit Vampirgeschwindigkeit hechtete er durch den Raum zu Quen und versetzte mir dabei eine schallende Ohrfeige, die mich mit dem Rücken gegen die Wand schleuderte. Ich rutschte zu Boden und beobachtete benommen, wie Quen Piscary auswich, ein dunkler, eleganter Schatten. In der einen Hand hielt er einen Holzpfehl so lang wie mein Arm, in der anderen einen anschwellenden Energieball. Zeitgleich intonierte er eine lateinische Beschwörung. Die düsteren magischen Worte brannten sich in mein Bewusstsein ein.

Mein Hinterkopf pochte schmerzhaft, aber als ich ihn vorsichtig abtastete, fand ich kein Blut. Vorsichtig stand ich auf und wartete, bis die schwarzen Flecken vor meinen Augen verschwunden waren. Dann suchte ich nach meiner Tasche, konnte sie aber in der Staubwolke nicht finden.

Ich hörte einen qualvollen Aufschrei, mein Blick flog zu Quen, und ich glaubte, mein Herz würde aufhören zu schlagen.

Piscary hatte ihn erwischt. Er hielt ihn wie einen Liebhaber in den Armen und hatte sich in seinen Hals verbissen. Quen sackte zusammen und das hölzerne Schwert glitt aus seiner Hand. Sein Schmerzensschrei verwandelte sich gerade in ein lustvolles Stöhnen.

Ich stützte mich an der Wand ab, um Kraft zu sammeln. »Piscary!« Er drehte sich um, und ich sah Quens Blut auf seinen Lippen. »Warte, bis du dran bist«, knurrte er und fletschte die blutverschmierten Zähne.

»Warten? Ich war die Erste in der Schlange!«

Wütend ließ er Quen fallen. Hätte ihn wirklich der Hunger so weit getrieben, hätte er nicht von seiner Beute abgelassen. Quens Arm bewegte sich leicht, aber er stand nicht auf. Ich wusste warum; es fühlte sich einfach zu gut an.

»Du weißt einfach nicht, wann man besser Ruhe gibt«, zischte Piscary und kam auf mich zu.

Plötzlich stieß ich die Worte aus, die sich bei Quens Attacke in meinem Bewusstsein verankert hatten. Meine Hände woben einen schwarzen Zauber, und ich spürte den Geschmack von Aluminium auf der Zunge, während ich

versuchte, eine Kraftlinie zu finden. Ohne Erfolg.

Piscary warf mich um und griff nach mir.

Die Panik, die in mir aufstieg, brach alle Dämme, und ich schrie auf, als eine mächtige Welle von Jenseitsenergie in meinen Körper strömte. In einem goldenen Strahl, der mit roten und schwarzen Schlieren durchsetzt war, schoss sie aus meinen Händen und schleuderte Piscary von mir herunter, gegen die Wand. Er traf so hart auf, dass die Lichter flackerten.

Als er zu Boden ging, richtete ich mich auf, gleichzeitig wurde mir klar, woher die Energie gekommen war. »Nick!«, schrie ich ängstlich. »Oh Gott, Nick! Es tut mir leid!«

Ich hatte durch ihn die Linie erreicht. Ich hatte die Energie durch seinen Körper geleitet, als wäre er mein Schutzgeist, sie war genauso durch seinen Körper geflossen wie durch meinen. Und ich hatte viel mehr genommen, als er vertragen konnte. *Was habe ich getan?*

Piscary lag zusammengesunken an der Wand, dann zuckte sein Fuß und schließlich hob er den Kopf. Er war noch benommen, aber in seinen schwarzen Augen funkelte abgrundtiefer Hass. Ich konnte nicht zulassen, dass er wieder aufstand. Fast wahnsinnig vor Schmerzen schnappte ich mir das Stuhlbein, das er zuvor abgerissen hatte, und stolperte durch den Raum. Er stützte sich an der Wand ab und stand unsicher auf. Und dann war sein Blick plötzlich wieder klar. Ich umklammerte das Stuhlbein wie einen Schläger und holte noch im Lauf weit aus. »Das ist dafür, dass du mich umbringen wolltest«, schrie ich und schlug zu.

Das schwere Metall traf ihn mit einem schmatzenden Geräusch hinterm Ohr, der Vampir strauchelte, fiel aber nicht. Ich wurde jetzt von meiner Wut getragen. »Und das dafür, dass du Ivy vergewaltigt hast.« Der Gedanke, dass er meine starke und doch so verletzbare Freundin gequält hatte, verlieh mir Kraft. Ich holte wieder aus und ließ die Stange so heftig gegen seinen Hinterkopf knallen, dass ich aus dem Gleichgewicht geriet. Piscary fiel auf die Knie, Blut tropfte von seinem Schädel.

»Und das hier«, flüsterte ich, wobei sich meine Augen mit heißen Tränen füllten, »ist dafür, dass du meinen Dad getötet hast.«

Mit einem gequälten Aufschrei holte ich ein drittes Mal aus, traf ihn noch einmal mit voller Wucht am Kopf, und sank dann erschöpft auf die Knie. Das Stuhlbein glitt aus meinen schmerzenden Händen. Piscary verdrehte die Augen und brach zusammen.

Schluchzend sah ich zu ihm rüber und wischte mir mit dem Handrücken die Tränen aus dem Gesicht. Er bewegte sich nicht mehr, und ein Blick aus dem künstlichen Fenster zeigte mir, dass die Sonne inzwischen aufgegangen war. Vor Sonnenuntergang würde er sich wahrscheinlich nicht mehr rühren. Wie gesagt, wahrscheinlich.

»Töte ihn«, krächzte Quen.

Ich schaute hoch. Ich hatte ganz vergessen, dass er dawar.

Quen hatte eine Hand an den Hals gepresst, doch das Blut floss durch seine Finger und hinterließ ein hässliches Muster auf dem weißen Teppich. Er warf mir einen seiner

schwertähnlichen Pfähle zu. »Töte ihn, sofort.«

Ich fing das Holz so mühelos, als hätte ich mein Leben lang den Umgang mit Schwertern geübt. Zitternd rammte ich die Spitze in den Teppich und zog mich daran hoch. Durch das Loch in der Wand drangen Stimmen herein. Das FIB war eingetroffen. Zu spät, wie immer. »Ich bin ein Runner«, erwiderte ich mit rauer Stimme. »Ich töte meine Zielpersonen nicht, ich liefere sie lebend ab.«

»Dann bist du ein Narr.«

Ich schaffte es noch, zu einem der Sessel zu humpeln, bevor ich zusammenbrach. Ohne mich weiter um den Pfahl zu kümmern, legte ich den Kopf zwischen die Knie und starrte auf den Teppich. »Töte du ihn doch«, flüsterte ich.

Mit unsicheren Schritten ging Quen zu seiner Tasche, die immer noch neben dem Loch lag. »Das geht nicht. Ich bin nie hier gewesen.«

Ich atmete unter Schmerzen tief durch, während er langsam den Raum durchquerte, das Schwert vom Boden aufhob und es mit der blutigen Hand in die Tasche warf. Ein grauer Klumpen in dem Sack sah verdächtig nach Plastiksprengstoff aus, was auch erklärte, wie er das Loch in die Wand bekommen hatte.

Er wirkte müde und schien Schmerzen zu haben, denn er ging leicht gekrümmt. Sein Hals sah gar nicht so schlimm aus, aber mir wären sechs Monate im Streckverband lieber gewesen als ein speichelgetränkter Biss von Piscary. Quen war Inderlander und würde sich also nicht in einen Vampir verwandeln, aber der Spur von Angst nach zu urteilen, die

durch seine selbstbewusste Maske drang, war er sich des Risikos bewusst, von nun an vielleicht an Piscary gebunden zu sein. Und bei einem Vampir seines Alters konnte der Bund ein Leben lang anhalten. Die Zeit würde zeigen, wie viel Speichel Piscary in den Biss gelegt hatte.

»Der Sa'han täuscht sich in Ihnen«, sagte Quen nun mit müder Stimme. »Wenn Sie nicht einmal allein mit einem Vampir fertig werden, ist Ihr Wert höchst zweifelhaft. Außerdem sind Sie unberechenbar, also unzuverlässig, und ein Sicherheitsrisiko.« Er verabschiedete sich mit einem kurzen Nicken, drehte sich um und ging zur Treppe. Fassungslos sah ich zu, wie er dort verschwand. *Der Sa'han täuscht sich also in mir*, dachte ich zynisch. *Wie schön für Trent.*

Meine Hände waren heiß und stark gerötet, offenbar hatte ich Verbrennungen ersten Grades abbekommen. Ich hörte Eddens Stimme auf der Treppe. Das FIB konnte sich um Piscary kümmern, dann könnte ich endlich nach Hause gehen...

Nach Hause zu luy? Wie ist mein Leben bloß so aus den Fugen geraten?

Restlos erschöpft, erhob ich mich, als Edden und eine Horde von FIB-Leuten durch das Loch stürmten.

»Ich bin es!«, krächzte ich und wedelte mit dem gesunden Arm in der Luft herum, als sie alle ihre Waffen entsicherten. »Nicht schießen!«

»Morgan!« Edden blinzelte durch den Staub und senkte seine Waffe. Nur die Hälfte der FIB-Beamten folgte seinem

Beispiel. Was schon überdurchschnittlich viel war. »Sie leben noch?«

Er klang überrascht. Mühsam schaute ich an mir runter und zog den gebrochenen Arm an die Brust. »Ich glaube schon.« Plötzlich begann ich unkontrolliert zu zittern.

Irgendjemand kicherte, und der Rest der Mannschaft senkte die Waffen. Edden gab ihnen ein Zeichen, und seine Leute schwärmten aus. »Piscary liegt da drüben«, erklärte ich mit einem Nicken in die entsprechende Richtung. »Bis zum Sonnenuntergang wird er keine Schwierigkeiten machen. Glaube ich zumindest.«

Edden trat zu Piscary und musterte ihn. Der Hausmantel war aufgegangen und entblößte einen muskulösen Oberschenkel.

»Was sollte das werden, wollte er Sie verführen?«

»Nein«, flüsterte ich, um meine wunde Kehle zu schonen. »Er wollte mich töten.« Ich schaute ihn gefasst an und erklärte: »Hier treibt sich irgendwo ein lebender Vampir herum, sein Name ist Kisten. Er ist blond und wahrscheinlich ziemlich sauer. Ihn sollten Sie bitte nicht erschießen. Außer ihm und Quen habe ich nur die acht lebenden Vampire oben gesehen. Die können Sie ruhig abknallen.«

»Mr. Kalamacks Securitychef?« Eddens Blick wanderte über meinen Körper und registrierte die Verletzungen. »Ist er mit Ihnen zusammen hergekommen?« Er legte mir eine Hand auf die Schulter, um mich zu stützen. »Sieht aus, als wäre Ihr Arm gebrochen.«

»Ist er auch«, bestätigte ich und zuckte zurück, als er die

Hand danach ausstreckte. *Warum machen die Leute das immer?*

»Und ja, Quen ist hergekommen. Warum Sie eigentlich nicht?« Plötzlich wurde ich wütend und stieß ihm den Finger in die Brust. »Wenn Sie sich noch einmal weigern, meine Anrufe anzunehmen, hetze ich Ihnen Jenks auf den Hals, damit er Sie einen Monat lang anpökt, das schwöre ich.«

Eddens Gesicht wurde hart, und er sah sich nach seinen Leuten um, die vorsichtig um Piscary herumschlichen. Einer von ihnen rief gerade einen I. S.-Rettungswagen. »Ich habe mich nicht geweigert, Ihren Anruf anzunehmen, ich habe geschlafen. Und von einem wild gewordenen Pixie und Ihrem panischen Lover aus dem Schlaf gerissen zu werden, die mir erzählen, dass Sie sich aufgemacht haben, um einen von Cincinnatis Meistervampiren zu pöhlen, ist auch nicht gerade die beste Art geweckt zu werden. Woher haben Sie überhaupt meine Geheimnummer?«

Oh Gott, Nick! Entsetzt erinnerte ich mich wieder an den Energiestoß, den ich durch ihn geleitet hatte. »Nick, ich muss Nick anrufen.« Ich sah mich hektisch nach meiner Tasche mit dem Handy um, doch dann stockte ich. Quens Blut war verschwunden. Restlos. Es war ihm offenbar sehr ernst damit gewesen, keinen Beweis für seine Anwesenheit zu hinterlassen. Wie hatte er das bloß gemacht? *Vielleicht mit ein bisschen Elfenmagie?*

»Mr. Sparagmos wartet auf dem Parkplatz«, beruhigte mich Edden. Er sah mich prüfend an, bemerkte, wie blass ich war, und winkte einen der Beamten heran. »Holen Sie mir

eine Decke. Sie steht unter Schock.«

Kraftlos ließ ich zu, dass er mich durch den Raum zu dem Loch in der Wand führte. »Der arme Kerl ist vor lauter Sorge um Sie aus den Latschen gekippt. Ich habe darauf bestanden, dass er mit Jenks im Wagen bleibt.« Einem plötzlichen Einfall folgend löste er das Funkgerät vom Gürtel und sprach hinein: »Sagt Mr. Sparagmos und Jenks Bescheid, dass wir sie gefunden haben und es ihr gut geht.« Nachdem er eine unverständliche Antwort bekommen hatte, griff er wieder nach meinem Ellbogen und meinte: »Und jetzt sagen Sie mal: Sie haben doch nicht wirklich einen Zettel an der Kirchentür hinterlassen, auf dem stand, dass Sie Piscary pfählen würden, oder?«

Ich war darauf konzentriert gewesen, meine Tasche zu suchen, in der sich auch ein Schmerzamulett befand, aber seine Frage ließ mich aufschrecken. »Nein, da stand drauf, dass ich mit ihm reden wollte, und dass er der Hexenjäger ist. Kisten muss den anderen Zettel aufgehängt haben, meine Nachricht liegt hier irgendwo rum, ich habe gesehen, dass er sie mitgebracht hat.« Kisten hatte meine Botschaft durch eine andere ersetzt?

Ich war so verwirrt, dass ich stolperte, als Edden mich weiterschob. Kisten hatte eine neue Nachricht an die Tür gehängt und Nick so die Nummer zugespielt, mit der er dafür sorgen konnte, dass das FIB hierherkam? Warum? Hatte er mir damit helfen oder nur seinen Verrat an Piscary vertuschen wollen?

»Kisten?«, fragte Edden. »Das ist der lebende Vampir, den

wir nicht erschießen sollen, richtig?«

Edden nahm eine blaue FIB-Decke entgegen und legte sie mir behutsam über die Schultern. »Jetzt schaffen wir Sie erst mal hier raus. Wir können uns später noch ausführlicher darüber unterhalten.«

Ich stützte mich dankbar auf ihn, zog die Decke enger um die Schultern und zuckte kurz zusammen, als die raue Wolle meine verbrannten Hände streifte. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, denn im Vergleich zu dem Schmutzfleck auf meiner Seele, den Quens schwarze Magie mir eingebracht hatte, sahen sie wahrscheinlich noch gut aus. Ich atmete tief durch. *Aber was machte es schon, wenn ich schwarze Magie anwandte? Ich würde schließlich von nun an der Schutzgeist eines Dämons sein.*

»Mein Gott, Morgan«, seufzte Edden, während er sich das Funkgerät in den Gürtel schob. »Mussten Sie unbedingt ein Loch in die Wand sprengen?«

»Das war ich nicht«, erwiderte ich schwach, ohne den Blick vom Boden zu heben. »Das war Quen.«

Noch mehr Beamte kamen die Treppe hinunter und strömten in den Raum. Zwischen der ganzen offiziellen Präsenz fühlte ich mich fehl am Platz. »Rachel, Quen ist nicht hier.«

»Ja, sicher.« Schauernd sah ich über die Schulter auf den makellosen Teppich. »Wahrscheinlich habe ich mir das nur eingebildet.«

Mein Adrenalin für heute war verbraucht, jetzt war ich nur noch erschöpft und mir war übel. Um uns herum herrschte

hektische Betriebsamkeit, und mir wurde allein vom Zusehen schon schwindlig. Mein Arm war ein einziger, anhaltender Schmerz. Ich wollte nur noch meine Tasche und das Schmerzamulett, aber wir gingen in die falsche Richtung, und es sah so aus, als hätte jemand ein Beweissicherungsschild der Tatortermittlung daneben gestellt. Fantastisch.

Meine Laune verschlechterte sich weiter, als uns eine Beamtin in FIB-Uniform in den Weg trat und ein Beweistütchen mit meiner Splat Gun vor die Nase hielt. »Hey, das ist meine Waffe!« Edden seufzte resigniert.

»Nehmen Sie sie mit auf«, befahl er mit einem Hauch Schuldbewusstsein in der Stimme, »und vermerken Sie auf dem Aufkleber, dass sie als Ms. Morgans Waffe identifiziert wurde.«

Die Frau nickte verschüchtert und wandte sich ab.

»Hey«, widersprach ich, aber Edden hielt mich davon ab, ihr zu folgen.

»Tut mir leid, Rachel, aber die Waffe gehört zum Beweismaterial.« Er warf einen verstohlenen Blick in die Runde und fügte dann leise hinzu: »Danke, dass Sie sie so deponiert haben, dass wir sie finden konnten. Ohne das Ding wäre Glenn die lebenden Vampire nicht losgeworden.«

»Aber...« Ich gab auf, als die Frau mit meiner Splat Gun oben auf der Treppe verschwand. Hier war der Staub dichter als im Salon, und ich schluckte krampfhaft, um nicht zu husten und dadurch endgültig zusammenzubrechen.

»Gehen wir«, meinte Edden müde und wollte mich

weiterziehen. »Es ist mir sehr unangenehm, aber ich muss leider noch Ihre Aussage zu Protokoll nehmen, bevor Piscary aufwacht und Anklage erhebt.«

»Anklage erheben? Welche denn?« Trotzig befreite ich mich aus seinem Griff.

»Tätlicher Angriff, Körperverletzung, Hausfriedensbruch, illegales Eindringen, mutwillige Zerstörung von Privateigentum und was auch immer seinem *Vor-Wandel* Anwalt sonst noch einfällt. Was hast du dir bloß dabei gedacht, hier einfach reinzustürmen und zu versuchen ihn umzubringen?«

Aha, jetzt waren wir also wieder beim Du.

Ich schnappte empört nach Luft. »Ich habe ihn aber nicht getötet, obwohl er es weiß Gott verdient hätte. Piscary hat Ivy vergewaltigt, um mich dazu zu bringen, hierherzukommen, um mich dann umzubringen, weil ich herausgefunden habe, dass er der Hexenjäger ist!« Ich hob die gesunde Hand und strich mir über den Hals, als könnte ich so meine schmerzende Kehle beruhigen. »Und ich habe einen Zeugen, der bereit ist auszusagen, dass Piscary ihn damit beauftragt hat, die Hexen zu töten. Reicht Ihnen das?«

Edden zog erstaunt die Augenbrauen hoch. »Wer?« Er schaute zu Piscary, der von nervösen Beamten umringt war, die sehnlichst auf die Ankunft des Rettungswagens warteten. »Wer würde so eine Aussage machen, die ihn selbst belastet?«

»Das wollen Sie lieber nicht wissen.« Ich schloss erschöpft die Augen. Bald war ich der Schutzgeist eines Dämons. Aber

ich lebte noch. Und ich war noch in Besitz meiner Seele. Immer positiv denken.

»Kann ich jetzt gehen?«, fragte ich mit einem müden Blick zur Treppe. Ich hatte keine Ahnung, wie ich es bis nach oben schaffen sollte. Vielleicht würden sie mich hochtragen, wenn ich mich von Edden verhaften ließ. Ohne auf seine Erlaubnis zu warten, löste ich mich von ihm, drückte schützend den gebrochenen Arm an den Körper und stieg vorsichtig durch das zerklüftete Loch. Ich hatte soeben Cincinnatis mächtigsten Vampir als Serienmörder entlarvt, und alles, was ich wollte, war, mich zu übergeben.

Edden holte mich ein, antwortete mir aber immer noch nicht. »Kann ich wenigstens meine Stiefel haben?«, fragte ich, als ich sah, wie Gwen sie fotografierte, bevor sie sich mit einer Videokamera auf einen Rundgang durch den Raum begab.

»Bist du immer barfuß, wenn du Meistervampire festnimmst?«

»Nur, wenn sie sich mir im Schlafanzug präsentieren.« Ich griff hilflos nach meiner Decke. »Man will doch fair bleiben.«

Eddens rundes Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. »Hey, Gwen, lass gut sein«, brüllte er quer durch den Raum, nahm mich am Ellbogen und begann, mir die Stufen hoch zu helfen. »Das ist kein Tatort, hier geht es nur um eine Verhaftung!«

»Hey! Hier!« Ich richtete mich in meinem Sitz auf der Tribünenbank auf und winkte, damit der Hot-Dog-Verkäufer

mich bemerkte. Das Spiel sollte erst in vierzig Minuten beginnen, doch obwohl sich das Stadion nur langsam füllte, waren die Verkäufer ziemlich lahm.

Als er sich umdrehte, hob ich die Hand und zeigte ihm vier Finger, worauf er mit acht antwortete. Ich zuckte innerlich zusammen. Acht Mäuse für vier Hot Dogs? Widerwillig reichte ich das Geld durch die Reihe. Na ja, zumindest hatte ich nichts für die Tickets bezahlt.

»Danke, Rachel«, meinte Glenn von der Seite, als er den eingewickelten Hot Dog auffing. Er legte ihn sich auf den Schoß und kümmerte sich auch um die restlichen, da mein Arm nutzlos in einer Schlinge hing. Dann gab er einen nach links zu Jenks und seinem Vater und einen zu mir, den ich an Nick weiterreichte. Dieser bedankte sich mit einem flüchtigen Lächeln, schaute aber sofort wieder aufs Spielfeld, wo sich die Howlers gerade aufwärmten.

Ich ließ die Schultern hängen. Glenn lehnte sich zu mir rüber und half mir, den vierten Hot Dog auszupacken. »Gib ihm noch etwas Zeit.«

Ich blieb ihm eine Antwort schuldig und ließ den Blick über das tadellos gepflegte Baseballstadion schweifen. Obwohl Nick es nie zugegeben hätte, hatte die Angst in unserer Beziehung Einzug gehalten. Vor ein paar Tagen hatten wir ein langes, nervenaufreibendes Gespräch geführt, in dem ich mich immer wieder dafür entschuldigte, so viel Kraftlinienenergie durch ihn geleitet zu haben und ihm erklärt hatte, dass es keine Absicht gewesen war. Nick erwiderte nachdrücklich, dass er es verstünde, dass er froh

darüber sei, dass ich es getan hätte, da es mir ja das Leben gerettet hatte, und dass alles in Ordnung sei. Seine Worte waren aufrichtig, und ich wusste, dass er selbst fest daran glaubte. Trotzdem wich er meinem Blick aus und versuchte, möglichst jeden Körperkontakt zu vermeiden.

Um zu beweisen, dass sich nichts zwischen uns geändert hatte, bestand er auf unserer üblichen gemeinsamen Wochenendnacht. Das war ein schlimmer Fehler gewesen. Das Tischgespräch beim Abendessen erreichte seinen Höhepunkt bei: *Wie war dein Tag, Liebling? Gut, danke. Und wie war deiner?* Danach folgten ein paar Stunden Fernsehen -ich auf der Couch, er im Sessel am anderen Ende des Zimmers. Ich hatte gehofft, die Lage zu entspannen, indem wir schon um ein Uhr gemeinsam ins Bett gingen, aber er gab vor, sofort einzuschlafen, und ich hätte am liebsten geheult, als er von mir abrückte, nachdem er aus Versehen meinen Fuß gestreift hatte.

Die Nacht gipfelte um vier Uhr morgens in einem brillanten Finale, als er von einem Alptraum aus dem Schlaf gerissen wurde und kurz vor einer Panikattacke stand, als er mich in seinem Bett entdeckte.

Ich hatte mich entschuldigt und behauptet, dass ich mich, da ich sowieso nicht schlafen könne, vielleicht besser um Ivy kümmern sollte. Dann war ich in den nächsten Bus nach Hause gestiegen. Nick hatte nicht versucht, mich aufzuhalten. Er saß regungslos auf der Bettkante, den Kopf in die Hände gestützt, und hielt mich nicht zurück.

Ich blinzelte in die strahlend helle Nachmittagssonne, um

die Tränen zurückzudrängen. Die Sonne, ich war nur von der Sonne geblendet worden, mehr nicht. Entschlossen biss ich in meinen Hot Dog, aber irgendwie fühlte er sich im Mund an wie Gummi, und als ich den Bissen runterschluckte, lag er mir schwer im Magen. Unten auf dem Feld schrien die Howlers und warfen sich Bälle zu.

Ich legte den Hot Dog auf seine Verpackung in meinem Schoß zurück und nahm den mitgebrachten Baseball in die rechte Hand. Mit der Linken vollführte ich die rituelle Geste, während ich gleichzeitig die lateinische Formel murmelte. Beim letzten Wort des Zaubers kribbelten die Finger, die den Ball umschlossen. Traurige Befriedigung durchzog mich, als der Pitcher seinen Wurf versaute. Der Fänger streckte sich zwar nach dem Ball, zögerte dann aber und ließ sich unsicher wieder in die Hocke sinken.

Jenks rieb seine Flügel aneinander, um auf sich aufmerksam zu machen, und gratulierte mir mit einem Grinsen zu dem gelungenen Zauber. Ich erwiderte es mit einem schwachen Lächeln. Um besser sehen zu können, thronte der Pixie auf Captain Eddens Schulter. Die beiden hatten ihren alten Groll mit einem langen Gespräch über Country-Sänger und einer Nacht in einer Karaokebar begraben. Genaueres wollte ich lieber gar nicht wissen. Ehrlich nicht.

Edden hatte Jenks' Geste bemerkt und warf mir einen argwöhnischen Blick zu, aber der Pixie lenkte ihn schnell ab, indem er den Captain in seiner typisch unverblühten Art auf drei heiße Bräute aufmerksam machte, die zufällig gerade in

unsere Richtung kamen. Edden wurde knallrot, lächelte aber.

Dankbar drehte ich mich zu Glenn um, dessen Hot Dog bereits verschwunden war. Ich hätte ihm zwei kaufen sollen. »Wie läuft es eigentlich mit Piscarys Prozess?«

Er rutschte zufrieden auf seinem Sitz herum und wischte sich die Finger an der Jeans ab. Ohne seinen Anzug schien Glenn ein völlig anderer Mensch zu sein, in seinem Sweatshirt mit dem Howlers-Logo auf der Brust wirkte er vollkommen locker und entspannt.

»Mit der Aussage deines Dämons wird es wohl eine sichere Sache. Ich hatte erwartet, dass jetzt auf der Straße die Post abgeht, aber die Gewaltverbrechen haben sogar nachgelassen. Wahrscheinlich warten die anderen Häuser, bis Piscary offiziell weggesperrt ist, bevor sie die Revierkämpfe ausrufen.«

»Das wird nicht passieren«, erwiderte ich. Mit einem weiteren Spruch ließ ich den nächsten Ball in hohem Bogen aus dem Stadion fliegen. Es war schon nicht mehr ganz so einfach, die nächstgelegene Kraftlinie anzuzapfen, offenbar waren die magischen Sicherheitssysteme des Stadions angesprungen. »Kisten kümmert sich um Piscarys Geschäfte«, erklärte ich verbittert. »Das bedeutet, business as usual.«

»Kisten?« Glenn war überrascht. »Der ist doch gar kein Meistervampir. Gibt's da keine Schwierigkeiten?«

Nickend lenkte ich die Flugbahn eines weiteren Balls ab. Die Spieler waren sichtlich irritiert, als der Ball gegen die Mauer prallte und in einem merkwürdigen Winkel davon-

rollte. Glenn hatte ja keine Ahnung, wie viel Ärger das noch machen würde. Ivy war Piscarys legitimer Nachkomme. Laut ungeschriebenem Vampirgesetz war sie jetzt der Boss - ob sie nun wollte oder nicht. Für einen ehemaligen I. S. Runner war das ein echtes moralisches Dilemma. Ivy war hin- und hergerissen zwischen ihren Verpflichtungen als Vampir und dem Bedürfnis, sich selbst treu zu bleiben. Sie ignorierte Piscarys Forderung, ihn im Gefängnis zu besuchen, ebenso wie gewisse andere Unannehmlichkeiten, die sich langsam anhäuften.

Sie versteckte sich hinter der Tatsache, dass momentan noch alle Kisten für den Nachkommen hielten, und entzog sich allem, indem sie behauptete, Kisten hätte das Durchsetzungsvermögen, wenn auch vielleicht nicht die physische Stärke, um alles zusammenzuhalten. Das Ganze sah nicht gut aus, aber ich würde sie bestimmt nicht dazu überreden, Piscarys Geschäfte zu übernehmen. Es ging dabei nicht nur um den moralischen Zwiespalt, da sie sich ja eigentlich der Verbrechensbekämpfung verschrieben hatte. Der Versuch, den Verlockungen des Blutes zu widerstehen und gleichzeitig Stärke zu demonstrieren - und beides würde bei dieser Position wesentlich härter werden -, würde sie zerbrechen.

Als Glenn merkte, dass ich ihm keine weiteren Erklärungen liefern würde, knüllte er das Hot-Dog-Papier zusammen und steckte es brav in die Tasche. Mit einem Blick auf den leeren Sitz neben Nick fragte er: »Wie geht es eigentlich deiner Mitbewohnerin, Rachel? Hat sie sich ein wenig erholt?«

Ich biss schnell in meinen Hot Dog. »Sie kommt zurecht«, antwortete ich undeutlich. »Sie wollte heute eigentlich mitkommen, aber in letzter Zeit hat sie Probleme mit der Sonne.«

Das war nur eines von Ivys Problemen, seitdem sie sich mit Piscarys Blut vollgestopft hatte. Außer der Sonne waren da noch Dinge wie zu laut, zu leise, der langsame Computer, das Fruchtfleisch in ihrem Orangensaft oder der Fisch in ihrer Badewanne. Letzteres wurde von Jenks beseitigt, indem er das Vieh rausfischte und auf den Grill warf, damit seine Rasselbande vor der Winterruhe noch einen Proteinschub bekam. Als Ivy heute Morgen aus der Mitternachtsmesse gekommen war, hatte sie sich hundeelend gefühlt, aber sie wollte den Kirchgang nicht aufgeben. Sie erklärte mir, dass es ihr dabei half, Abstand zu Piscary zu bekommen. Geistigen Abstand. Zeit und räumliche Trennung konnten das Band zwischen einem normalen Vampir und seinem Opfer zerreißen, aber Piscary war ein Meistervampir. Dieses Band würde erst zerreißen, wenn Piscary es so wollte.

Ivy und ich schufen langsam ein neues Gleichgewicht in unserer Beziehung. Wenn die Sonne am Himmel stand, war sie meine Freundin und Partnerin, fröhlich und lustig mit ihrem trockenen Humor. Wir dachten uns Streiche für Jenks aus oder überlegten, wie wir die Kirche schöner gestalten könnten. Nach Sonnenuntergang verschwand sie, damit ich nicht merkte, was die Nacht nun aus ihr machte. Im Sonnenlicht war sie stark, in der Dunkelheit eine grausame Göttin, doch sie wandelte stets auf einem schmalen Grat,

und der Kampf, den sie mit sich ausfocht, drohte immer wieder in Hilflosigkeit zu enden.

Ich verdrängte diese beunruhigenden Gedanken, konzentrierte mich auf die Linie und ließ einen Ball durch die Luft segeln. Er knallte gegen die Wand hinter dem Catcher.

»Rachel?« Eddens Blick war hart, als er sich an seinem Sohn vorbeilehnte, um mich besser sehen zu können. »Lass es mich wissen, falls sie mit Piscary reden will. Es wäre mir eine Freude, nicht hinzusehen, wenn sie ihm eine verpasst.«

Als ich ihm ein mattes Lächeln schenkte, lehnte er sich zurück. Man hatte Piscary in I. S.-Gewahrsam überführt und in eine vampirsichere Zelle gesperrt. Die Voruntersuchung und die erste Anhörung waren reibungslos über die Bühne gegangen, da man für einen so sensationellen Fall problemlos einen Gerichtstermin bekam. Algaliarept bewies seine Zuverlässigkeit als Zeuge, indem er zur Anhörung erschien. Damit schaffte er es auch auf alle Titelblätter, denn er machte sich einen Spaß daraus, sich im Gerichtssaal immer wieder zu verwandeln, bis alle Anwesenden vollkommen verängstigt waren. Was mich am meisten beunruhigte war die Tatsache, dass der Richter panische Angst hatte vor einem humpelnden, lispelnden, blonden kleinen Mädchen. Ich denke, der Dämon genoss es in vollen Zügen.

Ich rückte mein Howlers-Cap zurecht und konzentrierte mich auf den Batter, der gerade das Schlagmal betrat, um ein paar Bälle ins Infield zu schlagen. Meine Finger formten das Zeichen, und ich murmelte die Formel. Die

Sicherheitssysteme waren jetzt voll aktiv, und ich musste sie gewaltsam durchbrechen, um an die Energie zu kommen. Dadurch floss die Kraft in einem heftigen Schub in meinen Körper, und Nick erstarrte. Er murmelte etwas von Toiletten, schob sich an mir vorbei zur Treppe und verschwand im Getümmel.

Bedrückt lenkte ich die Energie in den Wurf des Pitchers, und einen Moment später zerbrach krachend der Schläger des Batters. Der Mann ließ das zersplitterte Holz fallen, fluchte so laut, dass ich es selbst hier oben hören konnte, und drehte sich mit anklagendem Blick zur Tribüne um. Der Pitcher stemmte den Handschuh in die Hüfte, und der Catcher starrte nur noch Löcher in die Luft. Als der Coach die Spieler vom Feld holte, konnte ich mir ein zufriedenes Lächeln nicht verkneifen.

»Gut gemacht, Rachel«, lobte Jenks, was Captain Edden auf den Plan rief, der mir einen fragenden Blick zuwarf.

»Das warst du?« Ich zuckte nur mit den Schultern. »Wenn du so weitermachst, schmeißen sie dich raus«, ergänzte er.

»Vielleicht hätten sie mich einfach bezahlen sollen.« Immerhin war ich vorsichtig, und ich tat niemandem damit weh. Ich hätte schließlich auch dafür sorgen können, dass ihre Läufer sich den Knöchel verstauchen oder von unkontrollierten Bällen getroffen werden. Aber das wollte ich nicht. Es reichte mir schon, ihnen das Aufwärmen zu versauen. Befriedigt kramte ich mir wieder den Hot Dog aus der Serviette. Verdammt, wo war mein Ketchuptütchen? Dieser Hot Dog schmeckte wie Pappe.

Der FIB-Captain rutschte unbehaglich auf seinem Sitz herum. »Äh, ich wollte mich noch mal mit dir über dein Honorar unterhalten...«, setzte er an.

»Vergiss es«, unterbrach ich ihn, »schließlich schulde ich euch noch was, weil ihr mich aus dem I. S.-Vertrag freigekauft habt.«

»Nein, nein, wir hatten eine Vereinbarung. Es ist nicht deine Schuld, dass das Seminar bei Dr. Anders abgesagt worden ist...«

»Glenn, kann ich deinen Ketchup haben?«, fragte ich abrupt, um Edden endlich ruhig zu stellen. »Wie könnt ihr Menschen nur Hot Dogs ohne Ketchup essen? Warum zum *Wandel* hat der Typ mir keinen Ketchup gegeben?«

Edden lehnte sich zurück und seufzte, während Glenn seine Hot-Dog-Verpackung hervorzog und durchsuchte, bis er endlich das weiße Päckchen fand. Nach einem ratlosen Blick auf meinen gebrochenen Arm sagte er tapfer: »Ich werde es - äh - für dich aufmachen.«

»Danke«, murmelte ich. Es nervte mich gewaltig, so hilflos zu sein. Betont neutral beobachtete ich, wie er mit spitzen Fingern die Packung aufriss und sie mir in die gesunde Hand drückte. Umständlich balancierte ich den Hot Dog auf dem Schoß und spritzte die rote Soße auf das Brötchen. Ich war so darauf konzentriert, das Zeug richtig zu verteilen, dass mir fast entgangen wäre, wie Glenn die Hand hob und sich etwas Rotes vom Finger leckte. *Glenn?* Plötzlich fiel mir wieder ein, wie unsere Ketchupflasche spurlos verschwunden war, und mir wurde einiges klar. »Du...?« *Glenn hat unseren Ketchup*

gestohlen?

Panik zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, und er hielt mir hastig den Mund zu. »Bitte«, sagte er beschwörend, »verrate mich nicht.«

»Du hast unseren Ketchup geklaut«, flüsterte ich verblüfft. Mein Blick wanderte zu Jenks, der fröhlich auf Eddens Schulter hin- und herschaukelte, unser geflüstertes Gespräch belauschte und sich gleichzeitig mit dem Captain unterhielt, um ihn abzulenken.

Auch Glenn schaute zu seinem Vater rüber, allerdings schuldbewusst. »Ich bezahle auch dafür«, bekniete er mich. »Ich gebe dir alles, was du willst, aber sag es bitte nicht meinem Vater. Rachel, das würde ihn umbringen!«

Einen Moment lang war ich sprachlos. Er hatte den Ketchup geklaut, direkt von unserem Küchentisch. »Ich will deine Handschellen«, sagte ich schließlich. »Die einzigen, die ich finden konnte, waren mit pinkem Fell überzogen, und damit kann ich nicht arbeiten.«

Glenn entspannte sich wieder. »Montag.«

»Das reicht mir«, versicherte ich ihm ruhig, aber innerlich jubilierte ich. Ich würde endlich wieder Handschellen haben. Der Tag konnte doch noch gut werden.

Mit einem weiteren verstohlenen Blick zu seinem Vater fragte Glenn: »Kannst du mir vielleicht... eine Flasche besorgen? Und Barbecuesoße?«

Ich zwang mich, den Mund zu schließen, bevor ich noch einen Käfer verschluckte. »Klar.« Es war unfassbar. Ich wurde zum Ketchup-Dealer für den Sohn eines FIB-Captains.

In diesem Moment entdeckte ich die rote Weste eines Stadionangestellten, der die Treppe hochkam und prüfend ins Publikum schaute. Schnell packte ich die Reste meines Hot Dogs auf Nicks Sitz und ließ den Baseball in meiner Tasche verschwinden. Es war lustig gewesen, aber jetzt war es genug. Ich hatte nicht vor, das Spiel zu manipulieren, doch das konnten sie ja nicht wissen.

Jenks flitzte auf mich zu. Der Anblick seines grellen rotweißen Outfits - alles zu Ehren der Howlers - trieb mir fast die Tränen in die Augen. »Oho, ich glaube, gleich gibt's Ärger«, lachte er.

Edden warf mir noch einen warnenden Blick zu, bevor er sich ganz auf das Spielfeld konzentrierte. Ein eindeutiger Versuch, sich von mir zu distanzieren, damit sie ihn nicht auch noch rauswarfen.

»Ms. Rachel Morgan?«, fragte der junge Westenträger, als er uns erreichte. Ich stand auf und hängte mir die Tasche über die Schulter.

»Ja?«

»Mein Name ist Matt Ingle, ich gehöre zur Kraftlinien-security des Stadions. Würden Sie bitte mit mir kommen?«

Da erhob sich Glenn, stemmte die Hände in die Hüften und fragte herausfordernd: »Gibt es hier ein Problem?«

Ah, er spielte den Gangster. Ich war durch sein Ketchup-Geständnis noch so erschüttert, dass ich mich nicht einmal darüber aufregte, dass er den Beschützer rauskehrte.

Unbeeindruckt schüttelte Matt den Kopf. »Nein, Sir. Die Besitzerin des Teams hat von Ms. Morgans Bemühungen

erfahren, das Maskottchen wiederzubeschaffen und möchte gerne mit ihr sprechen.«

»Ich unterhalte mich sehr gerne mit ihr«, erwiderte ich vielsagend und ignorierte Jenks' Lachkrampf. Trotz Eddens Bemühungen, meinen Namen aus den Zeitungen herauszuhalten, wusste jeder in Cincinnati, wer die Hexenjägermorde aufgeklärt, den Mörder festgenommen und den Dämon in den Zeugenstand gerufen hatte. Mein Telefon stand nicht mehr still, und ich konnte mich kaum retten vor Aufträgen. Über Nacht war aus der kämpfenden Kleinunternehmerin ein gefragter Runner geworden. Was hatte ich also von der Chefin der Howlers schon groß zu befürchten?

»Ich komme mit dir«, erklärte Glenn.

»Ich kann das sehr gut allein regeln«, erwiderte ich gereizt.

»Das weiß ich, aber ich muss noch etwas mit dir besprechen, und die schmeißen dich mit Sicherheit anschließend aus dem Stadion.«

Aus Eddens Richtung kam ein unterdrücktes Kichern, dann schob er seinen bulligen Körper tiefer in den Sitz, holte einen Schlüsselbund aus der Hosentasche und gab ihn Glenn.

»Meinst du wirklich?« Ich verabschiedete mich mit einem Winken von Jenks und signalisierte ihm, dass wir uns in der Kirche treffen würden. Der Pixie nickte, machte es sich wieder auf der Schulter des Captains bequem und stieß wilde Schlachtrufe aus. Er amüsierte sich viel zu gut, um jetzt schon abzuhausen.

Glenn und ich folgten dem Sicherheitsmann zu einem

wartenden Golfwagen, mit dem er uns durch die Katakomben des Stadions fuhr, in denen die VIPS flanieren. In dem langen Tunnel war es kühl und still, der Lärm der Zuschauermassen wurde zu einem gedämpften Grollen. Nach einiger Zeit hielten wir an, Glenn half mir aus dem Wagen, und ich drückte ihm mein Baseballcap in die Hand, um mein Haar zu richten. In meinen Jeans und dem Sweater sah ich zwar ungewöhnlich adrett aus, aber alle um mich herum trugen entweder eine Krawatte oder Diamantohrringe - manche sogar beides.

Als er uns zu einem Fahrstuhl begleitete, wirkte Matt nervös. Wir fuhren nach oben und erreichten schließlich einen großen, luxuriösen Raum, von dem aus man einen perfekten Blick auf das Spielfeld hatte. Überall standen elegant gekleidete Leute in kleinen Grüppchen und unterhielten sich in dezenter Lautstärke. Ein Hauch von Moschus lag in der Luft. Glenn wollte mir die Kappe wiedergeben, aber ich winkte ab.

»Ms. Morgan«, begrüßte mich eine zierliche Frau und löste sich aus einer der Gruppen. »Es freut mich sehr, dass wir uns endlich kennenlernen, ich bin Mrs. Sarong.« Sie kam auf mich zu und streckte mir die Hand entgegen.

Sie war kleiner als ich und eindeutig ein Tiermensch. Ihr dunkles Haar war von grauen Strähnen durchzogen, die ihr hervorragend standen, und sie hatte kleine, aber kräftige Hände. In ihren Bewegungen lag die Eleganz eines Raubtiers, und sie schien ihre Umgebung in jedem Moment genau zu erfassen. Männliche Tiermenschen mussten sich anstrengen,

um ihre Wildheit zu verbergen. Bei weiblichen Tiernmenschen wirkte die Gefahr verführerisch.

»Angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen«, erwiderte ich, als sie mich rücksichtsvoll an der Schulter berührte, da mein rechter Arm ja in der Schlinge hing.

»Darf ich Ihnen Detective Glenn vom FIB vorstellen?«

»Madam«, begrüßte er sie höflich, und die kleine Frau lächelte und entblößte dabei glatte, ebenmäßige Zähne.

»Es ist mir eine Freude. Würden Sie uns für einen Moment entschuldigen? Ms. Morgan und ich müssen uns noch unterhalten, bevor das Spiel beginnt.«

Glenn nickte artig und sagte: »Natürlich, Madam. Wenn Sie möchten, hole ich Ihnen beiden in der Zwischenzeit einen Drink.«

»Das wäre ganz reizend.«

Das förmliche Getue begann mir auf die Nerven zu gehen, und so war ich erleichtert, als Mrs. Sarong mir die Hand auf die Schulter legte und mich durch den Raum führte. Sie roch nach Farn und Moos. Die Blicke der Männer folgten uns, als wir zu einem der großen Fenster gingen. Ich schaute hinunter. Der Ausblick war atemberaubend, aber bei dieser Höhe wurde mir leicht schummrig.

»Ms. Morgan«, begann sie ohne Umschweife. »Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, dass Sie von uns beauftragt wurden, unser Maskottchen wiederzubeschaffen. Ein Maskottchen, das nie verschwunden war.«

»Das ist korrekt, Madam«, bestätigte ich, erstaunt darüber, wie leicht mir die respektvolle Anrede über die Lippen kam.

»Und als man mich davon in Kenntnis setzte, wurde ich nicht für die Zeit und den Aufwand entschädigt, die ich bereits in das Projekt investiert hatte.«

Sie seufzte. »Ich hasse es, lange um den heißen Brei herumzureden. Haben Sie mit Magie die Spielvorbereitungen manipuliert?«

Mir gefiel ihre direkte Art, und ich antwortete ebenso offen: »Ich habe drei Tage damit verbracht, den Einbruch in Mr. Rays Büro zu planen. In dieser Zeit hätte ich auch an anderen Fällen arbeiten können. Mir ist klar, dass Sie persönlich nicht dafür verantwortlich sind, aber ich hätte informiert werden müssen.«

»Vielleicht, doch Tatsache ist, dass der Fisch nie verschwunden war. Und ich lasse mich nicht erpressen. Also hören Sie damit auf.«

»Und ich greife gewöhnlich nicht zu solchen Mitteln«, konterte ich beherrscht. Es war leicht, ruhig zu bleiben, da ihr Rudel sich inzwischen um uns herum aufgebaut hatte. »Aber es wäre nachlässig von mir, Sie nicht auf meine Einstellung zu diese Angelegenheit aufmerksam zu machen. Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich keinerlei Einfluss auf das Spiel nehmen werde. Das brauche ich auch gar nicht, denn bei jedem Ausball und jedem kaputten Schläger werden Ihre Spieler sich fragen, ob ich vielleicht dahinterstecke.« Ich lächelte sie kühl an. »Fünfhundert Dollar sind doch ein geringer Preis für ausgeglichene, konzentrierte Spieler, oder nicht?« Lausige fünfhundert Dollar, eigentlich hätte ich zehn Mal so viel verlangen sollen. Warum Rays Handlanger ihre Kugeln für

einen stinkenden Fisch verschwendet hatten, war mir immer noch schleierhaft.

Sie öffnete den Mund, und ihr Seufzer erinnerte stark an ein Knurren. Der Aberglaube von Sportlern war schon fast sprichwörtlich. Sie würde zahlen.

»Es geht nichts ums Geld, Mrs. Sarong«, erklärte ich, obwohl es ursprünglich natürlich genau das gewesen war. »Aber wenn ich zulasse, dass auch nur ein Rudel mich wie einen Straßenköter behandelt, werde ich das nicht mehr los. Und ich bin kein Straßenköter.«

Sie sah mir direkt in die Augen. »Sie haben recht, Ms. Morgan. Sie sind kein Straßenköter, Sie sind ein einsamer Wolf.« Mit einer eleganten Handbewegung winkte sie einen der Tiermenschen heran. Der Typ kam mir verdammt bekannt vor. Er reichte ihr ein in Leder gebundenes Scheckheft von der Größe einer Bibel. »Der einsame Wolf ist der gefährlichste«, fuhr sie fort, während sie den Scheck ausstellte. »Aber er hat auch eine extrem kurze Lebenserwartung. Suchen Sie sich ein Rudel, Ms. Morgan.«

Energisch riss sie den Scheck aus dem Heft. Ich war mir nicht sicher, ob das ein Rat oder eine Drohung sein sollte. »Vielen Dank, ich habe bereits eins.« Ohne die Summe zu prüfen, steckte ich den Scheck in meine Tasche. Dabei streifte ich den dort verstauten Baseball, zog ihn heraus und legte ihn in ihre wartende Hand. »Ich werde gehen, bevor das Spiel beginnt«, versicherte ich ihr. Mir war klar, dass sie mich sowieso nicht wieder auf die Tribüne lassen würden. »Wie lange habe ich Stadionverbot?«

»Lebenslänglich«, antwortete sie zuckersüß. »Ich bin ebenfalls kein Straßenköter, Ms. Morgan.«

Ich lächelte die ältere Frau aufrichtig an, sie gefiel mir. Glenn kam auf uns zu, und ich nahm ihm eines der Champagnergläser ab und stellte es auf die Fensterbank. »Auf Wiedersehen, Mrs. Sarong.«

Sie verabschiedete sich mit einem Nicken, nachdem sie von Glenn die zweite Champagnerflöte entgegengenommen hatte. Hinter ihr lauerten drei junge Männer in tadellosen Anzügen, die extrem missmutig wirkten. Ich beneidete die Frau nicht um ihren Job, auch wenn er sicher eine Menge Vorteile hatte.

Glenn und ich machten uns auf den Weg zum Ausgang, diesmal ohne Matt und sein hilfreiches Golf Cart.

»Hast du auch allen von mir Tschüs gesagt?«, fragte ich, um mich nicht direkt nach Nick erkundigen zu müssen.

»Klar«, erwiderte er und musterte demonstrativ die Hinweisschilder, die uns in die entsprechende Richtung führten. Draußen erwartete uns strahlender Sonnenschein, und ich wandte mich entspannt zur Bushaltestelle, als Glenn plötzlich stehen blieb und mir die Kappe gab.

»Wegen deinem Honorar -«, begann er.

»Hey, Glenn«, sagte ich schnell und setzte mir das Ding auf, »ich habe deinem Vater doch schon gesagt, dass ihr es vergessen sollt. Ich bin wirklich dankbar, dass Ihr mich aus meinem Vertrag freigekauft habt, und mit den zweitausend von Trent werde ich schon über die Runden kommen, bis mein Arm wieder okay ist.«

»Hältst du jetzt endlich mal die Klappe?« Er kramte in seiner Hosentasche. »Wir haben uns da was überlegt.«

Ich schaute fragend auf den Schlüssel in seiner Hand, dann in sein Gesicht. »Wir haben keine Genehmigung bekommen, dir die Kursgebühren zu erstatten, aber wir hatten da noch diesen beschlagnahmten Wagen. Die Versicherung hat den Fahrzeugbrief verschlampt, deshalb konnten wir ihn nicht versteigern.«

Ein Auto? Edden wollte mir ein Auto schenken?

Glenn strahlte jetzt stolz. »Wir haben die Kupplung und das Getriebe reparieren lassen. Mit der Elektronik stimmte auch irgendetwas nicht, aber die Mechaniker von der FIB-Werkstatt haben es wieder hingekriegt, kostenlos natürlich. Du hättest ihn eigentlich schon viel früher kriegen sollen, aber der Typ bei der Zulassungsstelle hat's vermasselt und ich musste dreimal hinfahren, bis die Karre endlich auf deinen Namen angemeldet war.«

»Ihr habt mir ein Auto gekauft?«, stammelte ich aufgeregt.

Glenn grinste breit und überreichte mir einen gestreiften Schlüssel, der an einem lila Hasenpfotenanhänger baumelte. »Die Summe, die das FIB da reingesteckt hat, entspricht ungefähr dem, was wir dir schulden. Ich werde dich nach Hause fahren. Er hat ein Schaltgetriebe, und mit dem Arm kommst du damit wohl noch nicht klar.«

Voller Vorfreude suchte ich den Parkplatz ab. »Welcher ist es?«

Glenn zeigte mit dem Finger darauf, und ich blieb abrupt stehen, als ich das rote Cabrio erkannte. »Das ist Francis'

Wagen«, stellte ich unsicher fest.

»Das ist doch in Ordnung, oder?«, fragte Glenn besorgt.

»Er sollte verschrottet werden. Du bist doch nicht abergläubisch, oder?

»Äh ...« Der glänzende rote Lack zog mich magisch an. Ich strich mit den Fingern über die glatte Oberfläche und das offene Verdeck. Strahlend drehte ich mich um. Glenns Besorgnis verwandelte sich in Erleichterung. »Danke«, flüsterte ich überwältigt. Ich konnte einfach nicht glauben, dass er mir gehören sollte. *Mein Wagen?*

Mit federnden Schritten ging ich erst vorne, dann hinten um das Auto herum und entdeckte dabei das nagelneue Nummernschild: RUNNIN'. Perfekt. »Das ist wirklich meiner?«, fragte ich glücklich.

»Na los, steig schon ein«, drängelte Glenn, der fast so begeistert war wie ich.

»Das ist fantastisch.« Ich musste Freudentränen unterdrücken. *Keine abgelaufenen Busfahrtscheine mehr. Nie mehr in der Eiskälte warten. Keine Tarnzauber mehr, um überhaupt mitgenommen zu werden.*

Ich öffnete die Tür. Der Ledersitz war warm und so weich wie ein Babypopo. Das Geräusch der Tür war schöner als jeder Engelschor. Ich steckte den Schlüssel in die Zündung, nahm den Gang raus und startete den Wagen. Das Motorgeräusch war Freiheit pur. »Tatsache?«, fragte ich mit brüchiger Stimme.

Glenn nickte lächelnd.

Ich fühlte mich überglücklich. Mit dem gebrochenen Arm

konnte ich zwar nicht schalten, aber wenigstens an den Knöpfen herumspielen. Ich schaltete das Radio ein und sah es als gutes Omen, als Madonna aus den Boxen dröhnte. Schnell stellte ich »Material Girl« leiser, schaute dann ins Handschuhfach und freute mich über meinen Namen auf der Zulassung. Ein gelber, dicker Briefumschlag rutschte von der Klappe, und ich hob ihn vom Boden auf.

»Den habe ich da nicht reingelegt«, erklärte Glenn, plötzlich wieder besorgt.

Ich roch daran und erkannte sofort den klaren Pinienduft. »Der ist von Trent.«

Glenn richtete sich alarmiert auf. »Steig sofort aus dem Wagen«, befahl er.

»Sei nicht albern. Wenn er mich umbringen wollte, hätte er das einfach Quen überlassen.«

Zähneknirschend riss Glenn die Tür auf.

»Raus. Ich werde den Wagen filzen lassen und bringe ihn dir morgen.«

»Meine Güte, Glenn...«, versuchte ich ihn zu beschwichtigen, während ich den Umschlag öffnete. Mir blieb die Spucke weg. »Äh, er will mich nicht umbringen, er hat mich bezahlt.«

Glenn beugte sich vor und spähte in den Umschlag, dann stieß er einen unterdrückten Fluch aus. »Wie viel wird das sein?« Ich verschluss den Umschlag sorgfältig und verstaute ihn in meiner Tasche. »Es ist genau die Summe, die er mir angeboten hat, wenn ich ihn entlaste«, erklärte ich möglichst gelassen, doch meine zitternden Finger verrieten mich. Um

mich zu beruhigen, strich ich mir das Haar aus den Augen, dann schaute ich hoch. Mir stockte der Atem. Im Rückspiegel sah ich Trents Limousine, die in der Feuerwehrezufahrt parkte. Einen Moment zuvor war sie noch nicht da gewesen, oder zumindest hatte ich sie nicht gesehen. Trent und Jonathan standen neben dem Fahrzeug. Glenn bemerkte meinen Blick und drehte sich um.

»Oh.« Er kniff beunruhigt die Augen zusammen, sagte dann aber: »Rachel, ich werde jetzt zu dem Ticketschalter da drüben gehen und mich danach erkundigen, was es uns kosten würde, den nächsten FIB-Betriebsausflug hierher zu machen.« Er zögerte, schlug dann die Wagentür zu, ließ sie aber nicht gleich los. Auf dem roten Lack wirkten seine Finger noch dunkler. »Kommst du klar?«

»Ja.« Ich wandte kurz den Blick von Trent. »Danke, Glenn. Und falls er mich umbringt, sag deinem Vater, dass ich den Wagen wundervoll fand.«

Er lächelte matt und ging. Ich konzentrierte mich wieder auf den Rückspiegel und hörte, wie sich seine Schritte entfernten. Aus dem Stadion dröhnte lautes Brüllen, das Spiel hatte begonnen. Trent redete eindringlich auf Jonathan ein, dann ließ er den verärgerten Riesen stehen und schlenderte zu mir rüber. Er sah wieder einmal fantastisch aus in seiner legeren Hose, bequemen Schuhen und einem engen Sweatshirt, das ihn gegen den kühlen Wind schützte. Der dunkelblaue Kragen des Seidenhemds, das er darunter trug, bildete einen geschmackvollen Kontrast zu seiner gebräunten Haut. Eine elegante Tweedkappe schützte die

grünen Augen vor der Sonne und bändigte das feine Haar. Er blieb neben dem Wagen stehen, dem er nicht einen Blick geschenkt hatte, da er mir auf dem Weg über den Parkplatz unverwandt in die Augen gesehen hatte. Jetzt drehte er sich noch einmal um und schaute kurz zu Jonathan zurück. Es ekelte mich an, dass ich ihm dabei geholfen hatte, seinen Namen reinzuwaschen. Innerhalb von nur sechs Monaten hatte er mindestens zwei Morde begangen - einen davon an Francis. Und hier saß ich nun im Auto einer toten Hexe.

Ich legte den gebrochenen Arm in den Schoß und packte mit der Linken das Lenkrad. Krampfhaft klammerte ich mich an den Gedanken, dass Trent eigentlich Angst vor mir hatte. Aus dem Radio ertönte die hektische Stimme eines Moderators, und ich drehte es leiser. »Ich habe das Geld gefunden«, begrüßte ich Kalamack.

Er blinzelte gegen die Sonne und stellte sich dann auf Höhe des Seitenspiegels in den Schatten. »Gern geschehen.«

Ich schaute hoch. »Ich habe mich damit nicht bedankt.«

»Trotzdem gern geschehen.«

Arschloch.

Trent musterte meinen Arm. »Wie lange dauert es noch, bis er wieder ganz ist?«

Das überraschte mich. »Nicht mehr lange, es war ein glatter Bruch.« Ich berührte unwillkürlich das Schmerzamulett an meinem Hals. »Es wurden allerdings ein paar Muskeln beschädigt, deshalb kann ich ihn noch nicht wieder voll belasten. Aber die Ärzte meinten, ich würde wohl keine Physiotherapie brauchen. In circa sechs Wochen kann

ich wieder die Straßen unsicher machen.«

»Gut, das ist sehr gut.«

Der Kommentar kam wie aus der Pistole geschossen, doch dann schwieg er lange. Ich blieb unbeweglich sitzen und fragte mich, was er von mir wollte. Er wirkte unruhig, aber weder ängstlich noch besorgt. Was sollte das alles hier?

»Piscary hat behauptet, unsere Väter hätten zusammengearbeitet. War das auch eine Lüge?«

Trent schüttelte den Kopf. »Nein.«

Diese Antwort gefiel mir nicht, und ich wischte mechanisch einen Staubfleck vom Lenkrad. »Was haben sie getan?«, fragte betont ich beiläufig.

»Arbeiten Sie für mich, und ich werde es Ihnen sagen.«

Ich sah ihm direkt in die Augen. »Sie sind ein Dieb, ein Lügner, ein Mörder und überhaupt kein netter Mensch«, erwiderte ich in aller Seelenruhe. »Ich mag Sie nicht.«

Er zuckte mit den Schultern, was ihn täuschend harmlos aussehen ließ. »Ich bin kein Dieb. Und es macht mir überhaupt nichts aus, Sie so zu beeinflussen, dass Sie für mich arbeiten, wenn ich Ihre Dienste benötige.« Er lächelte. »Tatsächlich genieße ich es sogar.«

Ich wurde langsam wütend. »Du bist so was von arrogant, Trent«, zischte ich. Am liebsten hätte ich den Rückwärtsgang eingelegt und wäre ihm über den Fuß gefahren.

Sein Lächeln wurde breiter.

»Was ist?«, schnauzte ich ihn an.

»Du hast mich geduzt, das gefällt mir.«

Ich schnappte nach Luft. »Dann schmeißen Sie doch eine

Party, zur Feier des Tages. Es mag sein, dass mein Vater für Ihren gearbeitet hat, aber Sie sind der letzte Dreck. Und es gibt nur zwei Gründe, warum ich Ihnen Ihr Geld nicht einfach vor die Füße schmeiße: A, ich habe es mir ehrlich verdient, und B, ich muss von irgendetwas leben, während ich mich von den Verletzungen erhole, die ich mir zugezogen habe, während ich Ihren Arsch vor dem Knast bewahrt habe!«

Seine Augen funkelten belustigt, was mich nur noch mehr auf die Palme brachte. »Vielen Dank, dass Sie mich entlastet haben«, sagte er artig und streckte die Hand aus, als wolle er den Wagen berühren, ließ es aber bleiben, als ich warnend knurrte. Er kaschierte die Bewegung, indem er so tat, als wolle er sich nach Jonathan umsehen. Der stand immer noch wie angewurzelt da und beobachtete uns, genau wie Glenn.

»Vergessen Sie es einfach, klar? Ich habe Piscary geschnappt, um das Leben meiner Mutter zu schützen, nicht Ihretwegen.«

»Trotzdem vielen Dank. Und falls es Ihnen etwas bedeutet - heute bedauere ich es, Sie in diese Rattengrube gesteckt zu haben.«

Der Wind frischte auf, und ich hielt mir das Haar aus dem Gesicht. »Glauben Sie wirklich, dass das irgendeine Bedeutung für mich hat?«, fragte ich tonlos. Er konnte einfach nicht stillstehen. Was war denn heute mit ihm los?

»Rutschen Sie rüber«, sagte er schließlich unvermittelt mit Blick auf den leeren Sitz neben mir.

Ich starrte ihn an. »Wie bitte?«

Er schaute hastig zu Jonathan. »Ich möchte Ihren Wagen

fahren. Nun rutschen Sie schon rüber. Jon lässt mich nie fahren, er sagt, das entspräche nicht meiner Stellung.«

Jetzt sah er sich nach Glenn um, der misstrauisch an einem Pfeiler lehnte. »Oder möchten Sie lieber von einem FIB-Beamten nach Hause gefahren werden, der sich immer brav an die Geschwindigkeitsbegrenzung hält?«

Ich war so überrascht, dass ich meine Wut vergaß. »Können Sie denn mit Gangschaltung fahren?«

»Besser als Sie.«

Abwägend schaute ich zu Glenn rüber, dann wieder zu Trent. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Sie dürfen mich nach Hause fahren, wenn wir uns während der Fahrt auf ein Thema beschränken.«

»Ihr Vater?«, vermutete er. Ich nickte. Langsam gewöhnte ich mich an diese Teufelspakte.

Trent schob die Hände in die Taschen und starrte nachdenklich in den blauen Himmel hinauf. Dann nickte er.

»Ich kann nicht glauben, dass ich mich darauf einlasse«, murmelte ich, warf meine Tasche auf den Rücksitz und kletterte umständlich über den Schaltknüppel. Dann band ich mir die Haare zu einem Knoten zusammen und fixierte ihn unter dem Baseballcap.

Glenn war bereits losgesprintet, gab aber sofort auf, als ich ihm zum Abschied zuwinkte. Ungläubig schüttelte er den Kopf, drehte sich um und verschwand im Stadion. Während Trent die Tür öffnete und es sich auf dem Fahrersitz bequem machte, legte ich den Gurt an. Er stellte die Spiegel ein und ließ mehrmals den Motor aufheulen, bevor er den ersten

Gang einlegte. Ich hielt mich sicherheitshalber am Armaturenbrett fest, aber er fuhr so sanft an, als verdiene er sein Geld als Parkservicefahrer.

Während Jonathan hektisch in die Limousine sprang, beobachtete ich Trent verstohlen. Als wir an einer roten Ampel hielten, begann er doch tatsächlich am Radio herumzufummeln und ließ sich dabei auch nicht stören, als die Ampel grün wurde. Am liebsten hätte ich ihm eine reingehauen, weil er einfach mein Radio verstellte, doch dann fand er einen Sender, der Takata spielte und drehte die Lautstärke auf. Wortlos speicherte ich die Frequenz.

Die Ampel schaltete von Grün auf Gelb, aber Trent fuhr vollkommen selbstverständlich auf die Kreuzung und gab Gas, sodass die anderen Fahrer unter wildem Hupen zurückblieben. Zähneknirschend schwor ich mir, ihn bis aufs letzte Hemd zu verklagen, falls er meinen Wagen zu Schrott fuhr, bevor ich es selbst versuchen konnte.

»Ich werde nie wieder für Sie arbeiten«, erklärte ich ihm, während er den wütenden Fahrern um uns herum freundlich zuwinkte und sich auf der Auffahrt zum Freeway einordnete. Mein Ärger verpuffte allerdings, als mir klar wurde, dass Trent an der grünen Ampel absichtlich so lange gewartet hatte, um Jonathan abzuhängen.

Als er merkte, dass er es wieder einmal geschafft hatte, mich zu verblüffen, trat er das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Etwas regte sich in mir, als er mich offen anlächelte. Dann fuhr der Fahrtwind durch sein helles Haar und die Strähnen verdeckten seine strahlenden grünen Augen.

»Wenn Sie so besser schlafen können, Ms. Morgan, dann glauben Sie ruhig weiter daran.«

Ich schloss die Augen, hielt mein Gesicht in den Wind und genoss die Sonne auf meiner Haut. Die sanften Vibrationen der Fahrbahnoberfläche kribbelten in meinem Magen. Morgen würde ich anfangen, mir Gedanken zu machen, wie ich den Pakt mit Algaliarept lösen, das Dämonenmal loswerden, Nick von seinem Schutzgeistdasein befreien und mit einem Vampir zusammenleben konnte, der mir verheimlichen wollte, dass er wieder trank. Aber jetzt würde ich es einfach nur genießen, mit Cincinnatis einflussreichstem Junggesellen durch die Stadt zu rasen, und das mit achtzehntausendundsechs Dollar und siebenundfünfzig Cent in der Tasche. Und niemand konnte uns aufhalten.

Alles in allem war das doch gar keine schlechte Wochenbilanz.